

# Allgemeine Illustrirte Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 4 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von  
Bernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Er setzte sich übrigens gegen Friße, der ihn gepackt hatte, herzhast zur Wehre und wurde erst von den beiden Invaliden mit vereinten Kräften überwältigt. Dann aber fing er an zu weinen.

„Ja, dazu ist jetzt Zeit, nicht wahr?“ rief Friße, noch ganz athemlos vom Ringen. „Du wirst bald noch mehr heulen, warte nur! Marsch zum Herrn!“

„Was wollt ihr denn von mir?“ fragte der Gefangene, während er, nun ganz zahm geworden, folgte.

„Fragt der Kerl noch und hats Pistol in der Hand und die Feder vom Papagei auf dem Dache!“ rief Franz. „Du hast nicht das Vogelhaus erbrochen, nicht drunter geseuert — was?“

„Ich bins nicht gewesen!“ sagte der Bursch trotzig.

„O — wollen wir ihm nicht gleich etwas auf Vorfuß geben?“ rief Friße.

„Schäm dich! Hast noch keinen Arrestanten transportirt? Darfst du einem Arrestanten was thun?“

„Hast recht! Er hats noch vor sich. Sag mir aber, Kerl, wenn du leugnest, wie kommst du zu dem Pistol und zu der rothen Feder? Hast die Schlüssel-

büchse gefunden und die Feder einem Sperling ausgerissen, ja?“

„Sei vernünftig, Demens!“ rebete ihm Franz zu. „Ein ehrlich Geständniß thut besser als verstocktes Leugnen, das nur das Urtheil verschärft. Sage uns, wie's gekommen ist.“

„Brauch ich nicht!“ erwiderte der Bursch mit demselben trotzigem Aufwerfen des Kopfes. „Und Demens heiß ich nicht, ich heiße Damian. Von meinem Lieutenant hab ich mirs gefallen lassen, von euch nicht!“

Die beiden Alten nickten sich zu. Damian war ein Knechtsohn vom Hofe und Spielkamerad des Junker Clemens gewesen, von welchem sie heut gesprochen hatten; ob der oder der Hauslehrer ihn Demens genannt, da es sich auf Clemens reimte, wußten sie nicht; der Herr Candidat, der ein lustiges Haus war, hatte ihnen aber einmal gesagt, daß Demens auf Deutsch soviel wie dämlich heiße, das käme von Damian her und paßte ganz gut: er hatte ganz recht, noch heute nach zwölf Jahren, denn stockdämlich war Damian, und daß er nach seinem Unfuge am hellen Mittage mit seinem Werkzeug und der Schwungfeder hier auf dem Steinhaufen saß, war doch, als sei er nun gar nicht mehr bei Sinnen. Ja, warum ließ man ihn so frei herumlaufen!

Sie brachten ihn denn nach dem Schlosse, gewissermaßen als eine Rechtfertigung gegen den ihnen gemachten Vorwurf. Auf der Freitreppe stand Fräulein Martha und sah ihnen mit gespannter Aufmerksamkeit entgegen; plötzlich aber slog sie, wie von einem Sturmwinde er-

faßt, die Stufen hinab, ihre Wangen glühten, in ihren Augen sprühte eine Freude, die einen Ausdruck von Wildheit hatte, wie er gar nicht zu den feinen Zügen ihres lieblichen Gesichts paßte. — Ohne ein Wort zu sagen, riß sie dem Gefangenen, sobald sie ihn erreicht hatte, die Arafeder vom Kopf und warf ihm einen Blick des bittersten Hasses zu. War ihre Kinderseele wirklich schon eines solchen fähig?

„Ja, Fräulein Marthchen, wir haben ihn erwischt!“ sagte Friße. „Wo ist Herr Barlo?“

„Vater!“ rief Martha mit lauter Stimme.

Damian zog den Hals ein und sah dem Gutsheerrn, der aus der offenen Thür auf den Perron trat, mit seinen runden hervorstehenden Augen starr entgegen. Martha hob statt aller Erklärung die prächtige rothe Feder zu ihrem Vater empor, der nun rasch die Treppe herab kam.

„Damian!“ rief er erstaunt.

„Hier, Herr Barlo!“ sagte Franz. Da haben Sie das Schießgewehr und ihre Tochter hat ihm schon das andere Corpulicti von der Mütze genommen.“ Er überreichte dem Gutsheerrn die Waffe, welche er dem Gefangenen abgenommen hatte.

Mit Verwunderung erkannte Barlo, daß es ein Revolver war. — Wie konnte dieser einfältige Mensch dazu gekommen sein, wie überhaupt zu der That, da er sonst immer ganz harmlos gewesen?

„Wo hast du den Revolver her?“ fragte er ihn mit einer Ruhe, vor welcher seine Tochter aufzuckte.

„Das Ding da? Gesunden!“ erwiderte Damian.

„Wo? Sprich die Wahrheit! — Du kannst gegen mich mit Lügen nichts ausrichten.“

„Ich hab's gefunden, Herr Barlo.“

„Aber wo? Doch das ist gleichgültig, wenn du die Wahrheit gesprochen hast. Wie kommst du aber zu der Feder? Die hast du wohl dem Vogel ausgerissen, als er auf dem Rasen lag?“ Marthas Gesicht erglühete wieder, der Vater legte ihm ja förmlich die Entschuldigung in den Mund, statt ihn niederzuschmettern, damit er ein Geständniß ablege!

Damian stierte einen Moment lang vor sich hin. „Die Feder hat mir Herr Noring gegeben!“ sagte er dann.

Barlo blickte unwillig auf, seine Tochter war augenscheinlich betroffen.

„Was sprichst du da für Thorheit?“ entgegnete der Gutsheerr. „Besinne dich!“

„Herr Noring hat mir die Feder gegeben!“ wiederholte Damian.

„Noring ist ja längst todt!“ rief Barlo, welcher endlich die Geduld verlor.

Damian lachte kurz auf.

„Hast du den Streich mit der Bolliere ausgeführt?“ rief Barlo drohend und Marthas Augen funkelten.

„Nein!“ sagte Damian trotzig.

Der alte Herr fuhr auf, seine weißen Augenbrauen zogen sich zusammen, die beiden Invaliden hatten ihn noch nie so zornig gesehen. Aber es war nur ein Moment der Versuchung. — „Du hättest eine ernste Strafe verdient,“ sprach er mit einer Stimme, welcher man anhörte, daß es ihm nicht leicht geworden, sich zu bezwingen. „Ich will dir aber nicht anrechnen, was du ohne Bewußtsein gethan hast. Nur dafür sorgen werde ich, daß du nicht ärgern Schaden anrichtest, der gefährlicher werden könnte.“

„Vater!“ rief Martha aufs höchste gereizt. „Es ist doch gar nicht möglich, daß du —“

„Du siehst selbst, liebes Kind,“ unterbrach er sie, „daß der arme Mensch unzurechnungsfähig ist! — Laßt ihn laufen!“ befahl er dann den Invaliden, in deren Mienen er auch Lust zur Opposition las, und winkte dem Gefangenen, sich zu entfernen.

„Mich zu bedanken!“ sagte dieser, aber nicht den Gutsheerrn sah er dabei an, sondern seine Augen waren dabei starr auf das junge Mädchen gerichtet, das von diesem Blicke unheimlich betroffen wurde.

„Bei mir?“ rief sie. Damian wandte sich ab und ging mit seinem schwerfälligen Schritte ohne Ueber-eilung von dannen.

„Na aber!“ sagte Friße. „Nichts für ungut, Herr Barlo. Dämlich ist er, aber wenn er sich das nicht merkt, müßte er ganz vernagelt sein. Mit dem bloßen Ableugnen —“

„Laßt nur gut sein, Alter!“ schnitt ihm der Gutsheerr die weitere Rede ab. „Ihr seid alte Soldaten und an strenge Gesetze gewöhnt. Ich denke darin anders. Habt Dank für eure Bemühung: es ist mir lieb, daß der Verdacht wenigstens nicht mehr auf einen Unschuldigen fallen kann — der arme Mensch weiß selbst nicht, was er gethan hat.“

Damit entließ er die beiden Invaliden, welche sich nicht in sein Verfahren finden konnten. „Ja, nun haben wir doch Satisfaction, Friße!“ sagte Franz. „Einen Grund zum Abgehen haben wir nicht mehr.“

„Wo wohnt denn aber Junker Clemens, wenn das weißt?“ fragte Friße.

„In einem kleinen Neste — die Piesel soll mir den Namen noch einmal sagen,“ erwiderte Franz.

„Wir werden nun doch nicht hingehen. Aber wenn ich an die alten Zeiten denke, Frize! Weißt du noch, wie unser Herr Rittmeister von Dorn mit der langen Pfeife aus dem Erkerfenster sah, wo nun der kleine Blondkopf schläft — das alte Schloß war ein räucheriges Ding, aber ich hätte heulen können, als ihm der neue Herr das Dach abreißen und das Stockwerk einsetzen ließ; mit all den Rinkerlischen jetzt kommt mirs immer vor wie ein gepuzter und geleckter Schnüffel, wo nichts dahinter ist!“

„Dho!“ versetzte Frize, indem er mit Daumen und Zeigefinger das Geldzählen andeutete.

„Freilich! Daran fehlte es unserm alten Dorn und darum mußte er endlich los schlagen! Ach wenn ich dran denke, wie er dabei noch immer seinen Spaß hatte und allen Leuten Spitznamen gab, seinen eigenen Junker nicht ausgenommen. Klemme! Die gnädige Frau wurde immer ganz böse.“

„Laß die alten Geschichten! Frage lieber deine Liebste noch einmal, wo Junker Clemens jetzt steht,“ sagte Frize.

„Steht?“ wiederholte Franz. „Ach du mein Gott! Der steht gar nicht mehr, der liegt fest. Ganz contract geworden.“

„Was?“ rief Frize. „Und das sagt Er mir erst heute? Denkt Er, mich geht das nichts an?“

„Habs erst heute erfahren!“ beschwichigte ihn Franz. „Die Liesel sagte mirs, als ich sie fragte, warum ihre Frau ihn nicht genommen hätte, da ihr Mann schon todt war — er war schon todt, Frize, du thust der Frau unrecht! Warum sie ihn nicht genommen hätte, fragt ich, wenn sie doch so verliebt in ihn gewesen, oder ob er vielleicht nichts von ihr wissen gewollt hätte. O ja, sagte sie, Beide wollten sich heiraten, aber da wurde der Herr von Dorn auf einmal krank und im Umsehen an allen Gliedern gelähmt — was sie einen Rummeltismus nennen — na und da mag sie wohl abgesprungen sein.“

„Und will sich lieber den reichen Schwager einfangen! Der geht aber nicht ins Garn!“

Ach, der hat sie so lieb! Ich weiß die ganzen Geschichten. Sie ist die Schwester seiner Frau und hat einen sehr bösen Mann gehabt, sehr böse, sagt die Liesel, sie ist zur Heirat von ihren Eltern gezwungen worden. Der hat sie grausam gequält und sich endlich von ihr scheiden lassen, Gott weiß, warum! Dann ist er mit seinem ganzen Vermögen ausgewandert und vor einigen Jahren gestorben. Sie wohnt nun bei unserm Barlo: Witwer und Witwe, warum nicht?

Die Kleine behält ja doch genug, wenn sie auch einmal theilen muß.“

„Frage nur, wo unser Junker wohnt! Er hat wohl den Abschied genommen. — Wie weit hat ers denn gebracht? Setz gehts rascher. — Zu unserer Zeit liefen sie zwanzig Jahre als Lieutenants herum! Weißt du noch den alten Rittmeister Schlingefeld, der ohne Hautklog nicht auf seine gelbe Stute kommen konnte, und den dicken Broncken, dem Einer immer erst den Säbel ziehen und in die Faust geben mußte, wenn Gewehr aufgenommen wurde?“

„Ach du hast noch immer Anno Sechse im Kopfe! Die Art hatten wir schon nicht mehr beim Schill! Und nachher gar nicht. Junker Clemens ist freilich auch noch nicht Rittmeister geworden, er hat aber nur zehn Jahr gedient und freilich hat er den Abschied nehmen müssen, liegt nun krumm, ich meine auf den Beinen, und läßt sich alle Jahre ins Bad fahren. Er ist dies Jahr in Nehme — allzuweit wärs nicht, wollen wir einmal Urlaub nehmen? Ich halte dich frei.“

Frize schüttelte den Kopf. „Hast du einen größeren Sparpfennig als ich, so will ich ihn nicht kleiner machen,“ versetzte er. „Du streust aber wohl der Frau Piesel Sand in die Augen damit, daß sie dich nehmen will?“

„So weit sind wir noch lange nicht. Aber warum sollte sie mich nicht nehmen? Sie ist doch auch nicht die jüngste mehr und wenn sie mit ihrer Frau auch gut steht, zeitlebens wird sie doch nicht dienen wollen. Ich habe ihr übrigens bei Heller und Pfennig gesagt, was ich habe. Sie thut aber, als wollte sie vom Heiraten nichts mehr wissen.“

„Weißt du, was sie von dir will?“ entgegnete Frize. „Ausquetschen will sie dich über Clemens, wegen ihrer Frau! Wenn sie ihn lieb gehabt hat, so thut nichts, daß er contract ist — er ist jung und wird schon wieder gesund werden. Nun möchte sie von ihm was aus frühern Zeiten hören! Ich wollte ihm schon eine Andere wünschen, als eine geschiedene Frau, die nachher zur Witwe geworden ist. Wenns doch einmal in die Sippschaft sein müßte, lieber die Kleine!“

Franz lachte. „Das Kind! Du denkst wohl, Junker Clemens ist gar nicht älter geworden, seit wir ihn das letzte Mal gesehen haben? Laß mal rechnen. Wann verkaufte der Rittmeister das Gut? Anno Sieben und Dreißig! Das ist also zwölf Jahr her und Junker Clemens war damals vierzehn oder fünfzehn. Sieh dir das Kind darauf an!“

Sie stritten sich nun über Marthas Alter, das sie nicht wissen konnten, weil Barlo zwar vor zwölf Jahren das Gut gekauft hatte, und auch viel hier gewesen war, um den Bau und die neue Anlage zu leiten, doch aber erst seit drei oder vier Jahren seinen bleibenden Aufenthalt hier genommen hatte. Ueber seine Familienverhältnisse wußte Niemand etwas; er war schon verwitwet, als er Herzog, und das Kind, das er mitbrachte, sah noch heut viel jünger aus, als es war.

Auch der Vater hatte Martha bisher immer noch wie ein sehr junges Kind behandelt und ihr heutiges Benehmen diente nicht dazu, ihn darin irre zu machen. Sie schmolte mit ihm, ja sie hatte sich sogar Vorwürfe gegen ihn erlaubt. Zuerst hatte ihn das belustigt, wie er sich oft über ihre drolligen Einfälle belustigt hatte; als sie aber dadurch noch mehr gereizt wurde, hatte er ihr in einem ernstern, wenn auch milden Tone gesagt, daß er eher von ihr erwartet hätte, sie werde eine Fürbitte einlegen, als ihn zu einer Strenge reizen, welche gegen einen Unglücklichen, der seiner Sinne nicht mächtig sei, zur Ungerechtigkeit würde. Darauf hatte sie nichts erwidern können, aber grade, weil sie sich beschämt fühlte, schmolte sie, und wenn diese Anwendung auch schnell vorüberging, so wandte sich ihr Unwille nur um so bitterer gegen den Menschen, der ihr so weh gethan hatte und nun ganz straflos blieb. Sie erzählte der Tante, als sie mit ihr zuerst allein war, mit steigender Heftigkeit die Scene, wie die beiden guten Husaren — so hießen sie noch immer im Dorfe, obgleich sie seit zwanzig Jahren schon den Dolman ausgezogen hatten — den Damian herbeigeführt, der ganz frech einen Revolver in der Hand und eine wunderschöne Feder von dem Ara, den er erschossen, auf der Mütze gehabt.

„Denke dir, Tante Emma! Der blödsinnige Mensch sagte, daß ihm der verstorbene Onkel die Feder gegeben habe.“

„Welcher Onkel?“ fragte die verwunderte Frau.

„Dein Mann!“ erwiderte Martha mit Nachdruck.

Die Tante schüttelte unwillig den Kopf. — „Er hat wohl einen Andern gemeint,“ sagte sie. „Du weißt ja, daß er eine Zeit lang in Diensten gewesen ist, er hat den Bruder deines Vaters auch gekannt —“

„Nein, nein!“ rief Martha. „Er sagte ausdrücklich, die Feder hat mir Herr Roring gegeben!“

Die Tante erblaßte, wie vor einem plötzlichen erschreckenden Gedanken. Aber sie faßte sich schnell

und sagte: „Der arme Mensch ist wirklich nicht mehr Herr seiner Sinne!“

„Das meint der Vater auch und darum hat er ihn ohne alle Strafe freigelassen!“ entgegnete Martha heftig. „Er ist aber gar nicht so blödsinnig, wie ihr denkt, in manchen Dingen ist er klüger als wir, der Vater hat ein Attest von ihm gelesen, das ihm der Officier ausgestellt hat, bei dem er gedient, der hat ihn als sehr anständig gelobt; und wäre er noch so unklug, soviel Verstand muß er immer noch haben, daß er weiß, was er thut. Im Wahnsinn kann er die Bosheit nicht begangen haben, und wärs auch, so würde ihm eine Strafe ganz heilsam gewesen sein, sie hätte ihn vielleicht curirt.“

Die Tante hatte die heftige Rede zerstreut angehört und wohl kaum verstanden, denn sie sagte: „Du hast ganz recht. „Ich werde einmal mit ihm sprechen.“ Wen sie damit meinte, blieb Martha zweifelhaft, die sich in ihrer fieberhaften Unruhe nicht lange aufhielt, sondern bald hinabging, um die Invaliden nochmals aufzusuchen. Diese hatten doch gewiß mehr mit ihm gesprochen als der Vater, und sie konnte von ihnen vielleicht etwas erfahren. Nur den Beweggrund der That wollte sie wissen; warum? warum? fragte sie leidenschaftlich immer von neuem.

Als sie das kleine Schweizerhaus am Ende des Parks erreichte, sah sie einen von den Alten mit der kurzen Pfeife im Munde auf der obern Galerie sitzen und zwar rittlings. Sie rief ihn, und er kam herab.

„Nun, Fräulein Marthchen? Hat der Vater schon Remoule bestellt? Ich meine beim Vogelhändler!“

„Lieber Frise! Ihr habt doch gewiß den Damian ausgefragt — ihm vielleicht auch seine Bosheit etwas vergolten!“

„Na aber! Einen Arrestanten! Ich hatte Lust, da er so dickköpfig war und nichts sagen wollte — aber der Franz brachte mich zur Vernunft.“

„Er sagte also nicht, warum er mir das zu Leide gethan hat?“

„Stöckisch wie ein Moldauer! Ich glaub auch gar nicht, daß ers von selber, oder Ihnen zu Leide gethan hat. Ein Anderer wird ihn dazu angestiftet haben. — Franz ist zu ihm gegangen, um ihn noch einmal ins Verhör zu nehmen. Er weiß schon, wie er ihn fassen kann. Der Damian ist mit unserm Junker Clemens Spiellkamerad gewesen und auch Schulkamerad, wobei ihn der Candidat immer Demens genannt hat, das ist, weil er Damian heißt und Clemens und Demens —“

„Sich so gut reimt!“ unterbrach ihn Martha ungeduldig. „Ich weiß das schon, ihr habt mir das hundert Mal erzählt. Er ist dann dem Junker als Reitknecht mitgegeben worden, ich weiß das Alles — will ihn Franz damit fangen?“

„Freilich!“ antwortete Frize.

„Ihr glaubt doch nicht etwa,“ rief das Mädchen plötzlich auffahrend, „daß euer Junker ihn zu dem Bubenstück gedungen hat?“

„Na aber!“ entgegnete der alte Soldat unwillig.

„O ja! Ein Grund ließe sich wohl denken! Es wäre der Haß gegen uns, die wir hier Alles so schön eingerichtet haben, der Groll, daß Niederbach ihm nicht mehr gehört —“

„Na, Fräulein Barfo, wenn Sie ein Mann wären, würde er Sie für die Reden vor die Klinge nehmen!“

Sie antwortete ihm nicht, sondern ging dem andern Alten entgegen, der eben vom Hofe zurückkehrte. „Habt ihr ihn gesprochen?“ rief sie ihm zu. „Ist er dankbar für die Schonung meines Vaters und hat er nun gestanden?“

„O ja doch!“ erwiderte Franz. „Er bleibt wie'n Bock dabei, daß ers nicht gewesen ist, und daß er das Pistol mit sechs Läusen gefunden hat, am andern Ende; da wo der große Baum mit dem schwarzrothen Laube steht, dort hats auf der Bank gelegen, mit allen sechs Mündungen grad aufs Schloß gerichtet, als sollte es beschossen werden. Eine Breschbatterie, sagen die Kanoniere.“

„Aber die Feder! Die Feder von meinem Ara!“ rief Martha.

„Ja, da bleibt er dabei, die hat ihm Herr Roring draußen auf dem Felde gegeben, wo er grade nach Mäusen gegraben hat. Ich sagt ihm, wie Herr Barfo, daß der Roring schon lange todt wäre — er sollte doch nicht so einfältiges Zeug reden und die Frau einmal fragen oder die Piesel, die würdend ihm schon sagen, daß er draußen gestorben ist. Aber er lachte dazu. Ich bat ihn dann, an den guten Herrn Magister zu denken, der ihn als Jungen gewiß nicht zum Lügen angehalten hat, und an seinen jungen Herrn von Dorn, mit dem er zur Kaffallerie gegangen ist, aber er glogte mich an, wie der Mohr, mit dem ich auf der Galeere bei Toulon gefessen habe, und blieb stockstöckisch.“

„O daß es nicht mehr erlaubt ist, hartnäckige Leugner zum Geständniß zu bringen!“ rief Martha. „Ob ers aus eigenem Antriebe gethan hat? Frize glaubt, daß ihn ein Anderer dazu gedungen hat.“

„Das spricht er mir nach!“ versetzte Franz. „Warum sollte ers auf seine eigene Hand gethan haben? So verdreht im Kopse ist er doch nicht — er stellt sich manchmal so, um nicht viel arbeiten zu müssen, was unser Schwadronsgregorius einen Simmelanten hieß. Aber wer soll ihn dazu angestellt haben?“

„Sie sagt, unser Junker Clemens vielleicht aus Neid von wegen des Gutes, das sie nun haben!“ erklärte Frize.

„Ach —! Schämen Sie sich, Marthchen — Fräulein, wollt ich sagen! Wenn er doch einmal hier einbräche, holte er sich wohl ein anderes Vögelchen als einen Araf. Aber der arme Herr liegt contract in Nehme.“

Martha war noch ein halbes Kind, aber sie verstand die von einem Schmunzeln begleitete Anspielung doch und erröthete.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

(Die galizischen Frauen.) Wohl nirgends zeigt uns das Leben bunter wechselnde Gestalten als eben in Galizien, wo wir eine Fülle von Gegensätzen neben einander finden, denn hier scheint sich eine Völkerwanderung häuslich niedergelassen zu haben. Bald meint man in dem Bazar von Bagdad, bald auf dem Kirchplatze eines Schwarzwälder Dorfes zu sein, denn hier sehen wir den braunen Armenier mit dem langen Tschibuk, dort den weißblonden Schwaben mit der kurzen Pfeife im Mundwinkel mit einander einen Handel abschließen — Morgen- und Abendland reichen sich hier die Hände.

Und welche reiche Auswahl von Frauenschönheiten! Blicke dich im Gewühl eines Marktes, wem giebst du den Apfel des Paris?

Sieh dort im leichten Wagen die schlanke, lebhaft Polin mit dem stolzen Sarmatenkopf, oder sehest dich die melancholische Schönheit, das träumerische Auge der Kleinaristin mehr? Es ist freies Kosakenblut in ihr, und was das für allerliebste Füßchen sind in den kleinen, rothen Saffianschnecken!

Liebst du die Dorfgeschichten, suchst du Gestalten, wie sie Berthold Auerbach hat — dort bei den Eierkörben und Butterfässern grüßen dich solche Dorfgeschichten in einer hübschen Volksausgabe, die guten, blauen Augen! Und daneben gleich die Gazellenaugen der Kleinasiatin von jenem Stamme, dessen Töchter Slavinnen werden, um ihre Herren zu Sklaven zu machen. Wie eine Houri liegt die Armenierin im weißen Gewande und Turban auf ihrem Teppich. Moskum-Gedanken und

Harem-Phantasien umwehen dich mit Palmenblättern und Straußengewebeln. Und diese Fischeressin! das ist keine Haremsblüte, das ist die wilde Tochter der Karpathen, das Reh des galizischen Volkeliedes, die Huzulin.

Gefällt dir die äppige Großrussin, die wohlgebildete Lipowanerin? Wie lebenswürdig sie dir ihr Obst bietet! Liebst du den gelben Teint, da spielt er dir alle seine Farbentöne. Hier die Magyarin, der Dolman verräth sie; dort das Kind der Schrift, die tatarische Karaitin. Neben ihrem Mann, dem Kesselflicker, sitzt die kleine, zottige Zigeunerin. Laß dir wahr sagen, aber glaub ihren Augen nicht, sie stechen wie Nadeln, sie behert dich!

Blick dort hinüber. Bist du etwa in der Campagne? Nein, du bist auf einem ostgalizischen Markte. Aber woher die Römerin? Und da noch eine. Keine Römerin, aber eine Tochter Roms, die Race gehalten hat. Mit welchem römischen Haltungen diese Balachin ihre Tunika, das goldgestickte Hemd zu tragen weiß, und die Haare — sie kämmt sie noch immer wie die Mutter der Gracchen. Dort wieder ein Stück Orient. Die Töchter Jerusalems sitzen unter den Bäumen und verkaufen Zwiebeln; die perlenbesetzte Stirnbinde überwölbt mehr als eine königliche Stirne.

Aus der Fülle der weiblichen Gestalten und Charaktere treten zwei Haupttypen hervor, die Polin und die Kleinrussin.

In dem kleinen Westgalizien überwiegt das polnische Element, es wird nur von dem jüdischen und deutschen begleitet; im großen Ostgalizien herrscht das kleinrussische, aber sein kräftiger bläulicher Ton wird von Westen gegen Osten von einer immer bunteren Reihe nationaler Farben abgehoben. Schritt für Schritt wächst der Reichthum an Gestalten, Formen, Tönen, Gegensätzen; das Blut des Lebens pulst stets frischer, kräftiger, bewegter; die Welt entfaltet sich in immer größerer Majestät. Hier im Osten, im täglichen Kampfe des Daseins in nationaler, religiöser, politischer Gegnerschaft, entfalten Pole und Kleinrussen ihre Eigenschaften, hier sehen sich auch Polin und Kleinrussin ihre Kräfte voll und ganz entgegen.

Im Aeußeren scheinen sie auf den ersten Blick nicht so verschieden, als sie es wirklich sind. Bei beiden Stämmen findet man schlanke und äppige, kleine zierliche und hohe imposante Frauen, bei beiden den feinen Schnitt des Gesichts, die leicht gebogene Nase, bei beiden auch den minder schönen, aber oft reizvolleren Typus mit den aufgeworfenen Lippen und dem kleinen Stumpfnäschen. Aber der Blick der Polin verräth ihre Kälte, Selbstbeherrschung, Berechnung bei äußerer Lebhaftigkeit; das seelenvolle Auge der Kleinrussin ihre Leidenschaft, die zornige Natur, welche sich hinter der Klugheit und Würde ihres Auftretens verbirgt.

Rechnet man die Polin die Französin, so ist die Kleinrussin die Spanierin, die Großrussin die Britin des Ostens. Die Polin will gebieten, die Kleinrussin will frei sein. Wenn die Polin den Mann beherrscht, die Großrussin sich ihm wie die Deutsche unterwirft, so verlangt die Kleinrussin ihm gleichzu-

stehen. In ihr flammt bei jeder Gelegenheit die unbändige Kofalennatur auf, die weder einen Herrn noch einen Knecht kennt.

In Galizien sind die polnischen Damen des Adels beinahe durchaus schön oder doch reizvoll; das städtische Element, das sich größtentheils aus deutschen Einwanderern gebildet hat, steht ihm weit nach. Die Krakauerin ist schlank, zierlich, wohlgebildet, hier kommt die polnische Bäuerin dem Typus der vornehmen Stände am nächsten. Das Weib des polnischen Masaren, der die Ebene von Krakau bis an den Paw bewohnt, ist mager, schl, brünett. Sie hat mehr Temperament und Geist als körperliche Schönheit, und die Frauen der großen, hübschen polnischen Gebirgsbewohner, der Goralen, sind meist unausgezeichnet, oft häßlich. Einen beinahe verwirrenden Wechsel an Typen, Physiognomien und Gestalten zeigt das Landvolk des östlichen Galiziens. Nachbarländer bieten oft die größten Contraste: hier den häßlichsten und dicht daneben den edelsten Menschenschlag.

Der Aufenthalt der Mongolen im südlichen Rußland, die Ansiedelung von Kriegsgefangenen in menschenleeren Gegenden haben deutliche Spuren zurückgelassen. Hier sieht man auf seltsame, spitzgeschnittene Köpfe mit gelbem Haar und grauen, stehenden Augen — es sind Abkömmlinge schwedischer Kriegsgefangenen. Dort sieht man kleine, plumpe Geschöpfe mit gelber Haut, schiefgeschlittenen kleinen Augen, platter Nase, dünnem, schwarzen Haar — es sind Kinder der Mongolenhorde Nogai's. In einem anderen Dorfe, wo sich einst gefangene Türken angesiedelt, wieder ein ausgesprochen morgenländischer Typus. Im galizischen Podolien fällt die edle, beinahe vornehme Bildung auf, die lichtbraunen Flechten umrahmen hier mehr als ein Madonnengesicht, das auf den Pinsel eines russischen Rafael wartet.

Die Kleinrussin am Pruth ist eine Südländerin und darf ihre flammenden Augen, ihr dunkles Haar, das schöne Gesichtsoval und ihre Gestalt neben der Armenierin und Rumänin sehen lassen. Beinahe durchaus schön ist das Weib des kleinrussischen Karpathenbewohners, des Huzulen. Stolz trägt sie ihr Haupt, wie ihr Mann, der nie einem abligen Herrn leib-eigen oder unterthan war, nie eine Robot geleistet hat; ihr Gruß ist Herablassung. Sie sitzt zu Pferde, wie ihre Schwester, die Tochter des Kaukasus, mit der Spindel in der Hand.

Die kleinrussischen Bürger der ostgalizischen Städte und Märkte sind freundliche, intelligente, fleißige Leute. Die städtischen Kleinrussin sind nicht so schön wie die Edelbinnen und Gebirgsbewohnerinnen, aber sie sind anmuthige, kluge, gastliche Frauen und ihre Söhne sind gesucht und geehrt im Dienste des Staates.

Die Reize der Kleinrussin wie der Polin werden durch ihre kleidsame Tracht nicht wenig gehoben. Das vollständige polnische Nationalcostüm erscheint freilich nur noch bei festlichen Gelegenheiten oder zur Zeit des Aufstandes, aber was sich davon in der von den Gebildeten längst angenommenen französischen Mode erhalten hat, ist eigenthümlich und malerisch genug.

Die perzbesetzte Jacke in ihren verschiedenen Nuancen ist

kleinrussischen Ursprungs, vor allem die Kosakenjacke ohne Kermel der Kosaken (Cosaque). Die Kazabrika mit weitem, faltenreichen Kermel, das Ueberkleid der russischen Bojarenfrauen, ist jetzt die charakteristische Toilette der polnischen, wie der rutbenischen Frauen in Galizien, nicht selten in lebhaften Farben mit Hermelin ausgeschlagen.

Als Frauenschlafrock hat sich der weite, um die Taille mit einer Schnur zusammengezogene russische Sarrafan eingebürgert. Der prächtige nationale Straßen- und Schlittenpelz ist ein allgemeines Eigenthum der europäischen Damen geworden, aber keine derselben weiß ihn mit jenem feurigen Stolz zu tragen wie die Polin und Russin. Eine Engländerin hat die treffende Bemerkung gemacht, daß hier der Pelz genau das bedeute, was in Frankreich der Cashmirshawl. Die viereckige, pelzverbrämte Mütze mit Quaste — Talarla ihrem Ursprunge nach, Konfederatka als politisches Parteizeichen genannt — schmückt die Polin noch bei Schlittenfahrten und Jagden zu Pferde; die Talarla kleidet wunderbar kokett und stolz zugleich. Seitdem die galizischen Kleinrussen die Kosakentracht der polnischen als politisches Abzeichen entgegensehen, tragen auch die kleinrussischen Frauen die pelzbesetzte runde Kosakenmütze mit überhängender Kappe als Gegenstück der Konfederatka.

Katharina II. hat diese prächtige Mütze getragen. Die Mädchen lassen gern das reiche Haar in zwei langen, dicken Zöpfen, mit Bändern geknüpft, über den Rücken fallen; eine Mode, welche die Damen des Westens kaum nachahmen dürften; in Allem, was Toilette betrifft, in der Auswahl der Stoffe, Farben, Schnitte und des Aufputzes zeigt die Polin aller Stände einen feinen künstlerischen Geschmack. Wenn die Toilette der Französin, wie man behauptet, Geist ist, so ist jene der Polin Poesie.

Die Bäuerin ist auch überall der heimischen Tracht treu geblieben und wird wohl durch die Tracht der deutschen Colonistin nie zur Nachahmung verleitet werden, im Gegentheil läßt auf die galizische Schwäbin das slavische Element einen ähnlichen Einfluß wie das magyarische auf die Siebenbürger Sachsen. Die Krakauerin trägt die Zöpfe wie das vornehme polnische Mädchen, die Frau ein dreieckiges Tuch im neapolitanischen Stil, Ueber dem hellen Nieder hüllt sie sich mit koketter Züchtigkeit in einen weißen Shawl.

Während die Masurin sich ähnlich, wenn auch minder geschmackvoll kleidet, hüllt sich die Goralin nonnenhaft in graue Leinwand. Die kleinrussische Bäuerin schlingt ein weißes Tuch turbanartig um den Kopf, während das Mädchen die Zöpfe wie eine Krone auf dem Kopfe befestigt. Den Hals zieren Korallenschmüre; der Sirak, ein langes Ueberkleid von dunklem Tuch, im Winter mit Pelz besetzt, umschließt knapp und kleidsam den Leib, der gelbe oder rothe Schnürstiefel den Fuß.

Die Guzulin hat keinen Kopfschmuck als ihr prächtiges Haar in Zöpfen oder natürlichen Wellen, und eine kurze Jacke, wie es der Reiterin ziemt.

Der Lipowanerin verleihen das perlengeschmückte Diadem, welches der Großrussin und der Kosakenfrau eigenthümlich ist,

sowie die Infantenreihe um den Hals eine eigenthümliche Majestät, welche ihrem maßvollen, selbstbewußten Wesen vollkommen entspricht. Jede dieser so verschiedenen Frauen giebt ein hübsches, interessantes Charakterbild ab.

(Eine tragische Geschichte.) Der Kaufmann B. bewohnte allein mit seiner jungen Frau ein nettes, sehr hübsch und bequem eingerichtetes Haus in einer kleinen französischen Stadt. Das Geschäftlokal befand sich im Erdgeschoß; im ersten Stock waren der Salon, der Speisesaal und die Küche, im zweiten Stock das Schlafzimmer und einige andere kleine Zimmer. Die Commis und Diensthoten wohnten in einem Pavillon, der im Hofe hinter dem Hause erbaut war.

Als in einer Nacht vor wenigen Wochen zwei Gensdarmen ihre Runde durch die Stadt machten, bemerkten sie durch die Ritzen der Fensterladen im Erdgeschoß eine flackernde Flamme; sie traten näher und überzeugten sich, daß es im Geschäftlokal brennen müsse.

Der eine der Gensdarmen lief sogleich auf die Mairie, um die Feuerwehr zu alarmiren, während der andere sich bemühte, die Leute im Hause zu erwecken; dies wollte ihm jedoch durchaus nicht gelingen, da noch Alle im ersten, festesten Schlafe lagen. Die Pompiers kamen und da ebenfals keine Zeit zu verlieren war, so warteten sie nicht, daß Jemand ihnen die Thür aufzuschließen läme, sondern machten sich sogleich daran, mit ihren Aexten die Thür einzuschlagen, wodurch die Nachbarn erweckt wurden und sich schreiend um das Haus versammelten.

Jetzt öffnete sich endlich auch ein Fenster im zweiten Stock und ein Mann in äußerst einfacher Toilette streckte den Kopf heraus, um zu sehen, was denn eigentlich der Lärm vor dem Hause bedeuten solle.

Man bemerkte ihn von unten und rief: „Um Gotteswillen, Herr B., retten Sie sich, es brennt bei Ihnen!“

Er fuhr zurück und bald darauf erschien an seiner Statt Madame B., ganz außer sich, wie besinnungslos vor Schrecken und dem Anschein nach bereit, sich vom Fenster herunterzustürzen, da das Feuer bereits den unteren Theil der Treppe ergriffen und ihre Flucht von da aus unmöglich gemacht hatte.

Man band in aller Eile zwei Leitern zusammen; einer der Pompiers stieg bis zu dem Fenster, wo die unglückliche Frau mit gerungenen Händen stand, umfaßte sie und legte mit dieser Last den gefährvollen Weg über die Leiter glücklich zurück. Madame B. zitterte konvulsivisch an allen Gliedern und rief unaufhörlich: „Mein Mann, großer Gott, mein Mann!“ Die mittheilsvollen Nachbarn redeten ihr tröstend zu, man versprach ihr, daß der Gatte unfehlbar gerettet werden solle, und brachte sie in das Haus ihrer Eltern, wobei sie gänzlich das Bewußtsein verlor. Die muthigen Pompiers bestiegen unerschrocken die Leiter von neuem, sprangen zu dem Fenster hinein, durchsuchten das ganze Haus nach Herrn B., aber Alles war vergebens, nirgends entdeckte man auch nur eine Spur von ihm. Erst am folgenden Morgen, nachdem man das Feuer völlig gelöscht hatte, fand man am Fuß der Treppe einen ganz verkohlenen Leichnam oder vielmehr eine unformliche, unkenntliche Masse —

jedenfalls hatte der Unglückliche über die Treppe hinab dem Feuer entfliehen wollen und war in die auflodernde Glut gestürzt oder sofort durch den Rauch betäubt und erstickt worden.

Die arme junge Frau war aus ihrer Ohnmacht nur erwacht, um eine Beute fortwährender Nervenzufälle, eines unaufhörlichen Deliriums zu werden, so daß die Aerzte ernstlich für ihr Leben oder ihren Verstand besorgt wurden.

Dieses schreckliche Ereigniß hatte in der ganzen Stadt die größte Bestürzung verbreitet und fast die sämtliche Einwohnerschaft hatte sich zwei Tage darauf versammelt, um den irdischen Ueberresten des B. das letzte, ehrenvolle Geleite zu geben.

Plötzlich, eben als der Sarg aus dem von dem Feuer verschont gebliebenen Pavillon herausgetragen wurde und der Zug sich langsam in Bewegung setzen sollte, entstand eine außerordentliche Aufregung in der Menge und von allen Seiten erklangen Ausrufe des Schreckens und der Ueberraschung — man erblickte einen Mann, noch viel blässer und erschreckter ansiehend als die, denen er soviel Entsetzen einflößte: es war der Todte, den man eben begraben wollte, es war Herr B.!

Es entstand nun eine allgemeine, unbeschreibliche Verwirrung. Die Verwandten des jungen Mannes, welche aus der Umgegend tief erschüttert zu seinem Begräbniß herbeigeeilt waren, drangen in ihn, zu erzählen, woher er eigentlich komme und ob er wirklich und wahrhaftig noch am Leben sei?

Als der arme B. sein Haus zum Theil eingestürzt sah, fragte er außer sich nach dem Namen des Opfers, weil er heimlich besürchtete, es könne dies am Ende gar seine Frau sein, und war nicht wenig überrascht, als er vernahm, daß man ihn selbst allgemein für den Todten gehalten und jetzt Niemand wisse, wer eigentlich in dem Sarge liegen möge?

Dabei kam man zuletzt auch zu der Frage, wer wohl der Mann gewesen sein müsse, den man an dem Unglücksabend an dem Fenster des zweiten Stockwerks erblickt und dessen unkenntlich gewordenen Leichnam man später am Fuße der Treppe aufgefunden hatte. Niemand fehlte unter den Commis und Dienstleuten des Hauses; es war und blieb ein Räthsel. Da kam Jemand auf den Gedanken, mittelst der noch vorhandenen, zusammengebundenen Leiter in die unverfehrt gebliebenen Zimmer des zweiten Stockwerks hinaufzusteigen und dort weitere Nachforschungen anzustellen.

Dies geschah denn auch und dort fand man auf einem Stuhle Männerkleider, die nicht Herrn B. gehörten, und in den Taschen dieser Kleidungsstücke fand man geöffnete Briefe, welche an einen Herrn Charles F. adressirt waren, den man als einen der elegantesten Leute einer benachbarten Stadt wohl kannte. Man erkundigte sich dort nach demselben und erfuhr nun, daß er jedenfalls verreist sein müsse, da man seit einigen Tagen nichts mehr von ihm gesehen habe. Nun wurden, sowohl durch gerichtliche Autorität als durch die Neugierde des Publikums, noch weitere Nachforschungen gemacht, wodurch man in Erfahrung brachte, daß Herr B. am Tage vor der Feuersbrunst eine

kleine Reise unternommen hatte, von der er nur gegen seine Frau gesprochen. In der Wohnung des unglücklichen Charles fand man auch Briefe, welche keinen Zweifel ließen über ein Liebesverhältniß, das seit einiger Zeit zwischen ihm und Frau B. bestand, so daß man zu dem leichten Schluß gelangte, daß die Beiden die Abwesenheit des Ehemannes jedenfalls zu einer Zusammenkunft benützt hatten.

Man gab sich vergebliche Mühe, Herrn B. die schmerzliche Wahrheit zu verbergen. Er wurde durch diese entsetzliche Entdeckung ganz zu Boden geschmettert und verließ kurze Zeit darauf seine Heimat, indem er Befehl ertheilte, sein Besitzthum daselbst zu verlaufen, während er zur größten Ueberraschung seine schuldbeladene, aber sehr zu beklagende Gattin mit sich nahm, welche bis jetzt ihren Verstand noch nicht wieder erlangt hat. Er liebt sie noch und hat ihr verziehen; seine Hoffnung geht dahin, ihren gestörten Geist auf Reisen, in fremden Umgebungen und durch die Zerstreuung und Abwechslung wieder aufzurichten und zu erfrischen — hoffen wir mit ihm, daß ihm dieser Wunsch erfüllt werde!

—r.

(Ein kritischer Fall.) In dem Quartier de la Chaussée d'Antin zu Paris fand kürzlich bei Gelegenheit der Sitzung eines weiblichen Wohlthätigkeitsvereins eine höchst ergötzliche Scene statt. Diese Damen waren nämlich versammelt, um den Bericht über die Verwendung bestimmter Fonds für die Unterstützung nothleidender Familien anzuhören. Leider waren jedoch die Präsidentin und die Vicepräsidentin des Vereins abwesend, die sich bereits auf das Land begeben hatten, um dem Staub des Sacabams von Paris so bald als möglich zu entgehen. Man sah sich also genöthigt, den männlichen Vereinen darin nachzuahmen, indem man die Zuflucht dazu nahm, den Hautenil der Präsidentin der Aeltesten in der Versammlung anzubieten.

Aber wie sollte man diese herausfinden? Hier unter diesen Damen, die sämmtlich gleich jung und jugendlich sein wollten, gab es vielleicht gar keine Aelteste — wenigstens hätte sich um keinen Preis irgend Eine dazu bekannt!

Kann man sich eine solche Albernheit einbilden!

Diejenige, welche den Vorschlag mit der Alterspräsidentin gemacht, war höchstens fünfundzwanzig Jahre alt; daraus erklärte sich ihre Forderung, die vielleicht überhaupt nur aus Malice gestellt war.

Man nahm nun zu den Statuten der Gesellschaft seine Zuflucht und fand, daß hier auf diesen Fall bereits in schlauester Weise vorgesorgt worden war. Der Text des Paragraphen lautete nämlich: „Im Fall der Abwesenheit der wirklichen Präsidentin und Vicepräsidentin soll der Präsidentenstuhl durch diejenige der anwesenden Damen eingenommen werden, deren Name dem Alphabet nach der erste in der Versammlung sein würde.“ So ließ sich die Sache nach einigem Hin- und Herdisputiren ganz gut arrangiren und keine der Damen sah sich zu der schmerzlichen Nothwendigkeit verurtheilt, den Hautenil als Alterspräsidentin einzunehmen.

—r.



# Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Bernd von Busck.

(Fortsetzung.)

Obgleich sie den Sohn des früheren Besitzers nie gesehen hatte, war er ihr doch nicht fremd: ihre Tante Emma hatte zuweilen von ihm gesprochen, und ihn einmal mit Edgar von Ravenswood verglichen, was die Nichte erst durch eine längere Erklärung verstanden hatte. Sie war ziemlich belesen, aber welches junge Mädchen kümmert sich heut noch um Scotts Braut von Lammermoor? Höchstens wird sie auf dieselbe durch Donizetti's Lucia gebracht. — Martha kannte aber auch diese nicht. Der Name Edgar, der so romantisch klang, war ihr jedoch mit dem des jungen Herrn von Dorn in Verbindung geblieben, und in Gedanken hatte sie sich zuweilen von ihm ein Bild gemacht, welches nun durch die Nachricht, daß derselbe gichtbrüchig in Nehme liege, sehr entstellt wurde.

„Wenn das ist,“ sagte sie, „so bitte ich ihm meinen Verdacht ab. Sollte vielleicht Damian doch nicht der Thäter sein und halb die Wahrheit gesagt haben? Den Revolver hätte er wirklich gefunden und ein Fremder, der meinem verstorbenen Onkel nur ähnlich gesehen, ihm die Feder gegeben — aber wozu? Das ist doch Alles zu unsinnig. Ich werde noch einmal selbst mit ihm reden, wenn er sich beruhigt hat.“

Dazu sollte der arme Mensch vor der Hand aber noch nicht kommen. Als Martha ihre Tante verlassen hatte, setzte sich diese an ihren Schreibtisch, schloß ein Fach auf, in welchem sie ihre wichtigsten Papiere verwahrte, und nahm ein Paket heraus, das sie mit drei schwarzen Siegeln gleichsam ewiger Vergessenheit übergeben hatte. Es waren die Erinnerungen ihrer traurigen Vergangenheit — warum öffnete sie deren Gruft noch einmal? Sie blätterte in den Papieren, welche das versiegelte Paket enthielt, die meisten kannte sie beim ersten Anblick und legte sie beiseit, viele mit einem schmerzlichen Lächeln; geordnet waren sie nicht, sonst hätte sie diejenigen, welche sie suchte, gleich finden müssen. Endlich! „Ich nehme Abschied von dir, Emma. Meine Krankheit ist unheilbar, ich werde sterben — aber frei gebe ich dich darum nicht!“ Schauernd warf sie das Blatt, nachdem ihre Augen diese Zeile, die mit gewohnter Unleserlichkeit flüchtig hingeworfen war, rasch überflogen hatten, zu den andern und nahm das folgende, in großem Format gebrochene Papier auf; das war das rechte. Sie blickte auf das Amtssiegel, las die beglaubigten Unterschriften zuerst und dann den ganzen Inhalt. Welch ein Wahnsinn ließ sie noch daran zweifeln? Dennoch mußte sie Damian sprechen: denn der Zweifel war einmal geweckt.

3.

Der Herrnhof zu Niederbach vor zwölf Jahren, als ihn der vorige Besitzer verließ, gesehen hatte

und jetzt wieder aufsuchte, der mußte glauben, daß hier ein Hertenmeister Alles umgewandelt habe. Die Bauern waren nicht weit entfernt von dieser Meinung. Statt des alten einstöckigen Wohnhauses, das nur im engsten Wortsinne ein Schloß heißen konnte, weil Schloß ursprünglich von schließen, wie Burg von bergen herkommt, stand auf der alten Stelle ein stattliches Gebäude, das den Namen nach heutigem Begriff in Wahrheit verdiente, und wo die Küchen- und Obstgärten, nebst Trockenplatz und Bleichen gewesen, sah man nun einen englischen Park, der sich rings um das Schloß zog; die früheren Wirtschaftsgebäude waren ganz abgerissen und dafür neue, großartigere an einen ganz anderen Platz gesetzt, wo sie mit der Wohnung des Verwalters und den Gesindehäusern einen geräumigen Hof umschlossen.

Am Gitterthore desselben stand, als das Abendgelächte bereits vorüber war, der schwarzhaarige Bursch, der trotz seines Zeugens allgemein für den Unfugstifter des gestrigen Tages angesehen wurde und deshalb auch nach dem Verhör und der Begnadigung seines Herrn noch manche Anfechtung zu bestehen gehabt hatte. Er mochte etwa fünfundsanzig Jahre alt sein — die Invaliden behaupteten wenigstens, daß er mit ihrem früheren Junker Clemens an einem Tage geboren, wie der Herr von Dorn ihnen gesagt. Damian sah aber viel älter aus. Er war, als Clemens Soldat wurde, diesem mitgegeben worden, weil er es wünschte: auf den Luxus, dem Sohne einen eigenen Diener zu halten, neben dem von der Schwadron gestellten, kam es dem alten Husarenrittmeister trotz seiner zerrütteten Vermögensumstände nicht an, zu retten war da nichts mehr. Nach einigen Jahren war aber Damian entlassen worden, warum? hatte man nie erfahren, da er selbst sich nichts abfragen ließ und ein gutes Zeugniß mitgebracht hatte. Er war nach Niederwald zurückgekehrt, wo er nach seinem Heimatsrecht aufgenommen werden mußte. Herr Barlo war auch gar nicht der Mann, irgend einen Menschen, der nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, von seiner Thür zu weisen. Praktisch, wie er war, „verwerthete er Jedem“ — es war sein eigener Ausdruck. Damian wurde ein Hofknecht für Alles, er half besonders bei den Pferden, obgleich, was ihm sehr leid war, Herr Barlo keine Reitpferde hielt, er schoß mit dem Jäger, fing schädliche Thiere und fischte so geschickt wie eine Otter. Von einem Blödsinn, wie er ihm gewissermaßen traditionell schuld gegeben wurde, wollten die einfachen Leute, mit denen er gewöhnlich zu thun hatte, nichts bemerken.

Er lehnte am Gitterthore und starrte müßig in

die kurze Allee, welche von hier zu dem nahen Schlosse führte. Da kam eine Frau rasch von dorthier gegangen, die, als sie ihn erblickte, ihren Gang noch beschleunigte. Es war eine Frau von mittleren Jahren und angenehmer Fülle, wie sie einem gealterten Männer-Geschmack oft sehr gefällt; sie trug sich nett, besonders ihre rothen Haubenbänder erregten immer viel Bewunderung auf dem Hofe und im Dorfe.

„Binde ich Sie, Damian!“ rief sie. „Frau Rätthin wünscht Sie zu sprechen.“

„Habe jetzt keine Zeit,“ erwiderte Damian gelassen.

„Das seh ich!“ sagte die Dienerin lachend. „Aber Sie werden doch die Güte haben, mich zu begleiten, denn ich muß Sie bringen, todt oder lebendig! Sie wissen als Officiersdiener, was das heißt.“

„Bin keiner mehr!“ erwiderte Damian in demselben Tone. „Was will die Frau Rätthin von mir?“

Am Ende ist es auch gleich, wenn ich es mit Ihnen abmache,“ sagte die Frau. „Wir sind ja alle gute Freunde. Sie haben gegen den Herrn einen schlechten Wig gemacht. Nun möchte Frau Rätthin gern wissen, wie Sie dazu gekommen sind.“

Damian blickte die Frau an, die gegen ihn so höflich war und ihn Sie nannte, wie es ihm sonst von keinem Menschen zu Theil wurde. „Das möchte sie gerne wissen?“ wiederholte er.

„Es war doch nur ein schlechter Wig, Damian! Herr Noring ist ja schon zwei Jahre todt und wird Ihnen doch nicht als Geist erschienen sein!“

„Er ist todt, Frau Minder?“ fragte Damian nachdenklich.

Freilich! So todt, wie mein seliger Mann! Besinnen Sie sich doch! Warum nennen Sie mich aber so feierlich Frau Minder, warum nicht Elisabeth, wie sonst, als Sie noch bei dem armen Herrn von Dorn waren?“

„Arm! Werfen Sie ihm vor, daß sein Vater Alles verbracht hat?“

„Ach davon red ich nicht! Das würde sich schon machen — ich rede von seinem Leiden! Wissen Sie, daß er jetzt in Rehme ist?“

„Veim Meyer?“ lachte Damian in seiner Weise kurz auf.

„D das ist jetzt anders! Der Colon Meyer ist mit seiner Hartköpfigkeit nicht durchgekommen und hat den Prozeß verloren, da siehts jetzt schon ganz anders aus. Aber hartköpfig seid ihr Westphalen alle: Sie wollen mich auf andere Geschichten bringen, damit Sie

nicht zu antworten brauchen. Nicht wahr, Sie haben dem alten Herrn nur einen schlechten Witz vorgemacht, daß Ihnen Jemand die Papageisfeder gegeben haben soll?"

„Jemand! Es ist Herr Roring gewesen, sagen Sie das der Frau Rätin, und er ließe sie schön grüßen!"

„Aber Damian! Das kann ich ihr ja gar nicht ausrichten — sie müßte glauben, ich wäre toll geworden!"

„Toll bin ich noch nicht, aber ich kanns werden. Lassen Sie mich in Ruh, Frau Minder!"

„Kommen Sie doch mit, Damian!" bat sie mit dem ganzen Feuer ihrer Augen, das selbst gegen diesen Hartkopf, wie sie ihn genannt, nicht ohne Wirkung zu bleiben schien, denn er besann sich nur einen Moment und nickte ihr dann zu. Auf dem kurzen Wege suchte sie aber vergeblich noch ein Wort von ihm zu gewinnen, er schwieg beharrlich und beantwortete ihre dringendsten Fragen nur durch stumme Zeichen, meist der Verneinung.

Frau Elisabeths Herrin erwartete ihre Rückkehr mit großer Ungeduld und freute sich, als sie nicht allein kam. In ihrem Zimmer herrschte schon Dämmerung, die Dienerin wollte die Lampe anzünden, erhielt aber Gegenbefehl.

„Nun, Damian!" sagte die Dame gütig. „Du hast gegen meinen Schwager eine Aeußerung gethan, die mich natürlich betrübt hat. Sonst warst du immer freundlich gegen mich gesinnt."

„Was habe ich Ihnen denn gethan?" entgegnete Damian.

„Du hast den Namen meines verstorbenen Gemahls zu einer Ausrede gebraucht, die deine Sache nur verschlimmern konnte, wenn mein Schwager nicht die Nachsicht und Menschenfreundlichkeit selbst wäre! Soll mich das nicht betrüben?"

„Meine Sache?" wiederholte Damian, der sich gewöhnlich nur an einen Punkt hielt, wenn zu ihm gesprochen wurde. „Ist denn das meine Sache?"

„Gleichviel! Ich wollte nur von dir hören, was dich zu diesem in sich selbst zerfallenden Vorgeben veranlaßt hat. Oder ist es ein seltsamer Einfall, eine Einbildung gewesen?"

„Was meinen Sie, Frau Rätin?" fragte Damian. Sie konnte sich ihm gegenüber nicht so verständlich ausdrücken wie ihre Dienerin; vielleicht täuschte sie sich auch über seinen Bildungsgrad, weil er, wie alle Westphalen, selbst das Landvolk, neben dem heimischen Plattdeutsch so klar und richtig hochdeutsch sprach.

„Du hast gesagt," erwiderte die Witwe dann mit einiger Ungeduld, „daß die Feder des erschossenen Vogels, welche meine Nichte von deiner Müße genommen hat, dir durch Herrn Roring geschenkt worden sei!"

„Haben Sie die Feder?" versetzte er. „Nun dann ist's gut. Ich sollte sie Ihnen bringen!"

„Mir?" rief sie. „Von wem?"

„Na, von Ihrem Mann! Ich sage es Ihnen ja."

Er mußte wirklich von Sinnen sein oder sprach mit absichtlicher Bosheit — in beiden Fällen war nichts mit ihm anzufangen. „Du bleibst also bei deiner wahn-sinnigen Behauptung?" fragte sie aufgeregt.

„Was soll ich anders sagen? Wenns doch wahr ist!" entgegnete er.

Sie war außer sich, aber sie beherrschte sich. — „Willst du mir erzählen, wie es sich zugetragen hat?" fragte sie mit erzwungener Freundlichkeit.

„O ja! Ich grub nach Mäusen am Haselkamp, da sagte auf einmal Einer bei mir: Bist du, Damian? Ich sah ihn an, es war Herr Roring — leibhaftig! Du denkst wohl, ich bin ein Gespenst? sagte er. Meine Frau ist oben, nicht wahr? Das gieb ihr — er hatte zwei solche Federn, davon steckte er mir eine in die Hand. Sag ihr, das wäre eine Blutfeder, ich würde ihr bald schreiben. Darauf ging er fort."

Als er seinen wunderlichen Bericht beendigt hatte, erhielt er keine Antwort. Die Dämmerung war draußen schon so tief eingebrochen, daß es im Zimmer fast dunkel war, er konnte nur die Gestalten der beiden Frauen erkennen, die ihm gegenüber standen, Elisabeth ein wenig hinter ihrer Herrin.

„Kann ich nun gehen?" fragte er, als diese noch immer schwieg.

„Ja, Damian!" sagte sie mit hastigem Tone. Aber du hast geträumt — auch mir ist es schon begegnet, daß meine aufgeregte Phantasie mir Dinge vorpiegelte, welche in der Außenwelt gar nicht vorhanden waren. Du hast dich vielleicht ein Weilchen am Haselkamp niedergelegt und bist vom Schlaf überrascht worden, oder wenn auch das nicht, ist dir wachen Auges diese Einbildung gekommen. Wie ich dir sage, ist auch mir das schon geschehen. Sprich aber gegen Niemand davon, erzähle dies Zusammentreffen, dies Gespräch keinem Menschen — hörst du, Damian? Thue es mir zu Liebe! Du hast mir ja auch früher manchen Dienst erwiesen, als du noch bei deinem Herrn warst. Hier, lieber Damian, nimm das von mir! Was ich thun kann, deine Lage zu verbessern, soll geschehen! Geh in Gottes Namen!"

„Wem sollte ichs denn erzählen?“ erwiderte er.  
„Wen geht es etwas an?“

Frau Minder trat nun vor und sagte: „Auch wenn Sie noch einmal gefragt werden, Damian. Es giebt viel neugierige Menschen. Die beiden alten Krieger zum Beispiel. Versprechen Sie, nichts zu erzählen.“

Damian lachte wieder kurz auf. „Mir kommt Keiner mehr!“ sagte er. „Bedanke mich schön.“ Die Dienerin ließ ihn hinaus und zündete nun die Lampe an, während ihre Herrin sich in höchster Aufregung auf das Sopha warf.

„Elisabeth!“ rief sie, „was denkst du zu dieser ganz unerhörten Behauptung. Es ist Wahnsinn!“

„Nun, Frau Rätthin,“ erwiderte Elisabeth noch bei ihrem Geschäft, „für einen Wahnsinn kann ich es doch nicht halten. Damians Kopf ist besser als sein Ruf.“

„Du glaubst doch nicht —?“ rief die Rätthin mit einem Tone der Verzweiflung.

Elisabeth stellte die Lampe auf den Tisch, so daß ihr helles Licht das Gesicht ihrer Herrin beschien. Sie war sehr bleich, aber darum vielleicht noch schöner als sonst. Ihre braunen, gewöhnlich so klaren Augen schienen verdunkelt, sie blickten mit einem Ausdruck ängstlicher Erwartung auf die Dienerin, welche ihre nur halb hingeworfene Frage noch nicht beantwortet hatte.

„Ich glaube, daß Damian sich nicht getäuscht hat,“ erwiderte Elisabeth jetzt.

„Du hältst es für möglich —?“ Alles, was mir zugegangen ist, der Todtenschein, vom Maire unterschrieben, vom Souspräfecten beglaubigt, vom Präfecten ebenfalls, sollte eine Lüge sein?“

„Warum nicht?“ entgegnete die Dienerin. Wenn auch nicht eine wissenschaftliche Lüge, doch ein falsches Attest — wie das geschehen kann, weiß ich nicht, aber ich bin fest überzeugt, daß Damian weder geträumt noch gelogen hat.“

„Aber was soll ich thun?“ rief die Frau, ihre Hände ringend.

„Abwarten, Frau Rätthin. Was kann Ihnen denn geschehen? Sie sind von ihm geschieden, nicht auf Ihren Betrieb, sondern auf seinen Antrag. Heut würde das nicht mehr möglich sein, danken Sie Gott, daß es vor der neuen Schärfung der Ehescheidungsgesetze geschehen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

(Der Stein der Weisen.) Wer kennt nicht den Herzog von Richelieu, den Neffen des großen Kardinals, den Bivaur des Rocooco und Freund Ludwigs XV., wer sollte ihn nicht kennen, der überhaupt einen Blick hinter die Coulissen des achtzehnten Jahrhunderts geworfen hat! Es giebt Naturen, die unverwundlich sind. Eine solche war der lebenswürdige, geistreiche, eitle, galante und unbeständige Herzog. Keine Frau konnte ihm widerstehen, diese Ueberzeugung war bei ihm zum Dogma geworden; aber mehr als die Damen liebte er sich selbst. Die Frauen schienen nur zum Reizmittel seiner Eitelkeit da; sie beschäftigten ihn nur so lange, als er Zeit brauchte, in ihren Besitz zu gelangen, um dann mit einem andern Herzen dasselbe süße, verrätherische Spiel zu beginnen.

Der neue Alcibiades wurde bei dieser Lebensweise 85 Jahr alt, heiratete noch in seinem 82. Lebensjahre eine 35jährige Witwe, und fühlte sich nach seiner Versicherung noch so jung, wie es die ihn umgebende vornehme Jugend Frankreichs nie gewesen war.

Nach der Trauung, welcher auch sein Sohn, der Herzog von Fronsac, in eben nicht sehr heiterer Stimmung beiwohnte, wendete er sich zu diesem mit den Worten: „Sei ruhig, mein Sohn. Durch diese Heirat wird dir nichts von deinen Rechten entzogen werden. Wenn die neue Herzogin von Richelieu mich mit einem Sohne beglücken wird, so werde ich einen Cardinal aus ihm machen, und du weißt, die Cardinäle haben unserem Hause nicht geschadet.“

In seinen Jugendtagen hatte der Herzog die tollen Debauchen der Regentenschaft durchgemacht, und mahnend ließ bereits hier und da die Zukunft die Stimme der Mäßigung ertönen. In dieser Zeit war es, als er eines Abends halb todt nach Hause kam. Ein langsames und unaufhörliches Fieber drohte ihn nach und nach zu verzehren. Die Glieder waren ihm wie gelähmt, er war im Laufe einiger Tage zum Skelett abgemagert, und ein blödes Lächeln verfeinerte seine Züge. Er schien nicht mehr unter die Lebenden zu gehören, und sein Arzt Girac erklärte ihn bereits für verloren. Alle Damen sahen sich als die Ursache seines Todes an, und wenn er gestorben wäre, ein prächtiges Grabmal wäre ihm von allen den Artemissias errichtet worden, die er ungetröstet in dieser Welt zurückgelassen hätte.

Aber er starb nicht.

Sein Kammerdiener und Factotum Rafé brachte eines Tages einen Wunderdoctor, und nachdem dieser dem Herzog den Puls gefühlt hatte, erklärte er, daß er für das Leben des Patienten einsehe. Er habe in den Linien der Hand und der Stirne gesehen, daß der Herzog nur im Monat März sterben würde.

Zugleich verordnete er Reibungen, dann gab er ihm einige Tropfen einer goldgelben Flüssigkeit und zuletzt Eisentropfen, so daß der Herzog im Laufe einiger Tage zu neuem Leben sich erhob. Seine Dankbarkeit war obnegleichen. Er wollte den Wunderarzt königlich belohnen, seinen Ruf in ganz Paris, in ganz Europa verbreiten. Dieser wies Alles zurück und bat nur um die eine Gunst, in dem Hotel des Herzogs eine kleine Wohnung zu erhalten. Er sollte die schönste haben. „Herr Herzog,“ war die Antwort, „ich habe in Ihren Mansarden zwei Gemächer bemerkt welche für mich und meine Möbel groß genug sind.“

Ein geheimnißvolles Etwas umgab den unbekanntem Arzt, ein Räthsel — etwas Uebernatürliches, was das Interesse des Herzogs für ihn erhöhte. Unglaube und Aberglaube gehen immer Hand in Hand, und der Herzog von Richelieu war nicht nur der getreueste Freund, sondern auch der eifrigste Jünger des jungen, glänzenden Spotters Arouer, später Voltaire genannt.

Der Geheimnißvolle bezog noch denselben Abend die neue Wohnung, und nach drei Tagen hatte der Herzog bereits soweit das Vertrauen seines Gastes gewonnen, daß er in das Sanctuarium, d. h. in das Zimmer eintreten durfte, wo dieser seine Bücher, seine Instrumente und seinen chemischen Herd angebracht hatte.

„Mein Sohn,“ sagte er zu dem Herzoge, obgleich dieser vielleicht nur zwölf Jahre jünger war als sein Einwohner, „mein Sohn, Sie könnten vielleicht glauben, einen Betrüger oder einen Narren bei sich aufgenommen zu haben. Fürchten Sie nichts, ich bin bereit, Sie zum Zeugen eines meiner Experimente zu machen.“

„Sprechen Sie nicht so,“ war des Herzogs Erwiderung, Sie haben an mir einen Adepten und einen Schüler, der Ihnen sein ganzes Leben schuldet.“

„Sie schulden mir gar nichts, mein Sohn. Das Experiment, welches ich jetzt mache, soll Sie für Ihre Gastfreundschaft belohnen.“

Der Herzog war zu neugierig, um zu sagen, daß er nichts von seinem Gaste haben wolle, und dieser bat ihn, dasjenige, was aus dem Schmelztiegel hervorgehen würde, als Geschenk anzunehmen. Der Herzog versprach es, und wenn es selbst der Teufel sein sollte.

Das Feuer des Herdes wurde auf einmal weißglühend, ein dünner Dampf wirbelte über dem Schmelztiegel empor. Der Magier, denn als ein solcher erschien der Unbekannte in diesem Momente dem Herzoge, warf sich in der Richtung nach Osten zu Boden, beugte sich dann über die Kohlenglut, sprach drei kabbalistische Worte — das Feuer erlosch — der Schmelztiegel erkaltete, und als der Zeuge dieser Vorgänge in die Tiefe des Tiegels sah, bemerkte er nichts Geringeres als — ein Stück Gold.

„Himmel!“ rief der Herzog dem Manne zu, der in diesem Augenblicke in seinen Augen immer höher und höher wuchs, „Sie haben den Stein der Weisen gefunden.“

„Vielleicht,“ war die Antwort, „aber ich forsche noch viel weiter.“

Er nahm mit diesen Worten das kleine Stück Gold, machte es glatt und glänzend und gab es dem Herzoge mit den Worten: „Es hat nur einen Werth von fünfshundert Livres, aber mit dem Neumond werde ich ein zweites, viel größeres Stück zu Stande bringen.“

Der Herzog traute seinen Augen kaum, als er sah, daß aus dem Schmelztiegel Gold, wirkliches Gold hervorgegangen sei. Wenn er noch Zweifel hatte, so zerstoben sie vor dieser Logik in seiner Hand in alle Winde. Er hatte den größten Weisen und Philosophen, einen Goldmacher, kennen gelernt und dieser Mann wohnte unter seinem Dache!

„Kafé,“ sprach der Herzog zu seinem Kammerdiener und Vertrauten, als er aus den Mansarden in seine Gemächer zurückgekehrt war, „Kafé, wir haben die Minen von Peru in unserer Hand. Sieh nur, was der Schmelzofen unseres Gastes zu Wege gebracht hat.“

„Gold, Herr Herzog!“

„Keines Gold! Und was das Beste ist, wir können so viel von diesem Artikel haben, als wir wollen. Welche Zukunft von Reichthümern, Ehren und Freuden!“

„Aber, Herr Herzog,“ meinte Kafé, „Sie, der Sie so ungläubig sind —“

„Ich ungläubig, Kafé? Keineswegs. Ich glaube an alles, besonders an das, was ich gesehen habe. Ich habe immer an meinen guten Stern geglaubt und mein guter Stern hat mich den König der Alchymisten zugeführt. Diese Wissenschaft wäre eitel und unnütz zum Nutzen Anderer; nur wenn sie sich mit mir beschäftigt, kann sie eine wirkliche Wissenschaft werden. Aber jetzt geh, Kafé, und verwandle dieses magische Stückchen Gold in Wirklichkeit.“

Kafé kam zurück — es war wirklich gutes und schönes Gold! Der Alchymist lud den Herzog bald darauf zu einem zweiten Experimente ein, und diesmal war es ein Stück von achthundert Livres, welches er ihm einhändigte.

„Mein Sohn,“ sprach er diesmal zu seinem lernbegierigen, vornehmen Schüler, „ich will dich reich genug machen, damit die ganze Erde dein Serral sei! Denn es wird die Zeit kommen, wo du nur durch das Gold lebenswürdig sein wirst. Segne deinen Stern, der mit dem meinigen emporsteigt. Vor der Zeit noch, wo du ergrauen wirst, werde ich das Geheimniß des Goldmachens in seinem ganzen Umfange kennen gelernt haben. Aber weiß werden vielleicht schon deine und meine Haare sein, ehe ich das Höchste, den Schlüssel zur Geisterwelt, werde gefunden haben.“ In dieser Weise sprach der Geheimnißvolle immer, und ganze Stunden, bis tief in die Nacht hörte ihm der Herzog zu. Nur er und Kafé hatten Zutritt zu ihm; letzterer nur morgens und abends, um ihm Nahrung zu bringen.

Man sah den Geheimnißvollen selten ausgehen; er empfing auch keine Besuche, außer die eines Mannes, der zu gewissen und immer zu denselben Stunden kam. Die Conferenz war

dann geheim. Man hörte nur den Lärm eines kleinen Hammers, der gegen einen kleinen Ambos anschlug, den Wind des Blasebalges, das Knistern des Feuers und das Pfeifen der in dem Schmelztiegel eingeschlossenen Flüssigkeiten. Die Zeit, welche philosophische Betrachtungen und die mechanischen Arbeiten dem Alchymisten übrig ließen, füllte er mit Musik und Zeichnen aus. Besonders liebte der Herzog die Satansfiguren, die der Zeichner bald in dieser, bald in jener Form brachte.

Aber mehr als alles Andere interessirten den vornehmen Adepten die Experimente des Schmelztiegels, das Goldmachen. Zwei Stücke hatten ihn bereits von der Wirksamkeit der Alchemie überzeugt, ein dritter Versuch sollte an einem bestimmten Tage eine weit größere Masse dieses edlen Metalles zu Tage fördern. Volk Begier und Erwartung begab sich der Schüler des Abends in die Mansarden. Aber wer malt sein Erstaunen! Der Astrolog, der Magier, der Alchymist war verschwunden, und mit ihm seine Retorten, Instrumente, Völker, sein ganzes geheimnißvolles Aneusement — nichts war zurückgeblieben. Niemand hatte den Verschwundenen weggehen sehen. Sollte er durch den Kamin zum Schornsteine hinausgefahren sein? Vergebens erwartete der Herzog seine Rückkehr oder irgend eine Nachricht. Der Goldmacher war und blieb verschwunden. Mit ihm waren die schönen und kühnen Träume zerrissen, die der Herzog von Michelieu wie goldene Fäden aus der geheimnißvollen Kunst für die Zukunft gesponnen hatte. Er konnte über Millionen verfügen; mit dem Klange jenes Metalles, das von Anfang an gezogelt hat und durch die ganze Weltgeschichte gerollt ist, konnte er über die Welt gebieten. Welche Aussichten für seinen hochfliegenden Ehrgeiz! Nun war er aus seiner kühnen phantastischen Wolkenshöhe wieder auf die Erde herabgefallen — nun mußte er sich wieder mit viermalhunderttausend Livres jährlicher Rente begnügen — der arme Herzog von Michelieu!

Durch die Erhebung eines Bourbon auf den Thron von Spanien war ganz Europa in Bewegung gekommen. Frankreich handelte unter dem Regenten in dieser Angelegenheit ganz im Einverständnisse mit England. Nachdem der Friede wieder hergestellt war, suchte sich jedoch Frankreich allmählich Oesterreich wieder zu nähern, und zu diesem Zwecke wurde der Herzog von Michelieu als französischer Botschafter nach Wien gesendet. Der englische Botschafter in Wien, Saint Saphorin, hatte sogar Kunde von einem Allianzvertrag bekommen, der zwischen Frankreich und Oesterreich, als natürlichen Bundesgenossen, geschlossen werden sollte, und welcher den Absichten des englischen Cabinets entgegen war.

Der Herzog trat in der Kaiserstadt mit außerordentlichem Luxus auf. Neunundsechzig Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, und eine Unzahl von Edelleuten, Stallmeistern, Vagen und Lakaien bildeten sein Cortége. In seinem Hotel war offene Tafel von fünfhundert Gedecken, und als am Tage der Tafel sich das Volk hereindrängte, und der Herzog sah, daß einige aus demselben sich etliches von den köstlichen Confituren der Auffüge zu Gemüthe zogen, befahl er den Leuten, nicht nur das ganze Dessert, sondern auch das Silberzeug desselben dem Volke preiszugeben. Kein Wunder, daß bei derartigem Aufwande die Sub-

sidien aus Frankreich immer seltener wurden, so daß sich endlich der Herzog in der größten Geldverlegenheit befand, bei deutschen Banquiers borgen und, als zuletzt auch diese schwierig wurden, seine Kleinodien und Diamanten in Verlay geben mußte.

Der Herzog ließ sich aber dadurch nicht entmutigen. Die Geschäfte nahmen einen guten Fortgang. Uebermorgen abends sechs Uhr sollte der bewusste Vertrag von dem österreichischen Hofkanzler und dem französischen Ambassadeur unterzeichnet werden, und um die Stimmung des Herzogs wieder völlig in das Gleichgewicht heiterer Sorglosigkeit zu bringen, eröffnete sich ihm auch die Aussicht, aus der pecuniären Bedrängniß herauszukommen, ganz plötzlich — eine glänzende, vielverheißende Aussicht. Rasé trat des Morgens zu seinem Herrn ein und theilte diesem in geheimnißvoller Weise, in fast athemloser Spannung mit, daß er den Alchymisten wiedergefunden zu haben glaube.

„Wie, was sagst du?“

„So wahr ich Augen zu haben glaube.“

„Wohl! Er kommt zu gelegener Zeit,“ fuhr der Herzog in der ersten Anwendung der Freude fort, „wenn er uns einen kleinen Berg von Barren hervorzaubern will. Doch wo hast du ihn gesehen?“

„Ich weiß es zwar nicht ganz gewiß,“ war Rasés Antwort, „ob er derselbe ist, aber ich glaube, daß ich mich nicht täusche. Ich ließ mich durch den Bedienten des Herrn von Saint Saphorin verleiten, zu einem Wahrsager zu gehen, der, ohne sich zu zeigen und hinter einem Vorhange versteckt, mir Sachen sagte, die in directer Beziehung zum Aufenthalte des Astrologen in Ihrem Hotel stehen.“

„Aber was hast du mit dem Bedienten des Engländers zu schaffen?“ fuhr Michelieu Rasé an. „Ich will das nicht.“

„Ich auch nicht, aber er drängte sich an mich, daß ich ihm diesmal, nur um ihn los zu werden, seinen Willen that und mit ihm zu dem Wahrsager ging.“

Wir brauchen erst nicht unsern Lesern anzudeuten, daß der Herzog vor Begierde brannte, zu erfahren, ob Rasé wirklich recht habe. Am Abend desselben Tages souppirte er mit dem Abbé Sinzendorf, dem Sohne des österreichischen Hofkanzlers, dem späteren Fürstbischof von Breslau, und dem Hauptmann der kaiserlichen Hellebardiere, einem Grafen Westerlo, einem Niederländer. Es kam die Rede auf Geistererscheinungen und Geisterbeschwörungen, und trotzdem der junge Abbé Sinzendorf als Candidat für den Kardinalshut betrachtet wurde, zeigte er sich ungemein begierig, einer solchen Scene beizuwohnen zu können, möglicherweise, das Orakel zu befragen. Ebenso wenig war Graf Westerlo abgeneigt.

Von Rasé geführt, begaben sich die drei Seigneurs in eine Vorstadt Wiens, wo der Magier in einem kleinen einstöckigen Hause wohnte, das, entfernt von den übrigen Wohnungen, wie ein Geheimniß hinter dichten und dunklen Bäumen versteckt war. Drei Schläge an die niedrige, runde, mit Eisen beschlagene Thür — dieselbe öffnete sich. Ein altes, gekrümmtes, an die Heze von Endor mahnendes Weib war die Pförtnerin.

„Was ist der Herren Befehl?“ war ihre mit fremdartigem Accent gesprochene Frage.

„Wir wollen den weisen Mann befragen,“ nahm Rasé für die Uebrigen das Wort, die absichtlich schwiegen und in dunklen, unscheinbaren Kleidern gekommen waren. Nach einem flüchtigen prüfenden Blick aus dem funkelnden Auge der Alten auf Rasés Begleiter verschwand diese und lehrte nach einigen Minuten mit den Worten zurück: „Der weise Mann wird den Herren zu Diensten sein.“ Damit öffnete sie zur linken eine Thür und hieß die Besucher eintreten. Selbst das Auge des Mhus hätte in diesem Raume nichts unterscheiden können, solche Finsterniß herrschte in demselben. Endlich ließ sich, wie hinter einem Vorhang, eine Stimme vernehmen:

„Das Orakel ist bereit.“

Es war in dem Tone der Stimme etwas, was den Herzog allerdings an den Alchimisten erinnerte, wenn auch die dazwischen liegenden zehn Jahre und der die Stimme dämpfende Vorhang die Sache noch etwas zweifelhaft erscheinen ließen.

Die erste Frage der etwas übermüthig gestimmten Cavaliere ging unter der Form einer Probe dahin, zu wissen, ob sie erkannt wären. Die Stimme antwortete: „Heil dem Gesandten Frankreichs, dem Sohne des Großkanzlers und dem Hauptmanne der Hellebardiere des Kaisers!“

Man konnte nicht besser errathen.

„Was wünsche ich am meisten in der Welt?“ fragte der Herzog von Richelieu.

Die Stimme antwortete: „den Schlüssel zum Herzen der Fürsten.“

„Wohl!“ sagte Westerloos, „der Gesandte ist als falsch erkannt; es ist der Schlüssel zum Herzen der Damen, den er besitzen möchte.“

„Er besitzt ihn schon,“ sagte die Stimme.

„Wohlan,“ fuhr der Herzog fort, „werde ich den andern haben?“

„Du kannst darauf rechnen.“

„Was für eine Bittgesuchst gibst du mir?“

„Deine Ernennung zum Ritter vom heiligen Geiste, obwohl du noch nicht das Alter hast.“

„Und ich,“ sagte der Abbe, „was ist mein innigster Wunsch?“

„Kardinal zu sein.“

„Werde ich es sein?“

„Ja!“

„Und ich?“ fragte Westerloos.

„Du willst General werden, aber du wirst fallen anstatt zu steigen.“

„Schönen Dank!“ sagte der Hauptmann der Hellebardiere.

Diese Prophezeiung machte den Herren vielen Spaß, so daß sie mit leiser Stimme an das Orakel mehrere andere Fragen richteten, deren Beantwortung jedoch ihren Scepticismus erschütterte. Endlich kam man überein, daß der Magier den dreien die Personen zeigen sollte, die sie ihm nennen würden. Der Abbe Sinzenborn, der künftige Cardinal, wünschte den Teufel

in höchstgüner Person, der Graf Westerloos den Schatten einer Frau, die er geliebt hatte, und der Herzog Ambassador, um seiner Sache sicher zu sein, seinen Goldmacher todt oder lebendig zu sehen.

Zuerst sollte Westerloos an die Reihe kommen, dann der Herzog, zuletzt der Abbe. Eine halbe Stunde verging. Ringsum Schweigen und Finsterniß. Plötzlich erhellte ein Licht das, wie es sich jetzt zeigte, schwarz behangene Gemach. Der Vorhang im Hintergrunde theilte sich, und in heller Beleuchtung zeigte sich in halbägyptischer Tracht der Magier, das Kinn mit einem langen, weißen Barte umsäumt. Es war nicht der Alchimist, so viel glaubte wenigstens Richelieu bestimmt erkennen zu können.

Der Magier beschrieb mit seinem Stabe einen mystischen Kreis, in den er die drei Männer eintreten ließ, jedoch mit dem Verbote, aus demselben auszutreten; er selbst isolirte sich in einem andern Kreise und begann seine Beschwörungen. Nichts erschien. Im Gegentheil, plötzlich verlöschten die Lichter, und der ernstern, eintönigen Stimme des Magiers folgte das klagende Geschrei eines neugeborenen Kindes.

„Was ist das für eine Stimme?“ fragte der Capitän.

„Erkennst du sie nicht?“

„Nein!“

„Du wolltest die Frau, die du geliebt, wiedersehen. Zum Leben zurückkehrend, ersticht sie von neuem die Frucht deiner Liebe und — ihrer Entehrung.“

Das Geschrei des Kindes dauerte fort; Westerloos konnte es nicht länger ertragen; er stieß selbst einen durchdringenden Schrei aus und rief: „Es ist genug, ich will sie lieber nicht wiedersehen, Gnade, Gnade!“

Unwillkürlich zitternd, suchte der Herzog die Hand des Grafen; er fand die des Abbe, die wie die seinige erstarrt war. Das Licht erschien wieder. Westerloos lag auf dem Boden in Ohnmacht; er kam wieder zu sich, aber niedergeschlagen, das Auge ausdruckslos und blaß wie der Tod.

„Die Reihe ist an mir,“ sagte Richelieu.

Der Wahrsager begann wieder seine Formeln.

„Der Herzog von Richelieu will den Mann sehen, der ihm vor zehn Jahren das Leben wiedergegeben?“

„Ja!“

„Der mit ihm unter einem Dache gewohnt hatte und dann plötzlich verschwunden war?“

„Ja, denselben.“

„Nun, wohlan denn, er soll ihn sehen.“ Plötzlich schien sich der Magier zu besinnen.

„Heute — heute wollen der Herzog ihn noch sehen?“

„Ja!“

„Das wird unmöglich sein!“

„Warum?“

„Aus Gründen, die ich dem Herrn Ambassador verschweigen muß. Wenn sich aber der Herr Herzog morgen abends um sechs Uhr wieder hierher bemühen wollten.“

„Das ist unmöglich.“

„Einem so mächtigen Herrn ist nichts unmöglich.“

„Doch — doch! Ein — wichtiges Staatsgeschäft.“

Kaum hatte der Herzog das Wort gesprochen, so bereute er es auch schon wieder.

In demselben Augenblicke erkönte Lärm vor dem Hause. Rasé, der sich vor dem Beginn der Geistererscheinungen aus dem Gemache entfernt hatte, kam mit den Worten hereingestürzt: „Die Polizei ist vor dem Hause!“

„Wen sucht sie?“ war die Frage des Herzogs, der allein seine Fassung bei dieser Nachricht nicht verloren hatte.

„Einen Falschmünzer, der hier seine Werkstatt soll aufgeschlagen haben, und unter dem Deckmantel geheimnißvoller Künste . . .“ Rasé vollendete seinen Bericht nicht. Denn anstatt seiner ließ sich eine Stimme hören, ganz verschieden von der des Magiers, die Stimme des früheren Alchymisten, der jetzt den weißen Bart abgerissen und in seiner wahren, früheren Gestalt vor dem Herzog und seinen Begleitern dastand.

„Herr Herzog, Sie haben den Alchymisten zu sehen gewünscht, Sie sehen ihn vor sich. Sie haben auch die Verpflichtung, den Falschmünzer zu retten.“

„Einen Betrüger — niemals!“ rief der Herzog.

„Und doch wird es nöthig sein, Herr Herzog,“ entgegnete der Magier mit einem gewissen höhnen Tone. „Sie selbst haben mich einst in Ihrem Hotel beherbergt, in Ihrem Hotel übte ich mein Gewerbe und habe Sie mit Gold für den Schutz Ihres Namens gelohnt.“

Der Herzog mußte sich an der Wand aufrecht halten.

Von draußen tönten neue und stärkere Schläge an die Thür des Hauses. Kalt und mit dem größten Gleichmuth sagte der Magier:

„Die Polizei verlangt Einlaß — die Herren dürfen nicht zögern vor die Thür zu gehen und sich der Behörde zu decouvriren. Der Name des französischen Ambassadeurs allein genügt, alle weiteren Nachforschungen abzuschneiden.“

„Niemand!“ riefen die drei in einem Tone.

„Niemand? Dann, meine Herren,“ rief der Magier mit höhnen dem triumphirenden Tone, „muß ich Sie als die Complicen eines Geisterbeschwörers bezeichnen; die Excommunication trifft jeden, der an solchem Thun sich theilnimmt. Sie, Herr Abbé, sind der Candidat für den römischen Purpur, und Sie, Herr Herzog und Herr Kapitän, wollen als gute katholische Christen auch ferner vor der Welt gelten.“

Der letzte Beweggrund war für die drei entscheidend.

Der Herzog befahl Rasé, die Hausthüre, die verschlossen war, zu öffnen, und trat mit dem Abbé und dem Kapitän hinaus vor die Sicherheitsbehörde, die bereits Miene machte, mit Gewalt in das Haus einzudringen. Wie der Magier vorhergesagt, war der Name und der Rang des Herzogs genügend, jedem weiteren an diesem Hause haftenden Verdachte zu begegnen. Die Polizei zog wirklich ab, und als die Herren nach einer Weile in das Haus zurückkehrten, suchten sie den Magier vergebens. Er

war abermals verschwunden. Alle weiteren Nachforschungen nach ihm waren umsonst. Der Herzog sah und hörte auch nie mehr etwas von ihm. In dem Hause fanden sich Vorrichtungen die das unsaubere Gewerbe des Magiers, welches er unter dem Deckmantel geheimnißvoller Wissenschaft führte, außer allen Zweifel setzten.

Ungefähr ein Jahr darauf ließ der Herzog, mit diplomatischen Lorbeeren von seiner Wiener Ambassade nach Paris zurückgekehrt, in seinem Hotel in Paris, als ihm derselbe Rasé einen Brief überbrachte. Richelieu las Folgendes:

„Herr Herzog! Ehe ich von Europa scheide, um im Lande des Westens den Rest meiner Tage im Genuße der Früchte meiner Arbeit zu verbringen, drängt es mich, Ihnen vorher Dank zu sagen für den Schutz, den ihr erhabener Name mir zweimal gewährt hat. Der Herzog von Richelieu ist zu erhaben über die Vorurtheile dieser Welt, als daß er das Recht, welches die Welt dem Könige von Frankreich zugestehet, nicht auch jedem andern Menschenkinde zugestehen sollte, das Recht, Geld zu machen. Das war das Geheimniß meiner Geheimnisse, und Ihr Haus, Herr Herzog, schützte mich am allerbesten vor jedem Verdachte und vor jeder Entdeckung. Nur drohte Ihr Wissenseifer so eifrig zu werden, daß die Reichthümer Perus für denselben kaum ausreichend gewesen wären, und ich es vorzog, Ihnen lieber den Glauben an den Stein der Weisen, als die Früchte meiner angestrengten Arbeit im Schmelztiegel zurückzulassen. Mit den Glücksgütern, Herr Herzog, kommt der Ehrgeiz, und mein Ehrgeiz war es, im Dienste der Cabinette thätig zu sein. Als ich das zweite Mal die Ehre hatte, vor Ihnen zu erscheinen, geschah es im Auftrage des englischen Gesandten Saint Saphorin, dem Alles daran lag, Gewißheit über die Unterzeichnung des Allianzvertrages zu erlangen. Beweis, wie so leicht sich die Welt von dem Nimbus des Geheimnißvollen verblüffen läßt, mag Ihnen das Beispiel des Grafen Westerloos sein, der gewiß des anderen Tages im nüchternen Zustande Mühe hatte, in seiner Vergangenheit nach der Schuld, welche ich für ihn combinirt und die ihn völlig betäubt hatte, zu suchen. Alles was Ihnen als Zufall sich entgegenbrachte, war aufs sorgfältigste vorbereitet, denn ich war aufs genaueste über Sie, Ihre Umgebung und Ihre Bestrebungen unterrichtet.“

„Darum geben Sie den Glauben an das Uebernatürliche auf, und suchen Sie die Ursachen und Wirkungen desselben einzig und allein in der Leichtgläubigkeit des einen, und der Combinationsgabe des anderen Theiles. Damit, Herr Herzog, sage ich Ihnen Lebewohl für immer.“

Soweit der Brief, und welche Miene Richelieu zu demselben machte, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen.

Merkwürdiger Weise jedoch erfüllte sich die Prophezeiung des Mannes. Richelieu erhielt des anderen Tages schon den Orden vom heiligen Geiste; Sinzendorf wurde Cardinal und Westerloos fiel als General in einer der Schlachten Maria Theresia's gegen Friedrich den Großen.

—r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Städtische 6 Thlr.  
mit Städtischen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Sie sind in aller Form geschieden — ob er später gestorben ist oder heut noch lebt, kann Ihnen ganz gleichgültig sein. Eine Witwe sind Sie durch seinen Tod nicht geworden, denn Sie waren schon seit zwei Jahren seine Frau nicht mehr."

"Du bist eine Advokatentochter, Elisabeth!" sagte die Rätin, welche gleichwohl ihrer Auseinandersetzung, die ihr Trost gab, mit offenem Antheil lauschte.

"Ein Winkeladvokat ist mein Vater gewesen," antwortete Elisabeth, „aber diese treffen den Nagel oft besser auf den Kopf als die anderen, welche ihr Examen gemacht haben. — Wenn Sie also gefesselt von ihrem Mann geschieden sind, so hat er nicht das mindeste Recht mehr, Ihren freien Willen zu beschränken."

"O du weißt nicht, wessen er fähig ist!"

"Eine kleine Idee davon habe ich doch schon erhalten!" versetzte Elisabeth trocken. „Indessen wir sprechen nicht von der Vergangenheit, sondern von der Zukunft. Alles, was er thut, jeder Schritt, Ihre Freiheit zu beeinträchtigen, geschieht auf seine Gefahr. Fürchten Sie sich also nicht vor ihm. Die Faxe, die er Ihnen hier gespielt hat, ist lächerlich. Eine Blutfeder, was heißt das?"

"O ich verstehe die grausame Andeutung!" rief die Frau schauernd. „Wähnst du, daß er nicht fähig wäre, Blut zu vergießen?"

"Abwarten, Frau Rätin! Das hat denn doch seine Bedenken. Wie ich mir nun die Sache vorstelle, hat er den Exceß bei der Volière begangen, um seinem Schwager, den er gründlich haßt, einen Streich zu spielen. Daß sich Herr Baro Ihrer angenommen und Sie vor ihm geschützt hat, wird er ihm in seinem ganzen Leben nicht vergessen. Dann ist er fortgegangen, hat seinen Revolver vielleicht aus irgend einem Einfall, wie er täglich hunderte hat, liegen lassen und dem Damian, den er auf seiner Mäusejagd getroffen, den Auftrag an Sie gegeben, nur um Ihnen ein paar Stunden der Angst zu bereiten. Thun Sie ihm nicht den Gefallen, sich zu ängstigen, warten Sie ab, was er Ihnen schreiben wird, und wenn Sie eine Antwort für nöthig halten, so lassen Sie mich das Konzept aufsetzen: ich werde meinem Vater Ehre machen!"

"Ach wenn ich dich nicht hätte, Elisabeth! Wie beneidenswerth elastisch ist dein Geist, wie weißt du dich in die verschiedensten Formen zu schmiegen und mit Allen in ihrer Weise zu verkehren, von dem feinsten hochgebildeten Weltmann bis zum einfachen Sohn des Volkes."

"Ja bis zum Galeerenflaven hinab!" sagte die Minder lachend. „Wissen Sie, daß er mir alles Ernstes Ausichten auf seine große Hand, man könnte Faust sagen, gemacht hat, weil ich so ganz in seine Sphäre getreten bin?"

"Empörend!" rief die Rätin.

„O warum denn! Die Huldigung jedes Mannes thut wohl. Ich kenne Damen, welche selbst eine Insulte auf der Straße nachsichtig aufnehmen, weil es immer ein Gefallen an ihnen voraussetzt.“

„Ich wollte, ich hätte Niemand in meinem Leben gefallen!“ sagte die Rätlin. „Dann trüge ich nicht den verhaßten Namen als ewige Erinnerung meiner Schmach und meines Unglücks wie einen Stachelgürtel durch mein ganzes Dasein.“

„Werfen Sie ihn ab! Es giebt zwei Wege dazu. Tragen Sie beim Könige darauf an, daß Sie wieder den Namen ihres Vaters annehmen dürfen, die Tochter des Winkeladvolaten wird Ihnen dazu die Eingabe machen, mit Gründen, denen die Genehmigung nicht fehlen kann. Es ist ja schon öfter gestattet worden. Die Tochter eines der berühmtesten Generale Friedrichs des Großen, welche nach einander vier Männer gehabt und von allen geschieden worden ist, hat die Erlaubniß bekommen, sich nach dieser vierfachen Checampagne wieder mit ihrem Vaternamen zu schreiben. Erst vor zwölf oder fünfzehn Jahren ist sie gestorben. Wollen Sie aber diesen weilläufigen Weg nicht betreten, so ist das abgekürzte Verfahren: heiraten Sie wieder! Die edle Resignation Ihres getreuen Ritters wird sich besiegen lassen.“

„Du meinst es gut, Elisabeth, aber laß mich heut!“ bat die Frau. „Mir thut der Kopf weh, ich fühle mich unglücklich.“

Sie mußte sich aber fassen, denn sie wurde gleich darauf zum Abendessen gerufen. Martha bemerkte gleich wie sie eintrat, daß sie bleich war, und fragte theilnehmend, ob ihr etwas fehle. Sie gab der Wahrheit gemäß ihren Kopfschmerz an und sprach während des Essens nur wenig. Ihr Schwager beobachtete sie still. Er hatte sie wirklich lieb, nur nicht in dem Sinne, wie es Franz gemeint hatte. Sie war die viel jüngere Schwester seiner verstorbenen Frau und zwischen ihr und ihm ein sehr großer Unterschied der Jahre. Heutzutage wird nun zwar beim Heiraten auf das Verhältniß im Alter keine Rücksicht mehr genommen, wir sehen uralte Herren mit jungen Mädchen, die ihre Enkelinnen sein könnten, vor den Altar treten und umgekehrt, was noch widerlicher ist, steinalte Damen mit schwimmenden Liebesaugen ganz jungen Spekulantens Hand und Vermögen weihen — auch läßt sich nicht leugnen, daß besonders in der Gesellschaft, welche vorzugsweise diese Benennung für sich in Anspruch nimmt, der Tauffchein alle Garantie verloren hat, weil es fast mehr junge als alte Greise giebt und letztere, einer robustern Zeit

entstammend, oft an Lebenskraft die erstern beschämen, ebenso der Rosenstolz allmählich fast so kurz wird, wie der einer Taglilie oder Königin der Nacht und des Parkets. — Dennoch gehört immer ein gewisser Leichtsinne dazu, eine so gewagte Verbindung einzugehen, Leichtsinne oder Gemeinheit, und von diesen Eigenschaften besaß Herr Barlo keine. Er war ein praktischer, stiller, gemüthlicher Mann, der Muth besaß, wo es gute Zwecke galt, aber nicht für unlautere Ziele. Das Leben der armen Emma war schon in der Knospe hart getroffen worden, ihm lag es ob, ihr nun eine zufriedene Zukunft zu bereiten — der Gedanke, den man ihm unterschoß, weil er sie so liebevoll behandelte, war niemals in seine Seele gekommen, und hätte ihn Niemand desselben beschuldigt, so würde er gegen seine Gewohnheit sehr böse geworden sein. Frau Minder, welche wohl davon gehört hatte und im Grunde die Unmöglichkeit nicht einsah, weil sie überhaupt nichts für unmöglich hielt, hütete sich gleichwohl, selbst gegen ihre Herrin etwas zu äußern. Barlo kannte die ganze Geschichte seiner Schwägerin sehr genau, sie hatte vor ihm keine Geheimnisse und er durfte hoffen, daß sie ihm morgen, wenn das Kind nicht zugegen war, schon vertrauen werde, was sie heut so tief bekümmerte, denn daß sie nicht bloß am Kopf, sondern auch am Herzen litt, sagte ihm ihre Miene. Sie bemerkte seinen theilnehmenden Blick und reichte ihm auf einmal ohne Veranlassung ihre Hand. „Es wird Alles schon wieder gut werden, Emma,“ sagte er trostreich, und sie nickte ihm mit einem schmerzlichen Lächeln zu.

Am andern Morgen erzählte sie ihm auch ohne Rückhalt ihr ganzes Gespräch mit Damian. Barlo hörte sie ruhig an. „Das klingt ja wirklich wie Wahrheit!“ sagte er dann. „Der Herr Sanitätsrath war immer voll excentrischer Anschläge, die bei seinen Kuren zuweilen vom Glück begünstigt wurden und ihn in den Ruf eines Wundermannes brachten. Warum sollte er nicht an sich selbst einmal das Wunder probirt haben, als todt zu gelten und dann als Spuk wieder aufzutreten, um Alles in Furcht und Schrecken zu setzen!“

„Nicht deshalb, Barlo!“ erwiderte Emma. „Er hat andere Absichten dabei. Ihm thut es leid, daß er mich freigegeben hat — nicht aus Liebe zu mir, o nein! Er liebt Niemand als sich selbst, aber ihm fehlt ein Wesen, das er quälen kann und das sich still und leidend quälen läßt.“

Barlo schüttelte den Kopf. „Das kann wohl sein, aber du bist doch nun einmal frei. Er hat kein Recht auf dich.“

„Aber er kann mich quälen, auch ohne ein Recht zu haben!“ entgegnete sie seufzend. „Gewiß würde ich seinen Brief, den er mir angekündigt hat, nicht lesen, denn was kann er mir sagen? Zwischen uns ist jede Brücke abgebrochen. Aber was hilft mir das? Sein Geist ist so reich an den raffiniertsten Einfällen, daß er tausend Mittel finden wird, mich zu ängstigen. Ja, er kann den Gedanken haben, mich sprechen zu wollen!“

„Nun, dann nimmst du ihn nicht an!“ sagte Barlo unwillig. „Er darf in mein Haus doch nicht gewaltsam eindringen! Der Versuch dazu sollte ihm übel bekommen!“

„Ich weiß, daß du mich schützen würdest,“ erwiderte sie. „Aber bin ich denn immer in meinem Zimmer oder nur im Hause? Sollen wir uns in Belagerungszustand erklären, wie er symbolisch angedeutet hat?“

„Symbolisch? wie das?“ fragte Barlo.

„Er hat seinen Revolver gewiß nicht auf der Bank vergessen,“ antwortete Emma, „denn er vergißt überhaupt nichts, weder Dinge, noch Verhältnisse, am wenigsten Gedanken, die er einmal gefaßt hat. Die Waffe hat er absichtlich dorthin gelegt, mit den Läufen auf unser Haus gerichtet, sie soll uns drohen.“

„Aber das wäre ja zu verrückt, Emma, nimm mir den Ausdruck nicht übel!“ rief Barlo, der über diese Annahme lächeln mußte. „Wer steht ihm dafür, daß der schöne, theure Revolver, den er auf diese Weise wegwirft, in solche Hände fällt, daß seine Absicht erreicht wird — wie kann er glauben, daß der Findex den allzutief liegenden Sinn seiner Symbolik versteht? Nein, Emma, die Botschaft mit der Feder, die er eine Blutfeder genannt hat, gebe ich als eine Thatfache zu, aber den Revolver wollen wir beiseit lassen.“

„Du kennst ihn nicht! Er wirft Hunderte weg, wenn er damit irgend eine Absicht, mag sie auch noch so verschoben sein, zu erreichen glaubt — ja . . . er würde selbst vor einem Verbrechen nicht zurückbeben.“

„Liebes Kind, du machst dir unnöthige Sorgen!“ versetzte Barlo. „Auch du hast eine romantische Ader in dir, wie deine verstorbene Schwester, von der sie auch Martha geerbt hat. Der Kleinen hoffe ich schon etwas nüchterne Gedanken beigebracht zu haben. Laß uns doch die Sachlage ganz ruhig betrachten. Du bist von Noring gesetzlich getrennt, daran ist nichts zu ändern. Angenommen, erstens: daß jener französische Todtenschein, der dir ex officio — aber auf wessen Veranlassung? — zugegangen, gefälscht ist, daß Noring

nicht, wie darin ausgesprochen, verunglückt ist, sondern lebendig zurückgekehrt, zweitens: daß er in Niederbach gewesen und mir den schlechten Streich gespielt hat, angenommen auch, drittens: daß es ihm leid thut, sich von dir getrennt zu haben, und daß er dir vielleicht den Antrag stellen will, Alles zu vergeben und zu vergessen und dich aufs neue mit ihm trauen zu lassen — was folgt daraus? ad 1, daß jenes Falsum auf sich beruhen kann, da es für dich, welche nicht erst durch seinen Tod frei zu werden brauchte, an sich ohne Wichtigkeit ist, ad 2, daß der schlechte Streich, so lange nichts zu beweisen ist, nicht verfolgt werden kann, endlich ad 3, die Hauptsache, daß er dich nicht zwingen kann, seinen Antrag anzunehmen. Vor seinen Belästigungen oder gar verbrecherischen Gewalt giebt es schon Mittel, dich zu schützen.“

„Hast du deine armen Vögel schützen können?“ entgegnete Emma.

„O! das ist denn doch etwas anderes!“ sagte Barlo, welcher dem Einwurf eine gewisse Berechtigung nicht bestreiten konnte. „Die armen Vögel waren freilich vor der Bosheit nicht zu beschützen, wenn ich nicht die Schillianer dort Posten stehen ließ — aber du wirst ja auch für dich handeln und auf deiner Hut sein! Wagt er den nächsten Schritt, so wirst du ihn gewiß energisch abfertigen und ich weiß dann, was ich zu thun habe.“

„Glaubst du, daß ihm auf irgend eine Weise beizukommen ist?“ erwiderte Emma trostlos. „Clemens hat ihn gefordert — er schlug es mit Hohn ab, und daß ihm nicht Feigheit schuld gegeben werde, unternahm er an demselben Tage ein Wagstück vor Hunderten, wo es viel wahrscheinlicher war, das Leben zu verlieren, als wenn er sich Clemens gestellt hätte, da er selbst meisterhaft schießt. Er scheut nichts, sag ich dir!“

„So wäre es ja am besten, man ließe ihn todt-schießen, wie einen tollen Hund!“ rief Barlo, aus seinem Gleichmuth gebracht. Emma erwiderte nichts, sie verhüllte ihre Augen mit der Hand und weinte leise.

„Aber das sind Alles Redensarten, Kind!“ sagte er, wieder ruhig. „Ich denke doch, er wird sich zweimal besinnen, ehe er mit mir anbindet, wenn ich ihn auch nicht auf Pistolen fordern werde, wie dein armer Dorn. Daß aus dem Duell nichts geworden und Keiner von Beiden gefallen ist, mußst du doch für besser ansehen. Hast du Nachrichten von Dorn? Geht es ihm besser?“

„Wie sollt ich?“ erwiderte sie, die Thränen trocknend. „Er hat mir auf ewig entsagt.“

„Bedingungsweise!“ versetzte der Schwager.

„Auf ewig, ganz unbedingt! An eine Herstellung, hat ihm sein Arzt gesagt, ist nicht zu denken und das Opfer, wie er sich ausgedrückt, mich zur Krankenwärterin auf zeitliches zu erniedrigen, hat er mir durch seine Erklärung gleich abgeschnitten. Es wäre mir kein Opfer gewesen!“

„Das glaube ich dir! Aber dessen ungeachtet ist es sehr ehrenwerth von ihm, daß er deine Gegenerklärung nicht angenommen hat. Sehr edel auch, daß er sich lieber selbst in ein schlechtes Licht gestellt, als dich noch hingehalten hat. Freilich konnte er wissen, daß du ihm nicht glauben würdest, denn du kennst seine Beständigkeit, sein Herz nur zu gut; aber wenn er dir schreibt, daß er sich selbst geprüft und nicht mehr die alte Liebe, die allein dich für dein Opfer entschädigen könnte, gefunden habe, so kannst du doch unmöglich —“

„O laß uns davon schweigen!“ bat Emma schmerzlich. In bester Absicht hatte er sie tief verletzt, wie es Männern, die das Frauenherz nicht kennen, nur zu oft geschieht.

„Ja, meine Emma! Es kann auch zu nichts führen!“ sagte er. „Vorerst müssen wir den Herrn Sanitätsrath, wenn er wirklich einen Sturm beabsichtigt, nachdrücklich abfertigen. Braucht er durchaus ein Opfer für seine Quälpassion, so mag er sich ein anderes suchen — und wenn er, wie du sagst, immer den Ausdruck im Munde führt: In der Knospe am schönsten! nun, Knospen giebt's genug! Ich wünsche ihm aber keine!“

## 3.

Bad Rehme war damals noch in sehr ursprünglichem Zustande, wie man es jetzt nach kaum sechzehn Jahren kaum für möglich halten würde. Die Geschichte dieses Bades, das schon für Tausende von Leidenden eine Wohlthat geworden ist und der ganzen Gegend die größten Vortheile gebracht hat, ist eine ganz eigenthümliche und daher auch ein Gegenstand der gehässigsten Angriffe, ja verleumderischen Entstellungen des wahren Sachverhalts geworden. Gewiß ist, daß der Grund und Boden, auf welchem die Bohrversuche zu der Soolquelle geführt, durch Expropriation gewonnen wurde, weil der Colon, dem er gehörte, mit aller Hartnäckigkeit eines Sohnes der rothen Erde sich wei-

gerte, ihn selbst für den dreifachen Werth an den Staat zum allgemeinen Wohle abzutreten. Er hatte bereits selbst Badestuben eingerichtet, die allerdings nur Bauern angelockt haben würden, als er endlich in dritter Instanz seinen Prozeß verlor und dadurch hier ein Bad geschaffen werden konnte, das in seinem Prachtbau und übrigen Kuranstalten Bewunderung erregt. Davon so wenig, als von dem geschmackvollen Kurgarten, welchen Tenne's Meisterhand hervorgerufen hat, war vor sechzehn Jahren eine Spur zu finden. Der Staat war erst seit vier Jahren in den Besitz des gesetzlich erworbenen Grundstücks getreten und hatte die erste Saison mit einem provisorischen Badehause und zwei der schon angelegten elenden Badekammerchen, in welchen die Soole durch die Wannen floß, eröffnet. Doch hatte sich der Ruf von der mächtigen Wirkung der neuen Heilquelle schnell verbreitet und bereits so viel Besuch angezogen, daß schon Ansiedelungen zur Aufnahme der Kurgäste und zu deren Unterhaltung entstanden waren, auch eine Restauration und ein Tanzzelt; die Kochkunst freilich ließ viel zu wünschen übrig und scheint noch bis auf diesen Tag den charakteristischen Landeszug, zähes Festhalten am Hergebrachten, bewahren zu wollen, während sonst Alles so prächtig sich entwickelt hat.

Vor einem der kleinen Häuser, unterhalb der Chaussee, der alten Heerstraße aus Norddeutschland nach Köln, saß im milden Abendschein ein junger Mann auf der Bank und rauchte seine Cigarre; neben ihm stand der Rollstuhl, wie man deren heute in ungemessener Zahl auf den Parkwegen des Kurgartens begegnet oder während der Musik wie Batterien in der Nähe des Orchesters auffahren sieht, für hypochondrische Kranke gewiß kein aufrichtender Anblick, wenn auch noch so unvermeidlich. Der junge Mann plauderte mit der Frau, welche er für die Dauer seines Aufenthalts zur Lenkerin seines Rollstuhls in Sold und Pflicht genommen hatte; er machte Studien an ihr, sowohl des Costüms, als der Sprach- und Denkweise. Sie war aus einem benachbarten Dorfe und trug die vererbte unverfälschte Tracht des Landes, den grünen engen Rock, dessen Falten erst tief anfangen, das kurzgeschnittene, mit Knöpfen besetzte Nieder, über welchem ein gestreifter Kragen sich erhebt, der einer mittelalterlichen Panzerhalsberge gleicht; das Schneppenhäubchen, dessen schnabelartige Spitze erst zwischen den Augenbrauen endigt, bedeckte ihr Haar, eine Schnur von dicken Bernsteinperlen zog sich um ihren Hals. Kräftig gebaut war die Frau, nicht eben schön, aber doch von angenehmer Gesichtsbildung und trotz ihrer vierzig Jahre

noch blühend; auch ihre Sprache mit dem eigenthümlichen, um eine Terz sinkenden Tonfall des „Ja!“ oder „So!“ war ganz wohlklingend und sie das einzige Wesen in Rehme, mit dem der junge Mann, der keine Bekanntschaften gesucht hatte, sich unterhielt. Wenn sie ihm versicherte, daß er wieder gesund werden müßte, schüttelte er zwar immer den Kopf, aber er hörte es doch gern, denn welcher Mann, der noch nicht das dreißigste Lebensjahr erreicht hat, kann sich mit dem Gedanken versöhnen, bis an sein Ende gelähmt zu bleiben! Eine solche Resignation wird selbst im Alter schwer!

„Wenn Sie aber gesund werden wollen, gnädiger Herr,“ sagte die Bäuerin, welche, wie die meisten Landleute der Umgegend, ein so gebildetes Hochdeutsch sprach, daß sie manchen Bürger aus den größten Hauptstädten beschämt haben würde, „so müssen Sie nicht immer so allein sein. Ich werde Sie heut nach dem Tanzplatz fahren.“

„Gut — wenn ich mit Ihnen dort tanzen kann, Frau Kappenmeier!“ erwiderte der junge Mann.

„Tanzen werden Sie übers Jahr, aber mit Ihrer Braut! Heute sollen Sie nur zusehen; kommen Sie, ich helfe Ihnen auf den Stuhl.“

Sie hatte eine gewisse mütterliche Autorität über ihn gewonnen, zu welcher der Arzt, dem sich der junge Mann anvertraut hatte, den Grund gelegt, indem er ihm die verständige Frau in jeder Hinsicht gelobt und ihr scherzweise auf die Seele gebunden hatte, den jungen Herrn in Bezug auf Erhaltung und Abendluft zu warnen. Es war heut zum ersten Male, daß sie ihn, wie er sich ausdrückte, zu einem Exceß verführen wollte, und er gab nach. Bald saß er wieder auf seinem Stuhle und ließ sich von ihr die sanft ansteigende Erhebung hinan, an der Baustatt, welche für das neue prächtige Badehaus ausgesucht war, zu dem Tanzzelt hinüber fahren. Dort sollte heute „Réunion“ sein, wie es bereits in Erwartung künftiger glänzender Saisons genannt wurde. Eine Schar von jungen Mädchen, unter Anführung einer kleinen, sehr heitern Frau, drang eben ein, sonst wars aber noch bedenklich leer, und wenn die Festung Minden an dem Tage ihre Thore gesperrt hätte, wären die tanzlustigen Damen in einer gräßlichen Lage gewesen, denn die männlichen Kurgäste zu Rehme waren an den nöthigsten Tanzrequisiten mehr oder minder defect. Die Garnison von Minden schaffte aber dem Nothstande einige Abhilfe, es erschienen ein paar Lieutenants im Tanzzelt, was konnte man mehr

verlangen? Musik war gut, Beleuchtung leidlich, der Tanz wenigstens passionirt.

Als der junge Mann von seiner getreuen Wärterin ganz dreist hineingefahren, eine kurze Weile zugehört hatte, wurde er ernst und bald wehmüthig. Er erinnerte sich der Zeit, wo auch er, aber in andern, glänzendern Räumen und in gewählterer Gesellschaft, sich dieser Lust der Jugend mit Leidenschaft hingegeben hatte, sein Geist versenkte sich ganz in die Vergangenheit; jenes schlankte Mädchen dort im einfachen duftigen Kleide, mit dem feinen Gesicht und mit dem reichen braunen Haar, kaum erwachsen dem Ansehen nach, glich es nicht einem Bilde, das unvergänglich seinem Herzen blieb, wenn er auch jeder Hoffnung entsagt hatte?

„Ist's möglich, Herr von Dorn?“ hörte er sich plötzlich von einer männlichen Stimme angeredet, die ihm bekannt klang. Ueberrascht blickte er sich um. — Mephisto! war sein erster Gedanke. Hatte er ihn durch seine Erinnerungen heraufbeschworen? Aber — ihm fiel nun Alles ein und er hatte nur einen großen stauenden Blick zur Erwidrung auf die Frage.

„Und so versunken in den Anblick jenes reizenden Knöspchens?“ — fuhr der Mann fort, der ihn angeredet hatte. „Aber wie finde ich Sie denn in dieser Affiette? Was fehlt Ihnen? Sie hatten doch nie ein Kuxrecht auf den Rollstuhl?“

„Ich bin erstaunt, Herr!“ fuhr Dorn auf, der die Wirklichkeit dieser Erscheinung noch nicht begreifen konnte.

„Daß Sie mich hier sehen? Daß ich überhaupt noch zu sehen bin?“ entgegnete der Andere. Nil admirari! Sich über nichts wundern! Das ist der Wahlspruch echter Lebensphilosophie! Ich wundere mich auch nicht, daß ich den brillantesten Reiter und Tänzer unseres Jahrhunderts jetzt auf dem Rollstuhl wiedersehe — ja ich würde mich nicht wundern, Dieselben ein Duettino fahren zu sehen mit —“

„Bitte, Herr Sanitätsrath!“ unterbrach ihn Dorn mit zornfunkelnden Augen. „Ich habe Ihre Gesellschaft nicht aufgesucht und empfehle mich Ihnen. Er winkte der Frau, welche eine Zeugin des seltsamen Gesprächs gewesen war und schnell seinem Winke gehorchte. Die Musik begann eben von neuem, die Paare begannen ihre Francaise und Dorn verließ den Saal in der größten Aufregung. Er war also nicht todt, der Feind seines Lebens. Er war zurückgekehrt und ganz in Emmas Nähe! Aber er hatte ja kein Recht mehr auf sie, er hatte jedes Recht auf sie verwirkt! Sie lebte im Hause eines rechtschaffenen Mannes, der sie schon früher

vor dem Unholde geschügt hatte, als dieser noch Macht über sie befehlen hatte! Was konnte ihr geschehen!

„Wer war denn der schöne, große Herr, der so lustig mit Ihnen sprach?“ fragte die Frau, während sie den Rollstuhl schräg die Senkung herniederlenkte.

„Schön?“ fuhr Clemens aus seinen Gedanken auf. — „Sie haben recht,“ setzte er hinzu, „er ist ein schöner und stattlicher Mann, der seine besondere Laune hat, welche nur nicht Allen, die sie trifft, so lustig erscheint als Ihnen.“ Das verstand die Frau nicht, sie beruhigte sich aber dabei und fiel ihrem Kranken nicht durch weitere Fragen zur Last. Dieser suchte zu Hause gleich die Ruhe, aber er konnte sie nicht finden und durchwachte die übelste Nacht, denn die ganze Vergangenheit rauschte fort und fort mit all ihren Bildern durch seine Seele und fruchtlose Gedanken, wie Manches zu vermeiden oder zu ändern gewesen wäre, regten ihn auf, so daß er sich bis zu den wildesten Entwürfen verstieg, die er bei kaltem Blut unwillig verworfen hätte. O ja, Noring war ein schöner, stattlicher Mann noch jetzt, ja er hatte sich noch verschönt. In ungebrochener Kraft trug er seine hohe Gestalt aufrecht, sein großes schwarzes Auge hatte an Feuer nicht verloren, das männlich gebräunte Gesicht war jetzt von einem starken und wohlgepflegten Vollbart eingefast, der es vortrefflich kleidete, und seine Miene zeigte noch immer das alte Selbstbewußtsein, die aller Welt spottende Ueberlegenheit. Mit diesen äußern Eigenschaften hätte er einst zu der Zeit, welche über Clemens Lebensglück entschied, das Herz eines jungen Mädchens wohl gewinnen können, wie er die Gunst ihres Vaters durch seinen Reichthum, den der Ruf bedeutend vergrößerte, und durch seine Stellung als berühmter Arzt gewonnen hatte. Wenn Clemens, der die Jahre der Eitelkeit durch seine Schicksale rascher zurückgelegt hatte, als es sonst zu geschehen pflegt, seine eigene Persönlichkeit, auch zu damaliger Zeit, noch ehe ihn der jetzige traurige Zustand betroffen, mit der seines Gegners verglich, so mußte er staunen, daß Emmas Herz ihm dennoch erst nach harten Kämpfen, dem Befehl ihres Vaters sich unterwerfend, entsagt hatte! Sie war dem Mann als Gattin gefolgt, den ihr der unbeugsame Wille bestimmte, daß sich ihr Herz aber nie ihm zugeneigt, wußte Clemens aus dem kurzen Traum seines spätern Glücks, als alle Schranken, welche ihn von der Geliebten getrennt, von einem gütigen Schicksal hinweggenommen waren. Der Vater, der sein Kind geopfert hatte, ohne je zu ahnen, wie unglücklich er sie gemacht, war gestorben; der Mann, der sie wie einen Spielball seiner Laune, oder

als interessantes Object für psychologische Experimente bis zur Verzweiflung gequält, hatte sein Spiel endlich auf die gefährlichste Spitze getrieben, indem er ohne Nöthigung mit Emma den Ort aufgesucht hatte, an welchen Clemens durch seine Dienstpflcht gebunden war.

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Französische Moden kurz vor der Revolution.) Im Jahre 1784 verließ der Frack, eine englische Erfindung, sein Heimatsland und begab sich nach Frankreich, um hier einen Kampf mit den goldgestickten Röcken von farbigem Sammet zu beginnen, der mit der völligen Vernichtung dieser letzteren geendet hat. Wer nun denkt, jener Frack sei unser, gegenwärtig über die ganze civilisirte Welt verbreitetes schwarzes Kleidungsstück gewesen, der irrt sich; wäre er in so unscheinbarer Farbe aufgetreten, kein Mensch hätte nach ihm gegriffen. Nein, der neue Frack war von feuerrothem Tuch, wie er heutzutage nur noch bei Parforce-Jagden getragen wird. Bedeckten auch seine schmalen Schöße weder den Unterleib noch die Hüften, so waren sie dafür desto länger und berührten in der ersten Zeit fast die Fersen. Das Auffallendste an dem Frack aber waren unstreitig seine Knöpfe. Sie bestanden, von oben gesehen, aus einem vergoldeten Bronzering, der ein großes Uhrglas einfaßte. Unter diesem Glase befanden sich auf weichem Moose kleine Schnecken und Muscheln, sowie Heuschrecken, spanische Fliegen, bunte Käfer und Insekten aller Art. Man denke sich die Menge kleiner Naturalienkabinette, die ein jeder Stutzer mit sich herumführte!

Zu dem Frack wurden schwarzseidene Kniehosen, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit Schnallen getragen. Die Strümpfe prangten mit blauen chinesischen Verzierungen in der Art, wie man sie jetzt noch auf den Meißener Porzellantaßen sieht. Die Verbindung zwischen ihnen und dem Frack bildeten zwei goldene Uhrketten, an deren Enden sich ein Bündel von allerlei kleinen goldenen Gegenständen, breloques genannt, schaukelten. Unter diesen durfte es besonders an Glöckchen, hohlen Eicheln und kleinen Schellen nicht fehlen. Die Ketten und die Breloques bildeten die Schwänze von zwei Ungeheuern der Uhrmacherkunst, die ihr Vorhandensein durch zwei ansehnliche Auswüchse an beiden Seiten des Leibes zu erkennen gaben. Erst später ist man so leichtsinnig gewesen, sich mit einer einzigen Uhr aus dem Hause zu wagen und ihr die „Gehäuse“ abzunehmen, dicke Schalen von Schildpadd und Gold, in denen man die „Nürnberg'schen Eier“ sonst aufhob.

Perücke und Puder waren noch nicht verboten. Die Mode erheischte die Frisur à la débâcle, d. h. die eisgangsmäßige. Das Haar der Perücke mußte nämlich so frisiert sein, daß es das Ansehen von ausbrechenden Eisschollen hatte. Fingerdicker Puder, der Schnee des Eisganges, bedeckten Kopf und Kragen. Die besten Theile des Weizens dienten nicht dem Magen, sondern der Eitelkeit als Nahrung.

Der Einzige aber, welcher sich in jener Zeit beklagen konnte, war der Pops; seine Tage waren bereits gezählt, Haarbeutel und Bandschleifen unbarmherzig abgeschnitten; nur verstohlen und schlichtern blickte er als ein kleiner Stummel über den rothen Kragen wie ein Knabe über die Mauer in den benachbarten Garten, halb in Puder verscharrt.

Der männliche Pops konnte sich über sein Hinfeschwinden damit trösten, daß der weibliche — unter der Benennung von Chignon — wie heutzutage desto schneller anwuchs, so daß er zuletzt so lang herunter getragen wurde, wie das Frauenhaar überhaupt reichte, d. h. bis unter die Taille. Da sich die Damen nun mit einem solchen Chignon nicht anlegen konnten, wenn sie saßen, so wurden die Stühle mit den hohen Lehnen, welche dem Sitzenden ehemals bis über den Kopf reichten, unbarmherzig in die Kumpfkammer verwiesen, und unsere gegenwärtigen Stühle traten an ihre Stelle. Der Kopf der Damen aber auf seiner Oberfläche war erst recht der Tummelplatz der ausgelassensten Moden, denn es gab nichts auf der Welt, was nicht als Kopfsputz benutzt wurde. Damit die abenteuerlichen Gegenstände befestigt werden konnten, trugen die Damen Polster auf dem Kopfe, über welche sie das Haar kämten, wie unsere Damen es gegenwärtig thun über die sogenannten Mäuse.

Eine sehr beliebte Damenfrisur war im Jahre 1785 die à la jardinière, die Gärtnerinnen-Frisur. Sie bestand aus einer Serviette von grauem Damast, welche eine Artischocke, einen Koblkopf, verschiedene Rüben und sonstige Küchengarten-Erzeugnisse umschloß. Dieser Kopfsputz war an die Stelle der Schäferinnen-Frisur, à la bergère, getreten, bei welcher die Damen nichts auf dem Kopfe hatten als eine ganze Schafherde von Porzellan nebst Schäfern, Schäferinnen und Hunden.

Die verweinten Augen der Damen, wenn sie in die Gesellschaft traten, standen oft im grellen Gegensatz mit ihrem heitern Kopfsputz; denn wenn eine Schöne versäumt hatte, sich am Tage vorher frisiren zu lassen, so blieb sie entweder ganz stumm oder harrete mit Thränen dem Friseur entgegen.

Im übrigen trugen die Damen Linnkleider in der Form von Pennalen und dazu ein gestreiftes Brusttuch von Muslin, das bis in die Mitte der Wangen reichte und auf der Brust sich durch Natur oder Kunst so stark wie möglich bauschte.

Als die Unnatur und die Ueberschreitungen nach allen Richtungen hin den höchsten Grad erreicht und die Philosophen vergebens auf den Gassen die Umkehr gepredigt hatten, kam die Revolution, um mit erzener Faust die Unvernünftigen und die Vernünftigen niederzuschmettern.

Ob es gefruchtet — darauf geben die gegenwärtigen Pariser Moden Antwort.

(Jemand, der nicht gern allein ist.) In Paris stand vor wenigen Tagen ein junger Mann vor Gericht, weil er einer Weisung, sich nach Chartres zu begeben und dort unter polizeiliche Aufsicht gestellt zu werden, nicht Folge geleistet; seinen Aeußerungen nach hätte man ihm zu seinem Zwangspasse wahr-

scheinlich noch einige Empfehlungsschreiben mitgeben sollen, damit er sich in den dortigen Gesellschaftskreisen einer freundlichen Aufnahme versichert halten könne.

Auf Befragen des Präsidenten, warum er nicht nach Chartres, dem ihm angewiesenen Aufenthaltsorte abgegangen sei, antwortete er nämlich: „Was wollen Sie denn von mir? Ich kannte ja dort Niemand! Ich zögerte eben, so lange es ging. Wenn Sie das angenehm finden, an einen Ort zu gehen, wo man keine Karte kennt — ich nicht!“

Präsident: Es handelte sich nicht darum, Sie an einen Ihnen angenehmen Aufenthaltsort zu befördern, wohl aber darum, daß Sie dahin gehen, wohin die Behörde Sie schickt. Sie hat Ihnen Chartres angewiesen, Sie hätten sich also dahin verfügen müssen. Dagegen hat man Sie um zwei Uhr morgens am Boulevard schlafend getroffen.

Angeklagter Geymet: Nein, Herr Präsident, nicht schlafend, sondern stumm.

Präsident: Schlafend oder stumm, das macht keinen Unterschied.

Geymet: Ah doch, ich bitte sehr; es verhält sich eigentlich so: man könnte glauben, ich hätte geschlafen, während ich doch im Gegentheil nur nachsann, ja sogar im Begriff war, mir zu sagen: 's ist schon Alles eins, du mußt dich doch entschließen, nach Chartres zu gehen — ja, ja, so machst du, morgen reist du nach Chartres ab. In diesem Augenblicke, schnapp! fassen mich die Sergeants de Ville am Arme und unterbrechen so in rauher Weise meinen Gedankengang.

Präsident: Sie hatten unter Ihrer Blouse ein Paar neue Stiefletten?

Geymet: Ja, um sie da unten in Chartres anzuziehen.

Präsident: Woher hatten Sie diese Stiefletten?

Geymet: Ei, ich hatte sie eben nur gekauft, um nach Chartres zu gehen.

Präsident: Sie trugen auch zwei Bücher bei sich?

Geymet: Ach ja, ein sehr unterhaltendes Werk, betitelt: der alte Ehemann und die junge Frau; ich hatte sie unter der Hand auf dem Quai gekauft, um in Chartres, was ein sehr langweiliges Nest sein soll, etwas zum Lesen zu haben.

Man kann entschieden nicht mehr guten Willen zeigen, nach Chartres zu gehen; unglücklicher Weise nur kam dieser gute Wille etwas zu spät und hinderte Geymet nicht, zu dreimonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt zu werden.

—r.

(Auch eine verlorene Handschrift.) Eine schöne Wienerin, die in das Gebiet der sogenannten „literarischen Kofetten“ gehörte, das heißt nämlich zu denen, die es vorzüglich fleißig finden, ein immenses Interesse an der Poesie zu zeigen, und dabei die schönen Augen so bezaubernd aufzuschlagen wissen, daß man sich nur wundert, wie wenig die unausgesezte Lectüre den Augen geschadet hat — eine Frau, die sich rühmte, alle Poeten zu verstehen und dabei selbst „unverstanden“ zu sein — befand sich im vergangenen Jahre in einem Badeorte in der Nähe von Wien. Sie lernte dort einen Poeten aus Norddeutschland kennen, der ihr die schönen Landschaften der Umgegend mit seinen

bichterischen Deutungen verstärkte, und dem sie wiederum an jenen Sommerabenden, welche nicht den Willen für die Kurgäste gewidmet waren, ihren tiefen Widerwillen gegen die inhaltsleeren Freuden der Welt vordeclamirte. Da sie dabei jedesmal einen anderen Lieblingsdichter nannte, obgleich nicht citirte, so wagte er es eines Tages, ihr seine eigenen Gedichte, schön in Goldschnitt gebunden, zu überreichen.

Sie war darüber sehr bewegt, drückte mit einer Hand das Buch an ihr Herz und reichte die andere dem Dichter, während sie im Begriff stand, ihren Dank auch mündlich auszusprechen. Zum Unglück wurde dieser schöne Augenblick durch den Briefträger unterbrochen. Die Frau empfing von ihrem Mann ein Schreiben, welches sie nöthigte, sogleich nach Wien zurückzukehren. Der Poet nahm Abschied, und zwar für lange, denn auch er mußte nächsten Tages nach seiner Heimat zurück.

Die besten Ehemänner können sehr unangenehm werden, wenn ihre Frauen die Wichtigkeit irgend einer Geschäftssache nicht begreifen wollen. Auch der Ehemann der schönen Frau, von der hier die Rede ist, gerieth in einen abscheulichen Zorn, als sich zeigte, daß sie sein Schreiben auf der Rückreise nach Wien verloren hatte. Es war mit auf das Geschäft bezüglichen Ziffern und Notizen angefüllt gewesen, die der Mann mühsam ausgerechnet und ausgeklügelt hatte, und da er sicher glaubte, daß die Frau seine Briefe aufbewahren werde, hatte er sich nicht die Mühe einer Copie gegeben.

Nun wurden alle mitgebrachten Koffer und Schachteln umgestürzt, alle Kleider durchforscht nach der verlorenen Handschrift — aber sie war und blieb verschwunden.

Seit diesem Tage hatte sich der Unfriede in die sonst glückliche Ehe eingenistet. Das Jahr, das seitdem verflossen, war damit hingegangen, daß der Gatte alle Tage von dem verlorenen Briefe gesprochen und darüber raisonnirt, während die Frau stets vergebens danach gesucht hatte. Dies mochte auch die Ursache sein, daß die schöne Frau es dem mißrissigen Gatten nicht abgewinnen konnte, den Badeort in diesem Jahre wieder besuchen zu dürfen. Um so sicherer traf der Poet dort ein, und als er zu seinem großen Kummer die interessante Freundin nicht wieder fand, suchte er sie in Wien auf.

Er bemerkte, daß sie sehr blaß geworden war, und sie klagte in der That über einen großen Verlust, der bis zum heutigen Tage unersezt geblieben sei. Doch erinnerte sie sich mit glücklichem Lächeln der schönen Landschaften und poetischen Sommerabende vom vergangenen Jahre, so daß er den Muth zu der Frage fand, ob sie sich auch seiner ihr überreichten Gedichte manchmal erinnert hätte.

„O!“ rief sie begeistert aus, „hätte ich in diesem unglückseligen Jahre nicht verschmachten müssen, wenn ich nicht täglich und fast stündlich Trost aus Ihrer Poesie geschöpft hätte? Und zu ihrem Töchterchen gewendet sagte sie: „Geh, Mädchen, hole mir doch das Buch, welches auf meinem Schreibtisch liegt.“

Mädchen brachte gehorsam die schöngebundenen Gedichte

ihrer Mutter; diese, wie um eine besonders schöne Stelle aufzuschlagen, öffnete das Buch und fand darin die stets gesuchte, täglich beweinte, nie gefundene — verlorene Handschrift. Sie vermochte ihre Freude darüber auch nicht zu unterdrücken, der Dichter aber, welcher Alles verstand, was darin lag, empfahl sich sehr kühl und „lehrte niemals wieder.“

(Schneller Trost.) In Paris existiren ein paar Zwillingbrüder, Anatole und Armand von B., welche der vornehmen Gesellschaft kürzlich viel zu reden gegeben haben. Die beiden jungen, sehr vermögenden Leute sind einander ähnlich zum Verwechseln, und da sich Beide ganz gleich kleiden, ganz gleiche Gewohnheiten und Manieren haben, sind sie auch schon oft verwechselt worden. Wenn sie einander im Contretanz gegenüber standen, wechselten sie oft ihre Damen, ohne daß diese es bemerkten, und nur die Unterhaltung wurde dadurch etwas abgebrochen.

Vor kurzem bewarb sich Anatole um eine junge Dame, die ihm auch mit Freuden zugesagt wurde; man bereitete Alles zu der Vermählung vor, das Corbeille mit den geschmackvollsten Geschenken stand schon bereit, als zwei Tage vor der Unterzeichnung des Ehecontractes plötzlich ein Brief von Herrn Anatole v. B. ankam, der mit vielen schönen Redensarten meldete, daß die beabsichtigte Verbindung nicht stattfinden könne, daß er hoffe, seine schöne Braut werde ihn baldmöglichst vergessen und daß er zur Vermeidung alles Standals nach England abgereist sei. Die Eltern der Braut waren ebenso trostlos als diese selbst, denn nicht bloß, daß die gute Partie nun verloren war nebst Corbeille u. s. w., so fiel dadurch auch ein Schatten auf das junge Mädchen, der ihrer anderweitigen Verheirathung schaden konnte. Mitten in dem Aufruhr kam nun wieder ein anderer Brief, worin der Zwillingbruder des Treulosen, Armand v. B., um die Hand der verlassenen Braut anhielt, die er längst geliebt habe. Die Braut trocknete schnell ihre Thränen, der Vater unterbrach sein Grollen und die Mutter ihren Kummer; die Einwilligung erfolgte rasch von allen Seiten und der neue Bräutigam wurde ebenso zärtlich bewillkommnet als der vorherige, worauf derselbe ein Schreiben seines abwesenden Bruders vorlegte, der sein Betragen damit entschuldigte, daß er bei näherer Bekanntschaft sein Herz an die jüngere Schwester seiner Zukünftigen verloren und dabei bemerkt habe, wie diese von seinem Bruder geliebt werde. Um nun demselben Gelegenheit zu seiner Werbung zu verschaffen, sei er abgereist und werde jeden Augenblick wiederkehren, wenn man ihm die jüngere Schwester zur Frau geben wolle.

Das war nun ein doppelter Jubel; man telegraphirte sofort nach Anatole, beide Ehecontracte wurden zugleich unterzeichnet, beide Paare zugleich getraut und die glückliche Mutter theilte die der einen Tochter bestimmte Ausstattung unter beide. Die jungen Frauen bestanden jedoch nun darauf, daß ihre Männer sich nicht mehr gleich kleiden dürften, weil sonst gar zu leicht unangenehme Verwechslungen vorkommen dürften. —r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Best.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

Er hatte dort Beide oft zusammengebracht, ein Gewebe von Arglist um sie geschlungen und da er Beide in der Prüfung lauter wie Gold befunden, plötzlich auf Scheidung angetragen — durch Emma hatte Clemens nicht erfahren, wie er das gegen sie begründet, mit welchem entsetzlichen Hohn er ihre Andeutung, daß er dazu wohl einen edlen Beweggrund haben möge, zurückgewiesen hatte, aber eine verborgene Zeugin dieses Gesprächs hatte dem Manne, den es betraf, später, als Alles zum schönsten Ziele zu führen schien, den Inhalt erzählt. Kein Hinderniß war mehr zu sehen gewesen, die Scheidung war erfolgt, Noring hatte die Gegend verlassen und auch der letzte Schatten, der noch von ihm drohte, war geschwunden, als aus Frankreich die Nachricht seines Todes mit den amtlich beglaubigten Documenten desselben eingelaufen war. Und nun! Clemens lag darnieder, ein hilfloser Mann, gelähmt, daß er nur mit fremder Hilfe gehen konnte, unfähig, sich gegen einen Unfall zu schützen oder den verhassten Feind anders als mit der Zunge zu bekämpfen, und dieser stand in stolzer Unverwundlichkeit noch unter den Lebenden, die Nachricht seines Todes war trotz aller Urkunden falsch gewesen, er war nicht bloß nach Deutsch-

land, sondern in diese Gegend zurückgekehrt, gewiß nicht ohne böse Absicht. Denn was suchte er hier? Westphalen war seine Heimat nicht, Westphalen konnte einen Charakter wie ihn gar nicht hervorbringen, das widersprach aller Natur des Landes und seines uralten unveränderten Volksstammes. Wo dieser Mann geboren, wo er eigentlich zu Hause war, wußte Niemand, gleichviel auch! Welches Wesen war in ihm, vielleicht auch das Mischblut südlich verfälschter Racen — wie Clemens oft über ihn gedacht. Daß er hierher zurückgekommen, wo er seine geschiedene Frau wußte, konnte nicht durch Zufall geschehen sein. Mit welchem Hohn hatte er sich auch über Emma wieder geäußert! Wenn ihm Clemens nicht in die freche Rede gefallen wäre, würde er das Bild, das seiner übermüthigen Phantasie vorgeschwebt hatte, ausgemalt haben: die Beiden, welche er in Fülle der Jugend verlassen hatte, die er sich nun wohl schon als glückliches Ehepaar gedacht, auf dem Rollstuhl zu sehen! Was lag nun seiner Rückkehr zum Grunde? Wollte er sich daran weiden, daß jenes Glück, dem er freie Bahn gemacht hatte, dennoch gescheitert war? Oder hatte er andere böse Anschläge der Rache?

Als Clemens am andern Morgen zum Bade kam, sah ihn der Wärter bedenklich an und rieth ihm, heut auszugehen. Die Spuren der schlimmen Nacht ließen sich nicht verkennen. Aber der Rath wurde nicht befolgt und der Kranke fühlte sich nachher so angegriffen, daß er selbst den Brief, mit dessen Entwurf er sich die ganze Nacht getragen hatte, nicht zu Papier bringen konnte: er hatte noch einmal, zum letzten Male, an

Emma schreiben wollen, nicht um seinen früher ausgesprochenen Entschluß zu ändern und ihr großmüthiges Opfer dennoch anzunehmen, sondern um sie zu warnen. Er vermochte aber die Feder nicht zu führen und die Worte, die er schon so klar und zusammenhängend im Geiste gehabt, zerliefen ihm wie feldflüchtige Reiter. Elendes Dasein! Warum nicht lieber gleich ein vernichtender Schlag, der Allem ein Ende machte?

Die ehrlichen Wirthsleute im Hause, auch Frau Kappenmeier, sahen nach ihm im Laufe des Tages, soviel ihre Zeit erlaubte, der Arzt schalt, daß er zu der Uebertretung seiner Gewohnheit veranlaßt worden war. Gegen Abend wollte ihn ein Fremder sprechen, wurde jedoch abgewiesen. Aus der Beschreibung der Wirthin ersah die Kappenmeier, daß es der schöne große Herr von gestern gewesen war. „Ueber den hat sich unser armer junger Herr geärgert, davon ist es allein gekommen!“ sagte sie. „Ich werde doch wissen, was ich thue. Ich dürfte mich ja zu Hause in Eidingen nicht wieder sehen lassen, wenn ich dran schuld wäre. Der junge Herr hat sich geärgert, und ärgern soll man sich in Rehme nicht.“

„Lieber langweilen, liebe Frau?“ sprach plötzlich hinter ihr eine Stimme und um die Ecke des Hauses, an welcher das Gespräch stattgefunden hatte, trat derselbe Mann, von dem sie gesprochen, und belustigte sich über den Schreck der beiden Frauen. „Ja, ja, schlagen Sie ein Kreuz, meine Damen! Der leibhaftige Satanas steht vor Ihnen. Sie meinen also: keinen Aerger, lieber Langeweile. Für diese ist reichlich, hier geforgt und Jahrhunderte werden daran nichts ändern, wenn nicht eine aufgeklärte Regierung der nüchternen Ehrbarkeit durch den grünen Tisch und dessen Lockvögel abhilft. Ich bin nebenbei auch Arzt, gestrenge Frau, und absolviere sie feierlichst von der Sünde, Ihrem Stuhlgeessenen durch die Réunion geschadet zu haben, ja ich glaube, daß die Krisis, wenn eine solche eingetreten ist, für ihn wohlthätig sein wird. Wenn ich ihn, wie sie anzunehmen belieben, ein wenig geärgert habe, so ist das gewesen, um das schwere Blut wieder etwas flüssig zu machen. Wie lange ist er hier? Hat er Besuche von auswärts empfangen? Ich will ihn kuriren und muß daher Alles wissen.“

Die Frauen fertigten ihn höflich, aber kurz ab. Seinen Humor verstanden sie nicht und hätten ihn auch nicht gewürdigt. Er wiederholte die Frage, ob Herr von Dorn Besuche von auswärts empfangen habe, und als sie ihm auch zum zweiten Male bestimmt

verneint wurde, warf er noch einen Blick nach dem erleuchteten Zimmer des Kranken zu ebener Erde und entfernte sich. Noch standen die beiden Frauen und tauschten ihre Meinungen über ihn aus, als sich wiederum ein Mann ihnen näherte und nach Herrn von Dorn fragte, diesmal aber in der platten Mundart des Landes. Sie standen ihm daher besser Rede und da der Mann behauptete, er sei früher Reitknecht beim Herrn Lieutenant von Dorn gewesen, und habe nöthig mit ihm zu sprechen, so ging die Wirthin, ihn anzumelden. Die andere Frau erzählte dem Menschen unterdessen, daß soeben auch Einer hier gewesen, der mit dem Herrn habe sprechen wollen, daß sie ihn aber abgewiesen, da er ihn gestern geärgert habe, und als sie danach gefragt wurde, beschrieb sie den großen, schönen Herrn, der sich einen Doctor genannt, so genau, daß der gewesene Reitknecht mit den Fingern schnappte. „Richtig!“ sagte er. Eben kam die Wirthin zurück und beschied ihn zu Herrn von Dorn.

Im Zimmer brannte ein einziges Licht, bei dessen unsicherm Schein der auf dem knappen Sopha Ruhende kaum zu erkennen war. „Was willst du, Damian?“ fragte er den Eintretenden.

„Ich will nichts, Herr Lieutenant,“ erwiderte dieser, „ich bringe nur eine Meldung.“

„Wer schickt dich?“ fragte Clemens, dessen Gedanken nur in eine Richtung gezogen wurden.

„Niemand! Ich komme von selber. Der Roring ist wieder da.“

„Ich weiß!“ rief Clemens. „Er ist also in Niederbach gewesen?“

„Zu Befehl, hat schreckliche Wirthschaft angerichtet — die Kleine, das heißt Barkos Tochter, ist ganz wild und möchte am liebsten hängen und rädern lassen —“

„Was ist geschehen?“ unterbrach ihn Clemens heftig. „Mit einem Worte!“

„Er hat unter ihre Vögel geschossen, wie Sie manchmal mit der Windbüchse unter die Sperlinge auf dem Markt als Fährlich, wissen Sie?“

„Du bist noch blödsinniger geworden!“ rief der Kranke zornig. — „Sprich vernünftig, wenn du kannst.“

Damian starrte ihn einen Moment an, dann erzählte er auch hier, wie er bei frühem Morgen auf dem Felde nach Mäusen gegraben und dabei Herrn Roring getroffen habe; in dem weitern Bericht fand sich jedoch mehr, als er seinem jetzigen Herrn ober den

Andern, welche ihn zur Rede gestellt, trotz alles Drängens mitgetheilt hatte. Wenn er auch nicht die Worte, die er mit Noring gewechselt, und noch weniger dessen seltsame Redesprünge wiederholen konnte, so ging doch unleugbar aus seiner Meldung hervor, daß Noring heimlich in Niederbach gewesen war, daß er aus ganz unerklärlichen Motiven eine der unwürdigsten und erbärmlichsten Gewaltthaten ausgeführt und Emma durch die Botschaft, mit welcher er Damian beauftragt, neue Furcht vor seiner Verfolgung eingeflößt hatte. Damian war zu ihr geholt worden, sie hatte mit ihm gesprochen! — Clemens ließ sich von ihm wiederholen, was sie gesagt: er hatte das besser behalten, sie war auch so freundlich gegen ihn gewesen, hatte ihn an die alten Zeiten erinnert, wo er ihr manchen Dienst erwiesen, hatte von seinem Herrn gesprochen und zuletzt ihm noch etwas geschenkt.

„Du hast von ihr keinen Auftrag an mich?“ fragte Clemens.

„Nein. Es weiß kein Mensch, daß ich hergegangen bin! Ich wollte es nur dem Herrn Lieutenant melden, damit Sie wissen, daß er nicht todt ist. Er hats nur erlogen.“

„Nach dem, was er gegen dich geäußert hat, muß ich glauben, daß er böse Absichten gegen — die Frau hat.“

„Was sonst! Er hats immer böse mit ihr gemeint.“

„Und du kommst zu mir, damit ich sie gegen ihn schützen soll!“

„Nein — ich hab's ja gehört, daß Sie elend sind. Ich wollts Ihnen nur zu wissen thun, weil er Ihnen auch zu Leibe will.“

„Mag er kommen!“ rief Clemens mit dem alten Aufbrausen, das aber gleich in dem Bewußtsein seiner jetzigen Ohnmacht erlosch. — „Ich danke dir, Damian. Du bist nicht freundlich von mir entlassen worden und meinst es doch noch gut mit mir.“ Er reichte ihm die Hand über den Tisch und Damian fing an zu weinen.

„Ich habe noch eine Bitte, Herr Lieutenant,“ schluchzte er.

„Sprich sie aus, ehrlicher Kerl! Wenn ich sie erfüllen kann, soll es geschehen.“

„Nehmen Sie mich wieder!“

„Ach, Damian, damit würde ich dir den schlechtesten Gefallen thun. Ich bin krank und elend, du hättest einen schlechtern Posten als ein Lazarethgehilfe

und dann, ich habe gar nichts, Damian, ich kann mir keinen Diener halten.“

„Schadt nichts! Ich will auch nichts haben! Nehmen Sie mich nur wieder — mir hat von meiner Mutter geträumt, die sagte, wir hätten doch Beide an ihrer Brust gelegen und da müßten wir immer beisammen sein.“

Clemens schwieg, er vermochte im ersten Augenblick nicht zu reden. „Du bist ein braver Mensch,“ sagte er dann mit bewegter Stimme. „Ich habe nicht vergessen, daß du mein Milchbruder bist, und wenn ich dich auch im Unwillen entlassen habe, so hat es mir nachher leid gethan. Bleibe aber nur fürs erste noch in Niederbach. Du kannst mir auch dort gute Dienste leisten. Du weißt — also bewache sie, wenn du glaubst, daß er böse Absichten hat, und sag ihr von mir . . . doch nein! Von mir sag ihr kein Wort, verschweige ihr auch, daß du mich so hinfällig gefunden hast. Wie geht es ihr? Ist sie froh?“

„Sehr froh. Ich habe sie mit der Kleinen zusammen gehört wie ein Paar Vachtauben!“

Clemens schwieg wiederum. — „Du wirst die Nacht hier bleiben?“ fragte er dann. „Ein paar Meilen hast du doch wohl bis Niederbach. Du kannst hier im Hause schlafen. Sag es der Wirthin, daß sie für dich sorgt.“

„Behalten Sie mich doch!“ bat der Knecht.

„Nein, guter Damian,“ erwiderte Dorn sanft, aber bestimmt. „Ich würde unrecht an dir handeln. Es steht durchaus nicht in meiner Macht, dir ein weiteres Fortkommen zu sichern; in Niederbach ist deine Heimat, der jetzige Besitzer ist ein menschenfreundlicher Mann, wie ich von vielen Seiten gehört habe, da bist du wohl geborgen. — Wenn du willst, so bleibe morgen, oder ein paar Tage bei mir, ich will an Herrn Barco schreiben und dein Ausbleiben entschuldigen. Dann aber mußt du zurückkehren.“

„Wenn Sie mich nicht haben wollen,“ sagte Damian traurig, „so gehe ich lieber gleich.“

„In der Nacht?“ entgegnete Clemens.

„Es ist schöner Mondschein,“ erwiderte Damian. — „Aber wenn Sie mich fortjagen, wer wird Sie denn behüten, da er Ihnen auch zu Leibe will? Die Frauenzimmer draußen wollten mich nicht hereinlassen, und wenn sie mich armen Kerl nicht einmal abhalten konnten, wie wollen sie's mit dem Herrn Sanitätärath thun —?“

„Ich brauche keine Leibwache!“ sagte Clemens, durch diese Rede etwas erheitert. „Glaubst du, daß er mich morden will?“

„Wer weiß! Er hat noch immer einen Groll auf Sie!“

„Davon laß uns schweigen! — Du hast weiter keinen Grund zu deiner Annahme?“

Damian nickte. „O ja!“ sagte er, mit einem Blicke nach der Thüre, als ob er fürchte, von dort beobachtet zu werden. „Wie er zu mir kam auf das Feld, da hatte er zwei von den langen, rothen Federn in der Hand — ich kannte sie gleich, denn von wem konnten sie anders sein, als von dem großen, schönen Vogel im Hause? Und wie er mir die eine Feder gab, sagte er: Das ist eine Blutfeder für meine Frau — die andere hier, die heb ich mir auf, bis ich deinen Herrn treffe. Eine Blutfeder, merkt dir's wohl, rothes Blut, hörst du? Und damit ging er fort.“

„Nun, er hat mich schon getroffen!“ rief Clemens. „Diese tollen Reden sind ganz in seiner Manier. Deshalb brauchst du keine Sorge um mich zu haben. Er hat mich kurz vor dir sprechen wollen und ist draußen abgewiesen worden — jetzt werde ich befehlen, daß er hereingelassen wird. Ich bin sehr neugierig auf diese wahrhaft kindische —“

An der Thüre klopfte es leise, die Wirthin trat herein. „Gnädiger Herr, was der Herr Doctor Ihnen so sehr anempfohlen hat!“ erinnerte sie bescheiden und gutmüthig.

„Ja, ja, ich weiß Alles!“ versetzte der Kranke ungeduldig. „Ruhe und Gemüthlichkeit, heitere Stimmung und Schlaf — gehen Sie doch nach der Apotheke und lassen Sie mir dies Rezept in Tropfen anfertigen. Hier ist ein wahres Complott von Aerzten, Badewärtern, Wirthinnen und Kollkutschnerinnen gegen jede menschliche Freiheit der Kurgäste! Du siehst, Damian, ich soll schlafen gehen. Willst du hier übernachten?“

„Ich werde gehen, Herr Lieutenant,“ erwiderte Damian.

Dorn reichte ihm nochmals die Hand und sagte ihm, daß er wachsam sein sollte, wie er ihm empfahlen.

„Posten stehen kann ich doch nicht Tag und Nacht vor der Thüre!“ antwortete Damian und die Wirthin sah ihn verwundert an, daß er sich einer so unehrerbietigen Rede gegen den Herrn bediene.

„Elisabeth ist doch noch bei ihr?“ fragte dieser.

„O ja, ja!“ erwiderte Damian, mit einem ganz besondern Tone. Dann sah er die Wirthin schel an, als ob ihre Gegenwart ihn hindere, mehr zu sagen, und verließ das Zimmer.

## 5.

Der Mond war schon aufgegangen, als der Hofknecht aus Niederbach, der sich doch noch in Rehme nach dem Gespräch mit seinem ehemaligen Herrn einige Zeit aufgehalten hatte, den Rückweg antrat. Er hatte wirklich drei Meilen vor sich und war ein schwerfälliger Fußgänger, doch schritt er heut rüstig aus. Dem warmen Tage war ein kühler Abend gefolgt. Von der Porta westphalica, deren weithin sichtbarer Bergspalt den Glanzpunkt der Scenerie jener überaus fruchtbaren, aber wenig romantischen Gegend bildet, war jetzt nichts zu sehen, aber ein scharfer Wind wehte von dorthin und dem Wanderer grade in das Gesicht. Da hörte er hinter sich das Rollen eines Wagens und als derselbe näher gekommen war, sah sich Damian nach ihm um. Das Mondlicht erlaubte ihm, einen Mann auf dem Gefährt sitzen zu sehen, welcher den Kopf trotz der Abendfrische unbedeckt trug, und als er darüber verwundert sich nochmals umschaute, erkannte er den Mann auch. Er besann sich einen Augenblick, ob er ihn anreden solle — dann rief er ihn aber doch an: „Guten Abend, Herr Doctor!“

„Demens! Ha! Bild meiner Träume!“ schrie ihm der Mann auf dem Wagen entgegen, indem er das Pferd anhielt, mit dem er einspännig allein fuhr. „Erscheinst du mir wie ein Geist Ossians auf mondhellere Heide? Wie kommst du hierher?“

„Auf meinen Beinen,“ erwiderte Damian mit trockener Bauerhaftigkeit.

„Beneidenswerther! Wenigstens im Sinne deines alten Herrn beneidenswerth, der dich um deine gesunden Beine beneiden wird! Wo willst du hin? Ich kann dich vielleicht eine Strecke mitnehmen — steig auf!“

Damian folgte der Einladung, ohne ein Wort zu sagen.

„Hast du meinen Auftrag an die schöne Frau bestellt?“ fragte der Mann, als Damian sich neben ihn gesetzt hatte und das Pferd Beide in weitausgreifendem Trabe auf der Chaussee weiter führte.

„Sie werden sich den Kopf erkälten, Herr Doctor,“ sagte Damian.

„Meinen Kopf! Oh! Den Kopf möcht ich mir oft wie eine Flasche Sekt in Eis stellen! Ein heißer Vulkan mit Eruptionen, mit Glutaschenregen und Lavaströmen, alles blühende Leben um sich begrabend! Ich beneide dich auch, Damiano, aber nicht um deine stahlfesten Beine, sondern um deinen Kopf. Du hast die beruhigende Aussicht, einfach dumm oder — sei es! blödsinnig zu bleiben dein Lebenslang — mir winkt als einziger Rettungshafen das Tollhaus und die Zwangsjacke!“

„Fahren Sie wieder nach Niederbach?“ fragte Damian, ohne sich auf diese, ihm nur zuletzt verständliche Rede einzulassen — reif zum Tollhause kam ihm der Doctor schon jetzt vor.

„Nein, Damiano! Ich fahre nur, daß ich mir Ruh erjage, wie ein gewisser Civis, vulgo Bürger singt. Du aber bist als Postillon d'amour nach Rehme gekommen, natürlich! Sie hat melden lassen, daß der Tod seine schlechte Beute verschmäh't hat, daß Einer, der nicht mit Thränenperlen abzuspeisen, wieder gekommen ist — du hast einen unnützen Weg gemacht, Götterbote! Ich hatte mich schon als König, der seine niedergelegte Krone wieder aufnimmt, proklamirt — hast du von solchen Exempeln schon gelesen? Karl der Vierte von Hispanien oder Napoleon von Elba?“

„Herr Doctor, wir fahren am Ende gleich beim Tollhause vor!“ versetzte Damian.

„Hat dich meine Frau an deinen Herrn geschickt?“ fuhr ihn der Doctor mit plötzlich verändertem, rauhen Tone an.

„Ach! Nun sind Sie vernünftig,“ sagte der Knecht gelassen. „Nein, sie weiß von nichts.“

„Was wolltest du hier?“ fragte Roring.

„Geht keinen Menschen was an!“ erwiderte Damian.

„Bravo! Du bist einer von jenen ehrwürdigen Ueberresten einer untergegangenen Dienerwelt, die mit unverwüsthlicher Treue an ihrer Herrschaft hing, mochte diese auch noch so tyrannisch sein. Dein Herr Lieutenant hat dich fortgejagt —“

„Ihretwegen,“ warf Damian ein.

„Würde dem Menelaos nicht die Schuld der Helena oder vielmehr ihrer Gürtelmagd auf! Oder wenn du doch meinst, so wäre es ja meine Pflicht, gut zu machen, was ich an dir verbrochen habe! Willst du in meine Dienste treten, Damiano? Erschrick nicht. Es soll kein feierlicher Uebertritt vor der Welt sein, du sollst mir nur als dienender Bruder incognito affiliirt werden, verstehst du! Lohn ungemessen reich!“

„Lassen Sie mich nur wieder absteigen, und fahren Sie lieber gleich — Sie wissen schon, wohin! Ich wollte mit Ihnen ein vernünftiges Wort reden, aber 's geht nicht!“

„Sprich! Du sollst mich so vernünftig finden wie dich selbst!“

„Nein!“ sagte Damian mit aller Hartnäckigkeit seiner Natur.

„Du mußt reden! Ich magnetisire dich, damit du hellsehend wirst — ich gebrauche Chloroform, dein Gewissen zu betäuben.“

Statt aller Antwort sprang Damian vom Wagen, dessen Pferd im vollen Trabe war; er fiel dabei hart zu Boden, raffte sich aber auf und sprang über den Chauffeeegraben. Roring hielt sofort an.

„Damian!“ rief er. „Ein Wort nur! Was wolltest du mir sagen?“

Der Knecht hörte aber nicht auf ihn, sondern ging mit starken Schritten dem ihm wohlbekannten Nichtsteig nach, den er auch beim Herwege benutzt hatte, und als er sich nach einer Weile umwandte, sah er den Wagen immer noch auf der Chauffee halten. Ein lauter Ruf schallte zu ihm herüber, er zog aber nur die Mütze und schwenkte sie in der Luft. Da flog der Wagen plötzlich mit Windeseile die Chauffee entlang, als ginge das Pferd durch, und in dem ungeordneten Hirne des Knechts wurde der höchst unchristliche Gedanke wach, daß es wohl am besten sei, wenn der Mann, mit welchem er soeben gefahren war, den Hals bräche.

Clemens hatte wider alle Erwartung eine sehr ruhige Nacht gehabt: es war, als sei durch das Gespräch mit seinem ehemaligen Diener, nachdem die Wogen der Aufregung sich nur etwas gelegt hatten, ein Zustand innerer Festigkeit über ihn gekommen, wie er ihn lange nicht gekannt. Der Arzt, als er ihn am Morgen wieder sah, war sehr mit ihm zufrieden und wies die Anklage der Wirthin zurück. Mit scharfen Blicken spähte der Kranke bei all seinem Aufenthalt im Freien während des Tages nach dem Widersacher, den er in seiner Nähe wußte. Er kannte ihn genugsam, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, doch aus Emmas traurigen Erzählungen, daß er seine Ideen mit der Beharrlichkeit und Geduld eines Indianers im Urwalde verfolgte und bei der Ausführung derselben ebenso grausam verfuhr als dieser. Daß er ihn in der Niederlassung — anders war das Baderbüchlein in den Jahren seiner Entstehung kaum zu nennen — heut nirgend bemerkte, war ihm keine Bürgschaft dafür, daß er Rehme

verlassen habe. Es war Clemens auch lieber so, als wenn er sich wiederum nach Niederbach gewandt hätte, um Emmas Frieden zu stören. Was aber konnte er im Schilde führen? Vergebliche Frage! Vielleicht wußte der Gegner es selbst noch nicht, sondern ließ sich nur von dem unbestimmten Gefühle seines Hasses irgend einem seiner plötzlichen Ausbrüche zutreiben, die der Moment gebar: Gedanke, Entschluß, That, bligschnell verbunden — und niemals Reue! Wenn er unrecht gethan, häufte er lieber neues Unrecht dazu, statt das erste gut zu machen. Ob er in seinem Gemüthe andere Regungen fühlte, ob er überhaupt Gemüth besaß, hatte Emma nie erfahren können — sie war auch noch zu jung gewesen, um einen so wunderbaren, aller Beobachtung sich entziehenden Charakter zu beurtheilen.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Ein Paar Stiefelchen.

Ein kleines Pariser Baudeville.

#### I.

(Ein elegantes Schlafzimmer. Der Hausherr steht vor einem Spiegel und knüpft seine Cravatte mit aller Aufmerksamkeit, welche eine so ernste Beschäftigung erfordert. — Die gnädige Frau sitzt auf einem ganz niedrigen Fauteuil und hat ihren kleinen Fuß auf das Knie ihrer Kammerfrau gestellt, die sich bemüht, denselben in einen noch viel kleineren Stiefel zu bringen.)

Die Frau: Aber Irma, du mußt heute wirklich zu ungeschickt sein!

Irma (schweißstriefend und an dem Stiefelchen ziehend): Ach, gnädige Frau, ich habe mir die Hände schon ganz aufgeschunden. Diese Stiefelchen sind viel zu knapp.

Die Frau: Du weißt nicht, was du redest. Das ist ja meine gewöhnliche Nummer.

Der Mann (näher tretend): Du willst mit deinem Fuß da hinein? Aber das ist ja ein Kinderstiefelchen, man braucht es bloß anzusehen.

Die Frau: Mein Freund, ich bitte dich, laß mich; ich kenne mich besser, mein Fuß giebt nach.

(Der Mann kniet nieder und nimmt die eine Strippe des Stiefelchens in die Hand, Irma die andere; Madame macht den Fuß steif und wendet alle Kraft an, um hineinzukommen. — Krach! beide Strippen zerreißen, der Mann stürzt nach rechts und die Kammerfrau nach links.)

Der Mann (erhebt sich lachend): Ach, liebe Freundin, das

Unmögliche kann Niemand möglich machen und ich habe schon in der Schule den Satz gehört, daß der Kern niemals größer sein kann als die Schale.

Irma: Gnädige Frau, ich gebe die Sache auf; ich will Ihnen lieber Jean dazu schicken.

Die Frau (wütend): Du bist unverschäm! Wack, daß du fortkommst, und daß ich dich beim Nachhausekommen nicht mehr hier wiederfinde.

Irma: Nun, auch gut! Mir ist's recht. (Sie geht hinaus.)

#### II.

(Der Mann steht sich von der Seite nach seiner Frau um und knüpft seine Manschetten und seine Weste zu, während sich zwischen der gnädigen Frau und ihrem Stiefelchen ein Kampf auf Tod und Leben entspinnt. . . Nach Verlauf von fünf Minuten ist das Stiefelchen besiegt und die Gnädige stampft zweimal so mit dem Absatz auf, daß das Parket durchbrechen möchte; als sich der Gatte hierauf umblickt, sieht er seine Frau dastehen mit einem so triumphirenden Gesicht wie ein Soldat, der eine Fahne erobert hat; sie wirft ihm einen herausfordernden Blick zu und zeigt ihm ihren Fuß, indem sie sagt)

Die Frau: Nun?

Der Mann (sie betrachtend): Liebes Kind, Jeder hat seinen besondern Geschmack, aber ich fürchte. . .

Die Frau: Lieber Freund, du weißt nicht, was du sprichst; ich fühle mich vollständig bequem in dem Stiefel und wenn er erst ausgetreten sein wird. . .

Der Mann: Ach, geh doch, du kannst ja den Fuß gar nicht bewegen, und doch hat die Natur uns die Gelenke gegeben, damit wir uns ihrer bedienen sollen. Betrachte doch einmal die schönen antiken Statuen; sie haben durchaus nicht die schmalen Füße, welche die Civilisation und — die Schuhmacher auch gemacht haben. Sieh doch einmal die Venus von . . . von . . . nun, wie sag ich nur gleich?

Die Frau: Von Milo, nicht wahr? Die weber Hände noch Füße hat. Das Beispiel ist nicht gut gewählt.

Der Mann: Erlaube mir, ich habe nicht von der grade gesprochen. . . und dann, wer weiß, ob ihr nicht irgend eine neidische Modedame Hände und Füße abgebrochen hat.

Die Frau: Du nimmst seit einiger Zeit einen so ironischen Ton gegen mich an, der mir entschieden mißfällt.

Der Mann: So! nun übrigens, liebes Kind, ist das deine Sache; wenn dich deine Stiefelchen geniren, geht das bloß dich an. Sprechen wir nicht mehr davon.

(Der Mann fährt in seiner Toilette fort; die Frau nimmt den zweiten Stiefel in Angriff.)

#### III.

(Es klopf leise an die Thür, die gnädige Frau hört nichts.)

Der Mann: Wer ist denn da?

Eine Kinderstimme: Guck!

Der Mann: Na warte, ich werde den bösen Guck schon erwischen!

Die Stimme: Miau, Miau!

Der Mann: Sieh einmal an, jetzt ist es gar eine Kage!

Die Stimme: Wau wau!

Der Mann: Nein, nun wieder ein Hund!

(Er öffnet plötzlich die Thür und nimmt ein reizendes kleines Mädchen von drei Jahren mit langen blonden Locken auf den Arm, welches er zärtlich küßt und lieblos. Das Kind lacht schallend, hält aber plötzlich inne und legt den Finger auf den Mund, indem es auf ihre Mutter zeigt. Die gnädige Frau ist auf das ernsteste beschäftigt; ihr Gesicht ist verzogen und sie hat den Fuß zur Hälfte in den Stiefel hineingezwängt. — Der Vater läßt das Kind herunter, welches zu dem Stuhl der Mutter hinschleicht und plötzlich mit den Händchen den unglückseligen Fuß ergreift, der bereits halb im Stiefel drin war. Die gnädige Frau stößt einen Schrei aus, verfehlt dem Kinde einen Schlag und schüttelt es am Arme. Aus den Augen des Kindes stürzen große Thränen und es bricht in Schluchzen aus.)

Die Frau: Ach so! Geh hinaus, wenn du weinen willst. (Sie ruft.) Marie! Führe das Kind fort!

(Der Mann zuckt die Achseln, nimmt die Kleine auf den Arm und trägt sie hinaus, indem er sie zu trösten versucht.)

Die Frau (allein): Was für ein Aufhebens!

(Sie nimmt den Stiefel wieder vor und beginnt den Kampf von neuem. Als ihr Mann wieder eintritt, ist sie „längst“ fertig; sie ist im Begriff, das dritte Paar Handschuhe zu zerplatzen. Man steigt die Treppe herunter; ein kleines Coupé hält vor der Thür. Madame steigt ein und drückt sich in eine Ecke. Der Mann setzt sich neben sie; es geht fort.)

## IV.

(Unterwegs macht die gnädige Frau nicht ein einziges Mal den Mund auf.)

Der Mann: Nun, liebes Kind, wir müssen uns einrichten, daß Alles abgemacht ist, bevor wir aufs Land gehen.

Die Frau: O, so weit sind wir noch nicht!

Der Mann: Aber was sollen wir denn dann dort? Ich glaubte, wir wollten heut die definitive Antwort geben.

Die Frau: Du hast ja die Sache eingeleitet, also thu nur, wie du willst.

Der Mann: Entschuldige, meine Liebe, ich bin nur Marguerites Schwager und du bist ihre Schwester — ich kann hierbei also nicht aus eigener Machtvollkommenheit entscheiden.

Die Frau: Ja, ja, ich weiß schon, ich habe stets Unrecht.

(Der Wagen hält an. Herr v. K. springt heraus und reicht seiner Frau die Hand, welche von Zeit zu Zeit krampfhaft den Mund verzieht. Beim Treppensteigen hinkt sie einigermassen. Oben werden Beide durch einen Bedienten angemeldet und treten in einen Salon. Ein alter Herr und eine ältliche Dame kommen den Besuchern sehr freundlich entgegen, und nach verschiedenen Klaffen und Händedrücken nimmt man Platz und spricht über allgemeine Dinge. Die junge Frau wird von Minute zu Minute düsterer, besonders als sie den kleinen Fuß der

alten Dame bemerkt, welcher in einem zierlichen, türkischen Pantoffelchen steckt, das ganz wie Aschenbröbels Pantoffeln ausseht.)

Die alte Dame: Nun also, liebes Kind, nicht wahr, Sie wollen das Glück Ihres lieben Engels unserem Sohne anvertrauen?

Die junge Frau: Mein Gott, gnädige Frau, ich bin in der größten Verlegenheit (das Gesicht der beiden alten Leute wird sehr lang), nicht etwa, daß ich mich nicht glücklich schätze, meine Schwester in eine so achtungswerthe Familie eintreten zu sehen (die Gesichter heitern sich wieder auf), aber ich hätte noch einige kleine Einwendungen zu machen: zuerst den Stand Ihres Herrn Sohnes.

Der alte Herr: Gnädige Frau, ein Kapitän vom Generalstabe ist nicht wie ein Officier der activen Armee und seine Ernennung zum Escadronschef kann nicht lange ausbleiben. Er wird also dem Generalstabe einer Division beigegeben und braucht nicht wie ein Unterlieutenant von der Infanterie jeden Augenblick die Garnison zu wechseln. Uebrigens, obwohl die Militärcarrière glänzende Aussichten für Henri bietet, kann er im Nothfall ja auch seine Entlassung nehmen.

Die junge Frau: Gewiß, gewiß; (ihre Blicke verlassen den Pantoffel der alten Dame nicht, der ihr jeden Augenblick kleiner vorkommt) aber es war nicht das allein . . .

Die alte Dame (ziemlich pikirt): Aber was giebt es denn noch?

Die junge Frau: Im verfloffenen Jahr hatte Herr Henri eine Liaison . . . Man spricht sogar von einem Kinde . . .

Die alte Dame: Aber Sie behaupten da etwas sehr Ernstes . . .

Die junge Frau: Ich erfuhr die Sache von einem Freunde Ihres Herrn Sohnes und Sie begreifen, daß, bevor ich eine entscheidende Antwort geben kann . . .

Die alte Dame (erhebt sich): Gnädige Frau, die Höflichkeit verpflichtet mich, diesen Grund anzunehmen, weil Sie mir ihn angeben. Ich hoffe, Sie werden bald einsehen, daß Sie schlecht unterrichtet sind.

(Man nimmt gegenseitig einen sehr ceremoniösen Abschied.)

## V.

(Der Mann ist sehr ernst geworden und beobachtet ein beharrliches Stillschweigen. Bei der Nachhausekunft bemerkt man an einem der Fenster ein anmuthiges junges Mädchen, welches die Heimkehrenden mit Ungebuld zu erwarten scheint. Als die gnädige Frau in ihr Douboir tritt, stürzt ihre Schwester Marguerite in ihre Arme.)

Marguerite: Nun, meine liebe, kleine Schwester! Habt ihr Alles abgemacht?

Die Frau: Nimm dich doch in Acht, du trittst mir ja auf den Fuß. Nein, es ist nichts abgemacht — im Gegentheil, ich glaube, Alles ist abgebrochen.

Marguerite (fällt ganz blaß auf einen Stuhl): Ach Gott, was ist denn geschehen?

Die Frau: Diese Heirat paßt nicht für dich. Du würdest nicht glücklich werden.

Marguerite: Dann werde ich niemals glücklich! Aber so gib mir doch wenigstens einen Grund an!

Die Frau: Liebes Kind, ich besitze mehr Erfahrung als du, und da ich Mutterstelle an dir vertreten soll, wirst du mir erlauben, dir weiter keine Erklärungen hierüber abzugeben. Diese Heirat kann aus vielen Gründen nicht vor sich gehen.

Marguerite: Gut! Du wirst mir auch erlauben, über mein Glück urtheilen zu können und wirst dich nicht wundern, wenn ich bis zu meiner Volljährigkeit in das Klosterpensionat zurückkehre.

(Es wird dem Herrn ein Brief übergeben; während er ihn liest, geht Marguerite fort. Die gnädige Frau hat förmliche Krämpfe an den Hüften.)

Der Mann: Jetzt, liebe Freundin, spielt die Sache zwischen uns Beiden. Ich will augenblicklich den Namen des Verleumders wissen.

Die Frau: Als ob ich mir den gemerkt hätte!

Der Mann: Du wirst mir aber doch das Vergnügen machen, deine Erinnerungen zu sammeln. Henri verlangt eben in einem sehr dringenden Briefe, daß man ihn diesem Menschen gegenüberstellt.

Die Frau denkt sehr bestürzt eine Weile nach, endlich leuchtet es in ihren Augen auf: Ach, jetzt weiß ichs, es war der brustkranke, junge Engländer, Sir William Stock, welcher diesen Winter nach Corfu ging, um dort zu sterben.

Der Mann (nimmt seinen Hut und sucht seine Handschuhe): Welches Glück! Wenn Sir William gestorben wäre, hätte Henri an die Lüge glauben können. Er ist jedoch nicht todt, sondern befindet sich wieder hier, ich habe ihn gestern im Club gesehen. (Er geht fort.)

## VI.

(Die gnädige Frau klingelt. Die Bonne erscheint): Die Kammerfrau soll kommen.

Die Bonne: Gnädige Frau haben vergessen, daß Irma diesen Morgen das Haus verlassen hat, gleich, nachdem die gnädige Frau fort waren.

Die Frau: Es ist gut. Du kannst gehen.

(Sie zieht mit Mühe ihre Stiefelchen aus, legt ein Paar reizende Pantöffelchen an und vertauscht ihr Kleid mit einem Schlafrock. Ihre Augenbrauen sind nicht mehr zusammengezogen, ihre Lippen verlieren den krampfhaften Zug und ihr Gesicht sieht wieder freundlich und hübsch aus. Sie streckt sich auf den Divan hin, spielt mit ihren Pantöffelchen und bewegt die Gelenke ihres kleinen Fußes. Dann klingelt sie und ihr Gesicht wird melancholisch.)

Die Frau: Man bringe meine Tochter herein.

(Das Kind tritt ein, wagt aber nicht, sich der Mutter zu

nähern, und zieht sich furchtsam zurück, als diese es lieblos will. Nachdem sie das Kind zärtlich umarmt hat, läßt sie es wieder fortbringen und als sie allein ist, treten ihr die Thränen in die Augen. Sie klingelt von neuem.

Die Frau: Bitte Fräulein Marguerite, sich zu mir zu bemühen. Armes Kind!

(Die gnädige Frau geht an ihren Schreibtisch und kriegt ein Billet, welches sie dann abzugeben befiehlt. Hierauf schlägt sie sich vor die Stirn und ruft:

Aber was wird geschehen, wenn mein Mann Sir William findet? Ach, mein Gott! mein Gott, was habe ich gethan?

(Sie bedeckt sich das Gesicht mit den Händen und weint bitterlich. Der Bediente überreicht ihr eine Karte.)

Die Frau: Sir William Stock! Vielleicht ist Alles gerettet. Lassen Sie ihn eintreten.

Sir William: Gnädige Frau, ich nehme mir die Freiheit, mich selbst als Wiedergenesenen anzumelden.

(Die gnädige Frau ist ausnehmend liebenswürdig und plaudert lange halblaut mit dem jungen Engländer, der herzlich dabei lacht. — Hierauf wird Kapitän Henri angemeldet.)

Die Frau: Lassen Sie ihn eintreten und bitten Sie Fräulein Marguerite nochmals, herunterzukommen. Kommen Sie nur, mein lieber Henri, und seien Sie nicht mehr böse — es war Alles nur ein Mißverständnis, Sie sind der liebenswürdigste Mensch von der Welt und werden auch von aller Welt geliebt.

(Fräulein Marguerite kommt herein und hält ihre kleine Nichte an der Hand, um sich etwas Sicherheit zu geben. Nach fünf Minuten hört man in dem Boudoir nichts als Lachen und Scherzen.)

## VII.

(Der Herr v. K. erscheint und bleibt wie versteinert auf der Schwelle stehen. Die Kleine springt ihm entgegen, Henri und William reichen ihm die Hand und seine Frau begrüßt ihn mit zärtlichem Lächeln.)

Der Mann: Sir William, ich komme eben von Ihnen.

Die Frau: Mein Freund, es ist Alles schon abgemacht; ich hatte mißverstanden, es handelte sich gar nicht um Henri.

Der Mann: Ach!

(Er geht auf seine Frau zu, hebt ihr Kleid etwas in die Höhe, wirft einen Blick auf ihre Pantöffelchen und fällt lautlachend auf einen Stuhl.)

Die Frau (erröthend): An was denkst du denn, du Bösewicht?

Der Mann: Ich denke, daß die Frauen wahre Engel sind, wenn sie nicht eben große Teufel sein wollen. Liebes Kind, ich habe eine Bitte an dich. Sei so gut und stelle die Stiefelchen, welche du diesen Morgen anhattest, auf die Etage in deinem Schlafzimmer; wir wollen sie manchmal zusammen betrachten, aber anziehen darfst du sie nie mehr.

—r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stabfische 6 Thlr.  
mit Stabfischen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

Kaum siebzehn Jahre alt und noch ein Kind an Weltkenntniß, hatte sie das Machtgebot ihres Vaters mit dem fremden Manne verbunden, den sie kaum gesehen und, wo sie irgend mit ihm zusammengekommen war, eher gefürchtet als mit Wohlgefallen betrachtet hatte — trotz seiner imposanten männlichen Schönheit. Fünf Jahre war sie seine Frau gewesen und die Scheu, die sie ohne bewußten Grund vor ihm gehabt, hatte sich nur bewährt: selbst die Liebe, die er ihr zuerst gezeigt hatte, war in ihrem leidenschaftlichen, oft sogar wildphantastischen Wesen der Armen, welche sie nicht erwidern konnte, unheimlich geworden und seine Art, mit ihr umzugehen und zu reden, immer in seltsamen Gedankensprüngen und Bildern, in Anspielungen und Dichtersprüchen, denen ihr Geist nicht zu folgen vermochte, hatte sie immer mehr herabgedrückt. Dann war die furchtbarste Zeit gekommen, nachdem er die Entdeckung gemacht, daß ihr Herz nicht mehr frei gewesen war, als er ihre Hand erhalten hatte. Wie sie sich gegen ihn verrathen hatte, und was er dann mit erfinderischer Grausamkeit gethan, um sie immer tiefer zu verstricken und zu peinigen, davon konnte Clemens nur aus einzelnen, unbewachten Aeußerungen eine Ahnung haben — aus

den früheren Jahren ihrer Ehe hatte sie ihm viel erzählt, er konnte sich daraus von dem ganzen Verhältniß und Noring's Weise ein ziemlich klares Bild machen. Emma selbst hatte sich in ihrer Art zu sprechen, wie es zu geschehen pflegt, Manches von ihrem Manne angewöhnt, über die letzte Zeit bis zu dem Momente, wo Noring ihr den Vorschlag zur Scheidung gemacht, die er dann mit Energie rasch durchgesetzt, hatte sie gegen den Geliebten, als sie ihn später wieder gefunden hatte, einen Schleier gebreitet. Fünf Jahre war sie mit Noring verheiratet gewesen, jetzt drei Jahre von ihm getrennt und er ließ dennoch nicht von ihr ab, um ihr die wiedergewonnene Freiheit ihrer Jugend zu verkümmern! Gab es denn gar kein Mittel, sich auf immer von ihm zu befreien? Wenn schon der gelassene, nur auf gesetzlichen Wegen gehende Herr Barlo in seinem Unwillen sich hatte hinreißen lassen, eine Aeußerung zu thun, die eine sehr ungesetzliche Radikalkur in Aussicht nahm, wer kann es dem jungen Edelmann, welcher zehn Jahre dem Soldatenstande angehört hatte, verdenken, wenn er kurzen Soldatenproceß mit seinem Feinde zu machen wünschte! Aber wie die Frage nach dessen Anschlägen, den vielleicht noch ungeborenen, vergeblich gewesen, so war der Wunsch, mit ihm ein kurzes Ende zu machen, nur ein ohnmächtiger, und Clemens mußte bitter lächeln, als er durch seine körperlichen Schmerzen alsbald daran erinnert wurde. Dennoch hatte er Festigkeit gewonnen, den Dingen, die da kommen würden, ruhig entgegen zu sehen. Ihm selbst — was konnte ihm widerfahren? Persönlich hatte er mit

dem Manne, der seine Herausforderung, gleichviel aus welchem Grunde, abgelehnt hatte, nichts zu schaffen; er konnte nicht glauben, daß Noring nach der gestern gemachten Erfahrung noch versuchen werde, ihm zu nahen: was er ihm etwa zu sagen hatte, konnte er schriftlich thun. Die Wirthin hatte Clemens erzählt, daß der fremde Doctor sie ausgefragt habe, ob er Besuch von auswärts bekommen, und Clemens Blut wallte heiß dabei auf, denn er verstand den Sinn dieser Frage nur zu wohl! Konnte der Elende denken . . . ! Die Frau hatte auch berichtet, daß der Fremde, der sich einen Arzt genannt, ihn kuriren wolle — Clemens sah darin nur bitterste Ironie und Schadenfreude. Ihn hatte ja Noring so niedergeschmettert gefunden, wie seine übertriebensten Wünsche nur hätten fordern können — ihn konnte er seinem Schicksal überlassen. Auch Emma hätte er nun wohl nicht weiter verfolgen sollen: das Glück, das ihn von neuem gegen sie gereizt hatte, war vernichtet; aber selbst wenn sein Haß noch nicht gestillt war, so hoffte Clemens doch, daß der besonnene Mann, in dessen Hause Emma lebte, sie gegen jede Unbill schützen werde und vielleicht grade deshalb um so wirksamer, weil er kein Cavalier war und ihm daher Mittel und Wege zu Gebote standen, welche ein Cavalier verschmähte! Was hatte Clemens einst thun können, als mit den Waffen in der Hand von ihm Rechenschaft fordern und ihn, da er den Zweikampf verweigerte, seine volle Verachtung fühlen lassen? Daraus machte sich der Mann nichts und blieb unangestastet wie zuvor, ja die Gegner des „Ueberrestes mittelalterlicher Barbarei“ klatschten ihm Beifall, daß er so vernünftig gewesen! Herr Baro wußte ihm jedoch auf andere Weise beizukommen und — was Clemens mit Zuversicht hoffte, Emma selbst mußte in der Zeit selbstbewußter Freiheit soviel Seelenkraft gewonnen haben, um sich vor Gefahren zu schützen. Es liegt das ja nicht in äußeren Dingen!

Mehrere Tage waren vergangen, ohne daß Noring sich hätte blicken, oder von sich hören lassen. Nach ihm zu fragen entschloß sich Clemens nicht. Bei der Einfachheit und Durchsichtigkeit aller Verhältnisse in Nehme hätte er wohl gleich Auskunft erhalten, ob Noring noch hier war: wenn er sich aber nur einen Tag aufgehalten hatte, so wußte man von Amtswegen nichts und das Meteor war vorüber. Da brachte Frau Kappenmeier ihrem „Fahrgast“ unaufgefordert die Nachricht, daß der fremde Doctor, der sich vor einigen Tagen nach ihm erkundigt und ihn in die Kur habe nehmen wollen, bei einer Spazierfahrt umgeworfen sei und sich

erheblich verletzt habe, er liege nun fest. Clemens schämte sich der Genugthuung, die er darüber empfand, aber so unwürdig er das schalt, konnte er sich nicht helfen. Vor der Hand also Waffenstillstand!

Jetzt erzählte auch sein Arzt beiläufig davon. Dr. Noring war in der medicinischen Welt nicht unbekannt, da er durch die Kühnheit und das Glück seiner Kuren sich einst einen gewissen Namen gemacht, aber auch viel Anfechtung zugezogen hatte. Dorns Arzt war ein gediegener, ruhiger Mann mit gesundem Urtheil, der sich nicht durch vorgefaßte Meinungen bestimmen ließ, aber er konnte doch auch nicht umhin, manches gewagte Heilverfahren Noring's — wenn die Presse darüber Wahrheit berichtet — als der menschlichen Natur zuwider zu verwerfen, wovon er gegen Clemens mehr als ein Beispiel erzählte. Er schrieb es der Sucht zu, sich um jeden Preis über das eigene Weichbild hinaus einen berühmten Namen zu machen und dadurch den großen Haufen, der nur auf augenblicklichen Erfolg sieht, an sich zu locken. Daß die Aufsichtsbehörde nicht bei ihm und ähnlichen Stürmern einschreite, konnte er sich nur daraus erklären, daß hohe Protection walte, welche grade durch Ungewöhnliches leicht zu erreichen sei.

Clemens äußerte, daß wohl auch die eigene geistige Richtung, ein excentrischer Charakter, verbunden mit einem Hange zu kühnen Combinationen, den Arzt von dem wohlverprobten Wege abführen könne und fragte, wer Dr. Noring behandle, erfuhr aber, daß derselbe von keinem Collegen die Hilfe in Anspruch genommen habe, sondern sein System — wenn er überhaupt ein solches besitze! — an sich selbst zu versuchen scheine. Die Nachricht, daß er bei einer Spazierfahrt mit eigenem „Geschirr“ Schaden genommen habe, sei aus seiner Wohnung verbreitet worden; Clemens fragte gleichgiltig nach dieser und hörte, daß Noring im letzten Hause an der Chaussee nach Minden sich einquartirt habe. Dort hatte er ihn sich also zu denken — vielleicht auf lange. Der Arzt entfernte sich nicht ohne Verdacht, daß sein Patient, der sich trotz aller Versicherungen vom Gegentheil für hoffnungslos erachtete, nicht übel Lust habe, es einmal mit einer der Gewaltkuren des berühmten Dr. Noring zu versuchen, wovon freilich für ihn nur das größte Unglück zu erwarten stand.

Wie dem auch sein mochte, an sich selbst — wenn das Gerücht seinen Zustand nicht schlimmer dargestellt, als er gewesen war — hatte der berühmte Mann wieder eine Wunderkur bewirkt. Gestern hieß es noch, daß er fest liege, heut war er schon abgereist. Es

diente nicht wenig dazu, ihm ein allgemeines Interesse zu verleihen. Sein Ruf war aus früherer Zeit einigen der Kurgäste bekannt gewesen und diese hatten bereits, seit sein Name hier genannt worden war, fabelhafte Geschichten von ihm erzählt. Man hatte daher allgemein bedauert, daß er gleich nach seiner Ankunft von einem Unfall betroffen und an das Zimmer gefesselt worden; Viele, die im Handumdrehen von Leiden, zu deren Selbsterzeugung sie lange Jahre leichtsinnigen Lebens gebraucht, geheilt sein wollen, hatten schon ihre Hoffnung auf ihn, als einen Propheten der neuen medicinischen Aera gesetzt, und nun war er, nachdem er an sich selbst ein großes pathologisches Problem gelöst, auf einmal wieder verschwunden. Wo hatte er seinen Wohnsitz oder wo wollte er die Zukunftsklinik, die alle bisherigen zu Schanden machte, gründen? Ach, das wußte Niemand. Ein alter Herr, der keine Frage unbeantwortet ließ, wenn er auch nichts wußte, gab zwar mit großer Bestimmtheit Alles an, aber grade, weil Er es behauptete, glaubte Niemand daran und die Meinung, daß man es mit einem rastlosen Wanderarzte, einer Art medicinischen Ahasverus, zu thun gehabt, gewann immer mehr Boden. Hatte er denn keine Familie? Gewiß nicht! „Das eben ist das Erhabene des wahren Berufs,“ sagte eine junge Dame in dem Kreise, der sich täglich um seine Chorführerin bildete, mit schwärmerischem Ausblick, „daß er selbst jeder zarten Regung entsagt, um sich ganz dem Heile der Menschheit zu widmen. Ich kenne zwei Aerzte, nicht weit von einander, an bezaubernden Punkten eines süddeutschen Berglandes, jeder geeignet, ein Mädchen glücklich zu machen und durch die Liebe glücklich zu werden, und dennoch!“ Sie brach schnell ab und die kleine heitere Frau, welche für diese Saison zur Chorführerin gewählt war, warf ihrer Nachbarin einen muthwilligen Blick zu. Die junge schwärmerische Dame wäre wohl nicht abgeneigt gewesen, glücklich zu werden und glücklich zu machen, wenn einer der Erhabenen, von denen sie oft phantasirte, sich zu ihr geneigt hätte — gleichviel, welcher! „Haben Sie von dem Mirakel gehört, meine Damen,“ fragte sie, „das der wunderschöne Mann, den wir auf der letzten Réunion bewunderten, gleichsam im Fluge gethan hat? Keine von Ihnen?“

„Es ist nicht so schlimm mit ihm gewesen,“ versicherte eine bewegliche Brünette, deren Vater sich hier ansässig gemacht hatte, sehr eifrig. „Ich weiß es ganz genau. Er hat spät abends im Mondschein noch eine Spazierfahrt mit seinem allerliebsten Gig gemacht, wobei er sich immer selbst kutschirt. Da er aber schlecht

fahren kann, ist das Pferd mit ihm durchgegangen, hat den Wagen an einem Prellstein ungeworfen und seinem Herrn eine Contusion zugezogen. Weiter ist es nichts gewesen, daher kein großes Mirakel, daß er sich mit kalten Umschlägen bald kurirt hat und abgereist ist.“

Sie hatte so rasch gesprochen, daß die kleine Frau, ungeduldig zuhörend, doch außer Stande gewesen war, sie zu unterbrechen. „Davon rede ich nicht,“ sagte sie jetzt. „Ihre Quellen mögen die flüssigsten sein, aber ich rede nicht von dem Arzte, sondern von Herrn von Dorn!“

„Wie?“ klang es vielstimmig, wie im Septimenaccord.

„Er geht!“ versicherte die kleine Frau feierlich.

„Und der Fremde soll ihn kurirt haben? Wollen Sie unsern Bädern ihre Ehre rauben? Die Bäder — was sonst! — haben gewirkt! Das ist auch gar kein Mirakel! — Ein so junger Mann! Soldat gewesen! Im Vivouac durchnäßt und erkältet!“

Es kostete einige Mühe, sich in dieser Opposition Gehör zu verschaffen. — „Wenn ich Ihnen sage, daß der berühmte Arzt ihn besucht hat, daß er mit Bestimmtheit ausgesprochen hat, er werde ihn kuriren?“

„Gegen wen?“ war die rasche Frage. „Darauf kommt es an!“

„Auch ich habe meine Quellen!“ versicherte die kleine Frau. „Es genüge Ihnen, daß ich eine ganz unverdächtige Zeugin stellen kann! Herr von Dorn wird vielleicht noch vor dem Schlusse der Saison tanzen!“

Wenn die Damen in ihrer Verlassenheit von dem heillosen Geschlecht, das lieber in den Weltbädern höchst unsoliden Neigungen nachschwärmt, statt sich an bescheidenern Orten einer gemüthlichen Geselligkeit hinzugeben, auf Clemens Hoffnungen gesetzt hatten, so mußten diese empfindlich getäuscht werden. Selbst wenn er vollkommen hergestellt gewesen wäre, keine von ihnen würde mit ihm durch die Reihen des Tanzes geschwebt sein. Seine Genesung, obgleich unleugbar zur großen Freude seines Arztes der erste Schimmer von Hoffnung dazu angebrochen war, schien doch noch sehr zweifelhaft und der wackere Arzt schalt, daß sein Patient so gar nicht der Natur geistig zu Hilfe kam, sondern eher die Zeichen einer Besserung verleugnete, ja nicht einmal mit Freude an die Möglichkeit einer solchen dachte. Er hatte freilich in seiner Praxis dergleichen schon oft erlebt, aber doch nur an Kranken einer bestimmten Gattung, zu denen Clemens nicht im entferntesten gehörte.

„Schämen Sie sich, Herr von Dorn! Sie thun ja mit dreißig Jahren, als ob Sie ein Hypochonder von Sechzig wären und das Leben schon durch eine aschgraue Brille betrachteten. Ich glaube Ihnen gar nicht, daß Sie bei den Husaren gestanden haben, eher bei den Mineurs, die unter der Erde arbeiten und wochenlang keine Sonne sehen.“

Gewiß war es ein Räthsel, daß Clemens mit sehr widersprechenden Gefühlen seine sich unverkennbar vorbereitende Genesung betrachtete. Im Bewußtsein derselben hätte er laut aufjauchzen mögen, er sah sich schon wider zu Pferde vor seinen Reitern im Galop über Stod und Stein sausen, denn er war mit Leib und Seele Soldat gewesen; wenn er aber an das Glück dachte, daß ihm nun auch von anderer Seite aufs neue zu lächeln schien, wurde er von bangen Zweifeln bestürmt. Die Krankheit, welche ihn so plötzlich befallen und sich mit wunderbarer Schnelligkeit gesteigert hatte, war nicht der einzige Grund gewesen, Emma zu entsagen und das Opfer, das sie ihm freudig hatte bringen wollen, mit aller Entschiedenheit abzulehnen, die Krankheit hatte nur den unerträglich werdenden Widersprüchen in seiner Seele ein Ende gemacht. Als Emma frei geworden war, hatte er den einzigen Gedanken gehabt, daß seinem Glück nichts mehr im Wege stehe, er war, als er sie wiedersah und die Liebe, die sie ihm in früher Jugend geschenkt hatte, noch treu und unverändert fand, nicht zum klaren Bewußtsein des ganzen Verhältnisses gekommen — dann aber, bei einer geringfügigen Gelegenheit, hatte es ihn plötzlich getroffen, wie ein stechender Spiegelblitz in ein unbewachtes Auge: er war arm und erhielt sich nur unter Entfagungen mit Anstand in der losspielligen Truppe, der ihn sein Vater, ohne viel zu bedenken, übergeben hatte, und Emma war sehr reich! Tausende seiner Kameraden in der Armee hätten ihn um diese Verbindung beneidet und wenn er in einem Kreise von Genossen den Gedanken, der ihn nun Tag für Tag heimsuchte, ernsthaft geäußert hätte, so würden sie ihn erst wie versteinert angesehen haben und dann in ein schallendes, gar nicht endendes Gelächter ausgebrochen sein. Ihm aber war es Ernst mit dem Gedanken, und wenn diesen die Blafirten und Geldgierigen auch noch so sehr eine wahrhaft spanische Zuspizung der Ehre nannten, seiner Ehre schien es unerträglich, der reichen Frau eine glänzende Existenz zu verdanken, die er sich selbst nicht annähernd hätte schaffen können. Emma hatte ihn auch ausgelacht, als er ihr einmal diese Andeutung gemacht, und da er noch einmal darauf zurück-

gekommen, war sie böse geworden. „Du liebst mich nicht!“ war ihr Vorwurf gewesen. „Sonst könntest du unmöglich auf diese Nichtigkeit ein Gewicht legen!“ Seitdem hatte ihn die Krankheit, die ihn niederwarf, von allen Scrupeln befreit. Wie hätte er es nun mit seiner Ehre vereinigen können, ihr das Wort, an das sie sich gebunden glaubte, nicht zurückzugeben? Was er selbst dabei gelitten hatte, war freilich keinem Menschen offenbar geworden, denn wenn er auch Freunde genug besaß, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, hätte er es doch für Entweihung gehalten, auch den besten in dieser Beziehung zum Vertrauten zu machen; nur was er gethan, sagte er ihnen und wenn sie auch seine Großmuth übertrieben fanden, mußten sie seinen Schritt doch ehrenhaft nennen. Jetzt fühlte er, daß er sich wiederum einem Wendepunkte seines Lebens nähern werde, wenn die Zeichen der Verheißung nicht trügten. In sein Leben, das einem todten Meere gleich, war wieder eine leise Bewegung gekommen, Wellen regten sich wieder und fluteten, jetzt noch langsam, bald aber wohl rascher einem neuen Ziele zu — wenn er nun genesen und somit der Grund, aus welchem er Emma ihr Wort zurückgegeben hatte, gehoben war, und er ihr dennoch fern blieb, zu der ihn sein Herz doch mit stürmischem, niemals beschwichtigtem Drange trieb: in welchem Lichte mußte er ihr erscheinen! Sollte er sich selbst, da er für sich eine Erniedrigung darin sah, was Andere als das beneidenswertheste Glück gepriesen hätten, untreu werden, und wenn er seiner Leidenschaft nachgab, konnte er jemals die innere Befriedigung finden, welche allein das dauernde Glück verbürgt? Oder sollte er ihr, der Frau, den ersten Schritt der Annäherung zumuthen? Clemens hatte, seit er das Regiment verlassen, fast ganz einsam gelebt: Krankheit und Einsamkeit führen auch das frischeste Gemüth zu Grübeleien und trostlosen Zergliederungen des Daseins, bis von diesem nicht mehr viel übrig bleibt als das Skelett, und Clemens besaß von seinem Vater als Erbtheil nicht einmal den leichten Sinn, sondern eher die Sinnesart seiner Mutter, welche sich über das unabwendbare Verderben ihres Hauses und die bedrohte Zukunft ihres Lieblings allmählich zu Tode gehärmt hatte.

## 6.

„Hast du den letzten Brief noch, den ich dir aus Breteuil im Departement der Eure geschrieben? Ich

wollte damals sterben, aber dich freigeben nicht. Daran scheitern meine edelsten Entschlüsse, so edel, daß ich vor mir selbst als Fettschandeter in den Staub sinken könnte! Es gab eine Zeit, wo ich in Selbstverleugnung das Ungeheuerste vollbringen wollte — als es aber zur That kam, riß es mich wie mit Haaren davon zurück — wir wurden geschieden, aber aufgegeben, freigegeben im Geiste habe ich dich darum nicht — den Trauring, den du zurückverlangen konntest, nicht wahr, den hatte ich verloren oder weggeworfen? Es war erlogen, ich habe ihn noch und werde ihn mir, wenn ich einmal den letzten Rest meiner Vernunft verloren habe, durch den Kopf schießen. Aber ich will diesen Rest, mag er nun groß oder klein sein, heut als noch lebensfähig beweisen und dir so vernünftig schreiben, als ich kann. Sie erlauben doch, Frau Noring, daß ich Sie noch du nenne? Also! Ich bin nicht todt, bin wieder erweckt, obgleich nicht im modernen geistlichen Sinne, und frage dich, ob du es aus christlicher Barmherzigkeit noch einmal mit mir versuchen willst. Du erwirbst dir eine Rettungsmedaille utriusque generis, d. h. für Seele und Leib. Ich weiß Alles, was dem von deiner Seite entgegensteht, aber ich weiß auch, was mich zu dieser „bescheidenen Anfrage“ berechtigt. Ja oder Nein? Schreibe mir keinen langen Brief, ich lese ihn nicht durch. Für Ja keine Gelöbniße, für Nein keine Drohungen! Nur eins: ohne fremden Rath für deine Antwort! Ich gebe dir volle sechs Monate Bedenkzeit, dann komme ich wieder.

Nero.“

„Postscript. Fast hätte ich meine Adresse vergessen, aber erst dann: Cassel, Hotel zum Römischen Kaiser.“

**Nachschrift.** Erst in sechs Monaten findet mich eine Antwort und nehme ich sie an. Selbst ein unbedingtes Ja würde ich heut noch nicht annehmen.

**Codicill.** Ohne fremden Rath! Lies und verbrenne den Brief — keine Seele darf seinen Inhalt ahnen! Ich warne dich!“

Ein feines Gelächter begleitete die letzten Worte, als sie dennoch von andern Augen, als für die sie bestimmt waren, gelesen wurden. Vor dem Schreibtisch ihrer Herrin stand die Frau, welche schon bei ihrer Mutter gedient hatte, dann eine kurze Zeit verheiratet gewesen und nach dem Tode ihres Mannes in den Dienst der eben verheirateten Tochter des Hauses getreten war, in welchem sie den größten Theil ihres Lebens sorgenfrei und freundlich behandelt zugebracht hatte. War es nicht gerechtfertigt, ihr das unbedingte Vertrauen zu schenken? Emma hatte noch keinen Grund

gehabt, an ihrer Treue zu zweifeln. Und dennoch stand sie jetzt vor dem Schreibtisch ihrer Herrin, hatte denselben mit dem feinen stählernen Schlüssel, welchen diese einst verloren und Elisabeth gefunden, aber für sich behalten hatte, geöffnet und den heut eingegangenen Brief, aus welchem ihr ein Geheimniß gemacht worden war, in aller Ruhe gelesen. „Nur der Information wegen!“ sagte sich die Advokatentochter. „Wenn der Mandatar nicht die Sache, die er führen soll, bis in die kleinsten Umstände kennt, so kann er den Proceß in keiner Instanz durchbringen.“

Das war also die Absicht! Dem Herrn Sanitätsrath war die Scheidung jetzt, nach drei Jahren, leid geworden und er suchte sich auf einem allerdings sehr ungewöhnlichen Wege wieder angenehm zu machen. Frau Minder legte den Brief, den ihre Herrin in der Aufregung gar nicht wieder in das Couvert gesteckt, sondern nur in das Fach geworfen und dies verschlossen hatte, sorgfältig wieder an dieselbe Stelle, dann schloß sie den Schreibtisch zu und setzte sich in den Sammetstuhl ihrer Frau, um sich in der größten Bequemlichkeit Alles zu überlegen. Sie hatte keine Ueberraschung zu fürchten, denn die ganze Familie hatte heut Morgen einen Ausflug unternommen, der sie mehrere Tage von Niederbach entfernt halten sollte, und Lobeding, der alte Diener Bartos, der ihr zuweilen etwas aufpaßte, war in die Stadt gegangen. Der griesgrämige Hagestolz war der Einzige im Hause, vor dem sie eine gewisse Scheu hatte.

Also wieder trauen lassen! Daß Noring eine unsinnige Leidenschaft für seine junge Frau gehabt, ehe er hinter deren Herzensgeheimniß gekommen war, wußte die Minder — was hätte sie nicht gewußt? Sie war eine unbemerkte Zeugin gewesen, wie er einst zu seiner Gattin gesagt hatte: Wenn ich meine Rosenknospe nicht gefunden hätte, so wäre ich binnen Jahresfrist eine Beute des Feindes gewesen, der seine Krallen schon mehr als einmal nach mir ausgestreckt hat — nun habe ich mich gegen ihn der Homöopathie verschworen: similia similibus! Gleiches als Gegenmittel! Wahnsinn mit Wahnsinn kuriren! Was ist die Liebe anders als ein süßer Wahnsinn! In diesem Tone, der einem Manne von seinen Jahren kaum zu verzeihen war, hatte er zur Belustigung der versteckten Dienerin eine Weile fortphantasirt und sie mußte heut wieder daran denken! Der süße Wahnsinn war also noch nicht kurirt, als er in wüthender Eifersucht entbrannte; er hatte sich endlich von seiner Frau getrennt und wohl glauben müssen, daß sie dem Manne ihrer ersten und einzigen Liebe

ihre Hand schenken werde, und nun, als das nicht geschehen war, kam er wieder mit einem Antrage, der in seiner ganzen Form bewies, daß auch der alte Feind, den er durch den süßen Wahnsinn hatte vertreiben wollen, noch da war und beide Gewalten sich, wie es schien, um seine Seele stritten. Die vielbelesene Advokatentochter glaubte in seinem Briefe viele Anklänge an bekannte Humoristen zu finden und hatte überhaupt schon witzigere Briefe von ihm gelesen. Wie sie zu der Sache sich zu stellen hatte, war ihr keinen Moment zweifelhaft. So genial der Herr Sanitätstath war, hatte er doch sehr unklug gehandelt, sie, die er nicht zu schämen verstand, vor den Kopf zu stoßen. Er hatte sie wie eine Magd behandelt, statt in ihr die dienende Freundin seiner Frau zu achten. An ihr hätte er eine mächtige Verbindete haben können, nun war sie seine Feindin geworden und spottete des unsinnigen Gedankens, dem er in dem eben gelesenen Briefe Worte gegeben hatte. Ihre Herrin war allerdings ein schwankendes Rohr, das sich selbst überlassen ein Spiel jedes Lusthauchs wurde, sie war eins von jenen schwachen Gemüthern, die nur vom Gefühl, nie vom Verstande getragen werden, aber in diesem Fall schien es doch ganz unmöglich, daß sie sich durch irgend ein Gefühl bestimmen lassen konnte, dem Antrage nachzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Ein Roman vor dem Friedensrichter.) Vor wenigen Wochen stand in London vor dem Friedensrichter ein schönes junges Paar, das nicht in den friedlichsten Absichten gekommen zu sein schien, nach den Blicken voll Zorn und Abscheu zu schließen, welche die junge Dame auf den jungen Mann von Zeit zu Zeit schleuderte. Freunde und Freundinnen bildeten für die Beiden, die in einiger Entfernung sich gegenüber saßen, gleichsam die nöthige Staffage ihres Falls. Endlich trat die junge Dame als Klägerin auf.

Miß Betty Harriot ist eine hübsche Blondine mit dem zartesten Teint, aber seltsam kontrastirt mit diesen Attributen der Sanftmuth und Schwärmerei das entschiedene, sichere Wesen, welches sie im Laufe der Verhandlungen an den Tag legt. Miß Betty hatte im Coventgardentheater einen jungen Mann kennen gelernt, dessen Erscheinung gleich beim ersten Anblick einen tiefen Eindruck auf sie gemacht hat. Es ist derselbe Mann, welcher mit bleichem Antlitz und unter dem Eindruck einer mächtigen Aufregung der Erzählung Miß Bettys von ihrem ersten Zusammentreffen lauscht. Sie hatten sich später bei einem Spa-

ziergange wiedergelesen und sich bald gegenseitig ihre Neigung verrathen.

Herr Manning — so war der Name ihres Ideals — fand leicht Gelegenheit, Zutritt in das Haus der Angebeteten zu erhalten, denn deren Eltern trugen kein Bedenken, den soliden Verehrer ihrer Tochter freundlich zu empfangen, als sie hörten, Manning sei der Nefte eines reichen Fabrikanten in Liverpool, der ein großartiges Erbvattengeschäft besitze und seinen jungen Anverwandten zur höheren gesellschaftlichen Ausbildung nach London geschickt habe. Wie elegant und fast abelig war auch seine Erscheinung! Die hohe Denturstim, über welche ein rabenschwarzes, seidenweiches Haar fiel; der seine Mund mit dem beständig etwas leidenden, fast resignirten Zuge; die schwärmerischen, dunkelblauen Augen, die aristokratischen, weißen Hände und dabei die tadellose Haltung in Toilette und Manieren; endlich seine klare, von einem poetischen Zauber angehauchte Rede — wer hätte wohl an ihm zweifeln können!

Der Einfluß des verführerischen jungen Mannes auf das Mädchen war bald ein mächtiger. Betty hatte eine einfache praktische Erziehung genossen und ihre ganze Den- und Handlungsweise sich diesen Anleitungen entsprechend ausgebildet. Im Punkte der Sentimentalität und der Schwärmerei war sie das grade Gegentheil ihres sanften George. Liebt er es, weiche, lyrische Gedichte zu declamiren und dem „silbernen Mondlicht“ wie dem „geheimnißvollen Rauschen der Wipfel“ und dem „Murmeln der Quelle“ seinen Enthusiasmus zu zollen, so war Betty dagegen um so mehr für drastische Schauer-Romane und blutgetränkte Räubergeschichten eingenommen, und wenn ihr George Bulwers „Nacht und Morgen“ oder die melancholischsten unter den schwermüthigen Liedern Byrons empfahl, so gab sie nur dem Angebeteten zu Liebe nach und las dieselben ohne Genuß.

Da kam die interessante Affaire mit Franz Müller, dem deutschen Schneidergesellen, und Betty hatte kein sehnlicheres Verlangen, als der Hinrichtung dieses verruchten Foreigner beizuwohnen. Die Kundgebung dieses Wunsches brachte ihren George in ungewöhnliche Aufregung und er entfaltete die ganze Kraft seiner Beredsamkeit, um sie von dem Unpassenden, jedem weiblichen Hartgefühl Zuwiderlaufenden ihres Vorhabens zu überzeugen. Betty gab den Vorstellungen des Geliebten endlich auch nach, kam er doch gleichfalls jedem sonstigen Wunsche gern nach, den sie zu erkennen gab, und so gestalteten sich die gegenseitigen Beziehungen der Liebenden immer inniger und fester, so daß es schien, als ob nichts in der Welt im Stande sei, sie zu trennen — da führte ein seltsames Ereigniß zu einer schrecklichen Katastrophe.

Eigenthümlicherweise glaubte Betty bei der erwähnten Hinrichtung ihrem Stolze etwas vergeben zu haben, als sie schließlich den Bitten und Gefühlen ihres Geliebten Rechnung getragen und zu Hause geblieben war. Bei einer ähnlichen Veranlassung, die sich vor wenigen Wochen darbot, nahm sie sich vor, standhafter in ihrem Vorhaben zu sein.

Es sollte abermals ein jugendlicher Verbrecher wegen eines

gemeinen Mordes durch den Strick vom Leben zum Tode gebracht werden. Als das Gespräch darauf gekommen, hatte George behauptet, daß jedes edlere Gefühl, jede sanfte Regung bei dem Anblick einer solchen Scene erstickt werden müßte und jede weibliche Zuschauerin durch ihre Anwesenheit bei einem derartigen Schauspiel gleichsam eine Hinrichtung an sich selbst in moralischer und geistiger Hinsicht vollziehe. Betty wollte jedoch beweisen, daß sie des Morgens einer solchen Execution ruhig zusehen und des Abends dennoch seelenvoll und heiter mit ihrem empfindsamen George plaudern und scherzen könnte.

Sie verrieth also ihrem theuern George kein Sterbenswörtchen von ihrem Plane und war am Morgen der Hinrichtung eine der ersten auf dem engen Schauplatz in den düstern Räumen des Newgate-Gefängnisses. Wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, hatte sich auch diesmal eine sehr gemischte Gesellschaft eingefunden, die sich gegenseitig stieß und drängte, um einen möglichst guten Platz bei dem Schauspiel zu erhalten, so daß Betty bald in einen dichten Haufen eingeschlossen war, aber doch immer noch Raum genug behielt, um Alles deutlich sehen zu können. Es wurde ihr bänglich zu Muth, so allein in der wildfremden Masse — hier vernahm sie leises, ängstliches Flüstern neben sich, dort tolles Pfeifen und Toben, um sich die Zeit bis zur Ankunft des Delinquenten zu vertreiben.

Er erschien endlich, es war noch ein blutjunger, kleiner Bursche, und Betty empfand gleich allen Anwesenden unwillkürlich eine Regung tiefen Mitleids für den unglücklichen Verbrecher. Dieser wurde jetzt von dem Geistlichen zur Plattform geleitet, der Scharfrichter mit seinen Gehilfen erschien — und Betty sank mit einem großen Aufschrei des Entsetzens ohnmächtig zu Boden. Sie hatte als den ersten Gehilfen des schrecklichen Hangman ihren sanften, elegischen George in gemeiner Henkerstracht erkannt! —

Als Betty in dem Stübchen eines Gefängnißwärters wieder zu sich kam, wohin sie die theilnehmenden Umstehenden, die sie für eine Verwandte des Delinquenten hielten, gebracht, und ihre Wohnung nennen konnte, wurde sie nach Hause geschafft und verfiel in Folge der furchtbaren Aufregung in ein hitziges Fieber.

Abends zur gewohnten Stunde trat der elegant gekleidete George in gewohnter sanfter Weise in das Zimmer seines treuen Mädchens.

„Zurück, Mörder!“ schrie sie ihm entsetzt entgegen. Er wollte erstaunt ihre Hand ergreifen. —

„Berühre mich nicht, Entsetzlicher, Deine Hände sind blutbesetzt, willst Du auch mich dem Henkertode überliefern?... Greif doch zu, lege mir doch den Strick an... Du hast ja Stricke genug im Vorrath, dafür hast Du Dir gewiß den Onkel in Liverpool mit einem Cravattenmagazin angeschafft... Ha ha ha! sehr elegante Cravatten sind es, die Du zu benutzen pflegst, das muß ich sagen.“

So tobte Betty fort im Delirium und der Fieberhitze, sie war dem Wahnsinne nahe, und George wurde von den tiefent-rüsteten Eltern aus dem Hause gewiesen.

Was hatten sie nun, kurz nach Betty's Herstellung, vor dem Friedensrichter zu thun? Er wollte die kleinen Schmucksachen und Dinge, die Briefe und alle die kleinen Liebesangeboten, welche er nach und nach von Betty erhalten, während er seinen verachteten Stand verlegnete, und die Betty mit Hartnäckigkeit zurückverlangte, durchaus nicht herausgeben. Er liebte das Mädchen noch so heiß und innig, das ihn nur mit dem entsetzlichen Abscheu zu betrachten vermochte. Vor Gericht mußte er sich endlich zur schmerzlichen Herausgabe der ihm so theuren Erinnerungen entschließen. Er that dies jedoch nicht, ohne eine leidenschaftlich erregte Ansprache an die Richter zu halten, welche auf den Satz hinauslief: „Nicht ich, sondern der Richter, auch nicht der Richter, sondern das starre, harte Gesetz ist der wahre Henker!“

George Manning stammte aus einer vornehmen, schottischen Familie und war durch eine verzweigungsvolle Kette von unseligen Umständen zu diesem schauervollen Berufe gekommen. Seine Liebe zu Betty war wie ein freundlicher Lichtblick in seinem Leben, das er, wie er vor Gericht andeutete, einzeln zu beschreiben gedenkt.

Betty Harriot liegt seit der erschütternden Scene vor dem Friedensrichter, wo sie die ganze, entsetzliche Katastrophe in Newgate nochmals vor ihr geistiges Auge rufen mußte, aufs neue gefährlich erkrankt darnieder. Sie hat eine kurze Befriedigung weiblicher Neugierde mit dem Glücke ihres ganzen Lebens bezahlt. Nie hätte sie geglaubt, daß ihr eigenes Leben Stoff zu einem Roman mit tragischeren und verhängnißvolleren Effekten liefern würde, als alle ihre Lieblingsromane bieten, selbst „Lady Audleys Geheimniß“, „Aurora Floyd“, „Elmors Sieg“, und wie alle die schönen, schaurigen und geheimnißvollen Geschichten von Miß Braddon heißen mögen. — r.

(Eine verlorene Wette.) Die Damen, welche keine andere Beschäftigung kennen, als alle möglichen Moden mitzumachen, konnten es wahrscheinlich nicht verschmerzen, daß die Männer es waren, welche die Wetten um Nichtigkeiten zur Mode machten — sie suchten dieselben nachzuahmen und haben sie sogar in dieser Nachahmung übertroffen. So hat sich in Döbling bei Wien unter der dort in Sommerwohnungen hausenden Damenwelt ein eigener Wettklub gebildet, der nichts Anderes bezweckt, als die gewagtesten Wetten auszuführen. Der erste Turf war ein freies Feld bei Döbling, wohin man vor einigen Tagen in aller Frühe einige äußerst zierlich gebaute „Bäuerinnen“ marschiren sah. Wenn auch ihre Sprache, ihre zarten Hände und Füße Zweifel an der Echtheit der „Landmädchen“ aufkommen ließen, die Tracht war jedoch tabellos. Sie schritten mit Sensen, Hacken, Rechen und Schaufeln bewaffnet hinaus auf die Arbeit. Das Terrain war für einen halben Tag gemiethet; das Gras stand hoch, nun galt es zu mähen, umzugraben, zu pflanzen u. s. w., und zwar dem Uebereinkommen gemäß ununterbrochen von fünf Uhr früh bis zwölf Uhr mittags. Begeistert und voll Eifer machten sich die Damen in ihren kurzgeschürzten Kostümen an die Arbeit. Sie sangen stürmisch an, aber um halb neun Uhr war die erste von ihnen, und bis halb zehn Uhr die letzte

derartig schwachmatt, daß sie sich niederlegten und sehnsüchtig ihre Equipagen erwarteten. Die Wette von 100 Gulden gewann die junge Bäuerin, welche zur Aufsicht mitgenommen wurde.

— r.

(Dennoch erkannt.) In einem Hause des noblen Faubourg St. Germain in Paris mietete vor einiger Zeit eine Dame, die sich für eine Witwe ausgab und neben ihrem Grafentitel einen berühmten, historisch bekannten alten Namen führte, die zweite Etage. Sie führte einen ganz anständigen, aber höchst beschriebenen Haushalt, hatte bloß zwei Frauen zur Bedienung, ging wenig, und stets in sehr einfach eleganter Toilette aus, und man erfuhr bald, daß die Kirche und die Werke der Barmherzigkeit fast all ihre Zeit in Anspruch nahmen; dabei empfing sie selten Besuch, der stets in ernsten, gelegten, mit Orden geschmückten älteren Herren bestand. Man citirte sie bald in den vornehmen Kreisen ihrer Nachbarschaft als ein wahres Muster von einer Gräfin. Der Pfarrer des Sprengels wählte sie zur Patronin für einige fromme Werke; dabei machte sie die Bekanntschaft verschiedener vornehmer, tugendhafter und mildthätiger Damen. Sie schien durchaus nicht begierig, Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, sondern bewahrte die größte Zurückhaltung, was für diese mißtrauische Welt, die sich sofort vor Jedem verschließt, der sie im Sturm erobern möchte, nur ein Grund mehr war, ihr gern entgegenzukommen.

So gewann sie, ohne es anscheinend zu wünschen und indem sie sich förmlich nöthigen ließ, einige ausgezeichnete Bekanntschaften, die sie einigermaßen aus ihren einsamen, andächtigen Gewohnheiten herausrißen.

„Warum wollen Sie uns denn fliehen, liebe Gräfin?“ sagten die ehrwürdigsten Damen dieser vornehmen Gesellschaft zu ihr; „es ist gewiß schön, zurückgezogen und fromm zu leben, allein etwas anständige Zerstreuung ist Ihrem Alter und unserem Geschlecht wohl erlaubt.“

Man nöthigte sie, zu diesem oder jenem Diner zu kommen, welches ganz en famille bei einer der Damen stattfand, und gab sich einst alle erdenkliche Mühe, sie zu bewegen, mit ins Theater zu gehen. Das Theater schien ihr einen ganz besondern Abscheu einzuslößen. Die Damen redeten ihr aber aus allen Kräften zu.

„Gewiß wäre es besser, wenn man das Theater entbehren könnte,“ meinten sie, „allein wenn es schließlich eine Sünde ist, so ist es eine verzeihliche Sünde, die uns der Beichtvater gestattet, wenn man sie sich nur selten zu Schulden kommen läßt. Man kann doch nicht ohne jedes weltliche Vergnügen leben.“

Die Gräfin erlangte einen immer größeren Ruf der Heiligkeit und würde heute schon gar nicht mehr weit von der Kanonisation entfernt sein, wenn nicht ein schlimmer Zufall dem Einhalt gethan hätte.

Der Hauswirth der Gräfin hatte einen Stubenmaler kufen lassen, um das Treppenhaus und die Vorzüge des Hotels, wo die Dame wohnte, frisch anmalen zu lassen.

Wir hätten beinahe vergessen zu erwähnen, daß sich bereits zwei bis drei vornehme Freier um die Hand der Gräfin gefunden hatten, die ganz von ihren außerordentlichen Vollkommenheiten eingenommen waren und durchaus nicht nach ihrem Vermögen fragten, da sie eine so von Tugend strotzende Frau für einen wahren Schatz für einen von den Eitelkeiten dieser Welt zurückgekommenen Mann hielten.

Aber ach, mit des Geschickes Mächten ist kein sicherer Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell! Es hatte sich diesmal in den Kleidern des Malers verborgen, der mit einem papiernen Hut auf dem linken Ohre und ein lustiges Lied pfeifend nach Art dieser Viertelkünstler auf seiner Leiter stand und die Wände des Treppenhauses mit marmorirten Malereien bedeckte.

Die Gräfin ohne Furcht und Tadel mißtraute diesem pfeifenden Maler in keiner Weise; er sah sie das erste Mal des Morgens mit einem dichten Schleier vor dem Gesicht die Treppe herabkommen. Sie schien ihm sehr bekannt und er sprang von seiner Leiter herunter, um die Portiersfrau zu fragen, wer die Dame gewesen sei und ob sie im Hause wohne.

„Ja wohl, und unser Haus schätzt sich es zur hohen Ehre, daß sie hier wohnt; sie ist eine wahre Heilige und heißt Gräfin X. . .“

„Ich muß mich getäuscht haben,“ dachte der Maler und stieg, in seiner Ueberzeugung erschüttert, wieder auf seine Leiter.

Allein als die besagte Gräfin wieder heimkehrte, hatte sie ihren Schleier zurückgeschlagen, um freier athmen zu können, und stieg wegen der Hitze Schritt für Schritt die Treppe hinauf. Der Maler konnte sie ganz bequem betrachten und sagte: „Ich hatte mich also doch nicht geirrt, das ist ja eine ganz famos Geschichte!“

Er eilte wieder zu der Portiersfrau und sagte:

„Sagen Sie doch ein Compliment von mir an Ihre Gräfin, die übrigens eine Gräfin ist wie Sie und ich — das heißt, nicht mehr, als grade nöthig ist. Ich kenne sie sehr gut, ich habe in Belleville mit ihr zusammen Theater gespielt, wenn Sie erlauben, in der „Corde sensible“ — ich gab den Califourchon und sie die Rini.“

Die Frau wehrte sich gegen diese niederschmetternde Enthüllung, allein mochte sie nun daran glauben oder nicht, so hatte sie doch nichts Eiligeres zu thun, als schnell der Milchfrau die Geschichte zu erzählen; von da aus rannte sie zum Materialhändler und von hier aus gelangte die Geschichte sehr rasch in alle Küchen und Salons der Nachbarschaft, so daß drei Tage nach der Enthüllung des Malers die vermeintliche Gräfin von einer ihrer vornehmsten Freundin ein Billet erhielt, worin diese sie ersuchte, zu ihr zu kommen, um über so eigenthümliche Gerüchte Aufklärung zu geben. Dies that sie jedoch nicht, sondern verließ schleunigst ihre Wohnung und das ganze Viertel, was annehmen läßt, daß der Maler die Wahrheit gesprochen habe.

— r.



# Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stadtliche 6 Thlr.  
mit Stadtlichen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Bernd von Busch.

(Fortsetzung.)

Die Stelle, in welcher Noring sich auf eine Be-  
rechtigung dazu berief, war der Leserin nicht entgangen,  
sie hatte sie aber nur im allgemeinsten Sinne bezogen,  
höchstens darin nach seiner Manier einen absichtlich  
dunklen, jeder Deutung fähigen Einschüchterungsversuch  
gesehen. Und daß dieser nicht gelingen sollte, dafür  
wollte sie schon sorgen. Antwort in sechs Monaten!  
O man konnte sie aber doch gleich im Concept auf-  
setzen! Ohne sich zu bestimmen, sprang die resolute Frau  
von dem Sammetstuhl auf, öffnete den Schreibtisch  
noch einmal, ergriff den nächsten Briefbogen und warf  
mit der goldgefaßten Perlmutterfeder ihrer Herrin sel-  
gende Worte auf das Papier:

„Keinen langen Brief wünschen Sie von mir —  
Ja oder Nein! Nach sechs Monaten erst und ohne  
fremden Rath! Ich habe nur mein eignes Herz be-  
fragt und würde in sechs Jahren keine andere Ant-  
wort erhalten als im ersten Momente, als ich Ihre  
Worte las. Die kürzeste Antwort giebt Ihnen ein  
Blick auf meine Unterschrift: durch königliche Kabinets-  
ordre vom . . . habe ich die Erlaubniß erhalten, Ihren  
Namen ganz abzulegen und wieder den meines Vaters  
zu führen —“

Das war im Concept der Zukunft vorgegriffen,  
die Schreiberin hoffte selbst kaum, ihre Herrin, welche  
jeden öffentlichen Schritt scheute, zu einem solchen An-  
trage zu bewegen, indessen nahm es sich ganz hübsch  
auf dem Papier aus und sie fuhr kühner fort: „Sie  
dagegen haben sich consequent mit dem des römischen  
Tyrannen unterzeichnet, den Sie sich einst selbst bei-  
gelegt haben, und ich glaube — Das wird zu lang!“  
unterbrach sich Frau Minder, strich die letzten Worte  
wieder durch und schrieb: „Ich habe Ihnen nichts wei-  
ter zu sagen. Seele und Leib zu retten fühle ich mich  
zu schwach — beten kann ich für Sie, Gelegenheit zu  
neuer Verjüngung an meinem Herzen darf ich Ihnen  
nicht geben.“ — „So! Etwas Gefühl mußte ich zu sen-  
timentaler Verführung noch beimischen.“

Ein fester Druck auf die Thürklinke erschreckte in  
diesem Augenblick die Schreiberin und störte die Freude  
an ihrem Werk; sie hatte zwar nicht auf Ueberraschung  
gerechnet, aber doch der Sicherheit wegen den Riegel  
vorgezogen: die Advocatentochter war kein Neuling.  
Sie lauschte, aber sie verhielt sich ganz still. Wer  
konnte hier eindringen wollen? Da hörte sie die mür-  
rische Stimme, welche sie immer beunruhigte.

„Wenden Sie sich nur, Frau Minder!“

„Was wollen Sie, Lobeding? Ich räume auf!“

„Das glaube ich,“ versetzte der alte Diener trocken,  
„Ich habe Ihnen etwas zu sagen und kann es doch  
nicht durch die Thüre schreien!“

Ihr war es unbegreiflich, daß er schon zurückge-  
kommen war, er konnte gar nicht bis zur Stadt ge-

langt sein. Rasch brach sie den Briefbogen zusammen, auf welchen sie die erst in einem halben Jahre fällige Antwort für ihre Herrin geschrieben hatte, und steckte ihn in die Tasche, dann schloß sie mit äußerster Behutsamkeit, damit der alte Spigoehr an der Thür das Geräusch nicht hören sollte, das Fach im Schreibtisch zu und ging nun mit vernehmlichem Tritt ihrer Hackenschuh, ihm zu öffnen.

„Sie haben wohl Hufeisen, Mindern?“ sagte der Alte, als sie vor ihm stand. Er hatte sie offenbar durchschaut. Sie lächelte aber freundlich und fragte ihn, was ihn denn Hals über Kopf zurückgejagt habe.

„Werdens hören! Hier muß es ja grausam unordentlich ausgesehen haben, daß Sie mich so lange vor der Thür stehen ließen? Haben wohl auch die Briefe im Tische ein bischen aufgeräumt?“

Sie warf ihm einen entrüsteten Blick zu, er aber zeigte gelassen nach dem Schreibtisch, vor welchem ein kleines Blatt auf dem Fußboden lag. Sie mußte es beim Durchstöbern, ohne es zu bemerken, herausgeworfen haben, die erste Unvorsichtigkeit ihres Lebens! Es erschreckte sie wie die erste Runzel, welche eine Kofette vor dem Spiegel in ihrem Gesicht entdeckt. Doch bewahrte sie ihren vollen Gleichmuth dem alten Spürhund gegenüber, der ihr gar zu gern auf die Fährte gekommen wäre.

„Im Tische habe ich nichts zu suchen, wenn Frau Rätthin mir es nicht befehlt,“ erwiderte sie, indem sie das Blatt ruhig aufnahm und auf den Schreibtisch legte. — „Was wollten Sie mir denn sagen?“

„Ihr alter Herr — na, na, er sitzt Ihnen ja noch nicht am Kragen! Was erschrecken Sie denn so? — ich bin ihm begegnet und er stellte mich gleich, fragte nach Allem und nahm mich auf seinem Einspänner mit nach der Stadt. Er fragte auch nach Ihnen, Mindern, ob Sie noch bei seiner Frau wären, und als ich Ja sagte, gab er mir die Zügel, nahm seine Brieftasche vor, schrieb drin und riß das Blatt heraus — das sollt ich Ihnen geben. Hier ist es.“

Ein offenes Blatt, nicht einmal durch eine Oblate verschlossen. — „Na, lesen Sie's doch!“ sagte Lobeding. „Schöne Verse!“

„Wer nicht ist für mich, der ist wider mich —  
Und schleunig soll das Schicksal mit ihm enden!“

Frau Minder wußte nicht gleich, aus welcher Dichtung diese zwei verschiedenen Stellen zusammengebracht worden, aber der Sinn war ihr vollkommen verständlich und ein unheimliches Gefühl durchrieselte sie. Was ihre Herrin kürzlich geäußert hatte, fiel ihr wieder ein:

„Du weißt nicht, wessen er fähig ist!“ Aber sie ermannte sich und richtete ihr Auge fest auf den Alten, der sie ebenso anblickte.

„Haben Sie das gelesen?“ fragte sie.

„Ja!“ erwiderte Lobeding ruhig. „Er gab mirs und sagte, ich solle mirs unterwegs zum Zeitvertreib auswendig lernen, im Fall ich etwa den Zettel verlore, damit ich es Ihnen doch bestellen könnte.“

„Und was soll der Unsinn heißen?“ rief die Minder.

„Wenn Sie's nicht wissen!“ erwiderte er. — Sie zuckte die Achseln, warf noch einen Blick auf die klaren, kräftigen Schriftzüge des Blattes, knitterte es dann mit einem verächtlichen Lächeln zusammen und steckte es in ihre Tasche zu dem Briefe, der schon ihre Stellung zu dem Schreiber der drohenden Verse bezeichnete. Wenn die schwache Dame, ihre Frau, sich vor ihm fürchtete, sie, die Dienerin, nicht! Mit Versen machte er sie nicht todt.

„Ich danke Ihnen, Lobeding!“ sagte sie.

„Das heißt: Kehrt! Fest beitreten — und Marsch! Ich bin auch Soldat gewesen und kenne meinen Dienst,“ erwiderte Lobeding. „Will Sie nicht länger im Aufräumen stören.“

„Woher wußten Sie denn, daß ich hier war?“ fragte sie freundlich.

„Wo sind Sie denn anders, wenn Ihre Frau verreist?“ entgegnete er und die Freundlichkeit in ihren Mienen machte plötzlich einem bitterbösen Ausdruck Platz. Doch erwiderte sie, ohne demselben Worte zu geben: „Freilich! Meine Frau hat es so eingeführt, daß jedes Mal Ordnung gemacht wird.“ Lobeding verließ sie und konnte hören, wie sie hinter ihm den Kiegel wieder vorschob. Mochte er darüber, daß sie sich einschloß, denken, was er wollte. Zu gewinnen war der Alte für sie niemals, schaden konnte er nur durch seinen Herrn, welchem ihre Frau ein unbedingtes Vertrauen schenkte, aber sie wußte schon, durch wen sie dort seine Infiltrationen vereiteln konnte! Und auch sonst hoffte sie ihn einigermaßen im Schach zu halten, ihr alter Anbeter, mit welchem Lobeding um des frühern gemeinsamen Soldatenhandwerks willen Umgang pflegte, mußte doch zu etwas gut sein. Sie setzte sich, vollkommen beruhigt, wieder an den Schreibtisch, öffnete das bewußte Fach noch einmal und nahm nicht bloß das letzte Billet heraus, welches ihre Herrin von dem Tyrannen Nero erhalten hatte, sondern das ganze, ihr wohlbekanntes Palet mit den drei schwarzen Siegeln. Sie wußte, daß es alle frühern Briefe ihres Mannes

enthielt, deren er auf allen Geschäftsreisen immer sehr viel an sie geschrieben hatte. Ihre Herrin hatte ihr, als Elisabeth sie grade beim Einsiegeln derselben traf, gesagt, was sie that, und ihre Frage, warum sie nicht lieber roth siegele, da sie doch unmöglich um seinen Verlust trauern könne, nicht beantwortet. Die Minder hatte das versiegelte Paket, das gut verschlossen war, oft in Händen gehabt, ohne ihm beikommen zu können; heut aber ging sie kühn zu Werke. Nero hatte ihr mit dem Aeufersten gedroht, wenn sie nicht für ihn sein werde und, wie sie schon ihrer Frau gesagt, sie hatte allerdings eine kleine Idee davon, wessen er fähig war. So nannte sie es denn eine Existenzfrage für sich, daß sie sich mit allen Waffen gegen ihn rüstete, nicht allein, um sich und Alle, die von ihm zu leiden hatten, zu schützen, sondern, wenn irgend möglich, ihn ganz unschädlich zu machen. Wo aber ließen sich bessere Waffen gegen ihn schmieden als hier? Sie betrachtete die drei Siegel ganz genau, um sich deren Stellung zu merken, sie wußte im Schreibtiſche Alles zu finden, um dieselben nach der durchaus nöthigen Einsicht wieder herstellen zu können, und legte sich das im voraus zu recht, dann erbrach sie mit geschickten Fingern das Paket und stürzte sich mit wahrer Wollust in die Lectüre! Die Briefe waren nicht geordnet — natürlich! Wie hätte irgend etwas bei der schönen Frau Räthin geordnet sein können! — aber das that nichts, um so reizender das Vergnügen, in diesen üppigen Strudeln zu baden! Ihre Wangen glühten dabei, es regte sie mächtig auf, auch ihre eigene Person fand sie mehrmals erwähnt und in empfindlichster Weise fühlte sie sich verletzt, als sie über ihr Aeuferes und ihr Alter witzelnde Bemerkungen fand — „nun, Herr Noring! wir werden ja sehen, wer zuletzt den Andern auslachen kann!“ Sie hatte ein kleines Notizbuch, das sie stets bei sich trug, in dasselbe schrieb sie jetzt Einiges für spätere Benutzung ein und packte endlich die Briefe wieder zusammen. Als sie die drei Siegel mit dem Petschaft ihrer Herrin wieder hergestellt und sich überzeugt hatte, daß auch ein geübteres Auge, als Frau Noring besaß, das Geschehene nicht erkennen konnte, war sie mit sich zufrieden. Bis jetzt hatte sie im Interesse ihrer Frau gehandelt, nun aber war deren Sache mit ihrer eigenen verschmolzen. Sie saß eine Weile in tiefen Gedanken: im Hintergrunde ihrer Seele dämmerte ein Plan, der immer heller sich gestaltete. Es war ein großartiger Anschlag, aber sie hatte ja schon vielfach gelesen, daß dergleichen vorgekommen und durchgesetzt worden war an viel harmlosern Menschen, welche demselben bedeutend we-

niger selbst in die Hände gearbeitet hatten als Herr Noring, der sich den Tyrannen Nero genannt. Einen größern Triumph konnte sie nicht feiern, als wenn sie ihn dahin brachte, wohin er eigentlich schon seit Jahren gehörte, und nur Eins that ihr dabei leid, daß sie sich ihres gelungenen Meisterstücks niemals würde rühmen dürfen.

Es war Abend geworden. Sie verließ das Zimmer ihrer Frau und machte einen Spaziergang in den Park. An der Bolière, welche wieder in Stand gesetzt und durch einigen Ersatz bevölkert war, blieb sie einen Augenblick stehen. Unter den Gründen, die sie sammelte, sollte derjenige, welcher sich auf diesen Schauplatz stützte, keine unwichtige Rolle spielen; sie wußte aber, daß er erst bewiesen werden mußte. Ihr Weg führte sie nun, scheinbar ohne Absicht, an dem Schweizerhäuschen vorüber, wo die beiden alten Husaren wohnten. Sie wollte mit ihrem Freier sprechen, den sie zuweilen scherzhaft den Galeerenflaven nannte, ihm ins Gesicht sogar, denn sie konnte ihm gar nichts Angenehmeres sagen. Er erzählte selbst gar zu gern, daß er bei Schills Regiment gestanden hatte, in Stralsund dicht bei seinem Commandeur, als diesen eine Kugel traf, gefangen und mit den andern gefangenen Schillianern nach Frankreich auf die Galeere geschickt worden war, wo er und Frize mit einem Mohren zusammengeessen und durch die Schlaueit dieses Schwarzen, der ein französischer Tambour gewesen, in einer stürmischen Nacht ihre Freiheit wieder erlangt hatten. Auch Frau Minder hatte die nähern Umstände dieser Flucht, die sie mit Trenks und Casanovas vergleichen konnte, oft genug anhören müssen, auch den ganzen Marsch im Complot zu Dreien durch ganz Frankreich, bis sie bei Kehl wieder nach Deutschland und dann nach Preußen gekommen, gerade zu rechter Zeit, um mit nach Rußland zu marschiren. Das Alles wußte sie schon auswendig mit allen Lügen, und ging doch der Gefahr entgegen, es heut noch einmal anhören zu müssen, denn Franz saß allein vor der Thüre. Seinen Kameraden hatte sie mit Lobeding im eifrigen Gespräch von fern gesehen, in der Richtung nach dem Dorfe. Aber es war ihr ganz recht, daß sie ihren Amant allein traf, der Andere, Lobedings Freund, kam ihr zuweilen mit seinen durchfahrenden Reden in den Weg.

Als Franz die Haubenbänder der in seinen Augen noch immer schmucken Liesel daher leuchten sah, stand er auf und kam ihr mit steifen, aber raschen Schritten entgegen. „Guten Abend! Das ist schön von Ihnen, Liesel!“ rief er und streckte ihr seine Hand zu, welche

man allerdings, wie die Minder gegen ihre Herrin einmal geäußert, eher eine Faust nennen konnte.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, Franz, daß es sich nicht schickt, mich alte Frau noch Kiesel zu nennen,“ erwiderte sie lächelnd. „Ich nenne Sie auch nicht Karlchen.“

„I thun Sie's doch, dann wärs auf einmal richtig!“ rief Franz, aber er mußte seine Hand zurückziehen, denn sie gab ihm die ihrige nicht.

„Wo ist denn Ihr Hintermann?“ fragte sie leichtthin.

„Aha! Freilich wars mein Hintermann im Gliede bei Bersalch unterm alten Sohr, wie wir die große Schwärmattale mit den pommerschen Husaren zusammen machten — das war 'ne Schweinerei! Wir hatten sonst immer den rechten Flügel gehabt, natürlich, das älteste Regiment, dem alten Zietzen seins vor Zeiten, das Mal aber hatte Sohr die Pommerschen rechts und uns links genommen. Marsch! Marsch! Auseinander! und nun wie ein Ungewitter hinter den Franzosen her — auf einmal Appell! Sie kamen von allen Seiten, Infanterie, Kassallerie und nun Appell bei uns! Da wußte kein Mensch mehr, wo er hingehörte, wir jagten rechts nach dem Flügel, weils unser ordentlicher Platz war, die Pommern auch, Alles durcheinander, so ging die Hege durch Bersalch zurück und die Nationalgarde, die erst beim Einmarsch vor uns präsentirt hatte, schoß jetzt aus allen Fenstern —“

„Guter Franz, geben Sie Pardon!“ gelang es endlich der Minder, ihn zu unterbrechen. „Sie kamen mit einem Streißchuß am Ohre davon und fanden sich mit Ihrem Hintermann glücklich wieder zusammen. Ich weiß Alles.“

„Ja, und nun spielt er manchmal eine Art Vorgesetzten gegen mich, hinter dem er doch im zweiten Glied geritten hat! Ich werde ihn aber einmal an das Bivak bei Schmolenz in Rußland erinnern. Da —“

„Wo steckt er denn heut?“ fragte sie, die neue gefährliche Strömung dämmend.

„Lobeding hat ihn abgeholt. Die haben jetzt immer mit einander zu tuscheln. Meinetwegen! Wenn ihm der Langbeinige, der bei der Fußfanterie gestanden hat, lieber ist als sein Kamerad von derselben Schwadron, mag er laufen. Ich denke, mir ist es heute ganz gut bekommen“ — er schmunzelte Frau Elisabeth dabei ganz verliebt an. „Wenn Sie vernünftig sind, so lassen Sie mich nicht lange mehr alleine in der Welt herumlaufen.“

„Wollen sehen!“ versetzte sie lachend. „Ich muß erst wissen, wie Sie es mit mir meinen.“

Er vermaß sich mit einem großen Fluche.

„Pfui doch!“ schalt sie ihn. „Hören Sie lieber darauf, was der alte Lobeding von mir spricht, der wird mein Lob nicht singen.“

„Der singt gar nicht und spricht auch nicht viel. Von Ihnen habe ich noch nichts gehört.“

Sie forschte ihn aus und gewann die Ueberzeugung, daß der alte Diener, was er auch sonst über sie denken mochte, hier wenigstens noch nichts geäußert hatte. Da sie es aber doch erwarten mußte, hütete sie sich, ihren Verehrer aufzumuntern, sie gegen häßliche Beschuldigungen in Schutz zu nehmen, was Lobeding vielleicht zum Schweigen gebracht haben würde; ihr lag vielmehr daran, zu erfahren, wie weit er darin gehen konnte. Seinem Groll schob sie einen Grund unter, der für den bevorzugten Franz schmeichelhaft war, sie mußte aber sehr deutlich werden, ehe er sie verstand.

„Ach!“ rief er dann lustig. „Auf seinen Storchbeinen noch auf die Freite! Madam Lobeding, nicht wahr!“

Sie musterte ihn bei diesem Ausbruche des Selbstgefühls: er war älter als der Verspottete! Aber sie unterdrückte das Lachen mit Gewalt und kam, wie gewöhnlich, auf Herrn von Dorn zu sprechen, für den sie wirklich, bei all ihrer Ränkelsucht, ein wahrhaftes Interesse fühlte. Er war ihr immer so freundlich begegnet, hatte ihr eine gewisse Achtung bewiesen, als er bald erkannt hatte, daß sie nicht zur Wiagd geboren war und Bildung besaß. Darum war es, wenn sie viel über ihn mit Franz sprach, nicht die Absicht, welche ihr dessen Kamerad untergelegt hatte, sie wollte ihn nicht, als Spionin ihrer Frau, über Dorns Vergangenheit ausforschen — was sollte auch der alte Mann davon wissen, da Clemens noch als unerwachsener Knabe Niederbach verlassen hatte? Wenn das ihre Absicht war, hätte sie sich an Damian wenden müssen, der hatte seinen jungen Herrn in die Welt begleitet, der hätte Rechenschaft geben können, ob er seine wilde Zeit gehabt, an welcher reine Frauen Anstoß nehmen! Aber Frau Elisabeth, welche die Welt und die Menschen kannte, dachte darüber nicht so streng als ihre Herrin, und wenn sie auch hätte versuchen wollen, Damians Zunge zu lösen, die war so schwer wie Blei. Clemens hatte übrigens auch nicht lange Zeit gehabt zu „wildern!“ Elisabeth wußte ja das am besten. Kaum achzehn Jahre war er alt gewesen, Emma Langenau sechzehn, als Beide sich kennen gelernt und bald geliebt hatten;

nun war es zwar denkbar, daß er sich, nachdem die jungen Herzen gewaltsam getrennt worden waren, aus Verzweiflung in die Strudel der Welt und ihrer Lust gestürzt hatte; die Menschenkennerin wußte, daß solches sowohl in der Wirklichkeit geschieht, als auch ganz romangerecht ist, aber von Clemens glaubte sie es doch nicht, es hätte ihrem scharfblickenden Auge nicht verborgen bleiben können, als sie ihn nach kurzer Zeit durch Norings unerhörtes Experiment wieder sah. Wenn sie an diese Zeit dachte, so wurden ihre Gedanken gleich von Clemens abgezogen, denn für den grandiosen Plan, den sie entworfen hatte, konnte keine bessere Unterstützung gefunden werden.

Nach drei Tagen kehrte Barco mit den Seinigen zurück und Elisabeth sah gleich an den strahlenden Augen ihrer Herrin, daß sie ihr etwas Freudiges zu erzählen habe. Sie waren durch Nehme gekommen und hatten zwar Clemens nicht gesehen, aber von seinem Arzte, welchen Barco kannte, gehört, daß Hoffnung vorhanden sei, Dorn wieder herzustellen, wenn auch nicht so plötzlich, als ihn das Leiden befallen, vielleicht auch nicht vollständig, aber doch so, daß er fremder Hilfe entbehren und seines Lebens wieder froh werden könne. Barco hatte ihn durch den Arzt grüßen lassen.

„Es ist doch wenigstens ein Zeichen der Theilnahme, das er von uns empfängt!“ sagte Emma zu ihrer Dienerin. „Du bist schuld, daß ich nichts gethan habe, seit er meinen letzten Brief so hart beantwortet hat.“

„Wenn Sie mich nach meiner Meinung fragten, konnte ich Ihnen nichts rathen, wodurch Sie sich etwas vergeben hätten!“ erwiderte die Minder. „Bedenken Sie selbst, Frau Rätin —“

„D nenne mich nicht mit diesem verhassten Worte! Ich habe dich schon oft darum gebeten!“

„Gnädige Frau — wünschen Sie das?“ Emma machte eine ungeduldige Bewegung. „Wir sind freilich nicht in Süddeutschland und hier zu Lande ist man sehr altfränkisch mit Titulaturen, trotz der Erfahrungen des letzten Jahres. Also Madame? das klingt doch zu spießbürgerlich! Frau Noring wollen Sie auch nicht hören!“

„Quäle mich nicht, Elisabeth — ich bin heut so glücklich, daß ich diesen Mißklang nicht hören mag!“

„Wohlan! Schaffen Sie ihn ganz fort, entschließen Sie sich zu der Eingabe, die ich Ihnen aufgesetzt habe. O Sie ahnen gar nicht, wie ich schon in die Zukunft hinaus — oft auf ein halbes Jahr! — für Sie sorge; unangenehme Briefe, die Ihnen schwer fallen würden, stehen schon auf dem Papier, noch ehe Sie

daran denken. . . Was meinen Vorschlag betrifft, Ihren Vaternamen wieder anzunehmen, so staune ich nur, daß noch kein Kammermitglied auf den so natürlichen Gedanken gekommen ist, einen Gesekentwurf zur Debatte zu stellen, wonach bei Ehescheidungen die Frau ex officio berechtigt oder nöthigenfalls verpflichtet würde, den Namen des Mannes abzulegen, von dem sie getrennt wird. Sie trägt sich ja zeitlebens vor aller Welt mit einer Lüge, denn ist sie etwa noch seine Frau?“

„Du hast Recht. Ich werde mit meinem Schwager über deine Idee sprechen.“

„Ich will Ihnen noch etwas sagen, aber Sie müssen nicht böse werden. Ueberlegen Sie einmal recht ruhig, was der Herr Sanitätsrath Alles in seinem Leben ausgeführt hat, Einfälle und Streiche, wie sie der tollste Student nicht im Rausche vollbringen kann — und was ihm sonst noch Alles durch den Kopf geschossen ist, seine Reden — man faßte sich manchmal selbst an den Kopf und fragte sich, ob man noch seine fünf Sinne beisammen habe! Und nun frage ich Sie —“

(Fortsetzung folgt.)

### Scuilleton.

(Die beiden Invaliden.) Ehemals gab es in Avignon auch ein großes Invalidenhaus, welches Napoleon I. gewissermaßen als eine Pitalanstalt des großen Pariser Invalidenhospitals errichtet hatte. Es wurde nach der Restauration von Ludwig XVIII. aufgehoben, allein im Jahre 1811, wo unsere Geschichte beginnt, erfreuten sich die Invaliden zu Avignon noch des milden Himmels und der wohlthuenden Wärme des schönen Südens. Zu jener Zeit lebte in Avignon eine junge Witwe, Frau von Salnois, die aus einer der angesehensten Familien der Provence stammte, ein beträchtliches Vermögen besaß und damals an der Spitze der Opposition stand. Diese Opposition war freilich schwach und furchtbar, sie bestand hauptsächlich darin, nichts von der Regierung anzunehmen, wenn nichts geboten wurde, zu Hause bei sich über den Kaiser zu raisonniren und den alten Adel des Landes bis in den Himmel zu erheben.

Frau von Salnois besaß neben ihrer Jugend, ihrer vornehmen Geburt und ihrem Reichthum auch alle Vortheile der Schönheit und alle Anziehungskraft eines mehr lebhaften als gebildeten Geistes, wie man diesem so oft im Süden Frankreichs begegnet. Sie war die reichste und hübscheste Frau von Avignon und daher voll von Launen und Phantasien, wie sich dies bei einer Frau, welche die ganze Stadt förmlich beherrschte und den Mittelpunkt von deren Geselligkeit bildete, gar nicht anders erwarten ließ. Sie war der Stern, um den sich alle drehten, die durch ihren Stolz von den Villen im Hotel de Ville und den Soirées des Unterpräfecten ausgeschlossen waren; man begegnete bei ihr Malteserrittern, alten Marquis und dem jungen,

müßigen Adel, der sich von der Conscription losgekauft hatte — kurz, allen denen, welche den 15. August nicht misfeierten, keinem Ledeam beizubringen und nur gezwungen bei der Feier irgend eines Siegesfestes illuminierten. Die jungen Leute träumten alle davon, die schöne Witwe zu erobern und wetteiferten darin, sie zu einer neuen Wahl zu bestimmen, denn Jeder hätte gern der Glückliche sein mögen, der außer der hübschen Frau die schönen Ländereien an den Ufern der Durance und die drei bis vier prächtigen Häuser in Avignon sein eigen genannt hätte.

Eines Tages ging Frau von Salnois mit einem ihrer Anbeter, der über alle Anderen den Sieg davonzutragen hoffte, an den Rhoneufem spazieren, und das Gespräch gerieth eben einigermaßen ins Stocken, da die junge Witwe die Artigkeiten ihres Begleiters etwas fade zu finden begann, als sie eine eigenthümliche Begegnung hatten. Sie trafen nämlich einen schönen Wachtelhund mit weiß und goldgelbem Fell, der ein hölzernes Bein hatte. Die Dame begann anfangs darüber zu lachen und sagte: „Sehen Sie doch, Herr von Rangis, dieses Thier hat ein hölzernes Bein!“

„Mein Gott, ja,“ entgegnete der junge Mann; „es scheint, daß dieser Hund mit Auszeichnung gedient hat; ich wundere mich, daß er nicht das Kreuz der Ehrenlegion hat.“

Obgleich die Partei, zu der Frau v. Salnois gehörte, den Kaiser eben nicht liebte, hatte sie sich dennoch nicht ganz dem allgemeinen Enthusiasmus über die erfochtenen Siege entziehen können, und wenn man einen verwundeten oder verstümmelten Krieger bemerkte, der das Kreuz der Ehrenlegion trug, vermochte man sich eines Gefühls der Achtung und Ehrerbietung nicht zu erwehren. Frau von Salnois fühlte sich demnach durch die Spöttereien ihres Begleiters unangenehm berührt und erwiderte:

„Wenn dieser Hund wirklich gedient hat, Herr Chevalier, wie Sie meinen, so finde ich es nicht angemessen, darüber zu spotten.“

Der junge Mann biß sich auf die Lippen.

„Kleiner, Cäsar, Cäsar, komm hierher, ich bin überzeugt, daß dieser Hund Cäsar heißt,“ sagte Frau von Salnois. „Komm, mein guter Invalide, mein braver Stelzfuß, komm, mein gutes Hundchen, laß dich streicheln.“

Der Hund entschloß sich, dieser sanften schmeichelnden Stimme zu folgen; er kam mit einer gewissen Zierlichkeit herbeigehinkt, hielt seinen Kopf hin und ließ sich streicheln, ja, er gestattete sogar, den Apparat, der ihn stützte, zu untersuchen; es war eine kleine Krücke aus Acajou, sehr nett gearbeitet, mit kleinen gelben Nägeln beschlagen und oben mit Leder gepolstert, dabei mit Riemen um den Leib des Thieres geschnallt, so daß es davon weder ermüdet noch verletzt werden konnte. Die Plote oder das Bein war grade dicht unter dem zweiten Gelenk abgenommen.

„Sehen Sie,“ sagte Frau von Salnois, „wie munter und fröhlich er ist, und wie galant gegen die Damen,“ fügte sie hinzu, indem sie das Thierchen von neuem liebte.

In diesem Augenblick vernahm man den Schall einer Trommel und bei diesen kriegerischen Tönen verließ der Hund seine neue Gönnerin augenblicklich, ohne jede Rücksicht; man hörte das gleichmäßige Geräusch, mit dem seine Krücke auf das Straßepflaster niederfiel, und bald war er um eine Straßenecke verschwunden.

„Ich muß diesen Hund haben!“ sagte Frau von Salnois, als sie ihn nicht mehr erblicken konnte.

„Das wird Ihnen nicht sehr große Schwierigkeiten bieten,“ entgegnete der Chevalier von Rangis; „er gehört ohne Zweifel irgend einem Invaliden und um wenige Lhaler werden Sie bald diesen Cäsar in Ihrer Küche sehen können.“

„In meiner Küche! Einen so schönen Wachtelhund, dessen hölzernes Bein jedenfalls ein Zeugniß seiner Tapferkeit ist! Nein, Herr Chevalier, er wird in meinem Salon seinen Platz erhalten, er soll mein Schlafzimmer bewachen, eine Witwe bedarf eines Beschützers. Möchten Sie mir vielleicht die Gefälligkeit erweisen, diesen Handel abzuschließen? Sie können bis fünfzehn Napoleonsdor dafür bieten.“

Herr von Rangis eilte sogleich in das Invalidenhotel und rebete einen einarmigen Korporal an, der in Begleitung des Hundes gravitatisch im Hofe auf und ab spazierte.

„Diesen Hund?“ sagte der Invalide, „diesen Hund verkaufen? Medor verkaufen! Er gehört dem Sergeant Thomas und Sie könnten ihm für lebenslang den Sold eines Obersten in Dienst anbieten, so würde er ihn nicht hergeben. Medor um fünfzehn Napoleonsdor verkaufen! Nein, Bürger, das können Sie nicht im Ernst glauben.“

„Aber Kamerad, Sie könnten mir wenigstens den Sergeant Thomas herbeirufen, daß ich mit ihm sprechen könnte.“

„Das ist leider unmöglich; er ist nicht im Hotel und wird erst diesen Abend zurückkehren.“

„Dann könnten Sie ihm wenigstens diese Adresse übergeben und ihn bitten, morgen einmal zu Frau von Salnois zu kommen.“

„Das will ich sehr gern besorgen.“

Damit mußte der Chevalier ohne weitere Aufklärungen, von Medors Gebell verfolgt, abgehen.

„Gnädige Frau,“ sagte er zu Frau von Salnois, als er ihr Bericht abstattete, „Ihr Cäsar heißt Medor, er gehört dem Sergeant Thomas, der jedenfalls ein alter Trunkenbold und einer jener armen Teufel ist, die den Kopf in der Schlacht verloren haben; er hat, glaube ich, einen hölzernen Kopf, denn er will seinen Hund nicht um Millionen hergeben. Uebrigens werden Sie ihn selbst sehen, denn er wird morgen herkommen.“

Am nächsten Morgen war Frau von Salnois eben bei ihrer Toilette, als man ihr den Sergeant Thomas und seinen Hund meldete. Medor lief voraus und verbergte sogleich seinen Kopf in den Händen der hübschen Witwe, dann erschien auch Thomas. Derselbe war durchaus kein alter Trunkenbold, sondern ein sehr hübscher junger Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren, mit einem schwarzen Lockenkopf, einem lebhaften, blühen-

den Gesicht, glänzenden Augen und einem hübschen Munde mit prachtvollen Zähnen; er war groß und schlank und trug eine blaue Invalidencapote, bei der der Schneider des Invalidenhospitals ein wahres Meisterstück gemacht zu haben schien. Auf seiner Brust glänzte das Kreuz der Ehrenlegion, aber ach! wie sein Hund hatte auch Thomas ein hölzernes Bein.

„Gnädige Frau,“ sagte er, während Medor sich zu den Füßen der Frau von Salnois gelegt hatte, „ich habe gehört, was Sie von mir wünschten, und bedaure unendlich, Ihnen nicht gefällig sein zu können. Es ist das erste Mal, daß ich einer Dame etwas abschlage; warum muß dies grade gegenüber der schönsten der Fall sein, die ich je gesehen habe?“

Die junge Witwe, welche damit beschäftigt war, Medor zu lieblosen, erhob den Kopf bei diesen Worten und ihre Augen begegneten denen von Thomas; sie erröthete, aber da eine vornehme Dame nie ihre Fassung verliert, antwortete sie sofort: „Sie sehen selbst, mein Herr, wie sehr Medor mich schon liebt; ich glaube fast, wenn Sie mir ihn verweigern, machen Sie ihm selbst ebenso viel Kummer damit als mir.“

„Medor, Medor!“ rief Thomas leise.

Der Hund sprang augenblicklich auf, mit einem Satz war er bei Thomas und legte ihm zärtlich die Hände.

„Sehen Sie, gnädigste Frau, Sie täuschten sich; der Hund des armen Invaliden ist nicht ungetreu, er ist kein Mensch und wird seinen Freund nicht verlassen.“

„Sei es nun, wie es wolle,“ entgegnete Frau von Salnois, „ich muß diesen Hund haben.“

„Sie würden ihn nicht bekommen, und wenn Sie mir mein Bein wieder verschaffen könnten,“ sagte Thomas, indem er seine Weigerung mit dem freundlichsten Lächeln zu mildern suchte. „Bedenken Sie doch, daß wir in derselben Schlacht durch eine und dieselbe Kugel verwundet wurden, daß wir auf demselben Bette von demselben Chirurgo verbunden, operirt und geheilt worden sind, und zwar er eher als ich — ja daß derselbe Tischler unsere beiden hölzernen Beine angefertigt hat. Sie sehen also wohl, daß wir uns nie mehr trennen können.“

„Ach, was haben Sie leiden müssen!“ sagte die junge Witwe theilnehmend.

„Und erst Medor, gnädige Frau! Ein Soldat ist dazu da, um auf dem Schlachtfelde fürs Vaterland zu fallen; das ist sein Loos, er hat es gelobt und wir thun es alle Tage freudig für unsern großen Kaiser, der auch mich hat fallen sehen. Ich war in den ersten Reihen, als ich verwundet wurde, und er eilte herbei, stieg vom Pferde, hob mich auf und gab sein Schnupstuch her, um meine Wunde zu verbinden, er nahm das Kreuz von seiner eigenen Brust, um mich damit zu schmücken — was hat er nicht Alles für mich gethan, großer Gott! Aber meinen armen Hund, der neben mir hingestreckt lag und von derselben Kugel, die mich getroffen, auch verwundet worden war und kläglich in seinem Schmerze jammerte, hat der Kaiser gar nicht einmal bemerkt. Als Napoleon weitergegangen war, zerriß ich das Taschentuch des Kaisers in zwei Theile und umwickelte Medors Pfote mit einem derselben — es war noch dazu der beste Theil,

denn er hatte die Ecke, wo die kaiserliche Namenschiffre nebst dem goldgestickten Adler darin war.“

Frau von Salnois fühlte sich fast zu Thränen gerührt und der Sergeant Thomas, der nicht mehr recht wußte, wie er dem Wunsche einer so schönen, liebenswürdigen Frau widerstehen sollte, verließ plötzlich das Zimmer, indem er Medor mit sich nahm.

Von diesem Tage an waren die Beziehungen zwischen Thomas und seinen Kameraden sehr verändert; früher war er heiter und zutraulich gewesen und hatte die Andern durch seine Erzählungen und durch Vorlesen unterhalten, jetzt war er schweigsam und einsiedlerisch, schloß sich mit Medor in seinem Zimmer ein und seine Nachbarn hörten, wie er lange Gespräche mit dem Hunde führte.

Auch Frau von Salnois nahm ganz andere Gewohnheiten an, verschloß den Besuchern ihre Thür, gab keine Dinners und Abendgesellschaften mehr und empfing weder die Damen des Adels noch irgend einen ihrer Anbeter. Dies rief eine förmliche Revolution in Avignon hervor.

„Was mag nur Frau von Salnois begegnet sein?“ fragte man allgemein. „Hat sie etwa ihr Vermögen verloren? Hat sie eine große Leidenschaft oder hat sie einen plötzlichen Anfall von Frömmigkeit?“

„Nichts von alledem,“ entgegnete der Chevalier von Rangis, es ist nur eine unbefriedigte Laune, eine Phantasie, der Frau von Salnois nicht nachgeben konnte: es handelt sich bloß um einen Hund und noch dazu um einen verkrüppelten Hund. In einigen Tagen wird sie eine neue Laune haben und für ein aus Paris geschicktes Kleid, oder einen Papagei oder auch einen Affen schwärmen — dann wird ihre gute Laune wieder hergestellt sein.“

Alein so wahrscheinlich dieser Grund auch erschien, vermochte er doch nicht für lange die vornehme Gesellschaft von Avignon zufriedenzustellen, denn Frau von Salnois unternahm so seltsame Dinge, daß alle vernünftigen Leute darüber die Köpfe schüttelten. Sie hatte aus Paris eine ganze Kiste voll Kupferstücke kommen lassen, welche die hauptsächlichsten Schlachten des Kaiserreichs darstellten, und damit die Wände des Salons geschmückt. Aus Marseille erhielt sie eine Büste des Kaisers aus kararischem Marmor; sie besuchte die Gesellschaften des Unterpräfekten und tanzte auf den Bällen im Stadthause — kurz, sie hatte sich total zu der kaiserlichen Partei geschlagen.

Eines Tages fand der Chevalier von Rangis doch ein Mittel, bis zu ihr vorzudringen. Frau von Salnois war allein und ihre Thränen flossen auf einen geöffneten Brief; zu ihren Füßen lag Medor mit seinem hölzernen Bein traurig und still da. Als der Chevalier erschien, hob er den Kopf kaum in die Höhe und legte ihn dann wieder auf den Fuß der Dame nieder.

„Ach, gnädige Frau,“ rief der Chevalier beim Anblick des Hundes, „wie ich sehe, sind Sie bei Ihren Unterhandlungen glücklicher gewesen als ich, Sie besitzen also doch endlich Medor.“

Frau von Salnois reichte dem Chevalier den ganz von ihren Thränen besuchtelten Brief, worin folgende Worte standen:

„Gnädige Frau! Ich bin ein Wahnsinniger, ein unglückseliger Mensch, der den Kopf verloren hat seit dem Tage, wo ich Sie zuerst gesehen. Ich liebe sie; ich, dem jetzt, wo ich nicht mehr fürs Vaterland streiten kann, nur noch dieses Gland fehlt: lieben, ohne geliebt zu werden! Deshalb sterbe ich auch an dieser Liebe. Leben Sie wohl, gnädige Frau. Sie wünschten Medor zu besitzen, er gehört Ihnen. Thomas, Sergeant, Invalide und Ritter der Ehrenlegion.“

„Da sieht man, was die Schübelei für Unheil stiftet,“ sagte Herr von Rangis; „man erweckt Leidenschaften . . . aber wissen Sie, gnädige Frau, daß sich dies sehr gut für Sie trifft, Sie haben doch den Hund dadurch erlangt.“

„O, wie können Sie über so etwas scherzen, mein Herr! Ich will mich Medors annehmen und ihn wieder herzustellen suchen, Sie sehen wohl, daß das arme Thier krank ist.“

Frau von Salnois hatte einige Worte geschrieben, versiegelte das Billet jedoch nicht, sondern steckte es Medor ins Maul, der mit einem Saue aus dem Salon eilte und dann zur Hausthür hinausprang.

„Was haben Sie gethan, gnädige Frau?“ fragte der Chevalier ganz erschrocken.

„Ich schreibe an Thomas, daß ich ihn heiraten will, wenn er am Leben bleiben möchte.“

Diese Heirat fand in der That bald darauf statt und die ganze Stadt war außer sich darüber. Madame Thomas wurde von der ganzen Gesellschaft verleugnet, man strich ihren Namen aus dem Adelsregister, und ihre sämmtlichen Anbeter wurden zu erbitterten Feinden.

Sie trug jedoch fröhlich ihren plebejischen Namen und lächelte sich glücklich in der Liebe ihres Mannes, der ebenso ausgezeichnet durch sein Aeußeres, wie durch Geist und Kenntnisse war.

Nach drei Jahren ungetrübten Glückes erschien das Jahr 1814; eine blutige Reaction war in Avignon und dem ganzen Süden unvermeidlich; Thomas sah den Sturm herannahen.

„Liebe Frau,“ sagte er zu seiner Gattin, „es ist nicht mehr gut sein hier für die armen Invaliden und überhaupt die Soldaten Napoleons. Man haßt dich wegen deiner Liebe zu mir; man wird sich rächen und dich deine Mesalliance theuer bezahlen lassen. Ich fürchte für dich, theuerste Freundin, und glaube, es wird für deine, Medors und meine eigene Gesundheit am dienlichsten sein, wenn wir uns eine andere Luft aussuchen — die Luft des Südens wird zu schwül für uns.“

Sie verkauften ihre Besitzungen, verließen Avignon und ließen sich in Paris nieder, wo sie, sich selbst genug, von weniger, aber angesehener Gesellschaft umgeben, in Frieden und Heiterkeit lebten und uns selbst diese höchst wahrhafte Geschichte erzählt haben.

(Warum heißt im Französischen poulet (das Huhn) auch der Liebesbrief?) Weil es sonst und zwar schon zu den Zeiten König Heinrichs IV., üblich war, Liebesbriefe so zu brechen und zu falten, daß sie einem Vogelkörper mit zwei Flügeln glichen.

(Die langen Fingernägel.) Bekanntlich besteht, wie bei den Chinesen, auch bei uns die nichts weniger als schöne Sitte, die Nägel an den Fingern recht lang zu tragen. Eine solche Mode bestand schon einmal in Frankreich zu Ende des 17. Jahrhunderts und damals kam es vor, daß manche Personen bei Tisch ihren Salzbedarf aus dem Salzgefäß mit diesen sorgsam gepflegten Fingerringen holten.

(Der Wiener Maler Karl Rahl.) Bekanntlich starb vor kurzem der hervorragendste der österreichischen Maler, Karl Rahl. Prof. Karl Vogt, der mit dem Meister sehr befreundet war, schildert den originellen Mann also: er war ein breitschulteriger, corpulenter Mann, dem die muskulöse Urkraft aus jedem Gliede schwoh, und auf dieser Trutzgestalt saß ein Kopf, häßlich und anziehend zugleich, etwas vom Eber, aber mit der Stirn eines Denkers! Kleine tiefliegende, braunstrahlende, etwas mongolisch schief geschlichte Augen, unter einer hohen und breiten, seltsam durch kleine weiße Linien gewirkten Stirn, auf deren Mitte ein Büschel dunkler Haare saß; ein breiter Mund mit aufgestülpten, hellroth glänzenden Lippen, aus denen einige scharfe Zähne hervorblinnten; ein struppiger Borstenbart, der sich über die Backen hinauszog. Man erschraf fast bei dem ersten Anblick, so überraschte die wilde, ungezähmte Kraft, die in diesem Gesichte sich aussprach; aber bald fand man neben dieser materiellen Kraft auch die geistige Ueberlegenheit und selbständiges Nachdenken über alle Zweige der Kunst, verbunden mit einem unerschöpflichen Schage freundlicher Gemüthlichkeit und heilsprudelnden Humors. Vogt läßt Rahl nun selbst erzählen: „In Ungarn haben sie mich eines Tages arg zusammengeschlagen. Wie's kam, weiß ich nicht mehr, aber sie griffen unsern Wagen an. Ich, wie ein Blitz heraus, ziehe einen Stockdegen und fange an um mich zu hauen. Aber in meiner blinden Wuth habe ich auf das Rad, meine Klinge zerspringt und dann haben sie mich zu Boden geworfen und mit den Füßen auf mir herum getrampelt wie auf einer Tenne und mit den Sporen mir den Kopf zerhackt. Davon sind eben die weißen Narben auf meiner Stirn. Nach Ungarn aber kam ich so. Ich hatte ein Heiligengild für eine Kirche zu malen und da der Pfarrer mir das Maß der Nische, in der es aufgestellt werden sollte, nicht genau angeben konnte, reisete ich gleich selbst hin und malte das Bild dort. 'S war recht schön bei dem Herrn Pfarrer und an Modellen zu Engelstöpseln fehlte es in seinem Hause auch nicht, denn ich saß täglich zu Tisch mit dem Pfarrer, seiner Köchin Theresen und sieben Blondköpsen wie die Orgelpfeifen, einer kleiner als der andere. Da sagte ich mir einmal ein Herz und sagte: Herr Pfarrer, sind das Ihre Kinder? — Der Pfarrer machte ein schlaues Gesicht, hob den Zeigefinger in die Höhe und antwortete: Das sind der Theresen ihre Kinder.“ —



# Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlfische 6 Thlr.  
mit Stahlfischen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Bernd von Busck.

(Fortsetzung.)

„Ich bitte dich, Elisabeth,“ unterbrach Frau Moring, „rede mir nicht von ihm! Ich will nichts von ihm hören, ich befehle es dir! Jetzt wenigstens will ich Ruhe vor ihm haben. Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo ich dich wieder um deinen Rath fragen werde — aber bis dahin sollst du mir meine schöne Gegenwart nicht trüben. Wenn du mich lieb hast, sagst du mir jetzt nichts mehr von ihm.“

Die Dienerin zuckte die Achseln. „Sie werden vielleicht nicht sechs Monate abzuwarten brauchen!“

„Welche sechs Monate?“ rief Emma, die Farbe wechselnd. „Was weißt du von sechs Monaten?“

„Nun, ich sage nur so — sechs, acht Monate, wie lange Sie wollen! Herr von Dorn wird wohl noch lange in Rehme bleiben? Hätte er sich sein Recht nicht verschert, so könnten Sie täglich Nachrichten von ihm haben, ja ihn vielleicht besuchen, ohne daß die Welt Anstoß daran nehmen könnte! Wenn er aber nun wieder gesund wird, Frau Langenau? Erlauben Sie, daß ich Sie einstweilen, vorbehaltlich der Genehmigung Sr. Majestät, schon so nenne! Wenn er gesund wird?“

„O dann soll er mir Buße thun für Alles!“ rief Emma. „Ich kann mich ihm aber doch unmöglich an-

tragen, wenn er bei seiner überspannten Idee bleibt und vielleicht erst nach wiederholter Kur gesund wird?“

„Wollen Sie mir Generalvollmacht geben?“ fragte die Advokatentochter.

„Nein, Elisabeth! Um keinen Preis!“ entgegnete ihre Herrin hoch erröthend. „Er wird immer glauben . . . Nein, nein! Der erste Schritt muß und wird von ihm ausgehen. Mein Schwager will in diesen Tagen hinfahren, weil er Geschäfte dort auf der Saline hat — jedenfalls sieht er dann auch Clemens — wir wollen das Alles abwarten.“

Die Minder sagte: „Hier, ja! Doch in Bezug auf das, worüber Sie mir zu sprechen verboten haben, ist das Abwarten gefährlich. Mein Vater war der Meinung, man müsse der Gegenpartei immer um einen Schritt voraus sein — ich bitte Sie nur, sich einmal in aller Ruhe zu überlegen, was ich Ihnen angedeutet habe. Sie werden mich schon verstanden haben.“

Damit verließ sie ihre Herrin; diese hatte sie aber nicht verstanden und gab sich nun unbestimmten Vorstellungen hin, welche sie ganz aufregten, so daß ihr Barbo, als sie mit ihm zusammen kam, die Gemüths-bewegung gleich ansah. Auch er hatte eine bewölkte Stirn, und Emma kam ihm zuvor, indem sie danach fragte.

„Martha macht mir Sorge!“ antwortete er. „Das Kind hat einen Charakterzug bekommen, den ich bis jetzt noch nie an ihm bemerkt habe und nur auf den unseligen Vorfall mit der Volière zurückführen kann. Loberding hatte eine Kleinigkeit, die sie ihm bei unserer

neulichen Abreise aufgetragen hatte, vergessen, und sie hat den alten Mann mit einer Heftigkeit gescholten, daß er sich bei mir beschwert hat. Schon vorher hatte ich an vielen kleinen Dingen bemerkt, daß sie einen Hang zur Rachsucht entwickelt, sie hat Freude am Strafen — das ist nicht gut, so jung, das nimmt zu! Ich werde das Uebel im Entstehen ernstlich bekämpfen müssen: es ist wie ein Wurm in der Knospe, der die ganze künftige Blume entstellen kann.“

„In der Knospe!“ wiederholte Emma mit einem tiefen Seufzer. Es war ein Wahlspruch ihres frühern Mannes, den er in den verschiedensten Beziehungen anwandte. „In der Knospe am schönsten!“ sagte er oft, aber auch das Schicksal des Menschen suchte er in der Knospe der frühesten Jugend: „Da wird es geboren und gestaltet aus mikroskopischen Anfängen, die sich aller Beobachtung entziehen.“ Von sich selbst hatte er behauptet, daß er sehr wohl ahne, welches Gift ihm der erste moralische Wespenstich auf die Lebensreise mitgegeben habe, bei Frauen trete der Moment oft erst später ein, und in dem letzten kurzen Gespräch vor ihrer Trennung hatte er ihr mit unbeschreiblichem Ausdruck gesagt: „Dich, du Arme, habe ich in der Knospe geknickt, das wächst sich nimmer aus, wie herrlich du auch äußerlich aufgeblüht bist!“ Sie glaubte seitdem schon die Wahrheit seiner Rede empfunden zu haben.

## 7.

Der Tag war gewitterschwül gewesen, gegen Mittag hatte sich der Himmel mit Wolken bedeckt, die jenen eigenthümlichen salben Schein zwischen tiefem Schwarz gezeigt, welchen der Landmann fürchtet, weil er ihm vernichtenden Hagelschlag droht. Aber ein Sturmwind war plötzlich aus dem eigenen Schoß der Wetterwand losgebrochen und hatte sie weiter getragen; ferne Donnerschläge verkündigten, daß sie sich an einem andern Ort entlade. Ueber den Fluren von Niederbach schimmerte dann gegen Abend der reinste Himmel, die Luft hatte sich abgekühlt und es war köstlich frisch und duftig im Parke.

Martha stand vor ihrer Volière und sah dem Spiele der Vögel zu. Aber sie hatte nicht mehr die reine, kindliche Freude daran, denn immer von neuem, wenn sie das goldene Gitter vor sich sah, wurde sie an den Frevler erinnert, der nicht einmal hatte bestraft werden können, und ein unbefriedigtes Gefühl quälte

sie: der Vater hatte ganz recht, in ihre junge Seele war ein böses Samenkorn geworfen, das schon Keime trieb. Denn wenn sie jetzt unter ihren Lieblingen Zwist und Streit sah, ein Vogel den andern jagte und dafür wieder von einem stärkern angegriffen und gebissen wurde, that es ihr nicht mehr leid, sondern sie gönnte ihm die Strafe, und nicht allein hier äußerte sich dies Gefühl, sondern wo es in ihrer Macht stand, andere Vergehen zu ahnden, die auf dem Hofe vorfielen, that sie es mit Freuden. Die Mägde fragten sich schon, was denn Martha widerfahren sei.

Zu ihr kam heut Frau Minder, als sie an der Volière stand. Der Vater war mit der Tante zu den Mähern gefahren, die Ernte hatte bereits ihren Anfang genommen. — „Elisabeth, wenn ich dort auf den Rasen sehe,“ sagte Martha, „so ist mir immer, als wäre der Blutstreck noch nicht vergangen.“

„Das ist Einbildung, Fräulein Marthchen. Darüber ist längst Gras gewachsen, wie man hier wörtlich sagen kann.“

„Ich habe einmal gelesen,“ fuhr das junge Mädchen fort, „daß gemordetes Blut auch von Dielen nicht verschwindet, bis der Mord gerächt ist.“

„Wollen Sie denn den Mörder Ihres Ara hinhängen lassen?“ scherzte die Minder.

„So recht, recht büßen möcht ich ihn schon sehen!“ erwiderte Martha.

„Und wenn es nun doch der Herr Sanitätsrath gewesen wäre? Ihr gewesener Onkel?“ entgegnete die Dienerin.

„Er ist mein Onkel nicht mehr! Und grade, weil er nicht zu dem rohen Pöbel gehört, müßte er noch viel empfindlicher bestraft werden, als wenn es der blödsinnige Damian gethan hätte, der nicht weiß, was er thut.“

„O der weiß es schon! Er ist seiner Sinne vielleicht mächtiger, als der Herr Sanitätsrath mit all seinen Wunderkuren.“

Martha stand auf dem schmalen Pfade, den sie vorangeschritten war, still und sah sich um. „Wie meinst du das?“ fragte sie.

„Es war nur so hingesprochen, Fräulein Marthchen,“ antwortete Elisabeth. „Wie sollte es mir armen Person einfallen, über den Herrn Rath etwas zu sagen, das mir übel bekommen könnte!“

„Nein, nein! Du hast mehr im Sinne! Sprich es aus — ich lasse dich nicht fort!“

„Sie setzen mich in Verlegenheit! Ich habe eine sehr unvorsichtige Aeußerung gethan — wollen Sie mir versprechen, Ihrem Vater nichts davon zu sagen?“

„Meinem Vater sage ich Alles! Das kann ich dir nicht versprechen! Was meinstest du damit, daß Noring —?“

„Ach, Fräulein Marthchen, es ist zu schrecklich, daß man Alles schweigend mit ansehen muß und nicht helfen kann, den Herrschaften die Binde von den Augen zu nehmen. Wagte man es, so würde man selbst ins Unglück kommen. Ihnen will ich mein Herz ausschütten, denn Sie wissen ja, wie lieb ich Sie schon als Kind gehabt habe. Herr Noring ist ja wirklich nicht immer seiner Sinne mächtig!“

„Was sagst du?“ rief Martha, indem sie, auf dem breitem Parkwege angekommen, Elisabeths Arm ergriff.

„Ich habe Dinge erlebt, Marthchen, daß ich nur immer staunte, wie das möglich ist, ohne daß gleich von Amtswegen eingeschritten und der Mann für die ganze Menschheit unschädlich gemacht wird, da von ihm Alles zu befürchten steht. Ich glaube, es giebt nichts, dessen er in seinen Anfällen nicht fähig wäre.“

„Mein Gott, du hältst ihn für wahnsinnig?“ rief Martha.

„Periodisch, ganz gewiß! Ich halte ihn nicht bloß dafür, ich weiß es bestimmt!“

„Aber meine Tante! Sie hat nie ein Wort geäußert —“

„O Sie leben noch in der Unschuldswelt! Wird sie etwas äußern in ihrer Lage? Ich bin überzeugt, daß sie auch gegen Ihren Vater, dem sie doch sonst Alles vertraut, nie etwas angedeutet hat. Herr Barlo hat natürlich keine Ahnung davon, sonst würde er längst dem Treiben ein Ende gemacht haben: er ist der Mann dazu!“

„Ich werde es ihm sagen!“ rief Martha rasch.

„Um des Himmels willen nicht!“ entgegnete Elisabeth. „Er würde das sehr streng aufnehmen und Sie schelten. Was wollten Sie ihm denn für Gründe angeben? Man sagt doch Niemand auf den Kopf zu, daß er wahnsinnig ist.“

„Ja, welche Gründe hast du für deine Behauptung? Das sage mir!“

„Ich will es Ihnen sagen und wenn ich mirs recht überlege, wärs vielleicht eine Wohlthat für meine arme Herrschaft, die jetzt wieder grausam verfolgt wird, wenn es Herr Barlo erführe, da sie selbst viel zu zaghaft ist, um es ihm zu sagen. Sie müssen nur mich nicht vorstieben, sondern thun, als ob es aus Ihnen käme. Sie brauchen ihm auch nicht Alles auf einmal zu sagen,

sondern nur erst den Gedanken in ihm anzuregen, damit er ihn erst verarbeiten kann, ehe Sie ihn durch weitere Beweise darin bestärken. Doctoren geben auch nicht alle Mittel auf einmal, sondern eins nach dem andern, erst ein leichtes, dann immer kräftiger. Soviel habe ich wenigsten in meiner Condition beim Herrn Sanitätsrath gelernt.“

Das junge Mädchen lauschte begierig auf die verhänglichen Lehren, die ihm gegeben wurden.

„Sie können ganz natürlich anfangen: der Vater wird einsehen, daß Sie rein von selbst darauf kommen mußten! Wie ließ es sich anders als durch einen Anfall von Wahnsinn erklären, daß ein Mann von der Bildung und Stellung in der Welt, wie der Herr Sanitätsrath Noring, ein solches Bubenstück an der Vollière ausführt? — verzeihen Sie, ich meinte es nicht in dem Sinne, sondern ein Stückchen, wie es kleine Buben verüben!“

„Du hast recht!“ rief Martha. „Das kann ich dem Vater sagen — ich habe es selbst schon gedacht!“

„Sehen Sie wohl! Und nun warten Sie ab, wie er das aufnimmt, dann werde ich Ihnen noch mehr erzählen. Vielleicht wirkt das erste Mittel auch gleich in der Weise, daß er sich an mich wendet, die doch wohl die beste Auskunft über das Thun und Treiben seines Herrn Schwagers geben kann. Manches weiß er schon selbst, wozu er durch den Gedanken, den Sie in ihm anregen, erst den richtigen Schlüssel finden wird.“

„Und was wird der Vater dann mit ihm anfangen?“ fragte Martha eifrig.

„Das ist dann seine Sache!“ erwiderte die Min, der achselzuckend, wie ihre Gewohnheit war. „Wenn es an die große Glocke käme, ich meine, wenn es den Sicherheitsbehörden bekannt würde, müßten diese thun, was ihres Amtes wäre.“

„Was ist das?“ rief Martha.

„Nun, ich will nicht wie eine Rabe um den heißen Brei gehen,“ sagte die Frau — „der Arme würde zu seinem eignen Besten in eine Anstalt gebracht werden.“

„In eine Irrenanstalt?“ rief das junge Mädchen mit funkelnden Augen. „Wird er sich das gefallen lassen?“

Die Minder zuckte wiederum die Achseln. „Die Behörden würden ihn wohl nicht fragen,“ entgegnete sie. „Mittel, ihn fügsam zu machen, giebt es schon. Alles kommt nur darauf an, daß der Antrag, oder wie die Sache eingeleitet werden soll, so bündig mit unwiderlegbaren Gründen unterstügt wird, daß er sofort

genehmigt und zur Ausführung gebracht werden muß. Diese Gründe kann ich schon liefern und es ist meine Pflicht, sie zu liefern. Wenn es so weit ist, werde ich mich durch keine Furcht davon abhalten lassen. Ich will Ihnen noch etwas sagen, aber das wahrhaftig nur unter dem heiligen Versprechen, Ihrem Vater nichts davon zu verrathen, bis ich Ihnen sage, daß es an der Zeit ist. Sie würden Alles verderben und die Rache des furchtbaren Mannes auch auf sich selbst ziehen. Er könnte Ihnen wohl noch Schlimmeres anthun, als ein Paar Vögel erschießen.“

„Ich verspreche es dir, Elisabeth! Hier hast du meine Hand! Ich verspreche es dir heilig!“

„Nun, dann lesen Sie einmal dieses Bleistiftbillet!“ sagte die Minder und zog aus ihrer Tasche das Notizbuch, aus welchem sie einen kleinen, zusammengefalteten Zettel nahm und ihn Martha überreichte. Diese las die beiden Verszeilen — „Aber das ist ja eine Verdrehung — das gehört ja gar nicht zusammen! Ich kenne die Stellen, ich habe die Schillerschen Stücke wohl zehnmal gelesen. Wer nicht ist für mich, sagt Wallenstein, und die zweite heißt: Es geht ein finstrier Geist durch unser Haus und schleunig will das Schicksal mit uns enden. Das sagt die Gräfin Terzky. Was willst du damit?“

„Ein finstrier Geist, ganz richtig! Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, wer das ist. Er hat den Zettel selbst geschrieben und mir durch Lobeding offen geschickt. Schon das allein würde beweisen, daß er nicht bei Verstande ist. Aber alle seine Tollheiten haben doch immer einen Sinn und darum hält er sich auch in der Welt. Er ist ein genialer Mann, was wollen Sie? Von allen seinen gewagten Kuren, über welche alle andern Aerzte erschrafen, ist ihm keine einzige mißglückt und seitdem er verheiratet ist, hat er seine ganze Praxis aufgegeben und nur noch, wie er sagt, wissenschaftliche Reisen gemacht. Ich habe einen alten Herrn gekannt, der an Nervenzuckungen litt und dabei fürchterliche Gesichter schnitt — sein Name ist bekannt genug! — der stellte sich jedesmal, ehe er in eine Gesellschaft ging, noch vor der Thür in eine Ecke und that sich an Grimassen gütlich, um dann vor den Leuten sich enthalten zu können. So mag Herr Noring, wenn er seinen Anfall kommen sah, oft verreißt sein, um sich in der Verborgtheit auszutoben — denn sagte es ihn unverwarnt, so war Niemand seines Lebens bei ihm sicher.“

„Meine arme Tante Emma!“ sagte das unter Schauern zuhörende Mädchen. „Aber dieses Billet?“

„Er droht mir, das sehen Sie doch — wenn ich ihm entgegen arbeite! Denn wissen Sie — aber Marthchen, ich habe Ihr heiliges Versprechen! — er will Ihre arme Tante wieder haben! Sie soll wieder seine Frau werden und er hat ihr unter den fürchterlichsten Bildern, die er ihr vorhält, sechs Monate Bedenkzeit gegeben. Wenn sie Nein sagt, will er ihr den Trauring, den er noch von ihr hat, durch das Herz schießen!“

Martha stieß einen Laut des Schreckens aus. „Und das soll ich dem Vater verschweigen?“ fragte sie, ganz blaß geworden.

„Gott bewahre! Sie sollen ihm Alles erzählen, nur jetzt nicht. Denn eine Sache vor Gericht läßt sich nicht über Nacht abmachen, die fordert sehr viel Zeit. Der Vater kann Herrn Noring doch nicht arretiren und einsperren lassen, wir wissen ja gar nicht einmal, wo er zu finden ist. Also muß man leise auftreten, damit wir ihn nicht scheu machen oder, besser gesagt, wild — wir erleben sonst das gräßlichste Unglück! Ihr Vater ist ein viel zu fester Ehrenmann, als daß er nicht, wenn er heut schon Alles erführe, ohne viel Bedenken den graden, öffentlichen Weg einschläge, der uns, wie man zu sagen pflegt, ins Holz führen würde. Trauen Sie mir, Fräulein Marthchen, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden es nicht bereuen. Eins aber bitte ich Sie dringend: lassen Sie Ihre Tante nicht merken, daß mein Herz gegen Sie übergestossen ist, Sie würden mir große Unannehmlichkeiten zuziehen.“

Martha versprach ihr auch das und war denn in der Schule des Lebens eine bedeutende Strecke vorgeücht, allerdings nicht eben in der besten Schule. Sie konnte es jetzt nicht erwarten, bis sie mit ihrem Vater sprechen könne, und hatte sich dazu schon ihren kleinen Plan entworfen, der ein überraschendes Zeugniß von ihrer Bildungsfähigkeit gab. Wie Damian bei ihrem Gespräch mit der Minder die erste Staffel der Leiter abgegeben hatte, auf welcher sie zu dem verhängnißvollen Fernblick in die Verhältnisse gelangt war, so wollte sie ihn auch gegen den Vater benutzen. Sie erzählte ihm, als er nach Hause gekommen und die Tante auf ihr Zimmer gegangen war, in gewohntem Plaudern, daß sie im Park und eine lange Weile bei der Volière gewesen sei, kam natürlich wieder auf den bösen Streich zu sprechen und dankte es dem Vater, wie sie schon öfter gethan, daß er ihrem Drängen nicht nachgegeben und den armen unschuldigen Damian für die That eines Andern bestraft habe.

„Die Leute nennen ihn oft blödsinnig,“ sagte sie dann, „weil er immer still für sich hinlebt — und du selbst, Papa, hast gesagt, daß er unzurechnungsfähig sei. Was denkst du aber zu Noring? Daß er es gethan hat, ist doch wohl ganz gewiß, und nun sage mir — nein Papa, heute mußt du dich einmal gegen mich darüber aussprechen! — was denkst du eigentlich davon? Ist es anders zu erklären, als daß Noring irrsinnig geworden ist?“

Barlo hatte wirklich mit Absicht jede Erörterung über den Vorfall abgebrochen, seit auch er sich der Ueberzeugung nicht mehr hatte verschließen können, daß sein Schwager diese unbegreifliche Brutalität begangen habe. Viel anders, als Martha jetzt mit dürren Worten ausgesprochen hatte, war auch ihm nicht möglich, die Sache zu erklären und es bedurfte nicht allzu vieler Gründe aus dem reichen Vorrath der Frau Minder, er hatte schon oft die Excentricität seines Schwagers aus dem Gesichtspunkte betrachtet, daß er zu Zeiten nicht recht Herr seiner Geisteskräfte sei oder wenigstens die klare Vernunft von stürmischer Leidenschaft und überreizter Phantasie bewältigen lasse. So lange Emma verheiratet gewesen war, hatte er nicht viel davon erfahren, seit sie aber in den traurigen Conflict gerathen war und ihren Schutz an ihm gefunden hatte, war er nach und nach in den Besitz ihres vollen Vertrauens gelangt, und was er da von Norings Gebaren vernommen, hatte ihn zu jener Ueberzeugung gebracht. So weit aber, als Martha jetzt ging, war er nie gekommen und er suchte sie zu widerlegen.

„O frage nur Tante Emma recht auf das Gewissen!“ entgegnete Martha. „Und wenn du das nicht willst, so wende dich an die Minder, die weiß gewiß mehr, als Tante Emma sagen will, denn sie hat ja Alles mit erlebt.“

Barlo verwarf dies Ansinnen als unpassend für ihn. Daß Emma bei all ihren Mittheilungen ihm vielleicht Manches, das ihr Gefühl verletzte, doch nicht gesagt, glaubte er allerdings, denn sie hatte immer wieder, besonders in letzter Zeit, Entschuldigungen für Noring in seiner unbegrenzten Liebe zu ihr gesucht, die er gewiß noch habe, denn eine wahre Liebe lasse sich auch durch Kränkungen nicht ersticken! Indessen fühlte er sich nicht berufen, hier weiter zu forschen, am wenigsten bei der Dienerin, da er keinen Grund dazu sah.

„Laß doch endlich die Sache auf sich beruhen, Martha!“ sagte er. „Wenn er wirklich der Thäter gewesen, ich will zugeben, in einem unbewußten Zustande, wo Viele eine Art von Zerstörungswuth empfinden —

so giebt mir das keinen Anlaß, auf längst vergangene Dinge zurückzukommen, die für uns, da er von deiner Tante getrennt ist, keine Wichtigkeit mehr haben.“

„Doch, Papa! Vor seiner Berserkerwuth“ — sie erröthete, als sie der Vater bei diesem Wort, das eine Befrucht war, verwundert ansah: er war kein Freund von dergleichen — „ich meine, vor seiner Raserei ist Niemand sicher. Wenn er wirklich irrsinnig ist, kann er noch viel Unglück anrichten und es wäre doch am besten auch für ihn —“

„Martha!“ unterbrach sie der Vater mit großem Erstaunen.

Sie verstummte, denn an seiner Stimme hörte sie, daß er unwillig war, und sie gerieth in Verlegenheit. Er sprach sich aber nicht aus, sondern ermahnte sie nur, an die Lehre des Herrn zu denken, denjenigen zu vergeben, die uns Böses gethan haben. Die Tante trat eben ein; sie hätte in Marthas beschämten Gesicht gleich lesen können, daß hier etwas vorgefallen war, aber sie hatte Ursache, ihr eigenes Gesicht der Beobachtung zu entziehen, denn ihre Augen mußten verathen, daß sie geweint hatte. Der Brief, welchen sie, wie durch einen unwiderstehlichen Zauber gezwungen, immer von neuem lesen mußte, obgleich sie ihn beim Empfange nach flüchtigem Einblick gleich von sich geworfen hatte, als sei er mit jenem Giftstaub bestreut, von welchem dunkle italienische Geschichten melden — Norings Brief war es, der ihr auch heut bittere Thränen entlockt hatte, und ein räthselhaftes Gefühl des Mitleids durchzitterte noch jetzt ihr Herz. Er liebte sie doch bis zur Verzweiflung! Wohl hatte er sie viel gequält, aber auch sie hatte ihn ja oft genug verletzt, noch ehe sie ihm gestanden hatte, daß sie einen Andern geliebt, den sie nimmer vergessen könne! Und nun, nachdem Alles vorüber war, was anders als die Liebe konnte ihn zu ihr zurückführen, um sie zu bitten, daß „sie es noch einmal mit ihm versuchen solle!“ Gewiß hatte er erfahren, daß die Hand des Schicksals ihre Verbindung mit Clemens gehindert, und die Jahre der Trennung hatten ihn geläutert: er kehrte mit dem festen Vorsatz zu ihr zurück, gut zu machen, was er einst an ihr verschuldet hatte! Sie lebte zwar bei dem Gedanken, daß sie seine Bitte erfüllen solle, aber ebenso sehr zagte sie vor dem Entschlusse, den sie fassen mußte, ihm das für ihn entsetzliche Nein zu schreiben, denn die furchtbare Stelle vom Trauringe füllte sie mit Grausen. Sie kannte ihn ja, daß er nicht zu elenden Einschüchterungen griff, daß er oft weit mehr that, als er vorher ausgesprochen hatte, und wenn er es auch

nachher bereute, wie er sie oft weinend um Verzeihung gebeten hatte — die That, welche in jener Stelle wie ein Gedankenblitz aus der Tiefe seiner Seele sich ankündigte, ließ sich, wenn sie geschehen war, hienieden nicht mehr bereuen und mußte diejenige, welche sie hätte verhindern können, zu einer Mörderin stempeln! In ihrer Selbstqual war Emma zu ihrem Schwager geeilt, um ihm endlich von diesem Briefe zu erzählen, den sie aus Verzagttheit ihm verheimlicht hatte, weil ja noch lange Zeit bis zur letzten Entschliebung war. Als sie ihn jetzt nicht allein fand, war es ihr im ersten Momente sehr unangenehm, aber bald beruhigte sie sich und endlich wurde es ihr leid, daß sie ihn schon heut um Rath hatte fragen wollen. Sie wußte ja, wie sie ihn kannte, im voraus, was er ihr sagen würde: sein kalter Verstand, abgeneigt aller Unklarheit phantastischen Treibens, wie er sich schonend genug über Noring ausgedrückt hatte, konnte ihr nur eine einzige Antwort anrathen. Selbst später, als sie oft genug Gelegenheit hatte, mit ihm ohne Zeugen in beruhigter Stimmung zu sprechen, vertagte sie das bis nach seiner Rückkehr von Nehme. Von den Nachrichten, welche er dann mitbrachte, konnte viel abhängen. Sie hatte den stillen Wunsch gehegt, ihn zu begleiten, da er sie aber nicht ein einziges Mal, auch nur obenhin, dazu aufgefordert hatte, war sie davon zurückgekommen; er mußte es wohl nach seiner Denkungsweise für unpassend halten und sie wollte nichts thun, was ihr in seinen Augen schaden konnte. Als er aber in ihrem Beisein seiner Tochter sagte, daß sie ihn nach Nehme begleiten dürfe und diese vor Freude hocherglühend nur an sich dachte — da wurde sie bitter in ihrem Herzen und bei ihrem Charakter war es kein Wunder, daß dies Herz, welches seinen Regungen nur immer zu rasch folgte, gegen ihre Elisabeth überwallte.

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Eine annehmbare Partie.) Kurze Zeit nach der Rückkehr der Emigranten nach Frankreich erschien ein Fremder in Paris, der eben aus Indien anlangte, wo er sich ein Vermögen von mehreren Millionen erworben hatte. Er hatte in dem Heere *Topo-Sahib's* gedient und Wunder der Tapferkeit verrichtet; nebenbei hatte er aber auch Geschäfte betrieben und kehrte nun, mit Reichthümern beladen, zurück, die er theils im Kriege erbeutet, theils durch seinen Spekulationsgeist erworben hatte.

Er stammte aus einer dürftigen französischen Familie und lehrte ziemlich verlegen über die Rolle, die er in der Pariser Gesellschaft spielen würde, in die Heimat zurück. Indessen schreckte sein abenteuerlustiger Geist durchaus nicht vor dem Unternehmen zurück, sich in dieser exklusiven Gesellschaft eine Stellung zu erobern. Herr X. grämte sich also nicht zu sehr wegen seines wenig weltgewandten Benehmens und seiner geringen Herkunft, sondern trat mit Stolz und Selbstgefühl mitten in diese Welt voll Hochmuth und Prätenstionen. Er streute das Gold mit vollen Händen um sich und verschaffte sich dadurch überall willigen Einlaß, denn grade damals funkelten die Goldstücke doppelt so prächtig, weil sie seltener waren als heutzutage.

Eines Abends hatte Herr X. eine Einladung zu einem Concert bei einer Dame des noblen Faubourg St. Germain erhalten, fühlte sich jedoch dort gar nicht an seinem Plage und langweilte sich in hohem Grade, denn seine Millionen blendeten diese stolzen Aristokraten nur sehr mäßig; sie schätzten einen getreuen Emigranten höher als einen neubadenen Millionär, trotzdem oder vielleicht weil sie selbst ihrem väterlichen Erbe entsagen gemußt.

So saß unser Abenteurer ziemlich trübselig da und paßte nur auf eine Gelegenheit, sich unbemerkt fortzuschleichen, als er gewahr wurde, wie sich ein wunderliebliches junges Mädchen mit goldblondem Haar und durchsichtig blauen Augen, deren Sphindengestalt nur sehr einfach in weißem Mouffelin, ohne irgend einen Schmuck an sich, gekleidet war, in seiner Nähe niederließ. Ihre in ebenso einfacher Toilette erschienene Mama wurde trotzdem von der ganzen Gesellschaft sehr gefeiert und umgeben, das junge Mädchen aber begeisterte ihre Umgebungen noch vollends, als sie an den Flügel trat und mit entzückender Stimme eine *Gluck'sche Arie* sang.

Der gute X. verliebte sich mit einem Male in die junge Dame, welche die Tochter des Grafen A. war, der kürzlich aus der freiwilligen Verbannung heimgekehrt. Sie besaß gar kein Vermögen, allein sie war gut und einfachen Gemüths, dabei aber trefflich erzogen. Wie konnte er es jedoch wagen, auf die Verwirklichung seines heißen Herzenswunsches zu hoffen, da er wußte, wie stolz die Eltern des Mädchens auf ihre Ahnenreihe waren, welchen Stolz alles in der Fremde erlebte Ungemach nur erhöht hätte! Der arme Indier fühlte jedes Mal, wenn er diesen Gedanken nachhing, sein Herz muthlos werden, und dennoch vermochte er grade diese Gedanken nicht loszuwerden.

Von jetzt an suchte er eifrig alle die für ihn sonst so langweiligen Gesellschaften auf, wo er hoffen konnte, die Angebetete seines Herzens anzutreffen, und wählte sich dann stets ein Plätzchen in ihrer Nähe, wo er sie ungestört beobachten konnte. Da hörte er eines Abends, wie Fräulein Angelique zu einer Freundin äußerte: kein Schmuck gefiele ihr so als Perlen, und wenn sie sich jemals Schmucksachen wünschen könnte, so würden dies nur einige Schnüren schöner, echter Perlen sein.

Das war ein ordentlich glücklicher Augenblick für den stillen Verehrer; er sann sich sofort einen ganz eigenthümlichen Plan

aus, wie er es möglich machen könne, der schönen Angelique die herrlichen Perlen anbieten zu können, die er in Masse aus Indien mitgebracht hatte.

Er näherte sich also zuerst der Dame des Hauses, die ihn eingeladen hatte, und fragte dieselbe, ob die ganze versammelte Gesellschaft es wohl annehmen würde, wenn er dieselbe auf den folgenden Abend zu einer kleinen Soirée einlade, indem er die Dame mit ganz chevaleresker Galanterie ersuchte, dabei die Honneurs in seiner Junggesellenwirthschaft zu machen. Lächelnd gab die geschmeichelte Frau ihre Zustimmung und ermunterte ihn, seine Einladung vorzubringen, welche von der ganzen Gesellschaft gern angenommen wurde, da man neugierig war, etwas von den aus Indien stammenden Schätzen zu sehen, von denen man schon so Manches munteln gehört. Hierauf wendete er sich nochmals an die ihn umstehenden Damen und setzte hinzu: „Meine Damen, ich habe jedoch noch eine Bitte an Sie auf dem Herzen, deren Erfüllung Sie mir zum vornherein versprechen müssen. Wenn ich morgen Abend die Ehre haben werde, Sie bei mir zu empfangen, soll eine Jede von Ihnen ein Lotterielos ziehen, worauf Sie einen der hübschen Gegenstände, die ich aus Indien mitgebracht, gewinnen werden. Sind Sie damit einverstanden?“

„Jawohl, jawohl!“ riefen die jungen Frauen wie aus einem Munde, und eine setzte noch hinzu: „Lassen Sie uns nur ja recht schöne Schmuckstücken und solche reizende, orientalische lackirte Kästchen gewinnen, Herr X.“

Am folgenden Abend fehlte keine aus der Gesellschaft bei X., der den liebenswürdigsten Wirth spielte, seinen Gästen alle seine Rareitäten zeigte und sie in äußerst splendider Weise bewirthete. Die Damen erfreuten sich ganz besonders an der Ausstellung allerliebster Sachen, die sie gewinnen sollten, und Jede hatte ihren kleinen Herzenswunsch in Bezug auf diesen oder jenen Gegenstand, der ihrem Geschmack besonders zusagte. Das große Los war natürlich von vornherein mit Hilfe einiger Kunstgriffe für Fräulein Angelique bestimmt. In einer Ecke des Salons bemerkte man auch einen Sack aus gelber Seide, mit einer groben Schnur zusammengebunden; er war sehr schwer und sah sehr schmutzig aus, so daß jede der Damen heimlich bei sich dachte: „Wenn ich nur nicht diesen häßlichen Sack etwa gewinne, denn es ist doch weiter nichts darin, als höchstens Serail-Pastillen oder gar Samenkörner von tropischen Pflanzen.“

Dieser Sack aber fiel auf das Los des schönen Grafentöchterleins. Ach, das hübsche junge Mädchen hatte auch wie alle Anderen ihre Blicke auf die vielen blühenden Schmuckstücken dort auf dem Tische gerichtet und fühlte sich sehr enttäuscht, als sie den von aller Welt verachteten Sack erhielt.

Herr X., der die Geliebte natürlich nicht aus den Augen ließ, bemerkte sofort den unangenehmen Eindruck, den der unscheinbare Sack auf sie machte, er näherte sich ihr, ergriff den Sack, band die Schnur auf und ließ den Inhalt des Sackes, die prächtigsten echten Perlen in den Schoß der jungen Dame rollen. Diese starrte mit weitgeöffneten Augen auf das Wunder hin, es bemächtigte sich ihrer ein wahrer Schwindel, sie fühlte sich gebendet; anfangs lächelte sie, dann traten ihr Thränen in die Augen.

Sie betrachtete den schüchtern vor ihr stehenden Verehrer mit förmlicher Rührung, denn sie hatte das vortreffliche Herz durchschaut, welches ihr in dieser Weise seine leidenschaftliche Huldigung darbrachte. Der Sack enthielt für mehr als hunderttausend Francs auserlesene Perlen!

Unglücklicher Weise mischte sich Graf A., der zuerst seiner Tochter die Annahme des Gewinnes erlaubt hatte, jetzt hinein und verbot ihr nach näherer Untersuchung entschieden, ihn zu behalten. Er fand die Annahme eines so kostbaren Geschenkes unmöglich.

Man disputirte darüber hin und her und X. fand bei dieser Streitigkeit den Muth, förmlich um die Hand des Fräuleins anzuhalten. Man zögerte erst mit der Antwort, sagte bald Ja, bald Nein — endlich wurde doch ein definitives Ja ausgesprochen, und vierzehn Tage darauf war Fräulein Angelique Madame X. und konnte sich mit den Perlen schmücken, soviel sie irgend Lust hatte.

—r.

(Ein Friseur vor Gericht.) Ein Friseur sollte eigentlich über das profane Getreibe und die leidigen Consequenzen der irdischen Gerechtigkeit weit erhaben sein — mindestens verdiente er der exceptionellen Stellung nach, welche er unter den sterblichen Geldmachern einnimmt, seine eigene Gerichtsbarkeit zu haben und nicht dem Urtheilsprüche eines gewöhnlichen Richters unterworfen zu sein. Ein Friseur, wenn er edel und würdig seines Amtes zu walten weiß, macht aus der Schöpfung des Himmels eine zweite Schöpfung; er versteht das charakteristische Haupt des Denkers männlicher, das neckische Köpfchen der Jungfrau reizender umzuformen; er ruft auf die eben Steppen bartloser Wangen üppige Haarwäldungen hervor, er kämpft mit civilisatorischer Macht gegen das widerspenstige Gesträup eines verunstaltenden Bollbartes — er ist eine Art Halbgott, der schon längst unter die Himmlischen versetzt worden wäre, wenn er auf Erden nicht gar so nothwendig gebraucht würde.

Und wer bürgt uns dafür, daß ein beleidigter, von der irdischen Gerechtigkeit heimgesuchter Friseur nicht Rache übt an dem hilflosen Menschengeschlecht und denselben Richter, der ihn die Strenge des Gesetzes empfinden zu lassen wagt, nicht einst im edlen Horne durch einen lähnen Schnitt um die vorwitzige Nase bringt, die dieser mit unverzeihlicher Freiheit in seine Privatangelegenheiten zu stecken sich erlaubt hatte? Allein alle diese Erwägungen, die sich uns bei dem nachfolgenden Prozesse aufgedrungen, konnten das Pariser Seinetribunal nicht hindern, Herrn Henri Blanc, den schönen Henri, wie er allgemein genannt wurde, vor kurzem zu einer Geldstrafe von 50 Francs und außerdem auch noch zu einem Jahr Gefängniß zu verurtheilen. Was hatte der schöne Henri so Schlimmes verbrochen, daß er zu der schrecklichen Verbüßung von 1 Jahr 50 Francs verdammt werden sollte?

Menschen gewöhnlichen Schlages begnügen sich damit, in ihren Zorn- und Wuthausfällen einen Raubzug gegen den Dictionär zu unternehmen und ihn um das Edelste und Blühendste zu plündern, was er an kräftigen Insulten und vielsagenden

Schmähungen aufzuweisen vermag. Die Wuth unseres Henri war jedoch weniger philologischer Natur; sie kannte, einmal entfacht, keine Grenzen, und so kam es, daß er eines Tages die kostbaren Spiegelscheiben in dem Salon seines Herrn vollständig zertrümmerte.

Für eine Wuth, welche noch nicht einmal unbezahlbare Mastafeln als Grenze respectiren will, war die Strafe allerdings nicht zu hoch bemessen; allein Henri appellirte dennoch, weil ihm die gleichzeitige Entziehung der Freiheit ungerecht erschien. Hören wir, wie sein geistreicher Advokat, Herr Frederic Thomas, für den trostlosen Klienten plaibirt. „Meine Herren!“ beginnt Herr Thomas, „bisher hat Niemand zu ergründen vermocht, welche Motive die leidenschaftliche Handlungsweise des Herrn Blanc veranlaßt haben könnten. Er ist als ruhiger, solider Charakter bekannt und diese extravagante Scene ist daher doppelt räthselhaft gewesen.“

„Darf ich Ihnen dies Geheimniß meines Klienten enthüllen? Fast sollte ich es nicht, denn er hat mir arglos sein Herz wie der Freund dem Freunde geöffnet. Nicht etwa ein Haß oder Born auf seinen Prinzipal steckt dahinter — nein, etwas ganz Anderes, ein Liebeskummer. Von jeher hat die Silbe der Friseurs immenses Glück bei den Damen gehabt — das ist ihr von Gott verliehenes Privilegium, denn wer könnte ihnen widerstehen?“

„Ein beobachtender Moralist des verflossenen Jahrhunderts, Mercier, hat uns in seinem „Tableau de Paris“ ein Bild des damaligen Perruquier überliefert, des Perruquier, wie er Sonntags nachmittags um vier Uhr sein dastendes Atelier verläßt, um sich in seinem Mansardensüßchen wie ein junger Gott zu kleiden und mit Bürste und Schwamm alle lästigen Erinnerungen an sein pomade- und puderdurchtränktes Tagewerk zu verwischen. Er kleidet sich Schwarz in Schwarz, eilt verächtlichen Blickes an dem Salon seines Herrn vorüber und stürzt in die Oper, um die berühmteste Tänzerin zu sehen und in den Zwischenakten mit den Damen auf der Galerie zu kofettiren.“

„Das ist die Geschichte meines Klienten. Er erhielt von so vielen Seiten Liebesanträge, daß er unbeschreiblich kühn gegen alle Damen wurde, welche seinen Salon mit ihrer Gegenwart beglückten. So lernte er auch die Locken einer östreichischen Dame kennen, welche im Grand Hotel abgestiegen war und sich täglich von seinen zitternden Händen noch schöner gestalten ließ, als sie schon war. . . . Seine Liebe zu ihr ging soweit, daß er eines Tages, als er ihr eine Frisur à la Solferino machte, nicht zu bewegen war, der reizenden Östreicherin den Namen des kunstvollen Haarbaues zu nennen, aus Furcht, ihre nationalen Gefühle zu verletzen.“

„Wie dem auch sei, die angebetete Dame, die er so oft mit allem Aufgebot seiner Kunst frisiert hatte, verschwand eines Tages, um nie wieder zu erscheinen. Da versiel Henri in eine tiefe Melancholie und nahm zum Absinth seine Zuflucht, um dadurch

seinen Kummer zu betäuben. Das Uebrige wissen Sie, meine Herren. Ich bin sicher, daß Sie den Maximalsatz der Strafe, wie ihn die Richter zuerst festsetzten, nicht beibehalten werden. Der Gerichtshof wird milde handeln gegen ein Vergehen, das ehemals ein Jugendstreich genannt worden wäre.“

In der That hat der Gerichtshof die Arreststrafe auf die Dauer eines Monats reduziert.

Ach, vier ewige Wochen lang wird in und auf den Köpfen reizender Pariserinnen wegen des schönen Henri's Abwesenheit eine unbeschreibliche Verwirrung herrschen! — r.

(Nichts Neues unter der Sonne.) Es giebt wohl kaum irgend eine Thorheit, die nicht früher schon dagewesen wäre, und man würde sich zum Beispiel sehr irren, wenn man glaubte, daß die lächerlichen Heiratsgesuche, deren man täglich so viele in den Zeitungen findet, eine Ausgeburt der Neuzeit wären. Wir führen zum Beweise für unsere Behauptung ein Gesuch an, welches einst in der „Gazette de France“, die vom Kardinal Richelieu herausgegeben wurde, zu lesen war. Es lautete folgendermaßen:

„Eine junge Lady, welche kein ganz unangenehmes Neuzere zu besitzen glaubt, vollständig Herrin ihrer selbst ist und ein anständiges Vermögen hat, wünscht den Winter im Auslande zuzubringen. Sie würde sich geschmeichelt fühlen, wenn irgend ein junger Mann von guter Familie, der einen angenehmen Gesellschafter abgeben kann, ihr Reisegefährte sein möchte, für den sie alle Kosten tragen würde. Ihr Herz ist frei, und sie wünscht, daß derjenige, welcher sich melden würde, ebenso frei als sie selbst sei, damit für den Fall, daß beide Theile einander conveniren, kein Hinderniß für eine innigere Vereinigung nach dieser Liaison vorhanden wäre.“

Die Antwort erschien in der eine Woche später herauskommenden Nummer der Zeitung und war in der Weise gefaßt:

„Ein Mann von mittlerem Alter, mit einem leidlichen Gesicht und ziemlich guter Gesundheit begabt, bietet der Dame, von welcher die in der vorigen Zeitung eingerückte Annonce herrührt, seine Dienste an. Er hat schon viel gereist und ist vollkommen unabhängig. Wenn die fragliche Dame meint, daß er ihr zusagen werde, so ist er bereit, jeden Augenblick mit ihr abzureisen, wann und wohin sie es wünscht. Die Dame möge die Güte haben, ihm ihre Absichten mitzutheilen, indem sie ihr Schreiben an die Adresse von A. Z. bei dem Buchhändler Herrn Lacy niederlegen kann.“

Man sieht also, die Leuten von dazumal wußten ihre Annoncen ganz ebenso gut einzurichten, wie die heutigen: „Ein junger Mann von sehr angenehmen Neuzeren sucht wegen Mangel an Bekanntschaft auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege u.“; oder auch: „Eine vermögende junge Dame sucht sich mit einem soliden jungen Mann zu verheiraten u.“ Nur Eins bildet einen kleinen Unterschied: damals hat man noch nicht dringend „um Uebersendung von Photographien,“ denn die hatte man eben leider noch nicht. — r.



# Allgemeine Frauen-Zeitung

N<sup>o</sup> 34.

1865.

Redacteur:  
Dr. A. Diezmann.  
Leipzig.

Verlag:  
Baumgärtner's  
Buchhandlung.  
Leipzig.



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Städtische 6 Thlr.  
mit Städtischen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Fortsetzung.)

„Sie glauben doch nicht, was mein alter Verehrer einmal gegen mich geäußert hat?“ erwiderte diese lächelnd.

„Was ist das? Ich weiß von nichts!“ entgegnete die Frau. Wirklich hatte ihr Elisabeth nichts erzählt, wenn sie es auch jetzt behauptete.

Sie berichtete nun, Wahres und Falsches nach ihrer Weise mischend, daß im Dorfe ein Gerede ginge, Herr Barbo werde sein Kind, wenn Martha erwachsen sei, mit dem einzigen Sohne des vorigen Besitzers von Niederbach verheiraten, das sei gleich im Kaufcontracte ausgemacht worden, damit das Gut, das der alte Dorn nicht halten konnte, doch wieder in seine Familie käme. „Die Menschen sind hier noch zu befangen in ihren alten ererbten, sehr dummen Gedanken,“ sagte Elisabeth lächelnd hinzu, während sie den aufregenden Eindruck beobachtete, welchen ihre Mittheilung machte. „Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Anerkennung als eigene Grundeigentümer, die Separation ihrer Bauer-güter von der Herrschaft, ja die Errungenschaften vorm Jahre können die guten Leuten nicht von ihrem patriarchalischen Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihren ehemaligen Bedrückern heilen — aber die Advokaten-

tochter kommt wieder auf ihres Vaters Metier und ennuyirt Sie!“

„Elisabeth, wär es nicht möglich, daß dennoch dies Gerede der Leute seinen Grund hätte?“ rief die Herrin. „Die ganze Sache ist ein so praktisches Arrangement, daß sie meinem Schwager wohl gefallen könnte! Seinem Kinde sicherte er dadurch das Glück des Lebens, er ist zwar ein echter treuer Bürger von fester Gesinnung, der ein ihm gebotenes Adelsdiplom der neuen Vermehrung des Grundabels ablehnen würde, aber er ist kein Adelsfeind — und dem alten Manne, der seinen Namen gern an dies Stammgut seiner Familie klammern wollte, konnte er immer diese Concession machen; vielleicht hat er Niederbach deshalb um ein paar tausend Thaler billiger bekommen!“ setzte sie in ausbrechender Bitterkeit hinzu, aber sie erschrak über sich selbst und rief: „Das ist recht schlecht von mir, Elisabeth!“

Ja, wahrlich, sie bedurfte eines starken Führers recht sehr, an dem sie Halt gewinnen, der sie sicher durch das Leben geleiten konnte! Ihre glückliche Schwester hatte einen solchen an Barbo gefunden!

„Ja, liebe Frau Rätin, man muß in der Wirklichkeit leben!“ versetzte Elisabeth. Ich glaube zwar auch nicht an dies dumme Gerede, denn zu der Zeit, als Niederbach verkauft wurde, war Martha drei Jahr alt, aber wenn der Damian nur nicht in seiner Einfalt in Rehme davon gesprochen hat: er ist heimlich in Rehme gewesen.“

„Bei Clemens? Was hat er dort gewollt?“ rief Frau Roring.

„Doch wohl mit seinem Herrn, dessen Zorn nicht lange dauert, wieder anknüpfen! Das Arbeiten als Knecht mag ihm nicht gefallen. Ich habe nur ganz zufällig erfahren, daß er dort gewesen ist. Der Berwalter sieht es ihm nach, wenn er manchmal ohne Urlaub fortgeht, und es wäre ihm recht, wenn er einmal ganz ausbliebe, denn der Damian ist eine Art von Spürhund, Sie verstehen mich schon: Herr Barfo könnte keinen treuern Controleur haben, obgleich er ihn nicht dazu angestellt hat.“

„Ja, ich weiß es: Damian ist treu und wenn er seinem Herrn und — mir so Trauriges bereitet hat, so war es nicht Absicht von seiner Seite, sondern nur Geisteschwachheit!“ Sie wurde aber von den Erinnerungen, in welche sie versinken wollte, durch ihren ersten Gedanken bei Elisabeths Mittheilungen wieder aufgeschreckt. — „Wie kommst du darauf, daß er Clemens grade jetzt von dem Gerude, das doch wohl nicht von heut oder gestern ist, etwas erzählt haben soll? Und glaubst du, daß es auf Clemens den geringsten Eindruck machen würde?“

Elisabeth schien um eine befriedigende Antwort in Verlegenheit zu sein. Sie sagte dann, daß Herr von Dorn wohl darauf nichts geben werde, daß es zwar wunderbar sei, wie das Gerücht ohne sichtbaren Grund gerade jetzt wieder in Umlauf gekommen, man aber daraus keine besonderen Schlüsse ziehen dürfe und Herr Barfo sein Kind gewiß nicht mit nach Rehme nehmen würde, wenn er eine Ahnung davon hätte.

„O davon bin ich überzeugt!“ rief Emma. „Mein Herr Schwager hält so streng auf Reputation, daß er mich gar nicht einmal zu der Partie aufgefördert hat. Wenn du es nicht geschickt eingerichtet hättest, daß ich von Zeit zu Zeit, ohne daß es Clemens erfährt, Nachricht über sein Befinden erhalte, so könnte er dort sterben, ohne daß ich es erführe!“ Sie seufzte tief. — „Das ist aber für mich Alles vorüber! Ich bin keine verliebte Närrin, daß ich einem Manne, der mich so leicht aufgegeben hat — ach, Elisabeth, wenn ich mein Leben bedenke, was ich erduldet habe und was mir noch bevorsteht — Stunde auf Stunde bringt mich ihm näher!“ Sie brach schauernd ab und Elisabeth fragte sie theilnehmend, was sie auf dem Herzen habe. Da hatte sie endlich ihr Ziel erreicht: sie hörte nun Alles — was sie schon wußte, und konnte selbst darüber sprechen.

## 8.

Es war ein Sonntag. Das Landvolk strömte zahlreich nach dem neuen Badeorte, der schon um seiner Entstehung willen in der Gegend und besonders unter den Colonen eine große Berühmtheit erlangt hatte. Die Badeanstalten, das Bohrloch mit seinem wallenden Sprudel, die bescheidenen Anfänge eines Bazars an der Chaussee, da wo sich von dieser jetzt unter dem stolzen Namen Corso eine Reihe stattlicher Gebäude abzweigt, waren Gegenstände der Bewunderung; die Leute standen in Gruppen umher oder strichen durch die Gänge und machten ihre Bemerkungen über die lächerlichen Moden der fremden Damen ebenso gut, als diese über die landesübliche Tracht des Volkes. Auch jetzt noch herrscht darin Gegenseitigkeit, wo das Landvolk an seiner Kleidung und Sitte festhält.

An dem Hauptgange, welcher des Morgens zur Kurpromenade und zum Audienzsaal der Aerzte dient und den Kurgarten querschnittet, steht da, wo die eigentlichen Anlagen in naturwüchsige Partien auslaufen, eine alte mächtige Eiche. Man hat seitdem ihre Krone zu einem Belvedere eingerichtet und den schönen Baum nach der Prinzessin Sidonie von Sachsen, welche die Stufen zuerst betreten hat, „Sidonieneiche“ genannt. Damals war das noch nicht geschehen und die königliche Familie von Sachsen hatte unlängst im eigenen Lande in ihrer Hauptstadt ein viel schwereres Leid erfahren, als irdische Heilkräfte lindern können. Unweit der Eiche saß ein kranker junger Mann und neben ihm auf dem Kiespfade stand die Frau mit dem Rollstuhl. Er plauderte mit ihr, wie er zu thun pflegte, und neckte sie auch, sie freute sich, daß er so munter war, das sei immer das beste Zeichen der Heilung. Da verstummte er plötzlich und sah einem Paare entgegen, das auf dem Gange langsam sich näherte, wie es schien, in lebhaftem Gespräch begriffen. Er hatte den kleinen alten Herrn, der etwas gebückt ging, lange nicht gesehen, seit zwölf Jahren nur ein einziges Mal, aber der Eindruck, den er vor zwölf Jahren von ihm gewonnen hatte, war ihm so tief eingepreßt, daß er ihn nie wieder vergessen konnte. Damals, er selbst ein fünfzehnjähriger Knabe, nicht älter als jetzt das junge Mädchen an seiner Seite, hatte er einen bitteren Haß auf den Mann geworfen, den er für den Räuber des alten Stammgutes seiner Ahnen ansah; dies Gefühl hatte er zwar bei reiferem Verstande überwunden und seitdem den Mann in vieler Beziehung

achten gelernt, ja er verehrte ihn als den treuen Freund und Beschützer des Wesens, das er mehr als sich selbst geliebt hatte, aber sein Anblick in diesem Momente, wo er eben mit der Frau, seiner Pflegerin, von den Jahren der Kindheit gesprochen, regte zu viel Erinnerungen in ihm auf, als daß er ihm freundlich hätte entgegen schauen können. Der Nahende hatte ihn nun auch erkannt und beschleunigte seinen Schritt. „Herr von Dorn!“ sagte er, ihn grüßend, und reichte ihm die Hand.

„Ja, Herr Barlo, Sie sehen mich als Invaliden wieder,“ sprach Dorn, indem er den kräftigen Händedruck hinnahm.

„Als Reconvalescenten!“ entgegnete Barlo. „Ich habe die besten Hoffnungen von Ihrem Arzte gehört. Meine Tochter, lieber Herr von Dorn. Erlauben Sie, daß wir uns ein wenig bei Ihnen setzen?“

Clemens verneigte sich gegen das junge Mädchen, das ihn erröthend, aber mit unverkennbarem Antheil betrachtet hatte. Sie war gewiß von seinem Verhältniß zu ihrer Tante Emma unterrichtet, wenn sie auch noch zu jung war, um schon deren Vertrauen zu genießen. Barlo setzte sich neben Dorn, der auf seine Frage natürlich nur eine höfliche Antwort haben konnte, und Martha nahm an der Seite ihres Vaters Platz; sie konnte nun, ungestört durch seine Augen, das Gespräch anhören, das zuerst Dorns Leiden betraf, bald aber von dem Kranken, der nicht viel von sich wollte reden lassen, auf allgemeine Dinge gelenkt wurde. Er fragte gar nicht nach ihrer Tante Emma und das junge Mädchen wußte doch wenigstens die letzte Wendung ihrer Verhältnisse, daß sie nach der Trennung von ihrem Manne mit Clemens Dorn, dem Sohne des frühern Besitzers von Niederbach, verlobt gewesen und daß dieser nach seiner unheilbaren Erkrankung in edelster Weise auf ihre Hand verzichtet hatte. Ihre jugendliche Phantasie war geschäftig gewesen, sich ein Bild von ihm zu entwerfen, und nun sie ihn gesehen hatte, war sie etwas enttäuscht, sie hatte sich ihn viel schöner ausgemalt. Daß er nicht einmal nach ihrer Tante Emma fragte, war ihr unbegreiflich, besonders da er doch nach der Aussage des Arztes, welchen der Vater heut Morgen gesprochen, Aussicht hatte, wieder hergestellt zu werden. Der Vater hätte auch seiner Schwägerin mit einem Worte erwähnen können! Oder war das Verhältniß wirklich auf immer gelöst?

„Wir bleiben noch zwei Tage hier,“ sagte endlich Barlo, indem er aufstand. „Hoffentlich sehen wir uns

noch im Kurgarten oder wenn Sie es mir erlauben, besuche ich Sie einmal in Ihrer Wohnung.“

Martha wollte bemerken, daß das bleiche Gesicht des Kranken einen leichten Anflug von Roth bekam, als er ihren Vater bat, dies Versprechen zu erfüllen und ihm seine Wohnung bezeichnete. „Sie wollen es unter sich allein abmachen!“ dachte sie. Als der Vater sich von Clemens trennte, machte dieser einen Versuch, aufzustehen, Barlo hielt ihn aber freundlich davon ab. „Nichts übereilen, lieber Herr von Dorn!“ sagte er und Martha sah in diesen harmlosen Worten auch eine Anspielung, die ihr unverständlich bleiben sollte. Hielten die Herren sie wirklich noch für ein Kind?

Clemens sah Beiden nach, wie der Vater seinem Kinde jetzt den Arm gab, und Frau Kappenmeier ergoß sich im Lobe des allerliebsten Fräuleins. Sie wurde aber durch die Bitte unterbrochen, ihn jetzt ein halbes Stündchen sich selbst zu überlassen, er werde vielleicht etwas auf der Bank schlummern, die Luft sei wahrhaft erquickend.

„Desertiren kann ich Ihnen ja nicht!“ sagte er mit einem Blick auf seinen gelähmten Körper.

Sie wollte erst in seiner Nähe bleiben, um seiner Befehle gleich gewärtig zu sein, er gab ihr aber einen Auftrag in seiner Wohnung und sie mußte sich entfernen. Er schloß nun, da er allein war, wirklich die Augen, als wolle er schlummern, es war aber nur der Vorhang, den er vor die äußere Umgebung zog, um sich ganz in seine innere Welt zu versenken. Emma hatte ihn aufgegeben — er konnte nicht daran zweifeln und es war auch recht gut so! Barlos angekündigter Besuch sollte ihm nur die letzte Gewißheit bringen, er wäre schon jetzt darüber im klaren gewesen, wenn die Gegenwart des Mädchens dem Vater nicht den Mund verschlossen hätte. Daß mehrmals in Rehm nach ihm und seinem Ergehen gefragt worden war und nicht eben auf die geschickteste Weise, hatte er erfahren — wen anders konnte das interessiren als Emma? Es war aber nur gewesen, um sich von der Unheilbarkeit seines Zustandes zu überzeugen. Er selbst glaubte noch mit der manchen Kranken eigenen Beharrlichkeit daran. Auf seinen letzten Brief hatte sie ihm schon nicht geantwortet — wie hätte sie das auch nach seinem Inhalte thun können! Nun aber wollte sie ihm doch wenigstens durch ihren Schwager sagen lassen, daß sie den Brief richtig erhalten habe und vollkommen mit ihm einverstanden sei, daß sie ihm alles Glück im Leben wünsche, welches sie ihm nicht habe bereiten können,

und was dergleichen in jedem Briefsteller zu findende Nebensarten mehr sein mochten.

In dem Gesträuch, welches hier den neuen Parkweg und die jungen Anlagen von dem Ackerlande abschloß, das die Hand des Gartenkünstlers noch nicht berührt hatte, rauschte es jetzt und Clemens blickte auf. Da brach wie ein Hirsch die hohe Gestalt eines fremden Mannes durch das Gebüsch und stellte sich vor Clemens hin.

„Herr Sanitätsrath!“ rief dieser unwillig.

„Insanitätsrath!“ entgegnete der Störer seiner Ruhe. „Bitte gehorsamst, mir meinen Titel nicht zu verkürzen. Nicht Sanitätsrath, sondern Insanitätsrath! Die Welt hat mich insgeheim wohl längst dazu ernannt, nun will ich auch officiell so heißen, ich habe mir schon in Minden Karten bestellt: Nero Noring, Insanitatis doctor! Klangvoll, sonor, nicht wahr?“

„Ich finde es feig von Ihnen, daß Sie mir ihre Gegenwart aufdringen, wo ich mich nicht davon befreien kann!“

„Herr von Dorn,“ versetzte Noring mit ganz verändertem Tone, „gönnen Sie mir immer einen Moment, gönnen Sie mir auch das elende Bißchen Humor, meinen Alpenstock auf der mer de glace meines Lebens. Sie nennen mich feig und haben nach dem Comment der Welt ein Recht dazu. Ich bekenne auch, daß ich zu feig war, Ihr Blut zu vergießen, das nicht auf meine Seele gefallen wäre!“

„Wozu aber diese Erörterungen!“ entgegnete Clemens, welchem die seltsame Wandlung in Ton und Benehmen seines Widersachers unruhig machte. „Warum suchen Sie mich auf, da es uns Weiden doch peinlich sein muß, einander zu begegnen?“

„Ich suchte Sie nicht, ich fand Sie, wie der Wanderer ein Juwel findet, auf meinem allerdings pfadlosen Wege. Wer war das reizende Mädchen an Barfos Seite? Seine Tochter etwa?“

Clemens bejahte es, ohne etwas hinzuzufügen.

„Ist auch —? Doch ich will keine Frage an Sie stellen, die Ihnen, gleich meiner Gegenwart, wie Sie sagen, peinlich sein müßte. Nur Eins können Sie mir vielleicht sagen: bleibt Barfo heut in Rehme?“

„Ein paar Tage,“ antwortete Clemens.

„Ich danke Ihnen!“ rief Noring. Dann sah er Dorn mit einem räthselhaften Blicke an, in welchem Clemens den Ausdruck eines echten und schönen Mitleids hätte lesen können, wenn sein Auge diesem Blicke begegnet wäre. Er vermied es aber absichtlich und

runzelte die Stirn, als Noring schweigend vor ihm stand und gar keine Anstalt machte, ihn zu verlassen.

„Darf ich mir nun auch eine Frage erlauben?“ fuhr Clemens wiederum auf.

„Sie wollen Rechenschaft über mein Thun, über meine Pläne haben!“ erwiderte Noring, indem er mit der Hand ein paar Mal über die Stirn strich. „Wollte Gott, ich könnte sie mir selbst ablegen! — Beleidigen Sie mich nicht von neuem!“ setzte er fast bittend hinzu. „Sie haben mich nie verstanden! Niemand! Kein Wunder, da ich mich oft selbst nicht verstehe! Leben Sie wohl! Vielleicht kommt einst eine bessere Zeit. Für Sie gewiß!“

„Ich habe wohl noch weniger darauf zu rechnen als Sie! Leben Sie wohl!“

„Sie haben auf immer, unwiderruflich gebrochen?“ fragte Noring, sich noch einmal hastig umdrehend.

Bei dieser Frage sprühten Clemens Augen Flammen. — „Zu solcher Frage haben Sie kein Recht mehr!“

„Es ist eine Lebensfrage! Ja oder Nein?“

„Nun denn: Ja!“ rief Clemens heftig.

„Ich danke Ihnen!“ antwortete Noring mit mächtig bebender Stimme und drängte sich, den geebneten Pfad verschmähend, wieder durch das Gebüsch, aus welchem er hervorgetreten war. Clemens blieb allein und hilflos zurück, er konnte nichts thun als abwarten, bis die pünktliche Frau, die er in einer halben Stunde wieder herbestellt hatte, ihn von hier fortfahren werde. Erbärmliche Existenz, keines Athemzuges werth!

Endlich kam sie. „Gnädiger Herr, ich bin dem schönen großen Manne begegnet, der Sie vergangene Woche im Tanzzelt anredete!“ sagte sie. „Er läßt Sie herzlich grüßen und Ihnen gratuliren: Sie hätten eine Eroberung gemacht!“

„Was soll das!“ rief Clemens unmuthig, während er den Rollstuhl bestieg.

„Ja, so fragte ich auch! Wie ich mir denke, meinte er das wunderhübsche Fräulein, das vorhin mit dem alten Herrn bei Ihnen war!“

„Wahnsinn!“ entgegnete Clemens.

Verhängnißvolles Wort! Ihm war, als ob er damit allein das Verständniß zu dem ganzen Thun und Wesen seines Feindes gewinnen könne! Emma hatte, ohne sich klar zu äußern, zuweilen eine Andeutung fallen lassen, wie sie sich oft vor Noring gegraut und von ihm das Aergste befürchtet, wenn er seine „böse Stunde“ gehabt; diese habe sich aber nie vorhersehen lassen. Emma hatte gegen Clemens das Bild gebraucht: es

sei immer gewesen, als ob in den Alpen bei heiterstem Sonnenlicht, wo die Seen und Matten und die Firner glänzen, plötzlich der Föhn aus einem Seitenthale bricht und im Nu der furchtbarste Orkan die liebliche Scene in Nacht und Graus verwandelt. Ob aber Roring bei all seiner schönen Persönlichkeit jemals in lieblichen Scenen seinen Platz finden konnte? Clemens hatte es bezweifelt; der weiche Ton jedoch, in welchem er heut einen Moment zu ihm gesprochen, hatte ihm eine Ahnung davon gegeben. Wenn das aber der Fall, wenn er nur gewissen bösen Stunden unterworfen war, in denen er über alle gesunde Besinnung hingezerrt wurde, so ließ sich doch hoffen, daß er nicht mit Absicht nach vorher überlegtem Plane Böses gegen Emma verfolgen werde! Er hatte es eine Lebensfrage genannt, ob ihr Verhältniß mit dem Manne ihrer ersten Neigung unwiderruflich gebrochen war. Eine Lebensfrage, für wen? Clemens nahm sich vor, seine Scheu vor jeder Berührung dieser Frage zu überwinden und morgen offen mit Barfo über Alles zu sprechen. Barfo mußte sich längst ein ruhiges Urtheil über Roring's neues Auftreten gebildet haben.

Emma hatte denselben Tag, an welchem ihrer hier so vielfach und in verschiedenem Sinne gedacht wurde, traurig verlebt. Ein heftiges Kopfsweh, an welchem sie bisher niemals gelitten, hatte sie überfallen und bis zum Untergange der Sonne gequält. Ihre Dienerin hatte recht: es war nicht anders möglich, die gereizten Nerven mußten endlich schmerzen, freilich hatte Elisabeth das Meiste dazu beigetragen. Als die Sonne sich neigte, ließ das Kopfsweh nach und die Erschöpften fühlte das Bedürfniß, sich in der frischen Abendluft des Parks zu stärken, Elisabeth wollte sie begleiten, aber sie wurde heut zurückgewiesen, bestimmter, als sie es je erlebt hatte.

„Schau! Schau!“ sagte sie vor sich hin, ihrer Frau nachblickend, bis deren schlankte Gestalt im Boskett verschwand. „Souveräne Gelüste? Die Zeiten des Absolutismus sind vorüber, Frau Rätthin. Ich bin Ihr verantwortlicher Minister, verantwortlich für die ganze Familie, Sie müssen auf mich hören!“

Gewaltsam suchte Emma, während sie langsam durch die verschlungenen Gänge der Waldpartien im Parke schritt, sich den Gedanken zu entziehen, welche fort und fort sich ihr wieder aufdrängten. Sie blickte umher, um ihre Augen, die noch vom Weinen schmerzten, in dem lichten, wohlthuenden Grün zu baden, sie bot die freie Stirn dem frischen Lufthauch, sie lauschte auf das süße Abendlied der Vögel. Mit Absicht hatte

sie die dichtverwachsenen Partien zu ihrem Spaziergange gewählt, damit Niemand auch nur mit Blicken ihr folgen könne; vor Elisabeth's Augen, als diese immer wieder das einzige Mittel angedeutet, sich zu retten, hatte sie sich heut gefürchtet. Die schöne Blutbuche, welche am Ende des Parks stand, lockte sie zuletzt an, dort auf der Bank wollte sie ruhen und erst spät nach dem Schlosse zurückkehren. Sie dachte daran, daß dort die Waffe gefunden worden war, welche unter Marthas armen Vögeln eine Verheerung angerichtet hatte — es war kaum noch zweifelhaft, in wessen Hand! — aber gerade das zog sie an, sie wollte, wenn irgend eine geistige Mittheilung auf geheimnißvollen Wegen möglich war, wie ihr Gatte oft behauptet hatte, ihn um Veröhnung ansehen! Er hatte sie ja einst so innig geliebt, war so engelgut gegen sie gewesen! Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie selbst geglaubt, mit ihm glücklich zu werden und den schönen Traum ihrer Jugend zu vergessen! Damals hatte er wohl auch zuweilen Anwandlungen gehabt, die ihm die gemüthskranke Mutter vererbt — aber ihr Zureden, ihre Bitten, der Blick ihrer Augen hatte den „bösen Feind,“ wie er ihn nannte, immer schnell verschucht und er hatte sie seine Retterin, den Schutzengel seines Lebens genannt! Mußte denn diese Zeit des Seelenfriedens vergehen? Mußte sie, von ihm in schwacher Stunde der Erinnerung an frühere Tage überrascht, ihm Alles gestehen und dadurch den Dämon in neuer Kraft herausbeschwören, über welchen sie nun keine Macht mehr besaß? Es war vergebens gewesen, daß sie gelobt hatte, sich von jeder Erinnerung loszureißen — diese war mit Grausamkeit grade geweckt worden, sie hatte die schwersten, gefährlichsten Prüfungen bestehen müssen und hatte sie mit Gottes Hilfe siegreich bestanden — dennoch, dennoch war dann der Schritt ihres Gatten erfolgt, der sie — verstoßen hatte! Zum ersten Male kam ihr dies Wort in die Gedanken: ja, sie fühlte sich verstoßen! O daß ihre Bitte im Geist, die sie ihm jetzt in die Ferne sandte, ihn zu guter Stunde ahnungsvoll berühren, ihn zu voller Veröhnung stimmen möchte!

„Sie saß auf der Bank unter der Blutbuche, der mächtige Baum streckte seine Zweige mit dem schwarzgrünen, rothgeaderten Laube wie einen düstern Baldachin über ihrem Haupte aus, aber in seiner hohen Krone strahlten die Lichter der untergehenden Sonne und ließen sie wie in Purpurflammen schimmern. Die einsame Frau hob ihr Auge in dem sehnsüchtigen Gedanken, der ihre Seele durchhefte, zum Himmel und mußte es schnell, von der Glut geblendet, senken. Als

die momentan geraubte Sehkraft zurückkehrte, starrte Emma erschrocken auf eine Erscheinung, welche nur ein Wahnbild ihrer bethörten Sinne sein konnte, hervorgerufen durch jene unerklärliche physische Zauber- macht, von welcher Noring oft gesprochen hatte.

„Ich bin dir hierher gefolgt, Emma! Fürchte dich nicht!“ sagte die Stimme, bei deren Klange sie bis ins Innerste erbehte. „Ich kam, dich zu sprechen, auf gradem Wege — man sagte mir, du seist im Park, ich erblickte dich von fern und bin dir gefolgt. Willst du mich anhören, Emma, mit mir sprechen?“

(Fortsetzung folgt.)

### F e u i l l e t o n .

(Das Fahren in Petersburg.) Das Fahren gehört in Petersburg zu jeder nur halbwegs anständigen socialen Stellung, heißt es in einem Feuilleton-Artikel der N. Freien Presse. Ein Russe ohne Wagen ist wie ein Araber ohne Pferd. Kaufleute, Beamte (oder wie sie heißen: Tschinowniks, Angestellte) versagen sich Manches, nur um sich eine Careta, einen Isworfschil oder einen Schlitten mieten zu können, und wer nur einigermaßen Anspruch macht, hält sich einen Wagen und Pferde. Namentlich die Frauen zählen das zu den Dingen, die man haben muß; wie die Venetianerin nur in ihrer Gondel sich öffentlich zeigen will, so die Petersburgerin nur in ihrem Wagen; kaum daß sie während der Corsozeit zwischen zwei und vier Uhr auf der Newsky-Perspective ein paar Schritte zu Fuße geht, ob aus angeborener Trägheit, Furcht, sich die zierlichen Füßchen zu erkälten, oder aus Koketterie, diese offene Frage mag ein Anderer entscheidend beantworten. Gewiß ist, die Eleganz der Taille und Toiletten können die russischen Damen auf der Straße nicht zeigen, da weite, meist schwarzseidene Mäntel, mit Pelz gefüttert, die wandelnde Schöne vom Nacken bis zu den Sohlen einhüllen und auf diese Art selbst die anmutigste Gestalt das Aussehen eines unförmlichen großen Sackes erhält. Der Kopf der Russinnen hingegen ist weniger geschützt gegen die nordische Kälte. Kokette Pelzmützen von schwarzem Sammt, mit kostbarem Zobel oder blauem Fuchs reich verziert, wechseln mit den modernsten Pariser Hüten ab, welche letztere vorwiegend blau, die Lieblingsfarbe der Russinnen, sind, da diese zu dem weißen Teint und den goldblonden Haaren der graziösen Petersburgerinnen wirklich allerliebste kleidet. Es ist also begreiflich, daß die Damen am liebsten ihre „Schönheit“ spazieren fahren, und da sie den Wagen protegiren, so thut das alle Welt.

Der eigentliche vollstümliche Wagen ist die Droschtsy. Droschtsy wird derselbe jedoch nur genannt, wenn er als Eigenthum, als Equipage figurirt; die Mietdroschtsy, welche in Form und Eigenart den Privat-Droschtsys ganz gleich, nur weniger

kostbar und elegant als diese sind, nennt man nach dem Kutscher Isworfschifs. Es ist ein ganz kleiner offener Wagen, sehr niederig und mit vier Rädern versehen; auf beiden Seiten schüßigen glänzende Sprigleder gegen die Beschmutzung der Fahrenden, da die Droschtsys keine Wagenthüren haben. Die Grundfarbe sowohl der Privat-Droschtsys, als auch der Isworfschifs ist durchgehend dunkel, meist schwarzblau, die sogenannte Rabensfarbe, mit hellblauen oder russisch-grünen Streifen durchzogen. Laternen giebt es an den Droschtsys nicht, trotzdem sie des Nachts mit derselben Bindeseile dahin, wie am hellen Tage; die russischen Kutscher sind aber auch die geschicktesten und stolzesten, und eine kleine historische Anekdote, die ich hier einfüge, kann am besten bezeugen, welchen Ehrgeiz der Russe hat, als ein trefflicher Kutscher zu gelten.

Die Schlacht bei Austerlitz — die überhaupt zum Wendepunkt in Alexanders Leben wurde, auf deren blutigen Leichengeländen die Sonne seines Friedens unterging, um, wie Goethes Freund Klinger, der Intimus des Kaisers und der Kaiserin-Mutter, sagte: nie ganz unbewölkt wieder aufzugehen — lieferte Kaiser Alexander gegen den Rath seiner Feldherren; Kutusoff hat ihn fußfällig, Benningsens Ankunft sowie auch die des Erzherzogs Karl abzuwarten; allein die Jugendglut seines Ehrgeizes riß ihn fort. Es war die erste Schlacht, der er beizuhohnen, und er zeigte viel persönliche Tapferkeit. Da mit einem Male giebt er seinem Pferde die Sporen, und seine ganze Umgebung zurücklassend, sprengt er vor zu einer Abtheilung, welche grade mit dem Feinde im Handgemenge war. Sein Pferd stürzt und er verliert seine Freiheit und sein Leben nur einem gemeinen russischen Soldaten, Namens Ilija. Dieser nun schlug alle Beförderung und jede andere Belohnung aus als die, der Leibkutscher seines Kaisers zu werden. Als solcher hat er freilich Oberstenrang, allein als ihn einst Jemand mit Herr Oberst titulirte, erwiderte er barsch: „Nennen Sie mich Leibkutscher des Czarsen, das ist mehr!“ Bei dem Tode Alexanders konnte Ilija durch nichts bewogen werden, sich von der Leiche seines Gebieters zu trennen. Er fuhr diese von Taganrog nach Petersburg zurück und schlief, trotz der Kälte und seines hohen Alters, jede Nacht unter dem Wagen, der die entseelte Hülle der einsigen Majestät trug.

(Die Schwere des Meeres.) Bekanntlich hat das Meerwasser da, wo es große Tiefe besitzt, eine sehr bedeutende Schwere und übt demnach einen ungeheuren Druck. Durch diesen Druck ist wahrscheinlich auch das Telegraphentau zerstört, welches Europa von neuem mit Amerika verbinden sollte.

Wenn ein Schiff auf der Fahrt nach Amerika die Region der großen Tiefen erreicht hat, wird den Reisenden gewöhnlich folgender interessante Versuch gezeigt: Eine gefüllte Weinflasche, z. B. eine Flasche Champagner, höchst sorgfältig verschlossen, wird mit dem Senfblei in eine große Tiefe hinabgelassen und nach einiger Zeit wieder heraufgezogen. Statt Wein findet man Meerwasser in der Flasche, trotzdem der Flaschenverschluß ganz unverfehrt ist. Der starke Druck der über der Flasche ruhenden Wasserfülle hat nämlich das Meerwasser durch die Poren des

Glases und des Flaschenverschlusses hinein- und den leichteren Wein herausgepreßt.

(Eine bittere Erfahrung.) In Vichy, welches dies Jahr bedeutend stiller ist und daher solchen Kranken oder Erholungsbedürftigen, welche nicht grade nur darauf ausgehen, sich in dem Licht und Glanz hochstehender Persönlichkeiten zu sonnen, bedeutend mehr Annehmlichkeiten bietet als die vorübergehenden Jahre, gehen trotz der Abwesenheit der „offiziellen Kranken“ viele sehr nette Abenteuer vor, die sich schon des Wiedererzählens verlohnen. Theilen wir zum Beispiel folgendes mit:

Unter andern Kurzgästen befinden sich auch zwei noch sehr junge Frauen mit ihren respektiven Gatten, ein paar Geschäfts- und Börsenmännern aus Paris, in Vichy, weniger um sich von einer körperlichen Krankheit, als vielmehr um sich von der Langeweile zu kuriren, welche sich unglücklicher Weise schon nach kurzer Zeit der Ehe bei den beiden jungen Frauen eingestellt hatte, woran natürlich nur die Männer schuld waren. Sie blickten beide seufzend über die Mauern ihres von der Kirche geweihten und von der Welt verriegelten Gefängnisses hinweg und sahen in dem azurblauen Himmel ihrer Träume wundervolle Cherubimköpfe mit zierlichen Schnurrbärtchen, welche ihnen die Erfüllung aller goldenen Ideale versprochen. Bald hielten sie auch nicht mehr aus, gegenseitig darüber zu schweigen, und Eine sagte eines schönen Tages zu der Anderen:

„Ich habe dir ein Geheimniß anzuvertrauen.“

„Wirklich? Ich habe dir auch eins anzuvertrauen.“

„Weißt du, ich glaube, ich werde von Jemanden geliebt.“

Eine Frau beginnt nämlich aus Grundsatz niemals die Mittheilung eines Liebesverhältnisses damit, daß sie spricht, sie liebe. Sie wird geliebt! Das genügt und sagt Alles; oft ist es auch das allein Wahre an der Sache.

„Nun gut, auch ich werde geliebt,“ entgegnete die andere junge Frau.

„Unglücklicherweise,“ begann wieder die erste, „überwacht und belagert mich mein Mann, der nicht ein einziges angenehmes Wort für mich hat, trotzdem so, als ob er mich wer weiß wie sehr anbetete.“

„Da ist er grade so unbequem wie mein eigener Mann.“

„Nun, weißt du was, meine Theure? Du könntest mir zu etwas mehr Freiheit verhelfen, natürlich in allen Ehren! denn ich gedenke durchaus nicht, meinen Pflichten zuwider zu handeln.“

„Nun, ich doch auch nicht!“

„Aber es ist gewiß erlaubt, einmal ein klein wenig auf eine fremde Stimme zu hören, die uns von unbekanntem oder längst vergessenen Dingen vorplaudert. Also laß dir ein bißchen von meinem Manne den Hof machen, das wird etwas Leichtes für dich sein, und während er sich mit dir beschäftigt, wird er mir wohl etwas mehr Freiheit lassen.“

„Unter der Bedingung der Revanche, liebe Freundin. Du erweistest mir doch den nämlichen Dienst?“

„Das versteht sich von selbst.“

Nun begannen unsere beiden hübschen jungen Frauen nach Möglichkeit Blicke zu werfen, bald zündende, bald schwächende,

wie es die Gelegenheit mit sich brachte, und Jede suchte den Gatten der Anderen nach Kräften zu bezaubern. Die beiden Herren zeigten sich dafür auch gar nicht unempfindlich und gingen ganz naiv in die ihnen von ihren Frauen gelegten Schlingen, sie entzündeten sich schnell genug an den berückenden Blicken und waren bald im vollen Zuge, von dem vollständigsten Verrath an ihrer Freundschaft zu träumen.

Das Mittel war gut, allein es ließ doch sehr viel zu wünschen übrig. Die beiden unüberlegten Damen wurden zwar nicht mehr von ihren Ehemännern überwacht, aber sie vertauschten die eheliche Bewachung nur durch die noch lässigere und eifrigere ihrer neuen gegenseitigen Anbeter. Dies kleine interessante Manöver dauerte so einige Tage fort, als eines Abends . . . doch hier müssen wir eine längere Parenthese einschalten, um zu berichten, daß Vichy im Begriff steht, einen seit vorigem Jahr auf allerhöchsten Wunsch angepflanzten Park heranwachsen zu sehen, dessen kleine Bäumchen freilich noch manche Nachhilfe mit der Gießkanne bedürfen werden, bevor sie Schatten zu spenden im Stande sind. Nur des Abends bei Mondschein ist daher dieser Park für die Spaziergänger zu betreten, und da bis jetzt noch keine Gaslaternen dort eine störende Helle verbreiten, ist er besonders angenehm für diejenigen, welche sich ein Geheimniß anzuvertrauen haben. Wenn die Raucher nicht von Zeit zu Zeit ein Streichhölzchen anzündeten, welches durch sein plötzliches Aufkommen die Spaziergänger und Träumer beunruhigte, würde dieser Park ein vor der Bosheit des Publikums völlig geschütztes Asyl bieten. Indessen, da man immerhin doch nur diese Chance mit den Streichhölzchen zu riskiren hat, wagen sich dennoch viele Liebespärchen dahin und man vernimmt ihre gemurmelten Gespräche nur wie das Gurren von Turteltauben in den Gebüsch.

In diesem selben Park hofften die beiden Freundinnen das erste Geständniß der Liebe von dem eigentlichen Ideal ihrer Gedanken zu vernehmen. Sie gingen eines Abends Arm in Arm dahin; das Herz war ihnen etwas schwer und pochte ängstlich, wie dies bei einem solchen Schritt nicht anders möglich ist. Sie hatten sich niemals näher gegen einander über ihren respektiven Ritter ausgesprochen, und heute wagten sie dies erst recht nicht; überdies hatte jede zuviel mit ihren eigenen Gedanken zu thun. Nur einmal sprach die Eine:

„Er hat mir die kaiserliche Sennhütte als Rendez-vous bestimmt.“

„Ist das möglich? Auch mein Rendez-vous soll dort stattfinden.“

„Das schadet nichts; wir werden uns gegenseitig nicht geniren.“

„O nein, keinesfalls.“

„Wir werden als zwei gute Freundinnen gegen einander handeln!“

Aber siehe da, als man zu dem verabredeten Orte kam, fand man anstatt zweier seufzenden Anbeter nur einen einzigen, den sie doch nicht gut in zwei Hälften theilen konnten. Und noch mehr, es war derselbe Jüngling, der beide Damen liebte

oder ihnen den Hof machte, und der nun mit seiner Doppelliebe Beiden zu derselben Stunde und an demselben Orte ein Rendez-vous gegeben hatte.

Was geschah nun? Die Tugend der Damen wartete nur auf diese Enttäuschung, um sich völlig wieder aufzurichten, und die beiden Freundinnen lehrten voll Erbitterung gegen den Verräther, der sich unterstanden hatte sie zu täuschen, nach Hause zurück, indem sie gelobten, von nun an nur noch ihre Männer zu lieben. Wer weiß aber, ob dieselben mit diesem löblichen Vorsatz so einverstanden sind, da sie erst so gutmüthig auf die Pläne ihrer Gattinnen eingegangen waren und sich in die Frau ihres Nächsten verliebt hatten.

Man hat in Vichy viel über diese Geschichte gelacht, welche vielleicht durch die Gedenkhaftigkeit des Doppelliebers aller Welt, mit Ausnahme der beiden Ehemänner, bekannt geworden ist.

—r.

(Vorsicht thut nicht allemal gut.) Die Vorsorglichkeit ist wohl etwas sehr Schönes und Lobenswerthes, aber es thut doch nicht gut, wenn man dieselbe übertreibt. Ein Kaufmann in Paris, dessen Frau sehr gefährlich krank darnieder lag, hielt es für gut, wenn er schon zum voraus die Todesanzeige lithographiren ließe, damit er sie dann bei eintretendem Falle sofort an alle Bekannten und Verwandten absenden könne. Acht Tage darauf war jedoch die Frau wieder vollkommen hergestellt, begann wieder aufzusehen und räumte fleißig auf, was während ihrer Krankheit in Unordnung gerathen war. Bei dieser Gelegenheit fand sie ein Exemplar des lithographirten Briefes; ganz wüthend über diese übermäßige Vorsicht füllte sie denselben aus, adressirte ihn an ihren Mann und verschwand dann mit allen Werthsachen aus der Gütergemeinschaft, deren sie habhaft werden konnte, aus der Wohnung ihres Gatten, so daß er sie doch losgeworden war.

—r.

(Königliche Vergnügungen in früherer Zeit.) Aus den Briefen einer Marquise von Villars, der Mutter des berühmten Marschalls Villars, welche als Hofdame bei der Prinzessin Marie Louise von Orleans fungirte, die im Jahre 1679 den König Karl II. von Spanien geheiratet, erhalten wir eine getreue Schilderung der trostlosen Langweiligkeit und Einförmigkeit, welche dazumal an dem steifen spanischen Hofe herrschte. Entnehmen wir ihren Episteln an ihre Freundin, Frau von Coulanges in Paris, nur einige Stellen, woraus man sich eine deutliche Vorstellung machen kann, wie der jungen, an dem glänzenden französischen Hofe erzogenen Prinzessin in ihrer neuen Stellung zu Ruche sein mußte.

„Bevor man bis zu dem Könige von Spanien gelangt, muß man eine unzählige Menge geheime Gänge passiren, woran man endlich Seine Katholische Majestät in einem Fauteuil neben der Königin sitzen sieht, wie er auf den Knien von den Damen aus den vornehmsten spanischen Fürstenthümern bedient wird. Ach, welches traurige Leben!“

„Man darf nur ganz leise sprechen, spielt zuweilen ein lang-

weiliges Kartenspiel und fährt täglich zu derselben Stunde aus, wobei jedoch die Vorhänge des Wagens zugezogen sind. An den Tagen der unzähligen großen Kirchenfeste und den vorhergehenden Tagen muß man sieben bis acht Stunden in der Kirche zubringen. Indessen trat nach Verlauf von sechs trübseligen Monaten doch eine unerwartete Veränderung ein — der König, welcher stets um sechs Uhr abends zu Bett ging, gestattete der Königin huldreichst, bis halb elf Uhr abends aufzubleiben, dann erlaubte er ihr sogar zum grenzenlosen Erstaunen von ganz Spanien, sich zuweilen ans Fenster zu setzen. So bliden wir, die Königin und ich, jetzt häufig durch ein Fenster, welches allerdings keine andere Aussicht bietet als die in einen Klostergarten. Es ist schwer, wenn dies eine junge, im Palais Royal erzogene Prinzessin sich als Vergnügen anrechnen muß und ich biete Alles auf, um es ihr größer vorzustellen, als es mir selbst erscheint. Wir singen zuweilen Opern-Arien zusammen aus der Erinnerung nach, oder ich singe ein Menuet und sie tanzt. Wenn sie von Fontainebleau und Saint-Cloud zu sprechen beginnt, so wechsle ich den Gegenstand des Gesprächs, man muß auch vermeiden, ihr darüber zu schreiben. Sie bittet mich inständig, fortwährend um sie zu sein. Die Langeweile im Palast ist entsetzlich, man fühlt und sieht sie ordentlich, so bleiern schwer drückt sie auf uns. Indessen verabfüme ich nichts, um sie zu bereben, sich daran zu gewöhnen.“

„In Bezug auf Vergnügungen hat die junge Königin nichts als im Jahre zweimal das Theater, ein Stiergefecht und das Vermummten im Carneval. Nicht eine Predigt, welche nicht vier bis fünf Stunden dauerte, und dazu endlose Prozessionen, die den ganzen Tag währen. Die Gebräuche der Hofetikette sind dabei seltsam: so trägt die Tochter des Herzogs von Alba, wenn sie der Königin ihre Collation servirt, die stets in einem eingesetzten Kaputt besteht, stets am Gürtel an einer Bandschleife ein Pistol. Wenn der König vom Escorial nach seinem Schlosse in Aranjuez oder zurück geht (und er hat noch nie eine weitere Reise gemacht), veranlagte er bei diesen sieben Meilen allemal 50,000 Livres; freilich hat er auch 150 Frauen, Ehrendamen und Kammerfrauen, im Gefolge, die stets auf ganz gleiche Weise gekleidet und frisiert sind. Die anderen Damen gehen ziemlich reich gekleidet, haben schöne Hüte und Federn und bedecken die Schultern mit sogenannten Mantillas aus grünem oder rothem Sammet mit Gold- und Silberstickerei. Sie tragen dieselben ganz eigenthümlich: ein Ende geht über die Schulter, das andere unter dem Arme hin, doch sehen sie im ganzen gut aus. Die Königin trug leghin im Escorial einen Hut mit schwarzen und gelben Federn, aber eine Mantilla dürfen die Königinnen nicht umnehmen, mag es noch so kalt sein.“

So traurig war das Leben damals an dem königlichen Hofe in Spanien und es nimmt uns nicht Wunder, daß die französische Prinzessin, welche dort zu vegetiren verurtheilt war, diese Existenz nicht lange ertrug, sondern schon 1689 starb.

—r.



# Allgemeine Literatur-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
ersch.  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstich 6 Thlr.  
mit Stahlstich 8 Thlr.

## Zu der Knospe.

Novelle

von

Bernd von Busck.

(Fortsetzung.)

Er setzte sich auf die Bank, von welcher sie bei seinem Anblick sich rasch erhoben hatte; sie ließ es geschehen, daß er ihre Hand ergriff und sie sanft zu sich niederzog. Ihre Fassung war verloren und lehnte nur allmählich zurück, als er zu ihr sprach; anfangs hörte sie seine Worte nur wie ein unverständliches Tönen, aber mehr und mehr gewann sie Kraft, auf dieselben zu achten und sie zu begreifen, und zuletzt drangen sie ihr wie ein überwältigender Strom durch die Seele. Es war, als habe er sie schon auf ihrem Gange hierher unsichtbar begleitet und ihre geheimsten Gedanken errathen, denn auch er sprach jetzt von der Zeit, an deren Frieden sie sich mit Wehmuth erinnert hatte. Er mahnte sie an manche Stunde, an manches Wort von ihren Lippen, welches ihn einst hatte hoffen lassen, daß sie an seiner Seite sich glücklich fühle. —

„Weine nicht, Emma!“ bat er sie jetzt. „Laß uns Alles, was jenen für mich so unvergeßlichen Tagen gefolgt ist, mit keinem Worte mehr berühren. Ich hatte es gut mit dir im Sinne und du würdest mich einst, wenn ich ganz verstanden worden wäre, gesegnet haben! Als ich aber fern von dir in der Fremde war, da sagte es mich wieder mit Riesengewalt und ich mußte

heimkehren — wende dich nicht von mir, Emma! Laß mich in dein braunes mildes Auge sehen, das so oft die bösen Geister gebannt hat . . . banne sie auch in dieser Stunde!“

Sie mußte ihm ihr bleich gewordenes Antlitz zukehren, ihm in das Auge schauen: an seiner Schläfe bemerkte sie schon wieder die schwellenden Adern, das verhängnißvolle Zeichen! Als sie ihn aber durch Thränen anblickte, da lächelte er und küßte ihre Hand. „Was ich seit meiner Rückkehr gethan, darüber rechte nicht mit mir! Ich wäre aber, bei Gott und meiner Ehre! heut nicht gekommen, wenn ich nicht gewußt hätte, was mir nun durch ein Wort, das keinen Zweifel mehr zuläßt, verbürgt worden ist, daß du auf immer, unwiderruflich — frei von allen früheren und spätern Verpflichtungen bist! Ja, Emma, das weiß ich, das ist mir nochmals mit einem kurzen männlichen Ja bestätigt worden.“

Er sah den Eindruck, den diese Worte auf sie machten; es rann ihm heiß durch die Adern, aber er bezwang sich — war es denn nicht natürlich? Mußte er ihr Gefühl nicht schonen? Mit herzlichem Tone fuhr er fort, als sie noch immer schwieg und nicht einmal eine Frage that, die so nahe lag: „Nun aber komme ich mit der alten Liebe, die ich zu dir getragen habe bis auf diese Stunde und mit mir in das Grab nehmen werde, und ich frage dich: willst du es noch einmal mit mir versuchen?“

„Ich — habe Ihren Brief —“ stammelte sie, aber er unterbrach sie, indem er hastig aufstand: „In

den vier Worten schon liegt mein Bescheid! Wohl hatte ich dir sechs Monate Zeit gegeben, niemals würde ich sie abgekürzt haben, wenn ich nicht gestern eine andere, ganz neue Fernsicht gewonnen hätte! Da meinte ich, du würdest nun vielleicht die treue Hand, welche zu gegenseitigem Stützen und Tragen um die deinige bittet, nicht zurückstoßen, und vielleicht auch dein Herz, wenn es das meinige ganz erkannt haben wird, mir zuwenden!“

„Mein Schwager . . .“

„Ich habe ihn gesehen mit seinem lieblichen Töchterlein neben dem Manne, der jenes unwiderrufliche Ja gesprochen hat!“

Sie zuckte heftig zusammen. „Mag er sonst ein Mann von makelloser Ehre und reinem Sinne sein,“ fuhr Noring fort, „geliebt hat er dich nie mit jenem starken Gefühl, das nur mit dem Leben endigt, sonst hätte er dir nicht um einer Chimäre willen entsagen können. Ich habe dir auch einst entsagt, aber warum ich es that, das, mein geliebtes Weib, war ein ganz anderer Gedanke: ich wollte dein Glück! Und er, wenn er an deine Liebe glaubte, konnte er wähen . . .?“

„Hör auf, ich bitte dich, sei barmherzig!“ brach jetzt Emmas Gefühl aus. „Du hast mit Barlo gesprochen? Du hast ihn gesehen — und Martha . . .?“

Konnte es ihm entgehen, was diesem gepressten Tone zum Grunde lag? Er hatte aus fester Ueberzeugung, nicht in arglistiger Absicht gesprochen und verschmähte es jetzt, seinen Vortheil zu benutzen.

„Ja, Emma,“ erwiderte er. „Ich habe mit Barlo gesprochen und er weiß, daß ich hier bin. Ich habe dir schon gesagt, daß ich den graden, offenen Weg gegangen bin — Gott gebe, daß ich nicht wieder hinausgeschleudert werde in sinnverwirrende Labyrinth! Willst du auch mit deinem Schwager sprechen, ehe du dich entscheidest — ich will dich nicht drängen, ich lege meine Bitte nur an dein Herz!“

Sie reichte ihm die Hand, ihr schönes Auge blickte ihn mit innigem Danke an. — Beide waren aber nicht mehr allein: „Hier ist Gefahr im Verzuge!“ dachte die Vauscherin, welche hinter Beiden, im Gebüsch versteckt, mit geschärftem Auge sie beobachtet hatte. Wenn sie noch einen Moment säumte, war vielleicht Alles verloren, die schwache Frau hatte sich bethören lassen, schon reichte sie ihm die Hand zum neuen Bunde, und dann, Elisabeth Minder, was dann für dich?

Rasch trat sie heran, daß die Zweige unter den Reifen ihres Rockes vernehmlich rauschten; sie kam sich in diesem Augenblicke wie eine Heldin vor, denn ging

sie nicht, einen Löwen zu reizen? Er blickte schon nach ihr um, sie glaubte Feuer aus seinen Augen sprühen zu sehen, aber es galt ihre eigene Zukunft so gut wie die ihrer Herrin. Selbst die höchste Aufopferung ist nicht von Selbstsucht frei! Auch Emma hatte sie nun bemerkt und war in augenscheinlicher Verwirrung — ja, schämen konnte sie sich ihrer unverzeihlichen Schwäche und Gott danken, daß sie eine so entschlossene Freundin besaß.

Sie machte ihrem ehemaligen Herrn eine tiefe Verbeugung und sprach eilig zu Emma: „Ich suche Sie durch den ganzen Park, Frau Langenau —“

Der Löwe schüttelte schon seine Mähne, der erste Pfeil hatte getroffen. — „Langenau?“ wiederholte er und seine Stimme klang wie das Murren eines fernen Donners.

„Ja, Herr Sanitätsrath — meine Herrschaft wird sich wieder nach ihrem Vater nennen; Sie werden am besten wissen, warum.“

„Ist das Wahrheit, Emma?“ fragte er mit Heftigkeit.

„Elisabeths Idee! Nicht die meinige! — Sie nennt mich wider meinen Willen —“

„Dein Werk also, Rabulistin? Infantin Asmodis, des Ehetufels? Meine Warnung hast du in den Wind geschlagen! Du bist verloren!“

Sie wollte um Hilfe rufen, Hilfe war nah, aber vor seinem furchtbaren Anblick versagte ihr die Stimme. Er schien nach einer verborgenen Waffe zu suchen, er konnte sie niederschließen, ehe eine Hand sich regte, den Mord zu hindern — ein Zeichen wenigstens wollte sie geben, aber die Kraft war ihr gelähmt — eins nur fühlte sie mit ohnmächtiger Bitterkeit: ihre Herrin hatte sie in elender Furchtsamkeit verrathen . . .

Da kam aber Hilfe ungerufen! Die treuen wackern Männer! „Herbei! Werft ihn nieder! Er ist wahnsinnig!“

„So?“ rief Noring mit einer Wildheit, wie er sie in seiner schlimmsten Stunde noch nicht gezeigt hatte. „Sbirren und Alguazils — eine schlechte Variante aus Don Juan? — Seid ihr des Lebens müde?“

„Konstantin!“ bat Emma flehentlich und faßte seinen Arm. Bei dem Laut ihrer Stimme besann er sich, es war wie ein Zauber, der ihn beschwichtigte, sein Auge blickte voll unendlicher Liebe auf sie und er schlang seinen Arm um ihre schlanke Gestalt. „Halt! Ihr da!“ sagte er dann mit kräftiger, aber durchaus ruhiger Stimme. Die beiden alten Männer, welche der Ruf der Minder eilig herbeigeführt hatte, sahen

ihn an und fragend dann auf die Frau, welche sich vor ihren Augen an die Brust des Fremden schmiegte, als habe sie Alles um sich her vergessen.

„Na aber!“ rief der Eine von den Alten, während sein Gefährte der heftig und leise ihm zusprechenden Minder ein zweifelndes Kopfschütteln entgegensetzte. Noring aber, Emmas Arm in den seinigen schlingend, sagte:

„Ihr seid im Irrthum, Leute, das Weib dort hat Schuld! Ihr seht, wer ich bin, es hat keine Gefahr mit mir!“ Er wandte sich ruhig von ihnen ab und führte Emma, welche kein Auge aufschlug, aber ihm willig folgte, zum Schlosse zurück. Elisabeth Minder sah, daß wirklich für sie Alles verloren war, und eine Ahnung überkam sie, daß es für ihre Frau doch wohl nicht der unglücklichste Entschluß sei, zu welchem sie sich durch die Gewalt des Augenblicks hatte hinreißen lassen.

„Diesel, Sie haben uns übern — na ich will nicht sagen, über was Sie uns geführt haben!“ sagte Franz. „Einen Raps mag er manchmal haben, aber wie ein Toller sieht er nicht aus. Das wäre 'ne schöne Futteragirung gewesen. Donner Lichting!“

Sie war nicht in der Laune, sich mit dem Alten, der ihr in diesem Augenblick roher als je erschien, in Erklärungen einzulassen, sondern sagte nur: „Ich weiß, was ich von Euch halten kann!“ und lehrte ihm kurz den Rücken.

„Siehst de!“ nickte Friße ihm zu. „Hab ich dir's nicht immer gesagt? Ausquetschen — die Finger für sie verbrennen, und dann laufen lassen!“

Franz wollte das aber noch immer nicht zugeben.

Als Elisabeth nach dem Schlosse zurückkam, begegnete ihr der verhaßteste Mensch, den sie in diesem Augenblicke hätte treffen können: der alte Lobeding. Er mochte wohl schon von Allem unterrichtet sein, sie glaubte in dem Blicke, den er ihr zuwarf, die helle Schadenfreude zu lesen. „Sie sollen kommen, einpacken!“ sagte er. „Frau Rätthin will in einer halben Stunde verreisen! Ja, ja — wundern Sie sich nicht lange.“

„Ist — Frau Rätthin allein?“ fragte die Minder.

„Ihr geschiedener Mann ist bei ihr — thun Sie doch nicht so! Sie wissen wohl Alles besser als ich! — Anspannen, den großen Wagen!“ rief er dann den vorübergehenden Kutscher an, der von Rehme zurückgeschickt war und die Herrschaft erst in zwei Tagen wieder abholen sollte.

„Wohin denn?“ fragte der Kutscher, erhielt aber keine Antwort, sondern nur den wiederholten Befehl.

Die Minder ging mit klopfendem Herzen nach dem Zimmer ihrer Herrin — wie heiß wünschte sie, dieselbe nur eine Viertelstunde allein zu sprechen, es hätte dieser Zeit nicht bedurft, um ihre erschütterte Herrschaft über sie wieder herzustellen! Aber ihr Wunsch war vergebens. Sie fand nur den Gefürchteten vor, den sie als ihren Todfeind ansehen mußte, und es bedurfte der Aufstachelung ihrer ganzen Seelenkraft, um ihm mit der Miene gekränkter Unbescholtenheit unter die Augen zu treten. Er kam ihr aber selbst zu Hilfe.

„Kommen Sie, Elisabeth!“ sagte er, bei ihrem Eintritt aufstehend. „Ihre Frau schreibt im Kabinet einen Brief und will nicht gestört sein. Sie läßt Sie bitten, recht schnell, was für etwa drei, vier Wochen nöthig ist, einzupacken. Seien Sie vernünftig, Elisabeth, ich weiß es, Sie halten mich nicht dafür und ich kann es Ihnen nicht verdenken. Alles wird aber gut werden. Sie meinen es in Ihrer Weise treu und gut mit Ihrer Frau —“

„In meiner Weise, Herr Sanitätsrath?“ entgegnete sie, da ihr durch sein ruhiges Benehmen der Muth wuchs. „Ich dachte, hier gäbe es nur eine Weise. Entweder — oder! Wie Sie mir schrieben: wer nicht ist für mich —“

„Verstümmeln Sie die Verse nicht! Ich muß in Prosa zu Ihnen sprechen, so advocatorisch ich vermag. Ihre Frau hat eingewilligt, wieder die Meinige zu sein; sie wird abreisen, ich entführe sie nicht etwa, wie Sie mich vielleicht im Verdacht gehabt, ja, ich werde sie nicht einmal begleiten. Auch Sie nicht, Elisabeth. Ja, ich meine, es wird für alle Theile das Beste sein — Sie verstehen mich!“

„O ja! Der Kaufpaß für mich wird wohl eben ausgefertigt?“

„Davon ist keine Rede, Elisabeth. Sie haben schon der Mutter meiner Frau gebient — und werden nicht wünschen, sich ganz von der Tochter zu trennen; es soll ehrenvoll für Sie gesorgt werden, nur unmittelbar um ihre Person zu bleiben würde Ihnen selbst künftig nicht angenehm sein.“

„Gewiß nicht. Für mich braucht auch Niemand zu sorgen. Wenn Sie mir also den ersten Schritt überlassen, bitte ich um meinen Abschied. — Wollen Sie das der Frau Rätthin vortragen, da Sie mir noch nicht den Abschied ertheilen können und ich auf die zweite Hochzeit nicht warten mag!“

„Wie Sie wünschen! Also recht rasch einpacken —!“ Er ging zu der Thür nach dem Kabinet, klopfte an.

und erhielt die Erlaubniß einzutreten, welche der Dienerin versagt blieb.

Nach einer halben Stunde war Alles zur Abreise bereit. Jetzt erschien Frau Noring und als sie in wahrhafter Verlegenheit vor ihrer Dienerin war, fühlte diese sich gegen sie im Uebergewicht — aber sie konnte dasselbe nicht geltend machen, denn sie blieb nicht einen Augenblick mit ihr allein.

„Du bleibst einstweilen hier — ich werde dir alles Nähere durch meinen Schwager mittheilen,“ sagte die Rätthin sehr befangen beim Abschiede, indem sie vermied, Elisabeths Augen zu begegnen. Diese folgte ihr in den Wagen, zu welchem sie Noring führte, sie half ihr beim Einsteigen und fragte mit scharfem Accent: „Sie reisen doch nach Rehme?“

Ein Zucken im Arme, den sie unterstützte, sagte ihr, daß der Dolchstich getroffen habe. „Ich reise weiter!“ erhielt sie zur Antwort und der Wagen fuhr hinweg.

„Wenn Sie sich dafür interessieren, ich meines Theils fahre nach Rehme,“ sagte Noring dann zur Minder. „Damit Sie aber nicht im unklaren bleiben, Elisabeth,“ fuhr er fort, „so sage ich Ihnen, daß ich mich nicht wie ein böser Geist eingedrängt habe, um ein schöneres Glück zu stören. Das war aufgegeben für alle Zeit und ich glaubte denn ohne Vorwurf handeln zu können!“

So klar und einfach hatte sie ihn noch nie reden hören, er hatte sonst auch die einfachsten Dinge in wunderliche, krause Worte gekleidet — sollte sie wirklich an eine völlige Verwandlung in seinem Wesen glauben? O nein! Sie hatte ja vor einer Stunde noch Beweise genug gehabt, daß er noch ganz der Alte war! Mit ehrbarer Miene verneigte sie sich vor ihm und sagte: „Die Rabulistin hat kein Recht, sich ein Urtheil anzumaßen. Sie bittet nur, ihre gehorsamste Bitte um Entlassung zum nächsten gesetzlichen Termin zu befürworten.“

Norings leichter Wagen war unterdessen auch vorgefahren; er antwortete der Minder, daß ihr Wille geschehen solle, setzte sich auf, nahm die Zügel aus Damians Händen, welcher ihm den Wagen vorgebracht hatte, und fuhr in der Richtung auf Rehme hinaus.

„Das ist nun Alles anders gekommen, als man glaubte,“ sagte die Minder zu Damian, welcher der Staubwolke hinter dem fortrollenden Wagen nachsah.

„Ja, ja!“ sprach Damian, indem er ihr voll ins Gesicht starrte. „Und es wird noch anders kommen, als Sie und ich glauben.“

„Sie sind neulich in Rehme gewesen, gestehen Sie mir! Weiß Ihr junger Herr von dieser saubern Geschichte?“

„Mein Herr ist er nicht mehr!“ entgegnete Damian. „Sie möchten ihn wohl gern zum Herrn haben? Nix da!“ Er ging pfeifend seines Weges.

Es war schon Dämmerung eingebrochen, als Emma und Noring kurz nacheinander Niederbach verlassen hatten, und Beide kamen spät in der Nacht an ihrem Bestimmungsorte an, welcher derselbe war. Nur wollte Emma dann wirklich, wie sie ihrer Dienerin gesagt hatte, weiter reisen, nachdem sie mit ihrem Schwager gesprochen, welchen Noring zu früher Stunde aufzusuchen gedachte. Es kam aber wiederum anders, als sie gedacht, denn als sie am andern Morgen mit Ungeduld erwartete, daß Noring ihr Nachricht bringen werde, und nach ihm ausschaute, kam ein offener Wagen vorübergefahren, auf welchem sie ihre Verwandten erblickte und bei ihnen Martha gegenüber — Clemens. Keine Ahnung mußte ihm sagen, wessen Augen auf ihn mit unbeschreiblichen Gefühlen niederschauten, er schien nur Augen für das liebe Kind zu haben, das ihm gegenüber saß — sie fuhren zusammen aus zu irgend einer Partie, nach der Porta, nach Blotho, gleichviel! War er also schon soweit genesen! Emma preßte die Hand auf das Herz und wandte sich ab — da stand der Freund, der unbemerkt eingetreten war, hinter ihr. — „Mein geliebtes Weib!“ sagte er mit sanfter Stimme, und sie sank weinend an seine Brust.

Wie sie sich aber die Verhältnisse nach dem äußern Schein gedeutet hatte, standen sie nicht. Clemens war weder soweit genesen, daß er hätte Lustpartien unternehmen sollen, noch hatten die Gedanken, welche Emma daran knüpfte, irgend eine Berechtigung. Er hatte seine Kur beendet und war auf die Nachwirkung verträstet worden; Barfo, der ihn nach jener ersten Begegnung wieder aufgesucht und durch sein grades, einfaches Wesen sein Vertrauen gewonnen hatte, war bald vollkommen überzeugt worden, daß er mit seiner Entfagung kein bloßes romantisches Spiel getrieben, sondern daß es ihm voller männlicher Ernst war. Barfo ahnte nicht, was seine Schwägerin so tief bewegte, er hätte sonst den jungen Edelmann nicht so herzlich bis zur Unabweisbarkeit einladen können, mit ihm nach Niederbach zu kommen und dort seine Nachkur zu halten. Es hatte ihm viel Mühe gekostet, das widerstrebende Gefühl in Clemens zu besiegen, endlich aber war es ihm doch gelungen. Ihm lag daran, all den gespannten, nach seiner Anschauung unnatürlichen

Verhältnissen gewissermaßen durch einen allseitigen Friedenspact ein Ende zu machen. Noring hatte endlich gegen ihn den graden, offenen Weg, wie er Emma gesagt, zur Verständigung eingeschlagen; nach einem langen, inhaltsschweren Gespräch hatte Barlo einen Einblick gewonnen, der ihn mit tiefem Mitleid erfüllt hatte; Noring's Leben war bisher ein ununterbrochener geistiger Kampf mit dem schauerlichen Gemüthszustande gewesen, der ihm schon in der Knospe, ja im Keime seines Daseins vererbt worden war und ihn, wenn auch nur periodisch, ganz bezwungen hatte, so daß er oft an sich selbst verzweifelt gewesen. Die Liebe hatte ihn eine Zeit lang siegreich gestählt — und wenn es ihm jetzt gelang, nach langer Verdunkelung seines einzigen Hoffnungsterns wieder glücklich zu werden, so durfte er noch hoffen, den finstern Geist, der ihn heimsuchte, auf immer zu bannen. Seines Schwagers beste Wünsche hatten ihn begleitet, als er nach Niederbach ging, und Martha, nun sie ihn kennen gelernt hatte, war wunderbar von ihrem Widerwillen gegen ihn zurückgekommen. Ihre Seele war nur jetzt mit zu vielen sich kreuzenden Gedanken beschäftigt, um sich Alles recht zu überlegen: Elisabeth's Verdächtigung hätte sonst wohl nicht so leicht allen Grund und Boden in ihr verloren; denn die Thatsachen wurden doch nicht durch die schöne Persönlichkeit entkräftigt. Martha war aber noch zu jung, um dem Einflusse derselben nicht unterworfen zu sein. Mit Clemens fühlte sie das innigste Mitleid, aber sie hoffte fest darauf, daß er wieder hergestellt werden konnte, es war ja nicht anders möglich. Als er in ihrer Gegenwart gestern vor dem Badehause, wo der Vater ihn getroffen, endlich eingewilligt hatte, mit nach Niederbach zu kommen, hatten ihre Augen gestrahlt, und doch war es eben nichts, als das edle weibliche Mitleid, diese reine Frauentugend, was diesen leuchtenden Strahl geweckt. Der Vater hatte ihn nicht bemerkt, sonst würde er vielleicht seine Einladung bereut haben. Wer weiß aber! Barlo gehörte nicht zu den Geldmenschen, die nur immer auf Vermehrung des Kapitals durch reiche Heiraten ihrer Kinder denken, er dachte überhaupt noch gar nicht für sein fünfzehnjähriges Kind an das Heiraten — für ihn, welcher dann ganz einsam bleiben mußte, war dieser Gedanke nicht einmal ein erfreulicher, wie sehr er auch das Glück seines Kindes wünschte.

Clemens fuhr denn mit nach Niederbach, seinem Geburtsort, dem Stammsitze seines Geschlechts, den er, seit er verkauft worden, nicht wiedergesehen hatte. Was ihn endlich dazu bewogen, war der ansfangs zurückgewiesene, dann immer lebhafter werdende Wunsch,

Emma doch, statt der kalten Schrift, ein mündliches Lebewohl zu sagen, da ihm Barlo nicht vorenthalten hatte, wie sich nun wahrscheinlich ihr Schicksal doch wenden werde. Es war ihm zuerst ein unerträglicher Gedanke gewesen, Emma wiederum ein Opfer des Mannes zu wissen, den er für ihren Peiniger halten mußte, trotz seiner Leidenschaft für sie, an der er nicht zweifeln konnte; aber was ihm Barlo darauf erwidert, hatte ihm einen andern Gesichtspunkt eröffnet und er suchte männlich seine eigenen Gefühle niederzukämpfen. Hatte er Emma ja doch längst auf immer entsagt! Sein Wunsch, ihr noch einmal ins Auge zu schauen, und nun auf immer Abschied von ihr zu nehmen, war aber durch die rasche Entscheidung, welche Noring in Niederbach herbeigeführt hatte, vereitelt worden und er an dem Fenster, von welchem sie auf ihn herniederblickte, vorübergefahren, ohne sie zu bemerken — es war vielleicht auch recht gut so! Daß er in jenem Momente sein Auge gerade sinnend auf dem lieblichen Kinde, das ihm gegenüberlag, ruhen ließ, war nicht ihres Liebreizes wegen, sondern in dem Gedanken: Gott möge ihr ersparen, was Emma beschieden gewesen war. Emma konnte ihm erst nach Jahren ihren Irrthum abbitten. Sie trat ihre weitere Reise noch an demselben Tage an, um bei Verwandten ihrer Mutter in der Residenz zu bleiben, bis Noring die nöthigen Schritte zu ihrer Wiedervereinigung gethan hatte, welche dort, wo kaum in demselben Hause bemerkt wird, was in einem andern Stockwerk vorgeht, in aller Stille gefeiert wurde. Der Brief, den sie noch in Niederbach geschrieben hatte, war ein Abschiedswort an Clemens gewesen. Ihrem Schwager schrieb sie von Berlin aus, da sie ihn in Rehme verfehlt hatte.

Es erregte viel Aufsehen in Niederbach, als der Guts herr mit dem Sohne des früheren Besitzers heimkehrte, und das in letzter Zeit aufgetauchte Gerücht bekam dadurch neue Nahrung.

(Schluß folgt.)

### F e u i l l e t o n .

(Das Testament eines Undankbaren.) Kürzlich trat ich in den Laden meines Buchbinders und fragte die Frau, welche allein in der Werkstatt war: „Wie steht es mit meinen Büchern, die ich heute bekommen sollte?“

„Sehen Sie, mein Herr, hier sind sie schon unter der Presse; Colimard wollte sie heute noch fertig machen, aber er wurde plötzlich zu einem Notar berufen.“

„Ach, Sie machen wohl am Ende eine Erbschaft?“

„Ja, lieber Herr, es ist uns wie ein Traum, wir wagen gar nicht daran zu glauben, es ist zu unerwartet! Wenn ich sagte, wir machen eine Erbschaft, so wäre ich eine Thörin; vielleicht bekommen wir irgend einen Ring, eine Kleinigkeit, ein Andenken, was weiß ich? Und wenn wir auch weiter gar nichts als etwa einen Apfel bekämen, wollen wir uns doch freuen, denn der gute Verstorbene brauchte uns ja gar nichts zu hinterlassen.“

„Es war also kein Verwandter von Ihnen?“

„Gott bewahre; es ist eine eigene Geschichte. Sie wissen, daß Colimard seinen Arbeitstisch dicht am Fenster hat, weil er zum Pressen viel Licht bedarf. Nun ging alle Tage von 12 bis 2 Uhr mittags ein alter Herr vor dem Laden vorbei, der langsam auf dem Trottoir hinschlenderte, als ob er bloß einen kleinen Spaziergang wegen der Verdauung machte. Der alte Herr schien sich für die Buchbinderei zu interessieren, denn Tag für Tag pflanzte er sich am Fenster auf und sah meinem Manne eine gute Viertelstunde bei der Arbeit zu. Das verdroß Colimard, weil der Herr ihm im Lichte stand, und er sagte einmal vor unserem Kleinen: Den Teufel auch, am Ende will der alte dürre Herr jetzt Tag für Tag an meinem Fenster auf den Senfmann warten! Aber wissen Sie, man sollte sich vor seinen Kindern sehr in Acht nehmen, denn kaum sind ihm die Worte entschlüpft, als Theodorchen hinausläuft und den Herrn anredet: Sage mir doch, alter dürre Herr, wartest du hier auf den Senfmann?“

„Na, da mag der Herr ein schönes Gesicht gemacht haben!“

„Ach nein, ganz und gar nicht; er lachte und schenkte dem Jungen ein Bonbon, worauf der Kleine am andern Tage wieder hinaustrannte und noch ein Bonbon verlangte, was ihm der Herr auch gab, indem er ihn dabei lästete. So ging das fort, bis der alte Herr endlich zu uns in den Laden trat und alle Tage eine Viertelstunde hier blieb. Sehen Sie, hier ist noch der Stuhl, auf dem der arme alte Herr immer saß! Da sah er Colimard bei der Arbeit zu und liebte den Jungen, den er sehr lieb hatte. Auch uns schien er liebgewonnen zu haben, denn jeden Tag fragte er: Nun, wie geht das Geschäft? Sind Sie zufrieden? Dabei ermunterte er uns immer, den Muth nicht zu verlieren und auf die Zukunft zu hoffen.“

„Kannten Sie ihn nicht?“

„Sie können sich wohl denken, daß wir uns erkundigten, und so erfuhren wir denn, er sei der reiche Herr Bambriquet, der Besitzer von sieben Häusern hier mitten in der Stadt, die ihm ganz allein gehörten. Wenn er uns nun zuredete, auf die Zukunft zu hoffen, meinten wir immer: Ja, es ist leicht von der Zukunft zu sprechen, wenn man wie Sie soviel Häuser sein eigen nennen kann! Dann antwortete er wohl lächelnd: Se nun, lieben Kinder, wer weiß, ob euch nicht auch eines schönen

Morgens ein Haus auf den Kopf fällt, wenn ihr am wenigsten daran denkt.“

„Man muß auf Alles gefaßt sein.“

„Eines Tages kam er nicht wieder; nach acht Tagen ging Colimard sich nach ihm erkundigen, und da hörte er denn, daß der gute Herr an einer Erkältung gestorben sei. Das hat uns betrübt, denn wir liebten ihn, weil er sich für den Kleinen so interessirte und besonders auch, weil er uns seine ungeheure Bibliothek zum Binden geben wollte. Das ging meinem Manne sehr im Kopfe herum, aber da kam auf einmal ein Brief von einem Notar, namens Croffe, der uns aufforderte, auf sein Bureau zu kommen, da er uns eine Mittheilung in Sachen des Nachlasses des verstorbenen Herrn von Bambriquet zu machen habe.“

„Ei, ei! Sehen Sie doch, Madame Colimard . . . das sieht ja ganz so aus, als ob Ihnen nun doch ein Haus auf den Kopf fallen sollte, wo Sie gar nicht daran gedacht haben.“

„Ach, sagen Sie nicht so etwas!“

„Warum denn nicht?“

„Weil wir von dem guten Manne doch gar nichts zu erwarten haben, da er Verwandte hat, die er um fremder Leute willen doch nicht berauben darf.“

„Man ist noch nicht beraubt, wenn man von sieben Häusern eins hergiebt.“

„Das habe ich mir auch schon gesagt, aber ich wiederhole Ihnen, mit welchem Rechte kämen wir dazu?“

„Nun, hat er sich mit seinen schönen Reden über die Zukunft nicht beinahe dazu verpflichtet? Und hatte er nicht ihr Kind so lieb, daß er es wohl auf gleiche Theile mit seinen Vettern theilen konnte?“

„Er hat diese Vettern niemals gesehen. Die haben auch keine Idee davon, was für eine gebratene Taube ihnen in den Mund fliegen soll, aber manche Menschen haben eben Glück.“

„Warum sollten Sie nicht auch darunter sein? Vielleicht hat er Ihnen grade das Haus vermacht, in dem Sie hier wohnen!“

„Es bringt bloß siebenzehntausend Francs.“

„Nun, soviel mehr oder weniger kann die Erben nicht anfechten.“

„Uebrigens bedarf das Haus sehr vieler Reparaturen. Dieser gute Herr von Bambriquet hatte zuviel Vertrauen auf seinen Portier, der sich nur darum bekümmerte, ob seine Loge in gutem Zustande sei. Dieser Mensch sollte nicht mehr lange hier wirthschaften, wenn das Haus mein wäre; ebenso die Mietherin im ersten Stock, Frau v. Lestranglé, die hochnäsige Dame, die am liebsten die Menschen unter ihre Füße träte. Wie wollte ich ihr den Abschied geben, das wäre mir eine Lust, um so mehr, da sie sehr viel in ihre Wohnung gewendet hat. Und dann steigerte ich die Miethe gleich um 3000 Francs, denn wenn das Haus der Reparaturen bedarf, so müssen diese auch von den Miethern bezahlt werden. Ist das nicht billig?“

„Gewiß; ich würde sie alle steigern.“

„Und dann der Buchbinder, der unseren Laden mietben wollte — 1500 Francs mehr Miete müßte er geben!“

„Ach, das würde ich nicht thun.“

„So, ein Laden, der Glück bringt wie dieser hier? Gehen Sie doch! Unser Nachfolger kann ja auch seinen alten Herrn finden, der ihm etwas vermachte.“

„Ich würde ihn an Ihrer Stelle nicht steigern, sondern das mir zugefallene Glück dazu anwenden, wenigstens einen andern Glücklichen zu machen.“

„Lieber Herr, ich dünkte, ich wäre alt genug, um von Niemanden Rathschläge anzunehmen zu brauchen.“

„Ereifern Sie sich doch nicht gleich um Nichts und wieder Nichts. Vielleicht hat Ihnen der Verstorbene gar nicht dieses Haus, sondern lieber das an der Ecke hinterlassen.“

„Das, welches sechzigtausend Francs einbringt?“

„Warum nicht? Wenn Herr von Dambriquet einmal Ihr Glück machen wollte, warum sollte er es nicht vollständig thun wollen?“

„Da haben Sie recht, daran hatte ich nicht gedacht.“

„Nun, wäre es etwa nicht möglich?“

„Ach ja, gewiß! Der alte Herr hatte ja nicht nöthig, uns irgend etwas zu geben, warum sollte er unter siebzehn Häusern da gerade das schlechteste herausgesucht haben?“

„Das hätte ja fast wie eine Bosheit ausgesehen.“

„Ja, aber bedenken wir nur, er war uns ja gar nichts schuldig.“

„Nun, ist er etwa den Bettern etwas schuldig, die er nie gegeben hat?“

„Während er alle seine Tage hier zubachte.“

„Oft ist bei einem Testament weniger die Verwandtschaft als die Zuneigung im Spiele.“

„Nun, von Seiten der Zuneigung haben wir freilich viel mehr Rechte als die Bettern.“

Hier schien Madame Colimard zu zögern, da aber die Habgier den Sieg davon trug, fügte sie hinzu: „Und wenn der Himmel gerecht wäre . . .“

„Nun, was dann?“

„Ich denke eben daran, warum wir nicht die sechzehn Häuser und die Bettern nur das siebzehnte bekommen sollten?“

In diesem Augenblick wurde die Ladenthüre schnell geöffnet; Colimard lehrte vom Rotar zurück. Er war bleich und sichtlich bestigt bewegt und ich vermöchte die Angst nicht auszudrücken, mit der seine Frau ihm zurief:

„Nun?“

Da der Mann zögerte, schüttelte sie ihn kräftig und rief: „Sprich! So sprich doch!“

„Nun . . . er hinterläßt uns nur 30,000 Francs für den Kleinen!“

Madame Colimard fiel wie gebrochen auf ihren Stuhl, bis die Zähne vor Wuth zusammen und zischte folgenden Ausdruck ihres Dankgefühls heraus:

„O, die Canaille!“

(Eine amerikanische Speculation.) Ein amerikanischer Industrieritter fand kürzlich ein leichtes Mittel, sich ein sehr schönes Einkommen zu verschaffen, indem er die Neugier der Töchter Ewas ausbeutete. Er machte in einem Journal die Anzeige, er übernehme es, gegen Zusendung von 25 Cents jeder Dame, die danach verlangte, das Bildniß ihres zukünftigen Gemahls zu übersenden.

Eine große Aufregung entstand hierüber unter den Mädchen von den Jahren, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht mehr recht, sowie unter den jungen Kindern, den sogenannten Backfischen, die das Bild ihres Zukünftigen noch nicht in ihrem Gesichtskreise austauschen sehen.

Es regnete völlig Briefe und Fünfundzwanzig-Centnoten bei dem Propheten, der, über den Erfolg seiner Anzeige entzückt, völlig vergaß, die mit so großer Ungeduld erwarteten Portraits abzusenden.

Einige der Fräuleins indessen, die des vergeblichen Harrens auf das Eintreffen ihrer Herzallerliebsten in esfigie müde wurden und deren Zorn und Enttäuschung lauter sprach als ihre Eigenliebe, erhoben bei der Polizei Beschwerde, welche endlich den saubern Kunden verhaftete, als er eben wieder ein ganzes Paket Briefe von der Post abholen wollte.

Einzelne dieser Briefe sind so brossig, daß wir der Versuchung nicht widerstehen können, ein paar Proben davon mitzutheilen.

„Rochester N. Y., den 14. Juli 1865.“

Mein Herr! Ich habe Ihre Anzeige gelesen und sende Ihnen anbei 25 Cents. Ich bitte Sie, mir gefälligst umgehend das Portrait meines zukünftigen Gatten zukommen zu lassen.

Es drängt mich zu wissen, wie der Sterbliche aussieht, dem das Glück zu Theil werden wird, sich durch Hymens Bande mit mir zu vereinigen. Ich lege auch eine Haarlocke von mir bei. Ich habe tiefbraune Augen, bin erst achtundzwanzig Jahr alt, und meine Größe beträgt 4 Fuß 10 Zoll.

Nachschrift: Sollte ich vielleicht die Bestimmung haben, Witwe zu werden, so erbitte ich mir zugleich das Portrait meines zweiten Gatten und werde Ihnen den Betrag dafür nach Empfang desselben einsenden.“

Der folgende Brief eines anderen Mädchens ist sehr kurz und bländig:

„Senden Sie mir gefälligst das Portrait meines künftigen Mannes. Sobald es in meinen Händen ist, erhalten Sie Aufträge von mehr als zwanzig meiner Freundinnen.“

Nachschrift: Sollten Sie auch die Freunde meines Zukünftigen — ich bitte aber, diese Zukunft nicht zu weit hinauszuschieben — durch Ihre Voraussagung bestimmen können, so legen Sie gefälligst deren Portraits bei und ziehen Sie den Betrag dafür auf mich in einem Wechsel nach Sicht.“

Dieser Skandal wird noch durch die Rücksichtslosigkeit amerikanischer Journale auf die Spitze getrieben, welche die Namen der Mädchen veröffentlichen, die sich durch diese ebenso grobe als alberne Schlinge fangen ließen.

(Ein entdeckter Schatz.) Ein gewisser Herr C. in Mar-  
seille, der Besitzer eines bedeutenden Handelsgeschäfts, das seine  
Verbindungen bis nach der Levante ausdehnt, läßt gegenwärtig  
an der Stelle einiger schon seit vielen Jahren in Trümmer fal-  
lenden Häuser einen prächtigen Palast errichten. Das eine die-  
ser verwitterten Häuser soll früher dem berühmten Raimundus  
Lullus zur Wohnung gedient haben, als er sich nach Südfrank-  
reich begab, um daselbst die Lehren seiner ars magna zu ver-  
breiten.

Ein Arbeiter war eben damit beschäftigt, eine Mauer,  
stärker und fester als alle übrigen, niederzureißen, als er plötz-  
lich auf einen unerwarteten Widerstand stieß. Seine Hade  
schlägt gegen eine sorgfältig in das Gemäuer eingefügte eiserne  
Thüre. Man ruft Herrn C., er begiebt sich sofort an Ort und  
Stelle und läßt die Thüre ansheben. Flaschen von sonderbarer  
Form, Retorten mit langen Hälften und dicken Bäuchen tauchten  
vor den Blicken des etwas enttäuschten Eigenthümers auf, wel-  
cher ohne Zweifel auf einen Schatz ganz anderer Art gehofft  
hatte. Die meisten Phiolen, einst wahrscheinlich mit den Präpa-  
raten eines Alchymisten gefüllt, waren leer, und die kostbaren  
Flüssigkeiten, welche sie früher enthalten haben mochten, waren  
wohl im Laufe der Jahrhunderte in Dampfform entwichen. Ein  
einziger, äußerst sorgfältig verschlossener Kolben, dessen Oeffnung  
eine dicke, durch Staub und Zeit geschwärzte Wachsdecke ver-  
schloß, gab beim Schütteln einen Ton von sich, als ob er noch  
etwas Flüssigkeit enthielte. O Wunder! Er trug eine Etiquette,  
auf welcher mit zwar noch leserlicher, aber von der Feuchtigkeit  
halb verwischter Schrift zu erkennen war: „longae vitae  
elixir.“

Unter dieser Flasche lag ein mehrere Blatt starkes Manu-  
script, allein auf dem Pergament, welches weniger gut als die  
Etiquette erhalten war, ließen sich nur einzelne Worte lesen,  
zu deren Entzifferung man einen Professor des Gymnasiums  
zu Hülfe ziehen mußte und deren Sinn trotzdem völlig räthsel-  
haft blieb. Nur die Worte: Paracelsus . . . Regiomontanus . . .  
sulphur . . . aeternitas . . . dum semel bibat . . . waren gut er-  
halten und lehrten an einzelnen Stellen wieder. Eine allge-  
meine Aufregung folgte. Ohne Zweifel hatte man jenes berühmte  
Elixir, welches, nach dem Ausspruch aller seiner Zeitgenossen,  
Paracelsus aufgefunden hatte und das ihn jedenfalls vor den  
Krallen des Todes bewahrt hätte, wenn er nicht, müde eines  
zu einseitigen Lebens, ein zweites Elixir entdeckt hätte, welches  
die Wirkungen des ersten wieder aufhob. Ohne weitere Nach-  
forschungen anzustellen, ließ Herr C. sofort Gläser holen; seine  
Familie umgab ihn und man maß sorgfältig die Dosen für je-  
des einzelne Mitglied ab; der Arbeiter, welcher den Schatz ge-  
funden hatte, wie der Professor waren die einzigen Fremden,  
welche auch von dem Trank der Unsterblichkeit kosten durften.  
Als man den Inhalt des Gefäßes in ein Glas goß, verbreitete  
sich ein Duft, welchen die Einen mit dem Geruche alten Brant-  
weines, die Andern mit dem Aroma des schönen Kirchwassers

von Nothensfels verglichen. C., welcher sich als Familien-Ober-  
haupt die größte Dosis vorbehalten hatte, erklärte, daß höchstens  
der concentrirteste Rum an Stärke diesem Elixir gleiche. Fräu-  
lein C. sagte, daß sie gleich die Kehlen daran verbrannt habe.  
Bald darauf zeigten sich bei Allen ganz eigenthümliche Erschei-  
nungen.

Zuerst gab sich eine innere Wärme und eine Art unwill-  
kürliche Aufregung kund. Unseren Unsterblichen schien es, als  
ob sich ihr Kopf auf ihre Schultern neige und der Boden unter  
ihren Füßen schwankte. Uebrigens erfüllte ihre Herzen die größte  
Hoffnung und Alle gaben ihre Freude in lautem Jubel zu er-  
kennen. C. glaubte in seinen Magazinen die Schätze Chinas  
und Californiens aufgehäuft, der Professor ging aus seinem  
sonstigen pedantischen Rahmen heraus und wollte dem Fräulein  
C. einige Verse Virgils erklären, über welche Montaigne einen  
berühmten Commentar geschrieben hat; die junge Dame endlich  
schien für alle Schönheiten der lateinischen Sprache emp-  
fänglich.

Bald jedoch folgten diesem ersten Stadium ernste Störun-  
gen. Herr C. sprang einige Mal auf und fiel dann mit Ge-  
räusch zu Boden; man mußte ihn schleunigst in sein Bett schaf-  
fen. Auch die Andern wurden alsbald Opfer dieser mysteriö-  
sen Wirkung und selbst das Mitglied des Gymnasiums folgte dem  
Beispiel jenes Sieres, dessen jähen Sturz Virgil beschreibt.

In aller Eile berief man aus der ganzen Stadt ein Duzend  
Aerzte. Diese blickten sich höchst erstaunt an, denn die ganze  
Familie befand sich in sehr bedenklichem Zustande. Die Haut  
der Patienten war brennend heiß, ihre Gesichter glühten, alle  
lagen im Delirium und zeigten außerdem die Symptome der  
Seckkrankheit. Die Unglücklichen werden sich vergiftet haben!  
Aengstlich prüft man die bestaubte Phiolen, welche das Elixir  
enthalten hat. Sollte es nicht vielleicht das berühmte Gift der  
Borgias sein? Ein Arzt gießt die wenigen Tropfen, die sich noch  
in der Flasche befanden, in eine Untertasse, taucht seinen Finger  
hinein und bringt ihn an die Zunge. Der Geschmack ist ihm  
nicht unbekannt.

„Schnell ein Rindholz!“ ruft er und setzt den Inhalt der  
Untertasse in Brand; dieser brennt mit bläulicher Flamme.  
Kein Zweifel mehr. „Es ist Alkohol!“ und alle zwölf Aerzte  
brachen in ein schallendes Gelächter aus.

Indessen hoffen wir dennoch, daß Herr C. und seine Fa-  
milie ewig leben werden.

Wer mag aber der unbekante Alchymist gewesen sein, der  
vielleicht vor Arnaud de Villeneuve den Alkohol entdeckte und  
sich bei dessen Gebrauche so wohl befand, daß er ihm eine so  
große Kraft zuschrieb?

Die Familie C. erholte sich bald wieder, auch der Professor;  
dem Arbeiter war es von vornherein nicht so schlecht bekommen.

—r.



# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## In der Knospe.

Novelle

von

Gernd von Guseck.

(Schluß.)

Von Damian hätte man wohl darüber etwas erfahren können, da er zur Bedienung des jungen Herrn bestimmt war, aber selbst Frau Minder, welche noch einige Zeit hier blieb, vermochte ihm die bleierne Zunge nicht zu lösen.

„Sie haben mich schon einmal aus dem Dienst gebracht, wissen Sie? Das Briefchen, das ich an Ihre Frau bestellen sollte und das Sie mir abschwahten und es dem Noring gaben! Ich wurde deshalb fortgejagt —“

„Aber, Damian! Hab ich etwa dem Herrn Sanitätsrath gegeben? Hat er mirs nicht mit Gewalt weggenommen — ich denke heute noch mit Schauern an den Tag! Wir sind ja immer gute Freunde gewesen und es wäre für viele Leute ein Glück, wenn ich ein Wörtchen erführe, wie es jetzt steht.“

„Sie wollen wohl Brautjungfer sein?“ entgegnete er mit seinem rohesten Auflachen.

„Demens, blödsinniger!“ rief sie und wandte ihm böse den Rücken. Ihres Bleibens war überhaupt hier nicht mehr, das fühlte sie. Herr Barlo hatte ihr zwar erlaubt, von hier aus in aller Ruhe eine andere Stellung zu suchen, aber sie verließ Niederbach sehr bald, ohne

ihrem bestürzten Freier, der noch zuletzt einen vergeblichen Sturmloch versucht hatte, einen Trost zu hinterlassen.

„Na aber!“ sagte Frige. „Hast du mich nicht? Danke Gott, daß du keine Frau hast! Unser Junker Clemens wird auch nicht heiraten, und wenn er ganz wieder auf die Beine kommt, erst recht nicht!“

„Das hat dir wohl dein langer Sandhase rapportirt? Der thut immer so wichtig wie'n Parolschreiber und weiß doch gar nichts! Junker Clemens und Fräulein Marthchen kommen zusammen, sagt die Piesel, und Niederbach wird wieder Dornsch — wenn wir Beide auch drüber längst schon abmarschirt sind.“

Die Zeit rauschte dahin, Jahr auf Jahr; Clemens besuchte Rehme, welches seitdem von seinem Landesherrn, der sich für den ausblühenden Heilort sehr interessirte, einen andern Namen bekommen hat, noch mehrmals mit immer besserem Erfolge, so daß er fast ganz hergestellt wurde. Martha entwickelte sich aus der reizenden Knospe zu einer wahren Schönheit — aber Niederbach, wenn ihr Vater einst im hohen Alter stirbt, wird nimmer wieder in den Besitz seines alten Stammgeschlechts kommen. Clemens hat sich Martha bei all ihrem freundlichen Verkehr nicht genähert; die Gründe, welche ihn bei seiner festen, unwandelbaren Gesinnung einst zum Entsagen bestimmten, sind dieselben geblieben, und noch ein viel mächtigerer hinzugetreten — lachen Sie ihn aus, meine Leser! — das unvergeßliche Gefühl in seinem Herzen, das nur mit seinem Leben endigen wird! Er lebt mit seinen bescheidenen An-

sprüchen ganz zufrieden und Damian ist bödsinnig genug gewesen, sich den alten Dienst doch wieder zu ertrogen. Martha hat seitdem geheiratet, Alles in realster Weise, ohne viel Exaltation. Wenn ihr Hang zur Rachsucht, welchen ihr Vater ernstlich bekämpft hat, wieder hervortritt, wünschen wir ihrem Gatten Geduld.

Idealer hat sich Emmas Schicksal gestaltet. Ihre Macht, den bösen Feind ihres Gatten zu bannen, hat sich immer glänzender bewiesen, die schwarzen Stunden sind zwar nicht ganz ausgeblieben, denn Anlässe dazu treten stets wieder ein und es lag ja in seiner Natur begründet, ihnen antwortend zu sein, aber sie sind viel seltener und schwächer geworden und haben ihn nie mehr zu unbewußt wildem Thun hingerissen. So ist denn Hoffnung auf ein dauerndes Glück vorhanden. Sein reicher Geist, sein Gemüth, das mehr und mehr aus dem seltsamen Schleier, der es verhüllte, hervorgetreten ist, seit er des „Alpenstocks auf dem Eismeer des Lebens“ nicht mehr bedarf, haben ihm endlich Emmas Herz gewonnen und er wird ihrem schwachen Gemüth ein starker Stab und Hort sein bis an ihr Ende.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.

### 1.

In den weiten Hallen des Centralbahnhofes einer lebhaften Handelsstadt Mitteldeutschlands wogte am frühen Morgen des Himmelfahrtstages 185— eine dichte Menschenmenge durcheinander. Die Mehrzahl war in buntem Sonntagsstaat und ihre Mienen trugen jenes Gepräge freudiger Unruhe und Aufregung von Leuten, welche selten über das städtische Weichbild hinauskommen, aber doch endlich einmal soviel Zeit und Geld erübrigt haben, um mit der Eisenbahn einen Ausflug hinaus in das Land, in Berge und Wälder machen und fern vom Lärm und Staub der Stadt reine Luft athmen zu können. Obgleich ein grauer, feuchter Nebelschleier an den Büschen und Bäumen der maigrünen Promenade hing und ein kühlender Wind die leichten, hellfarbigen Kleider der vielen Damen, die ungeduldig auf dem Perron das Einsteigen in die Waggons erwarteten, aufblähte, so äußerte diese empfindliche Morgen-

frische weder auf die gute Laune der schon anwesenden Menge Einfluß, noch dämpfte sie die Reiselust der mit raschen Schritten von der Stadt her auf den Bahnhof Zueilenden.

Nur zwei junge Damen, die eben an die Billet-Ausgabe getreten waren, machten eine Ausnahme unter der froherregten Menge. Sie waren sichtlich wehmüthig bewegt, man sah es ihnen an, daß sie nicht zu den Vergnügungsreisenden gehörten.

„Weißt du, Minna,“ sprach die Eine von ihnen zu ihrer Begleiterin, einer Blondine mit Zügen, die, wenn die Trauer sie nicht umwölkte, einen pikanten, neckischen, fast übermüthig heitern Ausdruck haben mußten, „du könntest mich bis nach Georgenburg begleiten; es sind bis dahin nur wenige Stunden, und da dein Mann verreist ist, so kannst du abkommen, ohne irgend welche Störung zu verursachen, und wir bleiben wenigstens noch ein paar Stunden zusammen. O du glaubst nicht, wie schwer mir die Trennung aus eurem glücklichen Familienkreise wird; wenn ich nicht meinen kleinen Albert zu Hause hätte, ich würde vielleicht für immer bei Euch bleiben . . .“

„Arme Anna,“ seufzte die Andere. „Allein du hast recht,“ fuhr sie im nächsten Augenblick heiter fort, „ich fahre mit. Der Gedanke ist gut; er hat mich wieder ganz vergnügt gemacht. Und weißt du, jetzt lassen wir uns noch eine Tasse Chocolate in der Restauration geben. Der Zug von Frankfurt ist noch nicht herein, wir haben noch eine Viertelstunde Zeit.“ Sie traten in den Wartesaal und Frau Minna bestellte bei der Kellnerin die Chocolate. Da pfliff es; es war der Frankfurter Zug, der rasselnd und donnernd in die Halle hereinbrauste und jetzt vor dem Perron hielt.

Die Waggons wurden geöffnet, die Reisenden strömten heraus, die Conducteure rissen die Thüre des Wartesaales auf.

„Fünfzehn Minuten Aufenthalt,“ rief mit gedehnter, quäckender Stimme der Portier des Bahnhofes, „fünfzehn Minuten . . .“

Unweit des Tisches, an welchem die beiden jungen Frauen ihre Chocolate tranken, hatten zwei Männer Platz genommen, welche mit dem eben eingetroffenen Zuge gekommen waren.

Allem Anschein nach waren es nicht nur zufällig bekannt gewordene Reisegefährten, sondern standen in näheren Beziehungen zu einander, obwohl es für den ersten Augenblick schwer war, den Grund dieser Zusammengehörigkeit zu errathen; so verschieden war das Wesen dieser beiden Personen.

Der Jüngere konnte dreißig Jahr alt sein. Er sprach wenig und das Wenige mit gedämpfter Stimme, dabei schweiften seine Augen mit einem gewissen unruhigen, suchenden Ausdruck über das bunte Gewimmel des Wartesaals und die manigfaltigen Gruppen auf dem Perron hin, ohne daß sein Blick aber auf einer derselben länger als einen flüchtigen Moment haften blieb. Es war nicht gewöhnliche Neugier, die aus seinen Zügen sprach, sondern eher jener Ausdruck, den man häufig bei Personen findet, die lange von der Außenwelt abgeschlossen gelebt haben und für die bei ihrer Rückkehr in den bewegten Strom des Verkehrs auch die einfachsten Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens mit fesselndem Reiz überkleidet sind. Auch der etwas gelblich-blasse Teint deutete auf eine längere Entbehrung der frischen Luft und Stubenaufenthalt hin, obwohl im übrigen die schlanke Gestalt von elastischer Beweglichkeit war.

„Oh, Herr Thomas,“ sprach er, einen Augenblick mit seiner Musterung innehaltend, zu seinem Begleiter, der aus einer kurzen Meerschammpfeife rauchend und in einem bis an den Hals zugeknöpften Ueberrocke neben ihm saß, „wollen Sie nicht eine Flasche guten Rothwein und etwas zu essen bestellen, ich fange an, Durst und Hunger zu fühlen . . .“

„Warum sagten Sie das nicht gleich, als wir ankamen . . . jetzt haben wir noch kaum zehn Minuten Zeit!“ brummte der Andere in einem tiefen Faß, indem er seine kurze Pfeife bei Seite legte und sich langsam von seinem Plaze erhob. Mit schwerem, gewichtigen Tritt ging er auf das Büffet zu. Er war ein kurzer, untersehter Mann mit rothem Gesicht, dickem Schnauz- und Backenbart und einem Ausdruck, der lebhaft an die Physiognomie einer Bulldogge erinnerte.

Dicht vor dem Büffet drehte er sich um und rief seinem Begleiter zu:

„Welche Sorte wollen Sie, Herr Leutnant?“

„Eine Flasche Burgunder.“

Bei dieser Antwort erheiterte sich die bärbeißige Miene des Mannes im blauen Ueberrock und mit der Zungenspitze lüftete er über die Lippen streichend, frug er die Wirthin:

„Haben Sie Burgunder, Madame, aber echten, nicht aus Heidelbeeren und Spiritus fabrizirten? Denn wissen Sie, ich verstehe mich darauf. Als ich Anno 14 und 15 in Frankreich war, lag ich bei einem burgundischen Weinbauer im Quartier und da tranken wir den feinsten Saft, wie das liebe Vieh das Wasser.“

„Er ist ganz echt,“ versicherte die Wirthin; befriedigt ging Herr Thomas zu seinem Reisegefährten zurück. Eine Kellnerin brachte Wein und kalten Braten und der kurze, untersehter Mann entfortete die Flasche und füllte die Gläser bis an den Rand.

„Auf Ihr Wohl, Herr Leutnant,“ lachte er plump; „ah, das ist Prima-Qualität, ich verstehe mich darauf.“ Und er leerte hastig das zweite Glas, das er sich eingekauft hatte. Der Leutnant trank langsamer, als aber mit lebhaftem Appetit und fixirte, wenn Herr Thomas sein Gesicht ins Glas senkte, seinen Reisegefährten mit einem lächelnden Ausdruck.

„Trinken Sie, Herr Leutnant,“ brummte Herr Thomas, dem der starke Wein bald Stirn und Wangen mit Purpurröthe, die ins Blaue überzugehen drohte, färbte. „Solch Getränk giebt's nicht in Georgenburg, dort müssen Sie Jahr aus Jahr ein mit Puppenheimer fürlieb nehmen,“ und er lachte mit behaglicher Selbstgefälligkeit über seinen Wit.

Der Andere zuckte gleichmüthig mit den Achseln, wie ein Mensch, dem das, was Jener sagte, sehr wenig anging, wie den Sperlingen draußen auf den Bäumen der Promenade, strich seinen dunkelblonden Schnurrbart zurück, rückte dann den Schirm seiner schwarzseidenen Mütze in die Stirn und lächelte gutmüthig: „Puppenheimer sagen Sie? Das schadet nichts, Herr Thomas, das erhält gesund und schützt vor dem Podagra. Indessen, man darf die Gaben Gottes nicht verachten, wir können ja noch eine Flasche mitnehmen. Es wird heute warm werden. Meinen Sie nicht, Herr Wachtmeister?“

Trotz der halblauten Unterhaltung war der jungen blonden Frau kein Wort des Gesprächs der beiden Männer nebenan entgangen.

„Anna,“ flüsterte sie in ihrer raschen, beweglichen Weise ihrer Freundin zu, „die Weiden dort müssen Officiere im Civil sein . . .“

Die Angeredete, die in Gedanken versunken mit dem Theelöffel spielte, beachtete die Bemerkung nicht weiter, zugleich läutete es aber zur Abfahrt, es entstand jene Verwirrung, die allen Eisenbahn-Reisenden bekannt ist, in ungestümer Hast drängte sich Alles nach den Ausgangsthüren.

Herr Wachtmeister Thomas hatte Noth, die zweite Flasche Burgunder in eine der tiefen Taschen seines Ueberrockes zu versenken und mit seinem Begleiter, dem er fortwährend dicht zur Seite blieb, ein Coupé zweiter Klasse zu erreichen.

Es war dasselbe, welches die beiden Freundinnen aufgenommen hatte. Außer diesen saß noch ein älteres Ehepaar darin.

„Die beiden Officiere, Anna,“ flüsterte Frau Minna ihrer Freundin zu, „ich möchte nur wissen, warum die im Civilanzug reisen.“ Dieser Umstand reizte die Neugier der kleinen, lebhaften Blondine.

Frau Anna, eine feine, schlanke Gestalt, mit dunklem Haar, das glatt gescheitelt das etwas blasse Gesicht mit den dunklen Augen einrahmte, hob gleichgiltig den Kopf und blickte auf die beiden Ankömmlinge, die, der Leutnant zuerst, der Wachtmeister folgend, eben in das Coupé stiegen, das der Schaffner sofort hinter ihnen schloß . . .

Die Blicke des Leutnants und der Dame begegneten sich.

„Herr Leutnant Schwarz!“

„Fräulein Förster!“

Der Begleiter des Leutnants, sowie die Freundin der jungen Frau, die bei dem Ausruf des Officiers bis unter das Haar roth wurde, beobachteten Beide mit erklärlicher Verwunderung diese Begegnungs- und Erkennungsscene. Der Officier faßte sich zuerst. Er flüsterte rasch seinem Begleiter einige Worte zu, die derselbe mit einem etwas mürrischen Knurren erwiderte, grüßte die übrigen Insassen des Coupés und wendete sich dann wieder zu der jungen Frau, deren Züge eine tiefe Aufregung verriethen.

„Sie hier zu treffen, Fräulein Anna,“ hob er an und ein leichtes Beben klang aus dem Tone heraus, mit dem er diese Worte sprach, „das ist eine Uebersaschung . . .“

„Die nicht größer sein kann, als die meinige, Ihnen zu begegnen, unterbrach ihn die Dame, „übrigens,“ fuhr sie mit leiser, fast unhörbarer, zitternder Stimme fort, „heiße ich nicht mehr Anna Förster.“

Der Andere sah sie mit einem Blick an, einem Blick voll Bestürzung und Schreck, daß sie die Augen niederschlagen mußte.

„Nicht mehr Anna Förster,“ sprach er endlich tonlos und matt und hielt einen Augenblick inne . . . „ach, ich verstehe, Sie sind verheiratet . . .“ Er brachte das Wort kaum aus der Kehle.

Sie nickte unmerklich mit dem Haupte. Dann aber warf sie, wie von einem plötzlich aufwallenden Gefühl des Unmuths übermannt, den Kopf stolz in den Nacken und entgegnete: „Seit fast drei Jahren waren wir ohne alle Nachrichten von Ihnen, selbst auf einen Brief an Ihren Bekannten, den Hauptmann von Ham-

merstein, erhielten wir keine Antwort. Onkel und Mama hielten Sie für todt.“

„Vielleicht war ich es,“ antwortete der Officier, der allmählich seine Fassung und Ruhe wiedergewonnen hatte, mit leiser, nur für sie hörbarer Stimme und warf dabei einen raschen Seitenblick auf seinen Begleiter, der eben seine Nase in dem mit Burgunder gefüllten Reisebecher verbarg. Die junge Frau sah dem Officier mit namenloser Bestürzung in das bleiche Antlitz.

„Sie waren wohl krank,“ flüsterte sie ergriffen und einen scheuen Blick auf den jungen Mann, dessen Reden ihr so unverständlich waren, werfend, „Sie sehen so bleich und mager aus.“

„Aber weißt du, Anna,“ mischte sich hier Frau Minna, die lebhafteste Blondine, die ihre kleine Neugier nicht mehr zügeln konnte, ins Gespräch, „weißt du auch, daß es sehr unrecht von dir ist, mich mit dem Herrn Leutnant nicht bekannt zu machen?“

„Ah, entschuldige, liebe Minna,“ stotterte verlegen die junge Frau, „Frau Minna Zöllner, eine Freundin vom Pensionat her, meine liebe, theure Freundin, bei welcher ich einige Tage zum Besuch war und die mich auf meine Bitte bis zur Station Georgenburg begleitet. Herr Leutnant Schwarz, liebe Minna.“

Gegenseitige Verbeugungen und unzusammenhängende Begrüßungsworte, die durch das Rasseln des dahinbrausenden Bahnzuges vollkommen unverständlich wurden.

„Sie wollen auch das Himmelfahrtsfest zu einem Ausflug benutzen?“ frug Frau Minna.

Der Officier zuckte die Achseln und ein bitteres Lächeln spielte einen Augenblick um seine Lippen.

„Himmelfahrt? . . . Höllensfahrt würde richtiger sein . . .“

„Herr Leutnant,“ brummte sein Gegenüber, der bärbeißige Herr Thomas, welcher trotz seiner Beschäftigung mit der Flasche doch Ohr und Auge für die Reisegesellschaft und deren Unterhaltung hatte, „solche Bemerkungen möchte ich mir doch verbitten.“

Diese von einem bezeichnenden Blicke begleiteten Worte ließen das Gespräch plötzlich stocken.

Die beiden jungen Frauen blickten sichtlich überrascht bald den Leutnant, bald seinen unhöflichen Reiseführten an, auf dessen höckeriger Stirn der Burgunder dunkelrothe Flammen zeichnete, und wunderten sich im Stillen über den Gleichmuth, mit welchem der Officier die grobe Zurechtweisung dieses Mannes, der

allem Anschein nach nur eine untergeordnete Stellung einnahm, duldeten.

Leutnant Schwarz zuckte aber nur leicht die Schulter und tippte auf seine Stirne, als wollte er sagen, aus dem spricht der Burgunder, zog die Mütze tiefer ins Gesicht und lehnte sich mit den Worten: „Wir sind die ganze Nacht hindurch gefahren ohne zu schlafen, ich will das Versäumte zum Theil nachholen, verzeihen Sie, meine Damen,“ in die Ecke des Coupés.

Er schlief bald ein oder stellte sich wenigstens so, während Herr Thomas, in seinen Ueberrock bis ans Kinn eingeknüpft, stumm in der andern Ecke lehnte und die verlegen schweigenden jungen Frauen mit verliebten Blicken musterte. Er hatte sich jedenfalls durch seine grobe Bemerkung in Ansehen bei den Damen setzen wollen. Es ärgerte den würdigen Mann, daß man ihn bei der Unterhaltung so ignorirt hatte, er, der doch den Leutnant — doch wir wollen der Entwicklung der Begebenheiten nicht vorgreifen.

Indessen flog der Zug mit rasselndem Donner durch die maigrüne Landschaft dahin. An Wiesen, Wäldern, Dörfern, kleinen Städten vorbei näherte man sich immer mehr dem Gebirge, an dessen Fuß eine Station lag, wo in der Regel die Vergnügungsreisenden ausstiegen, um ihre Wanderung zu Fuß oder auf Eseln in die Waldberge anzutreten.

Ein schrillender Pfiff durchriß die Luft, die Locomotive mäsigte ihren Lauf, von den Verdeckten der Wagen kletterten die Schaffner herab und öffneten die Thüren mit dem Rufe: „Station Wabernsdorf, fünf Minuten Aufenthalt.“

Sowie der Train hielt, drängte sich eine Schar junger Mädchen mit Maiblumen und Veilchensträußern an die Coupés und boten die duftenden Kinder des Frühlings und des Waldes den Reisenden an.

Der Leutnant rieb sich leicht die Augen, wie einer, der aus dem Schlafe erwacht, schob die Mütze aus der Stirn und flüsterte Herrn Thomas einige Worte zu.

Dieser zögerte etwas, wie Jemand, der sich erst bestimmen will, ob er dies oder jenes thun darf. Aber die Blutwellen, die der Burgunder in stürmischer Blut nach seinem Kopfe trieb, schwemmen ihm die Gedanken fort und als der Leutnant ihm wiederholt in das Ohr wisperte, griff er in seine Tasche und drückte dem Officier eine Geldbörse in die Hand. Diese kleine Episode ging rascher vor sich, als sie geschildert werden kann, und so unbemerkt, daß von den Insassen des Coupés nur eine einzige Person sie beobachtete. Es war Frau Anna, welche mit feinem Ohr gehört, wie der Officier

Herrn Thomas um etwas Münze bat, Blumen für die Damen zu kaufen. Das an sich schon auffällige Verhältniß, welches zwischen den beiden so durchaus ungleichartigen Männern bestand, wurde ihr dadurch noch unerklärlicher. Mit einem Gefühl des Hasses blickte sie auf das blaurothe, knurrige, härbeißige Gravität ausdrückende Gesicht des Herrn Thomas, der dem ältlichen Ehepaar von seinem Feldzug als Tambour Anno 13 und 15 und von dem burgundischen Weinbauer erzählte. Der Leutnant bot den beiden Damen Veilchen an. Er liebe sie sehr, sagte er, diese bescheidenen blauen Blümchen mit ihrem süßen Duft, obwohl sie ihn stets traurig stimmten. Seine kleine Schwester Anna habe die Veilchen mit einer krankhaften Leidenschaftlichkeit geliebt und als sie auf den Tod darnieder gelegen, habe das Kind wenige Stunden, bevor es starb, so dringend nach ein paar Veilchen verlangt, daß der Vater in das winterliche Schneegestöber hinausgestürzt und nach den zwei Stunden weit gelegenen königlichen Treibhäusern zu Schloß Westenstein gelaufen sei und dort ein Veilchensträußchen geholt habe. Aber noch vor seiner Rückkehr sei die Kleine gestorben und die Worte: „Ein paar Veilchen, liebe Mama“ ihre letzte Bitte gewesen.

In dem Coupé war eine ernste Stille eingetreten. Die Erzählung des Officiers hatte Alle traurig gestimmt, Herrn Thomas ausgenommen, welcher den Rest der Flasche getrunken und sichtbar mit Schlaf und Wachen kämpfte. Der Zug hatte sich indessen wieder in Bewegung gesetzt und näherte sich einem Tunnel, weshalb der Train sich nur mit mäßiger Schnelligkeit vorwärts bewegte.

„Es wird schwül,“ unterbrach der Leutnant mit gedämpfter Stimme das trübe Schweigen und ließ das Fenster an seiner Seite nieder. Die kühle Zugluft frischte auch Herrn Thomas wieder auf, wenn auch nur für einige Augenblicke. Er schien sich zu erinnern, daß ihm der Leutnant die Börse noch nicht zurückgegeben, und war der Meinung, daß diese bei ihm, dem Herrn Thomas, doch jedenfalls besser aufgehoben sei.

Aber unglücklicher Weise hatte er noch einen Tropfen Burgunder in der Flasche entdeckt und schlürfte diesen behaglich hinter.

Wenn er bemerkt hätte, wie das Auge des Officiers unter dem verhüllenden Mützenschirm flimmerte, wenn er das Pochen des Herzens gehört hätte und die linke Hand des Officiers beobachtet hätte, die sich nachlässig aus dem Fenster herausstreckte, aber dabei mit einem kräftigen Druck die Wagenthür öffnete!

Aber auch Niemand von der übrigen Reisege-  
sellschaft, selbst nicht Frau Anna hatte diese Geberde des  
Leutnants bemerkt.

„Ah, jetzt kommt der Tunnel,“ rief Frau Minna,  
die zuerst den Eindruck der Beischengeschichte überwand,  
„mir ist beim Durchfahren immer, als ob der Satan  
die Locomotive führe und die Passagiere verlorene See-  
len wären, die er hinunter in die Tiefen der Hölle  
fährt.“

„So beten Sie für eine verlorene Seele,“ rief der  
Leutnant und sprang mit einem wilden Satz aus dem  
Coupé . .

Ein gellender Angstschrei weiblicher Stimmen über-  
tönte den schrillen Pfiff der Locomotive. Aus dem  
Munde des Herrn Thomas, der wie versteinert dafas,  
schien ein wilder Fluch herausbrechen zu wollen, der  
aber vor Erstaunen und Ueberraschung nicht aus der  
Kehle kommen konnte. Das ältliche Ehepaar klammerte  
sich ängstlich an einander und warf furchtsame Blicke  
um sich. Aber schon im nächsten Moment donnerte  
der Zug in die finstere Schlucht hinein und das be-  
täubende Rasseln, welches durch den Widerhall an der  
Wölbung zu einem infernalischem Concert wurde, der  
dicke Dampf und Qualm, der mit sprühenden, feurigen  
Funken vermischte das unterirdische Gewölbe erfüllte,  
erstickten die Angstschreie der Frauen, wie die endlich  
losbrechenden Flüche des Herrn Thomas.

Zehn Minuten währte die Fahrt durch den Tun-  
nel, endlich fiel ein matter Strahl des rothigen Lichtes  
auf die ersten Wagen des langen Zuges, der sich wie  
eine gewaltige Schlange mit flammensprühendem Haupte  
und eisernen Gliedern aus den Tiefen der Erde her-  
vorzuwinden schien.

Die kleine blonde Frau Minna lehnte halb ohnmächtig  
in der Ecke des Coupés, während Frau Anna bleich, wie  
eine Todte, mit gespenstlich gläsernem Blick hinaus in  
die Ferne starrte, keines Gedankens fähig; das ältliche  
Ehepaar aber in wortloser Bestürzung Herrn Thomas  
anglohte, der es, das doch ganz unschuldig an dem  
Vorfall war, mit seinen Wuthausbrüchen überschüttete.

„Complot, niederträchtiges Complot,“ schrie er  
mit heiserer Stimme, dem zitternden Paare die Faust  
vor das Gesicht haltend, während sich seine Stirn mit  
Feuerglut bedeckte und die borstigen Augenbrauen sich,  
wie die Stachel eines geärgerten Igels, sträubten, „Sie  
sind mit dem Hochverräther im Einverständnis, Sie  
alter Perrückenstock, Sie und die Frauenzimmer da . .  
dreitausend Donnerwetter, das sollen Sie mir bezahlen.  
Wissen Sie, wen sie vor sich haben, Mamsells?“

schraubte er, von dem leichenblaffen Ehepaare ablas-  
send, die beiden jungen Frauen an, „ich bin der Cri-  
minalpolizeiwachtmeister Habakuf Thomas. Ich ver-  
haftete Sie im Namen des Gesetzes, Sie alle zusammen,  
ja Sie auch, Sie alter Complotteur. Sie haben einem  
Hochverräther zur Flucht verholfen. Sie müssen ins  
Loch, bei Wasser und Brot, so wahr ein Gott im Him-  
mel lebt. Sie und die Frauenzimmer. Und ich, ich,“  
er schlug sich in seiner tollen Wuth an die Stirn, „ich  
gab ihm die Börse, ich . .“ er verstummte, denn es  
blieb nur noch übrig, sich selbst eine Injurie an den  
Hals zu werfen und sein Polizeisinn sagte ihm, daß  
das für ihn, den Criminalpolizeiwachtmeister Habakuf  
Thomas, doch ganz reglementswidrig wäre.

Da hielt der Zug. „Station Gautersheim,“ rie-  
fen die Conducteure, es war der Ort, von wo aus sich  
die Straße nach Georgenburg abzweigte. Herr Thomas  
stürzte aus dem Wagen und sofort auf einen Ober-  
Gensdarm zu, welcher auf dem Perron die Ankunft  
des Zuges erwartet hatte. In unbeschreiblicher Auf-  
regung meldete Herr Thomas, nachdem er sich legiti-  
mirt, dem Sicherheitsbeamten, daß er den wegen Hoch-  
verraths zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilten  
Artilleriesleutnant Ludwig Schwarz nach Georgenburg  
habe transportiren sollen, daß ihm der Leutnant aber,  
den er, um Aufsehen zu vermeiden, im Civilanzug be-  
gleitet, unterwegs durch einen verwegenen Sprung aus  
dem Waggon entwischt sei. Er verlange deshalb, daß  
sofort telegraphische Steckbriefe hinter dem Flüchtling  
erlassen würden. Herr Thomas war eben auch im  
Begriff, die Arretur der Reisegeellschaft zu verlangen,  
als die Locomotive pfiff und den Faden seiner Rede  
abschnitt.

Er überlegte, daß die Anklage ihm den Gefange-  
nen nicht wiederbringen, wohl aber unnöthige Umstände  
und Aufenthalt auf dieser Station, die nicht einmal  
zu dem Territorium des deutschen Bundeslandes, dem  
Herr Thomas diene, gehörte, verursachen würde. Es  
war zum ersten Mal, daß Herr Thomas einen polizei-  
widrigen Gedanken hatte und heimlich die Zersplitterung  
Deutschlands verwünschte und ein Einheits-Schwärmer  
war, aber nur aus Polizei-Leidenschaft.

Indessen stach die Sonne heiß auf ihn nieder, so  
heiß wie die Sonne von Burgund, in deren Blut die  
löstliche Traube leuchte, deren Saft sein Blut in so gärende  
Aufregung versetzt hatte, daß er, der sich in Krankhei-  
ten mit seiner homöopathischen Hausapotheke kurirte,  
es am zweckmäßigsten fand, durch eine dritte Flasche,

zu welcher er den Obergensdarmen einlud, sich wieder in einen ordnungsmäßigen Zustand zu versetzen.

Diesem Einfall hatte er es auch höchstwahrscheinlich zu danken, daß ihn nicht ein Schlagfluß tödtete, als von der nächsten Station die telegraphische Rückantwort einlief: „Depeschenverkehr nach Nord-West unterbrochen, in der Nähe vom Gautersheimer Tunnel die Drähte zerschnitten.“

„Heiliges Donnerwetter,“ fluchte Habakuk Thomas, seinen borstigen Schnurrbart zwischen den Fingern drehend, „das hat kein Anderer gethan, als der Leutnant. Kellner, noch eine Flasche, Obergensdarm, ich sage Ihnen, das ist ein Saft so gut wie der, den ich Anno vierzehn in Burgund trank, ja, ich verstehe mich darauf. Ein verfluchter Kerl, der Leutnant.“

## 2.

Auf dem vom warmen Sonnenlichte überfluteten Rasen einer mit Birken, Buchen, Tannen und Buschwerk dicht besetzten Anhöhe lag ausruhend der Flüchtling, dem nicht nur der kühne Sprung aus dem Waggon, sondern auch, wie Herr Wachtmeister Thomas richtig errathen, die Zerstörung des Telegraphendrahtes gelungen war. Mit einer Hacke, die er bei Ackergeräthschaften auf dem Felde fand, hatte er den Draht durchhauen und wenigstens unmittelbar keine Verfolgung zu fürchten.

Trotzdem war er ohne Raft drei Stunden in nordwestlicher Richtung fortgelaufen, denn er wußte, daß seine Verfolger in kurzer Frist die ganze Umgegend allarmiren und ihn wie ein Wild hegen würden. Erst als er die Grenze erreicht, mäßigte er seinen Lauf.

Er konnte von der Anhöhe, deren Büsche und Bäume ihn verborgen hielten, weit hineinblicken in das Land. Die weite Aussicht nach langer Gefangenschaft that ihm unendlich wohl. Unausprechliches Wohlbehagen erfüllte in dem Augenblick seine Brust.

Es war das Bewußtsein, nach langer dumpfer Kerkerhaft wieder frei zu sein. Frei wie die Wolken, die hoch über ihm dahinzogen, frei wie der Vogel, der über ihn von der Tanne aufflog und mit kräftigem, rauschenden Flügelschlag zum Himmel emporschwebte.

Wie oft hatte er von dem Gitterfenster seines Gefängnisses aus mit sehnsüchtigem Auge den Zug der Wolken und der Vögel verfolgt.

Zum Zersprengen hatte ihm das Herz in der Brust

geklopft, als er die Schwalben von den Thurmnestern Abschied nehmen und fort nach dem Süden ziehen sah, während ihn das Verhängniß an die enge Zelle fesselte, die sich ihm nur öffnen sollte, um ihn in einen andern Kerker zu führen.

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Romanhaft aber wahr.) Daß Ausdauer in Verfolgung eines Ziels dasselbe in der Regel früher oder später erreichen läßt, ist ein alter Erfahrungssatz, der sich auch bei Mister John, einem jungen Engländer in London, insoweit bewährte, daß er eines schönen Tages, von einer seit langer Zeit von ihm mit Energie angebotenen reizenden jungen Dame aus Liverpool das jeden Liebhaber in Entzücken versetzende Geständniß erhielt, sie wolle seine Frau werden. Alle nöthigen Schritte, um den ersehnten Tag herbeizuführen, an welchem sich Miß Georgina, die schöne Braut, in Mister John verwandeln sollte, wurden eingeleitet, das Aufgebot erfolgte, eine reizende Villa, mit luxuriösem Comfort eingerichtet, stand bereit, das junge Paar aufzunehmen, Schneiderinnen arbeiteten Tag und Nacht, um die kostbarsten und elegantesten Anzüge für die Braut anzufertigen. John, selbst so glücklich, wollte Alles glücklich wissen, weshalb er auch eine sehr alte Rechnung bei seinem Schneider bezahlte und gleichzeitig den landesüblichen Hochzeitsanzug für glückliche Bräutigams bestellte. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten!“ Ein Vorfall von der höchsten Wichtigkeit nöthigte John, drei Tage vor der Hochzeit plötzlich nach Cork zu reisen.

„Zwei Tage, nicht mehr als zwei Tage,“ sagte er zu seiner Braut, „brauche ich, um diese Angelegenheit zu ordnen; dann kehre ich zu dir zurück.“

„Vergiß nicht, am dritten Tage hier zu sein!“ entgegnete die schöne Miß, und fügte hold erröthend hinzu: „Denn dieser soll unser Hochzeitstag sein.“

„Du bist ein Engel!“ versicherte der glückliche John.

Er reiste ab, im Herzen das Bild der reizenden Miß Georgina, auf dem Herzen eine gelungene Photographie desselben geliebten Gegenstandes.

Der Morgen des dritten Tages brach an und schon früh begann Georgina, um John eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, sich mit ihrer bräutlichen Toilette zu beschäftigen. Die Brautjungfern trafen eine nach der andern ein. Es schlug elf Uhr. Die Trauung war auf elf ein halb Uhr angelegt, aber noch war kein John da. Einer der Chapeaux d'honneur kam ganz befürzt zur Braut und kündigte ihr an, John sei noch nicht in Liverpool. Wie man leicht denken kann, gab die Braut ihrer Verwunderung in eben nicht freundlichen Worten Ausdruck. Ein zweiter Chapeau d'honneur folgte mit der Nachricht, der Dampfer sei angekommen, allein John nicht an Bord. „Das

ist doch sonderbar, höchst sonderbar!" wiederholte die ganze Hochzeitsschar, vom Großpapa bis zum kleinsten Vetter. Endlich langte ein Telegramm an. Miß Georgina öffnete das Convert. Es enthielt die Worte: „Unmöglich — heute in Liverpool zu sein; wir werden morgen Hochzeit machen. Entschuldigung!" Während zerknitterte die schöne Braut die telegraphische Depesche zwischen ihren zarten Fingern, dann ließ sie ebenfalls telegraphisch antworten: „Wir machen heute Hochzeit, oder nimmermehr!"

Man kann sich den Gram, den Schmerz, die Verzweiflung Johns nicht glühend genug vorstellen. Er rief alle Feen, alle Götter, alle Götter der Mythologie um Hilfe an, aber ach, kein Echo gab seiner Stimme Antwort. Am Abend bestieg er das Dampfboot, setzte sich traurig und schwermüthig auf das Deck und blickte finster in die murrenden Wellen. Der Schiffskapitän, welcher den jungen Mann beobachtete und seine tiefe Traurigkeit nicht verkennen konnte, trat zu ihm und sprach ihn theilnahmsvoll an. John erzählte, wie alle Verliebte der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sein Mißgeschick mit den kleinsten Details. Der Kapitän, der ein großer Kenner des menschlichen Herzens zu sein schien, tröstete ihn und bewies ihm, klar wie Sonnenluft, daß ein Mädchen, welches nicht einmal die Geduld hat, vierundzwanzig Stunden auf ihre Verheirathung zu warten, unbedingt zu der gefährlichsten Art von Frauen gehören müsse; das deute mit Sicherheit auf tyrannische Dispositionen bei ihr, die früher oder später den häuslichen Frieden bedrohen müssen. Aber John schüttelte mit dem Kopfe; er liebte eben Georginen zu sehr. —

„Ich mag Sie in dieser Stimmung nicht allein lassen," sagte der Kapitän, „doch ich selbst muß auf meinen Posten; gestatten Sie mir daher, Sie einer reizenden Lady vorzustellen, welche eine Kajüte für sich allein gemiethet hat."

John folgte willenslos dem Kapitän der ihn in die bezeichnete Kajüte brachte und der Lady K., einer bezaubernd schönen Dame vorstellte.

„Ich lasse Sie hier in guten Händen," sagte der Kapitän, indem er sich, heimlich lachend, entfernte.

Die jungen Leute plauderten mit einander ein Langes und Breites, vertrauten sich auch gegenseitig ihre Herzensgeheimnisse an. Die junge Dame flog vor einem jungen Mann, der gegen ihre Liebe zum Verräther geworden war.

„Jede Handbreite des Meeres, die mich weiter von ihm entfernt, macht mich glücklich," sagte sie.

John dagegen sprach ein wenig von Georginen und viel von sich selbst. Lady K. bedauerte ihn und gestand ihm, er schiene ihr eine so große Härte nicht verdient zu haben. Ihre Blicke begegneten sich. Da ertönte plötzlich der weit hinschallende Ruf des Kapitäns: „Stop!" — Man war an Ort und Stelle, die jungen Leuten sahen erschrocken auseinander, denn sie hatten mit verschlungenen Händen dageessen und leise, ganz leise sich unterhalten. Was sie wohl gesprochen? Ein schwieriges Räthsel für diejenigen, die es nicht schon längst errathen. Sie

stiegen aus Land, John sah sich bald von seinen Freunden und den Chapeaux d'honneur umringt, die ihm hastig zuriefen: „Rasch, wirf dich in deinen Hochzeitsstaat, lege die weiße Cravatte um; Miß Georgina verzeiht dir; spüte dich!"

John aber entgegnete lächelnd: „Ich nehme Miß Georgina beim Wort; hier stelle ich Euch meine Braut vor, die bald meine Frau sein wird!"

In den Blicken der ganzen, höchst verblüfften Hochzeitgesellschaft schien die für John nicht grade schmeichelhafte Frage zu liegen, ob er vielleicht den Verstand verloren habe? Sehr bald aber kam ihnen die Ueberzeugung, daß dies doch wohl nicht der Fall sei und die überraschende Reuigkeit die vollste Wichtigkeit habe. Nach vierundzwanzig Stunden war alles Erforderliche in Ordnung und das Aufgebot erfolgte. Miß Georgina warf alle Liebesbriefe, die sie von John erhalten hatte, in ein zu diesem Zwecke angefachtes, sehr hell brennendes Feuer. Die Lady K. und John wurden, da sie nach der Ansicht mancher schönen Leserin gewiß schon einen sehr langen Brautstand geführt hatten, noch an demselben Tage getraut. Die Chapeaux d'honneur hatten wegen des Befehls der Bräute keinen Nachtheil, denn der höchst silberne Hochzeitschmaus überstieg ihre kühnsten Wünsche. Die jungen Eheleute leben selig in den Flitterwochen, die sich allem Anschein nach zu vielen Honigmonaten ausdehnen werden. Die schöne Georgina schwört: es solle ihr nicht wieder vorkommen! —r.

(Ein neuer Erwerbzweig.) Im Berliner Thiergarten sieht man seit einiger Zeit in den frühen Morgenstunden, wo der größte Theil der Berliner Bevölkerung noch in Morpheus Armen ruht, einen Mann spazieren gehen, dem ein schöner weißer Fudel voraus läuft. Der Mann verfolgt die Spur seines Hundes mit beinahe ungeduldiger Aufmerksamkeit und nur dann erheitern sich seine Gesichtszüge, wenn sein treues Thier schwanzwedelnd in großen Sätzen zu ihm zurückkehrt. Einem stillen aber schlaun Beobachter solcher Scenen war es nicht entgangen, daß sich hinter derartiger fortgesetzter Spielerei irgend ein Zweck verbergen müsse, und gelang es auch bereitem Beobachter zu ermitteln, wie diese Spaziergänge in früher Morgenstunde den Erwerbzweig jenes Mannes und seines Fudels bildeten. Das Thier ist nämlich darauf abgerichtet, Gegenstände aller Art, welche Tags zuvor verloren gegangen, zu suchen und seinem Herrn anzuliefern. Die Ausbeute derartiger Gänge ist selbstverständlich höchst ungleich, bisweilen beträgt sie gar nichts, öfter aber wirft sie gewiß bedeutende Zinsen ab. Gleichviel indessen, ob etwas gefunden wird oder nicht, nach verrichteter Arbeit geht es dann in die Restaurationen, wo der Theil des Intelligenzblattes fleißig studirt wird, in welchem die verlorenen und gefundenen Sachen verzeichnet stehen, wobei sich immer etwas für den intelligenten Geschäftsmann findet, was er abzuliefern hat, und wobei natürlich etwas zu verdienen ist. An baldigen Nachahmern wird es wahrscheinlich auch dieser Industrie nicht fehlen. —r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Staatsliche 6 Thlr.  
mit Staatslichen 8 Thlr.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Mit Abscheu dachte er an diese Tage der Gefangenschaft zurück, an die Anfälle ohnmächtiger Verzweiflung, die zuweilen über ihn kamen und wie er dann an den eisernen Gitterstäben gerüttelt und zu Gott gebetet um Sterben oder Freiheit.

Wenn er die Kraft Simsons besessen hätte, er würde sich und seinen Kerkermeister unter den Trümmern des Gefängnisses begraben haben.

Er war bis zu der Katastrophe, welche ihn in die Gefangenschaft führte, nie seiner Freiheit beraubt gewesen.

Die schwarze Kammer, in welche eine unverständige Erziehung den ungeberdigen Knaben sperrt, war ihm ebenso unbekannt geblieben, wie das Universitäts-, carcer und der Kasernen- und Stubenarrest des Officiers.

Und nun plötzlich diese Verwandlung, aus einem freien Mann zu einer recht- und willenlosen Nummer gestempelt, zu Nummer Vierunddreißig! Nummer Vierunddreißig, weil er es gewagt hatte, als Officier eine selbständige Meinung über öffentliche Angelegenheiten gehabt zu haben und diese Meinung drucken zu lassen.

Der Hergang war ein sehr einfacher. Es war im Jahre 1848, kurze Zeit nach dem Ausbruche des Krieges gegen Dänemark. Die deutsche Nationalversammlung hatte den bekannten Beschluß wegen Vermehrung der deutschen Bundestruppen gefaßt.

Ludwig Schwarz, welcher sich der Mathematik und den Naturwissenschaften gewidmet und auf der polytechnischen Schule in Dresden, wie auf der Leipziger Universität zu seinem Berufe ausgebildet hatte, stand eben im Begriff, die Leitung einer großen Maschinenbauanstalt zu übernehmen.

Da erließ die Regierung seines Heimatlandes einen Aufruf, in welchem wissenschaftlich gebildete junge Männer aufgefördert wurden, sich als Officiersaspiranten für die Artillerie zu melden.

Ludwig Schwarz, eine lebhaft, patriotische Natur, folgte diesem Ruf. Seine Batterie erhielt den Befehl, nach Schleswig-Holstein abzugehen. Er machte zwei Gefechte mit und wurde nach dem letzten zum Bombardier befördert. Als seine Batterie den Befehl zur Rückkehr erhielt, suchte er bei dem Kriegsminister um die Erlaubniß nach, in die Schleswig-Holsteinische Armee treten zu dürfen. Man bewilligte sie ihm und ließ ihn zum Leutnant avanciren. Schwarz schlug sich bei Kolding und in der Mordnacht vor Friedericia mit einer Bravour, die vom Obercommando durch seine Beförderung zum Batteriechef anerkannt wurde.

In der unglücklichen Schlacht bei Idstedt wurde er schwer verwundet. Seine Verwundung, ein Schuß

in die Brust, heilte jedoch in einigen Monaten, so daß er sich wieder als dienstfähig melden konnte.

Indessen war aber jenes verhängnißvolle Geschieh über Schleswig-Holstein hereingebrochen, das erst vierzehn Jahre später von den Herzogthümern genommen werden sollte. Die tapfere Armee wurde aufgelöst. Schwarz lehrte in sein Heimatland zurück und trat wieder in activen Dienst bei der Batterie ein, welcher er früher angehört hatte.

Das war ein Fehler, welchen er bald schwer büßen sollte.

Das Garnisonsleben, dieser geschäftige Müßiggang, behagte ihm nicht. Er sehnte sich nach einer größern Thätigkeit, nach seinem frühern Beruf. Er wollte um seinen Abschied einkommen. Noch ehe er diesen Schritt that, trat jedoch die Katastrophe ein. In einem Kaffeegespräch im Kreise mehrerer Kameraden erklärte Schwarz, er erblicke in dem Officier nicht das Mitglied einer besondern, bevorzugten Kaste, die nur durch den Kriegsherrn mit dem Staate in Verbindung stehe, sondern nur den bewaffneten Bürger, der keinerlei factische noch gesetzliche Vorzüge beanspruchen dürfe. Ein adeliger Gardeofficier nahm die Aeußerung auf, es kam zu einem Wortwechsel, schließlich zu einem Säbelduell. Beide Duellanten wurden leicht verwundet, während aber der Gardeofficier kurze Zeit darauf zum Compagniechef befördert wurde, erhielt Schwarz nach seiner Wiederherstellung vom Kriegsminister auf der Parade im Beisein des Officiercorps einen starken Verweis wegen seiner destructiven Ansichten.

„Ein Officier,“ so schloß die Excellenz, „hat sich nur nach den Intentionen seines allerhöchsten Kriegsherrn zu richten, die Ihrigen, Herr Leutnant Schwarz, sind aber diesen Intentionen diametral entgegenlaufend.“

Der Verweis erbitterte Schwarz heftig. Die militärische Disciplin verbot ihm eine sofortige Antwort; aber er blieb dieselbe nicht schuldig. Er griff zur Feder und schrieb eine Schrift „über die Heeresorganisation der Gegenwart.“ Die Schrift erregte ein ungemeines Aufsehen. In kurzen, bündigen Sätzen wies der Verfasser, der sich mit seinem vollen Namen auf dem Titel genannt hatte, nach, wie die modernen Heereseinrichtungen im schroffen Widerspruch zu den Culturaufgaben der Gegenwart stehen, wie die Spitze unserer heutigen militärischen Einrichtungen hauptsächlich gegen den Zug der Zeit, aus den mittelalterlichen feudalen Staatszuständen in den Rechts- und Verfassungsstaat überzugehen, gerichtet sind und wie vor Allem die von gewisser Seite erfundene Theorie von dem absoluten

Kriegsherrn im schärfsten Gegensatz zu den Grundzügen des constitutionellen Lebens steht.

Serenissimus war außer sich, als ihm sein Flügeladjutant diese Brochüre des Artillerieleutnants Schwarz vorlegte.

„Demagoge, der Kerl, schändlicher Demagoge, einstecken lassen, Kriegsgericht halten, infam cassiren,“ befahl er.

Schon am nächsten Tage mußte Schwarz seinen Degen abgeben und ein Arrestlocal beziehen. Eine kriegsgerichtliche Untersuchung wurde eingeleitet. Sie zog sich viele Monate hin. Endlich wurde das Urtheil, gegen welches nur ein Appell an die Gnade Serenissimi möglich, gefällt.

Es lautete auf mehrjährige Festungshaft, die der Verurtheilte in Georgenburg abbüßen sollte.

Schwarz erklärte, auf die Anrufung der landesväterlichen Gnade zu verzichten. Schwarz wäre voraussichtlich nicht begnadigt worden. Indessen für die von ihm angegriffene Auctorität würde es doch eine Genugthuung gewesen sein, wenn der Demagoge, wie ihn Serenissimus genannt, ein Gnadengesuch eingereicht hätte. Daß er es nicht that, beschleunigte seine Cassation und Ueberlieferung an das Criminalgefängniß. Noch vier lange Wochen hatte er in den Criminalgefängnissen sitzen müssen. Einige Tage vor dem Himmelfahrtstest wurde ihm eröffnet, daß er nächstens abgeführt werden würde. Die Schwächen seines Transporteurs, des Wachtmeisters Thomas, hatte Schwarz in den ersten Augenblicken erkannt. „Lassen Sie uns die Reise ohne Aufsehen machen, fahren Sie im Civil. Ihr Schade soll es nicht sein, lieber Thomas. Sie wissen ja, daß mir noch eine hübsche Baarschaft bleibt, die wollen wir etwas klein machen. Ich kenne eine Station, wo man den besten Burgunder findet.“ Den Erfolg dieser vertraulichen Bemerkung kennen wir.

Ein selbstzufriedenes Lächeln spielte bei der Erinnerung an den übertölpelten Thomas um die Lippen des Flüchtlings. Aber es schwand, als er sich an die Begegnung mit Frau Anna erinnerte. Er hatte ihre Bekanntschaft als Officiersaspirant im Jahre 1848 gemacht, als die Batterie vor dem Ausmarsch nach Schleswig-Holstein als Reichstruppe in einem jener Kleinstaaten lag, die damals nach der Ansicht des Reichsministeriums von der Anarchie heimgesucht waren. Er lag bei der Mutter Annas, einer wohlhabenden Kaufmannswitwe, zwei Monate im Quartier und es hatte sich zwischen ihm und Anna Förster ein zartes, inniges Verhältniß geknüpft. Es war kein förmliches Liebes-

verhältniß. Denn obwohl sie erst siebzehn Jahr alt, war Anna doch schon halb und halb einem Geschäftsfreund ihres Onkels Eduard verlobt. Dieser Onkel Eduard war Kaufmann mit Leib und Seele; für ihn existirte kein anderer, eines Mannes würdiger Beruf. Sein verstorbener Schwager hatte ihn zu Annas Vormund bestimmt und Frau Förster, die nie einen andern Willen, als den ihres Mannes und Bruders gekannt, hatte zugestimmt, als Onkel Eduard eines Tages von einer Reise heimkehrend die Mittheilung machte, daß er Anna mit einem Geschäftsfreund verlobt.

Schwarz erinnerte sich dieses Tages sehr genau. Das fröhliche, junge Mädchen war ihm, als er vom Exerciren kam, mit den Worten entgegen gesprungen: „Sehen Sie mal meinen Bräutigam, den mir Onkel Eduard von der Leipziger Messe mitgebracht hat,“ und dabei zeigte sie auf eine Daguerreotypie, wie man damals die Lichtbilder nannte; „sieht er nicht aus, wie der Blaubart, von dem wir neulich Abend gelesen haben? Gerade solche Augen muß der Blaubart gehabt haben. Und den soll ich heiraten. Bewahre mich der Himmel in Gnaden, es ist zum Todtlachen, was für ein Spaßvogel der Onkel Eduard ist.“ Und nun hatte sie doch geheiratet, den Blaubart geheiratet und der spaßige Onkel hatte seinen Willen durchgesetzt und aus dem fröhlichen Mädchen war eine blasse, schwermüthige junge Frau geworden. Das hatte er wohl bemerkt. Und alles das hatte sich während seiner langen Haft zugetragen, während welcher er von der Außenwelt ganz abgeschnitten war; er hatte ja nicht einmal Briefe empfangen oder schreiben dürfen!

Doch er hatte keine Zeit, jetzt weiter über diese im Stillen genährte und nun zerbrochene Hoffnung nachzudenken. Pferdegetrampel, welches er hinter sich hörte, schreckte ihn aus seinen Erinnerungen auf.

Er sprang empor und lugte durch die Büsche hinüber nach dem Reiter und schrak sichtlich zusammen. Das im Sonnenlicht glitzernde Casquet, der blitzende Säbel an dem breiten, weißen Bändel, der Carabiner am Sattelknopf, nein, nein, er täuschte sich nicht, es war ein berittener Gensdarm. Ein schrecklicher Gedanke flog durch sein Hirn.

Wenn der Gensdarm ihn suchte, wenn er, kaum den Händen seiner Kerkermeister entronnen, diese wenigen Minuten der Freiheit durch verlängerte peinliche Gefangenschaft büßen mußte. . . . Doch lieber sterben, als noch einmal sich widerstandslos seinen Feinden überliefern. Seine Augen irrten über den Platz, sie

suchten nach einer Waffe, sei es auch nur ein Stein oder ein Baumast gewesen.

Indessen hatte der Gensdarm sich dem Flüchtling bis auf sechs Schritte genähert. Mit raschem Blick überflog der Diener der öffentlichen Gewalt die Erscheinung des Flüchtlings. Diese Leute sind in der Regel nur einer gewissen Klasse von Menschen gegenüber mißtrauisch. Die moderne, anständige Kleidung des Leutnants übte ihre Wirkung. Jedenfalls hielt der Gensdarm den Flüchtling für einen der vielen Touristen, welche diese Gegend besuchten.

Grüßend die Hand an das Casquet legend, rief er vom Pferde herab: „Guten Tag, mein Herr, sind Ihnen vielleicht zwei Kerle in blaugrauen Jacken und Hosen begegnet?“

Schwarz athmete hoch auf, die geballte Faust öffnete sich und mit möglichster Unbefangenheit frug er zurück: „Ein älterer und ein Jüngerer. . . echte Spitzbubengesichter?“ Die improvisirte Nothlüge hatte zufällig das Wahre getroffen.

„Ganz recht, sie sind es, mein Herr, der Kugeler und der Steckenmann,“ rief eifrig der Gensdarm, erfreut, dem Wild auf der Spur zu sein, „es sind zwei der verwegenssten Gauner und schon vorgestern aus Georgenburg entflohen. Es sind hundert Thaler Prämie auf ihre Wiederergreifung gesetzt. Können Sie mir die Richtung beschreiben, nach welcher sich die Hallunken gewandt haben?“

„Ich begegnete ihnen am Fuß des Berges,“ erzählte Schwarz nun vollständig gefaßt weiter; „bei meinem Anblick sprangen sie über den Graben und liefen hinüber nach dem Wald, dessen Saum Sie dort sehen.“

„Danke, danke vielmals, mein Herr,“ schmunzelte der Gensdarm, das Pferd in die Weichen drückend „die Kerle denken, daß sie dort am leichtesten über die Grenze kommen, aber sie wissen nicht, daß der Brigadier Bärman die andere Seite absucht. Adieu, mein Herr!“ und fert sprengte er, den beiden Spitzbuben nach, die Schwarz nie gesehen hatte. Er blickte dem Gensdarmen mit einem bedenklichen Lächeln nach.

„Zwei entsprungene Spitzbuben aus Georgenburg sucht er,“ sprach er vor sich hin; „wenn er gewußt hätte, daß er nur zuzugreifen brauchte, um einen Fang zu machen, der ihm jedenfalls etwas mehr noch eingebracht hätte! Guter Gott,“ und er richtete sein Auge zu dem in lichter Bläue strahlenden Frühlingshimmel empor, „aus wie verschiedenen Gründen werden doch die Menschen über diese schöne Erde gehegt. Denen

läuft man nach, weil sie silberne Löffel und seidene Taschentücher gestohlen haben, und mich jagt man, weil ich behauptet, daß der Soldat nicht durch den bunten Rock aufhöre Mensch und Bürger zu sein . . .“

Die Begegnung mit dem Gensdarmen machte ihn indessen doch nachdenklich. Er hatte keine Legitimation, seine Beschreibung mußte in einigen Tagen in den öffentlichen Blättern erscheinen und, was das Schlimmste war, er hatte in der Börse, die ihm Thomas gegeben, kaum zehn Thaler gefunden. Herr Thomas war doch ein schlauer Patron, den Rest der Baarschaft, für Schwarz' Verpflegung in Georgenburg bestimmt, trug er in der Briefftasche.

Der Flüchtling stützte sinnend den Kopf in die Hand. Was sollte er beginnen ohne Paß, ohne Geld? Verfolgt durch Steckbriefe, verfolgt durch die telegraphische Blißschrift, die in wenigen Stunden schon sein Signalement den Polizeibehörden zugehen ließ.

Es war eine traurige Zukunft, die sich vor seinen Blicken aufthät.

Die Sonne stand schon senkrecht über ihm und er saß noch immer auf dem Berge und sann und sann. Endlich sprang er empor. Eine entschlossene Resignation leuchtete aus seinen Augen.

„Vorwärts, dem Sturme entgegen, wenn das Schiff auch leck ist!“

Raschen Schrittes ging er auf dem mit dünnem Buschwerk bestandenen Gebirgspfad weiter. Niemand begegnete ihm, als einige Kräuterweiber, von denen er erfuhr, daß die nächste Stadt noch zwei bis drei Stunden entfernt war. Allmählich neigte sich der Weg abwärts einer großen Thalebene zu. Er erblickte schon die Heerstraße, die sich unten am Fuß des Gebirges durch die Ebene zog, links und rechts von weiten Heideflächen eingefast. Die Sonne hatte sich indessen tief nach Westen zu gesenkt, es mußte Spätnachmittag sein. Sein Gang wurde langsamer, schwerfälliger, er fühlte Durst und Hunger und eine große Müdigkeit. Die Gefängnißluft hatte ihn doch sehr angegriffen, mehr als er geglaubt, und überdies hatte er seit dem frühen Morgen auf dem Bahnhof Nichts genossen.

Es war eine einsame Gegend, durch die er ging, auch die Heerstraße war verödet, seitdem die Locomotive dem Verkehr andere Bahnen gezogen hatte. Nach seiner Berechnung ging er schon über drei Stunden und noch zeigte sich keine Stadt. Sollte er fehl gegangen sein?

Das königliche Tagesgestirn versank jetzt hinter den westlichen Bergen, ein kühler Wind erhob sich und

machte die Abendfrische für den hungrigen, ermüdeten Wanderer noch empfindlicher. Ein nervöses Frösteln durchschauerte ihn und jene tiefe Blässe, die das Zeichen äußerster Müdigkeit ist, überzog sein Gesicht.

Aber halt, was war das? Der Flüchtling blieb lauschend stehen.

Ein fernes Geräusch, wie Hundegebell, klang durch die Stille des Abends. Horch, jetzt schallt es wieder von den mit Buschwerk besetzten Weideflächen zur Linken der Landstraße herüber.

Ludwig Schwarz raffte seine Kräfte zusammen und eilte die kurze Strecke des Pfades hinab; da, wo dieser auf der Chaussee ausmündete, blieb er stehen und lauschte. Jetzt hörte er das Hundegebell ganz deutlich und zugleich verriethen ihm blaue Rauchwolken, die über den Büschen und Weiden emporwirbelten, die Nähe menschlicher Existenzen.

Eine tiefe Räderspur, die in dem weichen Rasen eingedrückt war, zeigte ihm den Weg, an dessen Ende er eine Fuhrmannsherberge zu finden glaubte. Er war deshalb etwas überrascht, statt eines Gebäudes drei große Wagen von jener eigenthümlichen Bauart zu finden, wie man sie bei wandernden Künstlern findet, welche auf Messen und Jahrmärkten ihre Leistungen produziren.

Man kennt diese länglichen, viereckigen, in der Regel grün angestrichenen Wagen, diese fahrenden Archen Noäch mit den kleinen Kabinetten, den runden, mit bunten Rattunvorhängen verhüllten Fenstern und dem kurzen Rauchrohr in dem Deck. Einen Augenblick blieb der Leutnant bedenklich stehen und betrachtete die Stätte, auf der er außer einigen im Hintergrunde weidenden Pferden und einem kläffend auf ihn losfahrenden Spitz kein lebendes Wesen erblickte.

„Eine schöne Ueberraschung,“ murmelte er, unangenehm enttäuscht, „statt in eine Herberge gerathe ich in ein Zigeunerlager, oder unter eine Seiltänzergesellschaft, wenn nicht etwa in diesen Archen Noäch eine Menagerie steckt.“ Er brach sich eine Gerte ab und wehrte damit den zubringlichen Spitz ab, der so entsetzlich kläffte, daß alle Hasen und wilden Kaninchen im Umkreise herzklopfend in ihre Löcher krochen. „So sei doch still, Räder, ich gehe ja schon wieder,“ und er zog sich langsam rückwärts gehend zurück.

Da öffnete sich die Thür des vordersten Wagens, aus dessen Rauchrohr der Dampf emporwirbelte. Ein Gesicht erschien in der Oeffnung.

„Mignon, willst du schweigen, verwünschte Bestie,“ rief das Gesicht, dessen Umrisse der Flüchtling nur

unbeutlich erkennen konnte; „gewiß hat die Canaille wieder ein wildes Kaninchen aufgejagt, elende Creatur, willst du uns denn mit Gewalt zu Wilddieben machen und die Landjäger auf den Hals hegen, wie du es schon neulich gethan hast?“

Aber Mignon bellte fort. Der Herr des Hundes sprang mit einer Peitsche in der Hand aus dem Wagen.

„Ehrvergessene, schamlose Bestie, so forderst du wirklich die brutale Gewalt heraus, du willst geprügelt sein, feiger Kaninchenmörder?“

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ unterbrach der Officier diese Anrede an Mignon, „der Hund thut bloß seine Schuldigkeit, indem er einen Fremden ankündigt.“

„Bei den Dämonen der Nacht, die sich mit ihrem schwarzen Fittige über diese Gesilde breitet, wo kommt Ihr her, Fremdling?“ frug erstaunt stehen bleibend der Andere, der jetzt erst den Flüchtling bemerkte.

Der Officier trat aus dem Schatten der Gebüsch auf den vom Neumond nur matt erleuchteten offenen Platz.

„Ich bin Tourist und habe mich verirrt . . . da hörte ich Hundgebell, sah Rauchwolken emporwirbeln, ging drauf zu und glaubte einen Gasthof zu finden.“

„Und trafen statt dessen William Erdenbrechers Theatriskarren. Bei unserer lieben Frau von Sevilla, kein übler Tausch. Aber tretet näher, tretet näher, Fremdling, stets findet sich für einen verirrtten Rittersmann noch ein Platz an König Artus Tafelrunde.“

Der Leutnant zögerte und warf einen mißtrauischen Blick auf die sonderbare Figur des Mannes, der ihn in so phantastischer Weise begrüßte. „Am Ende,“ dachte er, „bin ich einem verrückten oder betrunkenen Thierbändiger in die Hände gefallen und so gut er mich augenblicklich für einen Ritter und sich für König Artus hält, kann er mich in der nächsten Minute für einen Gorillaaffen oder Waschbär ansehen.“

Der kleine Mann mit der runden, fetten Gestalt drehte sich indessen mit der Schnelligkeit eines Kreisels um den Flüchtling herum, und dessen Zaudern bemerkend, ergriff er ihn beim Arm und rief auf den Wagen deutend: „Noch nie schloß diese Zeltthür sich einem müden Pilgrim, der gen Mekka zog. Von Abdel Sidis Salz und Brot sollt ihr kosten und unter seinem Zeltdach wie in dem Schoße des Propheten schlafen.“

Der Flüchtling überlegte. Wie die Dinge standen, hielt er es fürs Beste, auf die Tonart des wun-

derlichen Kauzes, mochte dieser nun ein Narr oder ein Betrunkener sein, einzugehen.

„Wohlan, ich werde von Eurem Brot und Salz essen und unter Eurem Dache schlafen, vorausgesetzt, daß noch soviel Platz in dieser Arche für mich übrig ist,“ entgegnete er.

Der kleine, dicke Mann legte die Finger an den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus. Ein schmutziger Bursche kam aus dem Wagen gekrochen.

„Noch ein Couvert, Vasseur, wir haben einen Gast bekommen. Monseigneur wird heute Abend bei uns speisen.“ Und mit der zierlichsten Verbeugung eines französischen Marquis aus dem ancien regime ließ er den Flüchtling zur Treppe seines Wagens hinaufsteigen. Er selbst kletterte hinterher.

„Aß, so wären wir in der Koje,“ pufete er, den Docht der Ampellampe herausziehend.

Der Leutnant betrachtete neugierig seinen Wirth und das mit roth- und weißgestreiftem Kattun ausgeschlagene Gemach. In der Mitte stand ein runder, gedeckter Tisch mit sechs Couverts, an den Wänden und auf den kleinen, niedrigen Sesseln hingen in wunderlichem Gemisch Ritterharnische von Pappe, Zigeuneranzüge, Husarenuniformen, bunte Schlepplieder, alte Schwerter, Hirschfänger, Barets und dergleichen durcheinander.

Schwarz sah sogleich, daß es Theaterrequisiten waren.

„Sie sind Schauspieldirector?“ frug er, da er bemerkte, daß sein Wirth wenigstens kein Verrückter, wenn auch ein etwas wunderlicher Kauz war.

Der kleine antwortete nicht sogleich. Er füllte geschäftig einen zierlichen, kupfernen Kessel, der über einer brennenden Spirituslampe hing, mit Wasser, zog eine Flasche aus einer Kiste, zerschlug Zucker und prüfte dann die Flüssigkeit mit schmunzelnder Miene.

Der Officier benutzte den Moment, seinen Wirth ungestört zu betrachten. Die kleine runde Figur, mit einer Fülle begabt, die an Sir John Falstaff erinnerte, war mit einem kurzen, schwarzen Sammetrock, weiten, blau- und weißgestreiften Matrosenhosen, einer schwarzseidenen Weste und einem lose um den vollen, muskulösen Hals geschlungenen, rothen Tuch bekleidet.

Die kleinen, weißen, fetten Hände, zierlich geformt, waren von bauschigen Hemden-Manschetten umgeben und glänzten von goldenen und silbernen Ringen; der Halskragen war nachlässig umgeschlagen, in den Ohrfläppchen funkelten kleine goldene Stifte.

Eine prächtige Uhrkette schlang sich über den Busenstreif und die Weste und eine elegante Verloque mit einer Menge güldener Kleinigkeiten hing weit auf die Hosentaschen herab.

Und nun sein Gesicht! Bei dem ersten, oberflächlichen Anblick konnte man darüber zweifelhaft sein, ob das die Physiognomie eines Europäers war. Das schwarze krause Haar, die dunklen Augen, die Nase, die starken Backenknochen, der Teint erinnerten lebhaft an einen Abkömmling aus schwarzem Blute. Bei näherer Betrachtung konnte sich indessen in dem gutmüthigen Ausdruck der Augen, in dem behaglichen Zug um den Mund und der gut geformten, deutschen Stirn das vaterländische Blut nicht verleugnen.

„Setz den Kugelfeger,“ rief der kleine phantastische Mann, als das Wasser zischend überkochte und die bläuliche Flamme unter dem Kessel hoch aufzüngelte.

„Wollen Sie Bleifugeln gießen?“ warf der Flüchtling ein, „ich meinte eher, Sie brauten da einen steifen Grog.“

Erdenbrecher goß den Inhalt der Flasche in den Kessel und blickte dabei seinen Gast geheimnißvoll an.

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

(Ein russisches Schauerdrama aus der Gegenwart.) Der Gärungsprozeß, in dem sich das russische Reich heutzutage stärker als je befindet, ist im Auslande im ganzen zwar wohlbekannt, doch die einzelnen Blasen, welche er emporreibt, treten selten an das Licht der Oeffentlichkeit. Im Monat Januar des laufenden Jahres standen vor dem Gerichtshofe in Moskau hundert- und fünfzig Individuen, sämmtlich wegen Meuterei, Aufruhr, Mord, Brand und öffentlicher Widersetzlichkeit angeklagt, die bis auf Einen, den Haupträdelsführer, in die Quecksilber-Bergwerke Sibiriens wandern mußten. Die Verhandlungen ergaben ein fürchterliches Bild der Zustände im Innern des Czaarenstaats.

In dem Dorfe Ladno, etwa zwanzig Werst von Moskau gelegen, lebte 1862 Graf Tschnitoff als Beherrscher und Gebieter von 10,000 „Seelen“, die der strenge Mann auf schreckliche Art terrorisirte, in welchem tyrannischen Wirken er auf alle Weise von seinen Söhnen unterstützt wurde. Nur Olof Tschnitoff, der jüngste der wilden und gefürchteten Schar der acht Brüder, machte hiervon eine Ausnahme; er war sanft und weichherzig und beschäftigte sich viel mit gelehrten Studien, was ihm den Spottnamen „Professor“ eingetragen hatte. Als der

Alas der Regierung erschien, welche die Leibeigenschaft der Banern aufhob, wüthete Graf Tschnitoff in wildem Zorne und schwur, durch sein Verhalten aufs äußerste gegen diese Maßregel zu demonstrieren. Von der Zeit an hörten die Straßexecutionen auf dem Marktplatze, denen stets die ganze Einwohnerschaft beiwohnen mußte, nicht mehr auf. Einen besondern Haß trug der Graf gegen eins der biedersten und rechtlichsten Mitglieder der Gemeinde, den greisen Simonowitsch, im Herzen; dieser Bauer war 25 Jahre hindurch Soldat gewesen, hatte sich im Kaukasus das Ehrenkreuz errungen und trat daher ionangebend in seinem Kreise auf. Simonowitsch besaß überdies eine reizende sechzehnjährige Tochter, Czervenska, die er abgöttisch liebte und welche diese Anbetung auch durch Lieblichkeit und Tugend in hohem Maße verdiente. Den Grafen gelüstete es schon lange, an dem alten Simonowitsch, dem Propagandamacher und Aufrührer, ein Exempel zu statuiren; die Gelegenheit sollte ihm nur zu bald kommen. Als er nämlich eines Mittags bei Tische sich in dieser Weise austief, nahmen zwei seiner Söhne den verständigen Bauer in Schutz: Graf Peter, der älteste, und Olof, der jüngste. Der Graf war darüber nicht wenig erstaunt; von dem philanthropischen Professor konnte er dergleichen Unsinn wohl erwarten, aber der hochmüthige Peter? . . Das Räthsel wurde gelöst; eines Abends enthüllte Graf Olof seinem gestrengen Herrn Vater, daß er das süße Täubchen Czervenska heiß und treu liebe und ernstlich an eine Heirat denke. Diese Erklärung erfolgte im Schloßhofe.

„Ich weiß nun Alles,“ rief der Graf lachend. „Mein Junge, ich habe nichts dagegen, wenn du die Mädchen leiden magst; ich war nicht besser, als ich jung war. Was du dir da aber von ernsten Absichten in den Kopf gesetzt, das sieht dem Professor ähnlich. Ich glaube gar, der alte Spitzbube und Millionärebell von Simonowitsch will mich lächerlich machen! Beim heiligen Isak! dem Hunde will ich seine rebellischen Gedanken austreiben. Setz dich zu Bett! und du, Professor, trink einen Tschai, damit du morgen keinen Schnupfen hast und nichts versäumst. Ladno soll eine Komödie zu sehen bekommen, wie man sie seit dem Brande des heiligen Kremel nicht gesehen.“ Graf Tschnitoff schritt mit seinen riesigen Hunden ins Schloß; Olof mußte ihm folgen und wurde während der Nacht bewacht, damit er sich nicht aus dem Schlosse entferne.

„Um acht Uhr wird der Millionärebell Simonowitsch hierhergebracht, um neun läutet die Executionsglocke, aber man fängt nicht eher zu kneten an, bis ich auf dem Platze erscheine. Keine Seele darf fehlen, selbst die Kranken nicht, natürlich muß das Mädel herbei, denn nach Umständen, wenn sie nicht gesteht, wird sie auch geknüttet.“

So lauteten die Befehle des alten Grafen. Graf Olof brachte die Nacht in Fieberschauern zu, er wußte, sein Vater würde Wort halten. — Mit dem Glockenschlage acht erschien am andern Tage Simonowitsch im Schlosse; der Graf empfing ihn inmitten seiner sieben älteren Söhne.

„Meine Kinder, rief der Graf, „setz den Hund an, er hat sich in den Kopf gesetzt, daß seine Tochter meine Schwiegertochter“

ter werde; was verdient er? Graf Peter, ich frage dich beim heiligen Ipat."

"Väterchen, Ihr irrt Euch, so ernst nahm der Mann die Sache nicht, er ist ein Leibeigener, sein Kind ist es auch, er weiß, daß sein Kind dir, o Väterchen, gehört, mithin auch mir durch deine Gnade. Das Mädchen gefällt mir, mehr darf ich nicht sagen, das verbietet die Ehrfurcht vor meinem gestrengen Vater."

"Daß du besonnen bist, daran habe ich nicht gezweifelt, aber der Dlaf, der Gelbschnabel, will das Mädchen zu seinem Weibe machen."

"Zu seinem Weibe?" rief Peter erschaut, "was untersteht sich der Junge?"

"Danach frage ich nicht," versetzte der Graf, "was soll mit dem da geschehen?"

"Väterchen, wenn ich Herr wäre, ich ließe ihn hängen."

"Und das Mädchen?"

"Väterchen, das Mädchen ließe ich peitschen, will sie sich solchen Unsinn in den Kopf setzen."

"Gut gesprochen, mein Sohn," erwiderte der Graf. "Du sprichst wie ein echter Teschniloff. Jetzt rede, du Hund, was kannst du zu deiner Rechtfertigung sagen?"

Simonowitsch stand lezengerade, sein Haupt stolz emporgerichtet, die Brust mit dem Ehrenkreuz geschmückt. "Herr," sagte er, mich hat nie daruach gelüftet, in Eure Verwandtschaft zu treten, im Gegentheil, ich habe geschworen, denjenigen zu erwürgen, der mein reines Kind zu beleidigen wagt."

"Weißt du, was du verdienst?" rief der Graf zornig lächelnd, "du hast Mordgedanken gegen deinen Herrn im Schilde."

"Nur dem Verführer meines Kindes habe ich den Tod geschworen."

"Bindet den Hund," rief Graf Teschniloff vor Wuth schäumend.

"Herr, ich trage das Ehrenzeichen der Czaren auf der Brust."

"Reißt es herab," schrie der Graf. Jetzt erdröhnte die Executionsglocke, als plötzlich Graf Dlaf hereinstürzte, sich seinem Vater zu Füßen warf und ihn um Schonung für den Greis anflehte, der ja nichts verbrochen habe. Ein Fußtritt war die Antwort des erbitterten Grafen. Nun wurde Simonowitsch auf den Markt geschleppt, wo die "Seelen" standen, um Zeugen der Execution zu sein. Dort nahen drei der angesehensten Bauern und baten suffällig bei ihrem Herrn um Gnade für den Verurtheilten; die ganze Versammlung unterstützte das Gesuch. Alles vergebens. Jetzt wurde dem unglücklichen Simonowitsch der Rücken entblößt und zugleich seine Tochter Czervenska herbeigebracht. Das Mädchen hatte das anmuthige Haupt in ein weißes Tuch gehüllt und zitterte vor Seelenpein und Angst. Da stürzte ein Diener herbei: "Jesus mein Herr! Es ist ein Unglück geschehen, Graf Dlaf hat sich erschossen!"

Der Graf war bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt — das hatte er nicht erwartet. Ernst schallten die Töne des Sterbegeläutes durch die Luft und die Anwesenden waren mit entblößten Häuptern auf die Knie gesunken, für das Heil

der abgehenden Seele zu beten. Czervenska war in grenzenlosem Jammer in sich zusammengebrochen; da fiel der Blick des Grafen auf das arme Kind und eine Thräne trat in sein Auge. Zitternd hofften Alle auf Gnade. Doch der Ingrimme erwachte in der Brust des Tyrannen.

"Der Schurke ist schuld an dem Tode meines Sohnes!" freischte Graf Teschniloff, "tutet ihn!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als die Hiebe auf den Unglücklichen niederregneten. Da rief der Bauer Mite: "Wer zu Gott hält, hält zu mir!" stürzte sich auf den Grafen und zerschmetterte dessen Haupt mit einem Hammer. Es entstand ein furchtbares Gewirr; Graf Peter wurde verwundet weggetragen, die Diener flohen, die Sturmglöcke heulte durchs Dorf. Simonowitsch stellte sich an die Spitze der wüthenden Massen, welche sich auf das Schloß stürzten, es plünderten und in Flammen steckten. Von den Eöhnen des Grafen blieb nur einer am Leben, die anderen fielen als Opfer der Rache des Volkes. — Das Schicksal der Reuterer ward bereits erwähnt, nur Simonowitsch ist freigesprochen worden, doch haben Brandwunden und lange Kerkerhaft seine Gesundheit untergraben.

—r.

(Getreue Liebe.) Eine Krone der feinen pariser Gesellschaft ist die russische Gräfin C . . . ff, eine der liebenswürdigsten Frauen jener exklusiven Kreise, die es liebt, Künstler und Schriftsteller zu protegiren; namentlich mit den Herren von der Feder steht sie auf freundschaftlichem Fuße. Diese schöne Dame hat zwei anmuthige Töchter, reizende junge Mädchen, von denen die eine ihr leibliches Kind, die andere aber eine Adoptivtochter ist, deren Mutter die innigste Freundin der Gräfin war. Die Comtesse Alexandrowna nun ist die vielbegehrte Erbin von Millionen, während ihre Pflegeschwester Diga ganz vermögenslos dasteht. Im vorigen Sommer verweilte die Gräfin C . . . ff in einem beliebten Badeort am Rhein und gehörte dort wie in Paris zu den tonangebenden Größen; ihr sowohl als den beiden jungen Damen wurde allgemein gebuldigt. Bald fiel es den drei Russinnen auf, daß ein junger Mann von noblein und interessanten Aussehen und vorzüglicher Tourndre ihnen überall folgte, sich dabei aber in so bescheidener Entfernung hielt, daß es unmöglich war, ihn einer Indiscretion anzuklagen. Sie hörten einmal zufällig, es sei ein junger deutscher Edelmann, doch seinen Namen konnten sie nie in Erfahrung bringen. Der anziehende Fremde bildete bald durch seine sich gleichbleibende Aufmerksamkeit einen Gesprächsgegenstand für die Damen, die ihn nicht ohne Interesse betrachteten. Endlich kehrte Gräfin C . . . ff mit ihren Töchtern nach Paris zurück und im Gesellschaftsgewühl der Winteraison vergaß man nach und nach des jungen Deutschen. Vor wenig Monden jedoch ließ sich bei der Gräfin in Paris ein Fremder melden, der hartnäckig die Nennung seines Namens verweigerte. Ein Verwandter der Familie, der gerade bei den Damen anwesend war, schlug die Bedenken der Gräfin, ob sie den Fremden empfangen solle oder nicht, nieder und ließ denselben eintreten. Es war Niemand Anderes als die Babelbekanntschaft vom vergange-

nen Jahre. Die Gräfin machte eine Bewegung, welche in der Sprache der Pantomime etwa bedeutete: Wieder dieser Mensch? Erlaubt er sich wirklich die Keckheit, uns hier zu belästigen? und lud den Fremden kaum zum Niederstigen ein. Der junge Mann begann seine Erklärung mit bescheidener Festigkeit: Er hatte sich im Sommer 1864 sterblich in eine der Töchter der Gräfin verliebt, da er jedoch nicht die Mittel und Stellung besaß, um die junge Dame als seine Gattin in eine ihr würdige Lage versetzen zu können, hatte er es damals vorgezogen, sich entfernt zu halten. Vor kurzem jedoch durch die Beerbung eines Oheims zu großem Rang und Vermögen gekommen, glaubte er jetzt mit seiner Bitte um die Hand des Fräuleins hervortreten zu dürfen. Baron G., so nannte sich der Fremde, war ohne Zweifel ein distinguirter junger Mann, der ein sehr einnehmendes Wesen besaß — die Gräfin konnte sich nicht verhindern, dies schon in der ersten Stunde einer näheren Bekanntschaft im geheimen anzuerkennen. Welche aber war die Erwählte? Beide junge Mädchen waren ja reizend und angenehm und rechtfertigten durch ihre Erscheinung eine so romantische Liebe. Wie wunderbar, daß der Baron sich gerade von Olga, der vermögenslosen Waise, angezogen gefühlt hatte, wie sich bei der Vorstellung der Mädchen herausstellte. Ist es nöthig, das Ende zu berichten? Ist es nicht sehr natürlich, daß Fräulein Olga sehr bald die anbetende Neigung ihres getreuen Verehrers erwiderte? Die Liebenden befanden sich jetzt auf ihrer Hochzeitsreise am Rheine, wo sich die Bekanntschaft angeponnen hat.

—r.  
(Unterschied zwischen dem Franzosen und dem Spanier.)

Baron v. B., der lange Jahre in Frankreich und in Spanien gelebt hat, giebt folgende Gegensätze zwischen den Bewohnern dieser beiden Länder zu deren Charakterisirung an: der Franzose liebt langes Haar, der Spanier kurzes; der Franzose ist schnell und viel, der Spanier langsam und wenig; der Franzose läßt erst Gemüse und Fleisch auftragen, der Spanier erst den Braten; der Franzose trinkt gewöhnlich Wasser auf Wein, der Spanier Wein auf Wasser; der Franzose spricht eifrig bei Tische, der Spanier gar nicht; der Franzose geht nach der Mahlzeit spazieren, der Spanier schläft oder sitzt doch ruhig; der Franzose geht schnell, der Spanier bedächtig; die französischen Bedienten gehen hinter ihren Herren drein, die spanischen voraus; der Franzose hebt, um Jemand ein Zeichen der Annäherung zu geben, die Hand in die Höhe und führt sie nach dem Gesicht, der Spanier hebt die feinnige in dieser Absicht erst in die Höhe und läßt sie dann wieder fallen; der Franzose tritt stets als der Letzte in ein Haus hinein oder heraus, der Spanier als der Erste; der Franzose bittet mit Unterwürfigkeit um ein Almosen, der Spanier mit einer Art von Würde, die an Annahmung grenzt; der verarmte Franzose verkauft Alles außer seinem Hemd, bei dem Spanier ist das Hemd das Erste, was er veräußert; wenn der Franzose den Rock zuknüpft, fängt er beim Kragen an und hört an der Taille auf, der Spanier aber knüpft von unten nach oben zu.

(Miß Howard.) Auf der Fläche von Bougival steht ein prächtiges Schloß, rings die Gegend beherrschend. Darin lebte eine Frau verschollenen Namens, ihre Schönheit, vor nicht gar lange noch überall von saunenden Blicken gefeiert, war verblüht, ihre Formen, sonst als Modelle von Künstlern begehrt, waren durch überhandnehmende Leppigkeit entstellt. Und diese Frau, welche vor kurzem dahingegangen, ist unter dem Namen Miß Howard am meisten bekannt; sie hat aber vor mehreren Jahren mit dem Schlosse, welches Beauregard heißt, den Titel einer Gräfin Beauregard erhalten. Eigentlich sollte man sie nach dem Gatten, dem sie vermählt gewesen und bis zu ihrem Ende geblieben, Frau Trelawney heißen. Es ist kein Geheimniß und keine Rücksicht verbietet es zu sagen, daß diese Dame zu Ludwig Napoleon bis zu dessen ehelicher Verbindung mit Fräulein Eugenie Montijo in den nächsten Beziehungen gestanden, und daß sie mehr von der Vergangenheit des jetzigen Beherrschers der Franzosen als irgend ein Erdentind weiß. Sie war aber in diesem Punkte bis zur Uebertreibung verschlossen. Und nun hat sie mit all ihren Geheimnissen das Grab aufgenommen. Die erheblichen materiellen Dienste, welche sie dem Prinzen vor dessen Erhebung auf den Thron von Frankreich geleistet, hatten in ihr den Glauben erzeugt, daß der Gegenstand ihrer Leidenschaft und Aufopferung sie niemals einem andern Weibe zurücksetzen werde. Sie bedachte nicht, wie verschieden die Forderungen und Gesetze, die an einen Mann auf dem Throne herantreten, von denen sind, die für einen Menschen auf alltäglichem Lebensweg gelten. Darum ereiferte sie sich gar sehr, als ihr die Kunde von der bevorstehenden Vermählung des Kaisers zu Ohren kam, und einige Aufwärter der Tuilerien wissen von heftigen Austritten zu erzählen, welche in einem Kabinette des Palastes um jene Zeit vorgefallen wären. Scherben kostbaren Geschirrs hätten gezeigt, wie weit die schöne Frau von ihrer Eifersucht sich hinreißen ließ. Nachdem aber das Unabänderliche geschehen war, empfand Miß Howard kaum einen lebhafteren Wunsch, als an den Hof zu kommen. Schute sie sich nach dem Glanze der bevorzugten Welt, oder war es mehr auf den Aerger der ihr vorgezogenen Frau abgesehen? Das ist bis zur Stunde unermittelt geblieben. Genug, die Engländerin bot Alles auf, das heißbegehrte Ziel zu erreichen. Schon war sie nahe, ganz nahe daran, ihren Wunsch erfüllt zu sehen, als die plötzliche Abreise der Kaiserin Eugenie nach Schottland mitten im Winter den Plan der Miß vereitelte. Der Kaiser Napoleon war, abgesehen von Herzensbeziehungen, nicht undankbar gegen seine ehemalige Freundin, man darf sagen Wohlthäterin. Er bezahlte redlich und mit gebührenden Zinsen seine Schuld. Schloß Beauregard mit dem an dasselbe geknüpften Titel ist eines seiner Geschenke; Schloß Beauregard bildet mit Louvignes, wo das Fräulein Dubarry residirt, und mit Malmaison, welches Josephine bewohnt hat, ein Dreieck; die Pariser nennen es „das verliebte Dreieck.“



# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stadtliche 6 Thlr.  
mit Stadtlichen 8 Thlr.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.  
(Fortsetzung.)

„Mann,“ flüsterte er leise, „Sie sprechen da von einem steifen Grog. Sie sind Kenner, Sie trinken Grog, Sie trinken ihn gern, Sie verehren ihn, wir sind Freunde, Brüder; alle Menschen, die den Grog verehren und das Wasser hassen, sind meine Freunde.“

Er setzte die dampfende Bowle auf den Tisch, füllte zwei zinnerne Becher, die sonst bei Rittergelagen auf der Bühne fungirten, und rief: „Es lebe die Sympathie der Seelen!“

Die Becher klangen hell zusammen, Erdenbrecher leerte den seinigen in kurzen Zügen mit unaussprechlichem Wohlbehagen.

Wie doch die Menschen und selbst energische Naturen von der Temperatur ihres Blutes und der Spannkraft ihrer Nerven abhängig sind!

Das heiße, starke Getränk goß eine wohlthuende, belebende Wärme in die Adern des Flüchtlings, der lächelnd zuhörte, wie ihm der wandernde Schauspieldirector von seiner Truppe erzählte, der gefeierten Primadonna Riccobini-Erdenbrecher, seiner Gemahlin, der liebenswürdigen Soubrette und zugleich tragischen Liebhaberin Fräulein Melitta, ein armes Schauspielerkind, das er an sich genommen und bei dem er Vaterstelle vertrat,

von seinem ersten Tenor und jugendlichen Liebhaber, Herrn Mayfeld, und wie sie Alle hießen. Sie waren sämmtlich mit seiner Gattin und Primadonna nach der Stadt gegangen, um dort zu recognosciren, ob das Terrain für ein Sommertheater günstig, und er, der Director, mit dem kleinen Burschen, der Koch, Zettelträger, Requisiteur in einer Person war, zurückgeblieben.

„Sie wollen also hier bleiben und Vorstellungen geben,“ unterbrach der Flüchtling den Redestrom des kleinen Dicken.

„Ob ich das will! Gewiß, bei allen Göttern!“ rief Erdenbrecher, die Hand aufs Herz legend und den Becher erhebend, „aber,“ und eine düstere Wolke lagerte sich auf seine Stirn, „ein finsternes Verhängniß lastet auf mir . . . mein bester Charakter ist mir bei Nacht und Nebel mit der zweiten jugendlichen Liebhaberin durchgegangen und so werde ich genöthigt sein, nur elende Possen zu geben.“ Er hielt inne und starrte auf seinen Becher.

„Und ist dieser Verlust so unerseßlich?“ frug Schwarz, nur um etwas zu sagen.

Der Schauspieldirector hob seine Augen zu seinem Gaste empor, fixirte ihn durchdringend und mit sichtlich wachsender Aufregung, sprang dann mit einem wilden Jubelruf auf und dem erschrocken Leutnant, der den Kleinen von einem Anfall des Deliriums erfaßt glaubte, an den Hals.

„Meister, Gönner, Retter, Engel in der Noth . . . Uns ist geholfen . . . Wir siegen über das Schicksal . . .“

Wir werden den Räuber Moor, den Ferdinand, den Clavigo, wir werden den Glöckner von Notre-Dame, wir werden sogar —“ und seine Stimme erdröhnte im tiefsten Bass mit erhabenem Pathos — „sogar den Faust spielen! Und du, Meister, du bist es, der mich errettet, dir danke ich das!“

„Mir?“ frug der Leutnant erstaunt und den kleinen Mann mit besorgten Blicken betrachtend, „mir verdanken Sie das? Aber, lieber Freund, ich begreife keine Silbe davon, Sie sprechen da in Räthseln, die noch schwerer sind als die der Prinzessin Turandot.“

Sein Erstaunen stieg aber noch höher, als der Schauspieldirector vor ihm auf die Knie sank und seine kurzen, dicken Arme mit den kleinen, fetten, von den Manschetten umflatterten Händen zu ihm emporstreckend bat:

„Meister, großer Meister, warum hüllst du dich in den Schleier des Incognitos, warum verbirgst du deine wahre Gestalt unter dem unscheinbaren Gewand eines unbekanntem, verirrtten Reisenden, warum zögerst du mit dem Geständniß, großer Meister, daß du in diesen Tempel der Kunst getreten bist, um deinen Jünger und Verehrer Erdenbrecher, dessen Augen heute zum ersten Mal in Wirklichkeit dich erblicken, glücklich zu machen?“

„Der Unglückliche hat das Delirium,“ dachte der Leutnant und verwünschte seinen Einfall, diesem Berrückten gefolgt zu sein.

Erdenbrecher aber, der einen ganz andern Gedankengang bei seinem Gast vermuthete, fuhr mit wachsender Begeisterung und steigender Stimme fort: „Du schweigst, großer Mime, du betrachtest deinen Jünger mit unwilligen Blicken, weil ich dich nicht gleich erkannt; aber verzeihe, verzeihe, wie hätte ich träumen nur können, daß mir das Glück werde, dich unter meinem Dache zu sehen, großer Seydelmann — denn du bist es, bist Seydelmann.“

Er schwieg, in erwartungsvoller Spannung einer Antwort harrend.

Der Officier hingegen zweifelte nun keinen Augenblick länger, daß der Schauspieldirector einen Anfall von Berrücktheit erlitten, und sann nun darauf, wie er sich so schnell als möglich von dem Menschen befreien könnte.

„Antworte, antworte,“ flehte von neuem noch immer auf den Knien Erdenbrecher, als ihn der Andere stillschweigend anstarrte, „rede, großer Seydelmann.“

„Seydelmann . . . Seydelmann, was wollen Sie denn mit Ihrem großen Seydelmann,“ rief in halber Ver-

zweiflung endlich der Officier, dem diese Situation unerträglich wurde. „Ich kenne keinen Menschen dieses Namens und wenn Sie glauben, wie es scheint, daß ich so heiße, so sind Sie in einem großen Irrthum.“

„Irrthum?“ schrie Erdenbrecher, schnellte empor, riß ein kleines Bild von der Wand und triumphirend es empor haltend jubelte er:

„Irrthum! Kann die Sonne lügen? Ha! kann die Sonne lügen, Meister?“ Und bald auf das Bild, bald auf den Leutnant deutend demonstrirte er: „diese Stirne, diese Augen, diese Nase, dieser Mund.“

Schwarz konnte nicht länger an sich halten. Außer sich entriß er dem Kleinen das Portrait, eine Art Lichtbild in der unvollkommenen Art der ersten Daguerreotypen, wie sie früher angefertigt wurden.

Ein flüchtiger Blick auf das Bild, und ein Ausruf tiefer Verwunderung entrang sich ihm.

„Was ist das? Wie kommen Sie zu diesem Bilde, zu meinem Portrait aus meinen Universitätsjahren, das ich meinen Bekannten schenkte?“

„Ach, Meister, Meister, so gestehen Sie endlich, daß Sie der große Seydelmann sind!“

„Hol Sie der Teufel mit Ihrem Seydelmann . . . hat man Ihnen gesagt, daß der da,“ und er deutete auf das Portrait, „so heißt? Aber erzählen Sie mir erst, wie Sie zu dem Portrait gekommen sind.“

Der aufgeregte Erdenbrecher erzählte nun, wie er ein Waisenkind sei und von einem Onkel aufgezogen worden. Der habe ihn zu einem Friseur machen wollen. Allein er habe eine höhere Bestimmung in sich gefühlt, als die, Perrückenmacher zu werden. Eines Tages habe ihn der Onkel, der auch Friseur war, ins Theater zum Frisiren geschickt. Es war das erste Mal, daß er Thaliens Hallen betrat. Man gab die Räuber und er hatte den Karl Moor und die Amalia zu frisiren. Hinter den Coulissen stehend sah er dann dem Trauerspiel mit einer Theilnahme zu, die beinahe zu einem Scandal geführt hätte. Er war im Begriff, das Scheusal Franz in der Gartenscene mit Amalie mit dem Brenneisen niederzuschlagen und hätte dies ausgeführt, wenn ihn nicht einer der Lampenputzer am Rockflügel zurückgehalten hätte. Aber sein Schicksal war entschieden, entweder Schauspieler oder nichts! Den andern Tag entließ er aus der Lehre und ließ sich bei einer herumziehenden Truppe engagiren, zuvörderst als Theaterdiener, Garderobier, Maschinist und — Friseur. „Aber ich war kein gewöhnlicher Perrückenmacher mehr. Die erhabene Kunst hatte mein Handwerk verklärt und schon nach zwei Jahren hatte

ich auch diese Prüfung überwunden und war selbst Schauspieler. O, ich erinnere mich des Tages, an dem ich zum ersten Male auftrat, wie heute. Es war in einem sächsischen Städtchen, namens Tauscha, unweit Leipzigs, und ich besaß keinen Heller. Es war Jahrmarkt in dem Ort und wir spielten in einer Scheune, die unsere Geschicklichkeit zu einem Musentempel umgewandelt hatte.

Unser Director, er hieß Kaltenborn, hatte einen Pudel, ach, ein Thier, klüger als viele Geschöpfe, die Brillen und Backenbärte tragen. Wir gaben um des Pudels willen ein Stück, der Hund des Aubry, in welchem Tiras die Hauptrolle spielte.

Ich war der Mörder des Ritters Aubry. Ach, großer Meister, Sie hätten die Begeisterung des Publikums sehen sollen. Es ist wahr, es waren keine Gelehrten, Doctoren, Banquiers, vornehme Damen und Cavaliere, die uns bewunderten, meistens Schustergefelln mit ihren Mädchen, aber ehrliche Herzen, empfindende Seelen, bei denen die Thränen wie dicke Erbsen über die Wangen perkten, Leute, die mich todgeschlagen hätten, wenn man sie auf die Bühne gelassen, mich, den Mörder des wackern Aubry.“ Erdenbrecher leerte, von der Erinnerung überwältigt, seinen Grogbecher und erzählte dann weiter: „Da kam, mitten in der Vorstellung, gerade bei der Scene, wo der Hund den Mörder seines Herrn unter den Rittern entdeckt und an der Gurgel packt, eine Rott Studenten hereingelaufen. Sie bemächtigten sich der ersten Plätze und in demselben Augenblicke, in welchem mich der Hund packen soll, wirft Einer eine Bratwurst mit dem Rufe: Tiras, faß! auf die Bühne. Eine unbeschreibliche Verwirrung folgte diesem Attentat auf die Würde der Kunst. Ein Duzend Studentenhunde, Bulldoggen, Pudel und Affenpinscher stürzten der Wurst nach und Tiras, der edle, kluge Hund, verlor beim Anblick dieser wilden Kollegen zum ersten Mal das Bewußtsein seiner Künstlerchaft. Er schnappte nach der Wurst, aber ich, noch rascher und resoluter, kam ihm zuvor.“

„Wie, Sie schnappten auch darnach?“ unterbrach ihn lächelnd und den Ernst seiner Lage vergessend der Flüchtling.

„Was wollen Sie? Ich hatte Hunger und den goldenen Gurt meines Schwertgehänges zusammengezogen, daß mir fast der Athem verging. Wir hatten seit vier Wochen keinen Pfennig Gage gesehen und ich den ganzen Tag noch nichts gegessen als einen Kohlrabikopf, den der erste Liebhaber aus dem Felde gezogen und mit mir getheilt hatte. . . Künstlers Erdenwallen.“

„O, weh.“

„O, die Zeiten sind vorbei,“ rief beschwichtigend der kleine, phantastische Mann, „es war dies der letzte Tag, an welchem ich empfand, was es heißt, einen Magen und nichts zu essen zu haben. Meine Geistesgegenwart rettete die Vorstellung, denn nun packte mich der Hund, um mir die Wurst zu entreißen, was aber dem Effect keinen Eintrag that, sondern ihn noch erhöhte. Sie rettete aber auch die Studenten. Denn die Schustergefelln, wüthend über die Störung, wollten über jene herfallen und bei ihrer Ueberzahl würden die Musenjünglinge furchtbare Prügel bekommen haben. So aber ging die Scene ihren Gang fort. Als der Vorhang gefallen, kamen die Studenten auf die Bühne und frugen nach dem Mörder Aubry's, diesem famosen Kerl, wie sie sagten. Ich erschien und sie führten mich triumphirend in ein Wirthshaus, wo ich ihnen meine Schicksale erzählen mußte. Ich schilderte ihnen meine Begeisterung für die Kunst und ihre großen Jünger. Seydelmann, Eclair, Devrient waren meine Schutzheiligen und mein einziger Kummer der, daß ich noch nie das Glück gehabt, einen dieser großen Meister zu sehen. Ich erzählte ihnen von dem Hunger, den ich um der Kunst willen litt, von dem halben Kohlrabi und wie gut mir die Bratwurst geschmeckt hatte.

Als ich geendet, steckten die Studenten die Köpfe zusammen und sprachen lebhaft zusammen. Ich verstand es nicht, es mag wohl lateinisch gewesen sein. Daß es mir galt, bemerkte ich an ihren Blicken.

Endlich setzte sich Einer, ich sehe ihn heute noch, es war ein schlanker, blonder Junge mit fröhlichen blauen Augen und lachendem Munde zu mir, drückte mir eine Hand voll Silbergeld in die Rechte, zog seine Brieftasche heraus, nahm das Bild, das Sie in der Hand halten, heraus und sagte, er wäre auch ein großer Verehrer des Theaters und er trage stets das Bild eines großen Schauspielers bei sich. Dies wäre das Portrait Seydelmanns, des großen Berliner Schauspielers aus seiner Jünglingszeit. . .“

„Ah! Den Seydelmann meinten Sie,“ unterbrach Ludwig Schwarz den Schauspieldirector, indem er ihm bewegt die Hand drückte, „ach, lieber Freund, der ist längst von den weltbedeutenden Bretern und von der Erde selbst abgetreten. . . der ist todt. . .“

Der Schauspieldirector starrte seinen Gast sprachlos an.

Der Flüchtling aber fuhr fort: „Jetzt erklärt sich mir Alles. Es war im Grunde nicht böß gemeint. . . ein lustiger Studentenstreich. Ja, ja, ich erinnere mich,

wie Freund Hummel heimkehrend von dem Tauchaer Jahrmarkt mir erzählte, wie er mein Bild in übermüthiger Laune einem fahrenden Komödianten geschenkt und ihm weisgemacht, es wäre das eines berühmten Berliner Mimien. Also das waren Sie; wie doch der Zufall oder auch die Vorsehung," fügte er ernster hinzu, „die Menschen zusammenführt.“ Er schwieg und blickte nachdenklich vor sich hin. Der Schauspieldirector blieb nach dieser Erklärung eine lange Weile stumm und regungslos.

Endlich ermannte er sich. Er fuhr sich mit dem Rockärmel über die feuchtgewordenen Augen, füllte rasch die Becher mit Orog und seinen in tiefes Nachsinnen verlorenen Gast auf die Schulter klopfend sprach er mit einem an ihm ungewöhnlichen Ernst: „Also Seydelmann ist todt und William Erdenbrecher um eine Illusion ärmer — dafür aber um einen guten Freund reicher. Seit zehn Jahren begleiten Sie mich, wenn auch nur im Witbe, auf allen meinen Kreuz- und Quersfahrten und seitdem ich das Bild bei mir trage, hat sich mein Schicksal zum Bessern gewendet. Ich wanderte mit dem Gelde nach Hamburg und erhielt dort ein Engagement bei einem deutschen Theater in New-York. Nach einigen Jahren hatte ich mir soviel erübrigt, daß ich zurück nach Deutschland gehen und selbst eine Direction übernehmen konnte. Doch davon später. Jetzt wollen wir einen Imbiß zu uns nehmen, meine Leute bleiben zu lange, ich bin hungrig und Sie werden es auch sein. He, Puck, Gnome, Rasleur . . .“

Der kleine Bursche mit den rothen Händen erschien.

„Trag auf, mein Junge, wir können nicht auf Madame und die Andern warten.“ Und zu seinem Gast sich wendend: „Sie müssen fürlieb nehuuen mit dem frugalen Abendbrot eines Nomaden.“

Wenig Minuten später stand eine Schüssel Erbsensuppe, ein großes Stück kalten Rindfleisches, Schinken und Sauerkraut und Brot auf dem Tische. Schweigend aßen die beiden Männer.

Nach beendigter Mahlzeit erhob sich der Flüchtling, trat auf den Schauspieldirector zu und sprach, ihm die Hände auf die Schultern legend und ihm fest ins Auge sehend: „Ich habe von Ihrem Brot gegessen und meinen Bissen in Ihre Schüssel getunkt, aber Sie wissen noch nicht, Mann, wer mit Ihnen am Tisch gefessen hat.“

Dem Schauspieldirector flog ein abenteuerlicher Gedanke durch den Kopf, er warf einen scheuen Blick

auf seinen Gast und stotterte: „Mein Gott, Sie werden doch kein . . .“

„Kein Straßenräuber und Mörder sein,“ unterbrach ihn mit einem schmerzlichen Lächeln und das Haupt schüttelnd der junge Mann. „Nein, das bin ich nicht, aber ein Unsteter, Gehefter, Verfolgter, ein flüchtiger Hochverräther . . .“

„Gott sei Dank,“ rief Erdenbrecher und schöpfe tief aufathmend Luft, „es hat Nichts zu bedeuten . . .“

Der Flüchtling lächelte bitter.

„Sie irren sich, Freund; vielleicht übermorgen schon werden Sie meine Personbeschreibung in den Zeitungen lesen, jeder Gensdarm und Polizist wird auf mich Jagd machen, wie auf ein wildes Thier . . . Aber lieber sterben, als mich den Händen meiner Feinde überliefern . . .“

Da fand der kleine Schauspieldirector, den diese Mittheilung stumm gemacht, die Sprache wieder: „Nichts von Sterben, so lange Erdenbrecher lebt. Sehen Sie, ich bin kein Politiker, mein Gott, unser Einer kommt bei dem Zigeunerleben, bei dem Herumziehen von einem Ort zum andern nicht dazu, sich um diese Dinge zu kümmern, aber die Polizei hasse ich, ich hasse sie, weil sie uns das Leben so sauer macht, weil sie in jedes Couplet ihre lange Nase steckt,“ und er nahm ein Theaterschwert und stieß durch die Luft.

„Aber Sie wissen noch nicht Alles,“ fuhr der flüchtige Officier fort, „ich bin mittellos, diese Kleider und wenige Thaler sind Alles, was ich besitze.“

„Schweigen Sie, Schweigen Sie,“ rief der Schauspieldirector, seinem Gast die Hand entgegenstreckend, „das ist meine Sorge, ich engagire Sie, ich gebe Ihnen Vorschuß, he, wer will etwas dawider haben. Ich fürchte mich vor Niemand,“ und sich in Positur setzend sang er die Strophe aus Lucretia Borgia:

„Ferraras Fürst erzittert nicht  
Vor Benedigs Dränen.“

Schlagen Sie ein, es gilt.“

Schwarz zögerte nur einen Moment.

„Wohlan, es gilt,“ sagte er dann in die Hand des Schauspielers einschlagend, „ich werde Komödiant.“

„Der Himmel siegt, die Erde hat dich wieder,“ schrie Erdenbrecher voller Freude, „der Paß, die Legitimation . . . das findet sich . . . das überlegen wir später . . . Hier sucht Euch kein Scherze. Doch halt, was ist das?“ und er öffnete das Fenster und lauschte hinaus in die Nacht. „Evoiva Diavolo! Die Bande kommt,“ rief er, das Fenster schließend, „ich höre meinen Heldenor. Hören Sie, hören Sie, es ist die große

Arie aus Belisar.“ Und sich vor den Flüchtling stehend und den Arm ausstreckend schmetterte der kleine Mann:

„Bittere, Byzantium, zittert, ihr Römer.“

Aber gleich unterbrach er sich selbst. „Ah! Das ist Primadonna Niccobini-Erdenbrecher, hören Sie die Nachtwandlerin“ und die Arme ausstreckend trällerte er: „O, so komm doch, o, so komm doch . . . Welch ein Weib! Doch still, die Bande darf Sie heute nicht sehen. Legen Sie sich dort in die Koje, Sie finden ein Bett darin. Ueber Nacht kommt guter Rath.“ Und er schob den Officier in den dunklen Alkoven, der von dem Gemach nur durch einen dichten Vorhang getrennt war.

## 3.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu; schon strich der Wind herbstlich über die Heide und durch die Wälder, deren Laub sich röthlich zu färben begann.

In dem Park zu Uhlenest, einem beliebten Vergnügungsorte in der Nähe einer großen, deutschen Hafenstadt, flatterten indessen noch immer lustig die Flaggen über dem breiteren Tivoli- oder Sommertheater und trotz der dichten, grauen Nebel, die sich abendlich um Büsche und Bäume hingen, fand das Theater täglich zahlreichere Besucher, die zu Fuß, in Droschken und im Omnibus jeden Nachmittag Schlag 4 Uhr hinaus in den Park zu Uhlenest eilten.

Herr William Erdenbrecher hatte wirklich von Glück zu sagen.

Während keiner der frühern Unternehmer auf seine Kosten gekommen war, hatte er stets volle Kasse gehabt und die rothen Placate mit der in großen, schwarzen Buchstaben gedruckten Ankündigung: „Heute Nachmittag 4 Uhr Tivoli-Theater im Park zu Uhlenest,“ waren populärer, als die bescheidenen weißen Zettel des Stadttheaters, in dessen Räumen es weder so prächtige Eichen und Buchen, wie im Uhlenest-Park, noch eine so gute Restauration mit bairischem Bier und Beefsteak gab. Für heute war angekündigt: „Hamlet, Prinz von Dänemark.“ Diese Theateranzeige war ein förmliches Ereigniß. Aus schwächlicher Höflichkeit oder Furcht hatte die Behörde jener Hafenstadt die Aufführung dieses Trauerspiels seit dem letzten Krieg mit Dänemark untersagt. In Uhlenest, welches zu einem andern deutschen Kleinstaate gehörte, denn in diesem Winkel deutscher Erde berühren sich die Grenzen von drei

Bundesstaaten, war die Autorität der Stadtbehörde zu Ende und Herr Erdenbrecher konnte es wagen, das verbotene Stück aufzuführen.

Es war drei Uhr, eine Stunde vor Beginn der Vorstellung. Die Chaussee von der Stadt nach Uhlenest bot das Bild einer Völkerwanderung im kleinen. Alle Stände waren vertreten. Behäbige Bürgerleute mit ihren Ehegattinnen, junge Männer aller Berufsklassen mit ihren Mädchen, Fußmacherinnen in Amazonenhüten mit wehenden Federn, lachend und kokettirend, reiche Kaufherren mit ihren Frauen in eleganten Droschken, aus denen aufgebauscht von ballonartigen Stahlreisröcken schwere Seidenkleider hervorquollen, Soldaten und Matrosen mit ihren Liebchen, in moderne Damen verwandelte Dienstmädchen, junge Commis, die, das Vergnügen im Auge, die blasirten Stuger spielten, halbreife Schüler, die Cigarre im Munde, ein farbiges Band um Mütze und Brust geschlungen, um den künftigen Studenten anzudeuten, gesunde, fröhliche, berbe Handwerksgefallen, Alles zog in buntem Gewimmel hinaus nach Uhlenest.

„Aber Donnerwetter, so paßt doch auf, einfältiger Kerl, denkt Ihr etwa, die Leute zu Fuß müssen sich von Euch rädern lassen? Ein unverschämtes Volk, diese Reichen . . .“ Diese von einem Mann aus dem Volke gerufenen Worte galten einem zierlichen Fuhrwerk, das mitten durch die Spaziergänger in raschem Trabe fuhr. Ein Herr und eine Dame saßen im Wagen; der Herr lenkte die muthigen Isabellen selbst, während der Kutscher hinten aufsitzend den schimpfenden Leuten eine höhnische Grimasse schnitt. Der Herr im Wagen kümmerte sich weder um die Schimpfreden noch um den Stein, welcher als Antwort auf die Grimasse seines Dieners der Chaise nachgeschleudert wurde. Er fuhr ebenso schnell, wie bisher, weiter. Schon noch wenigen Sekunden wiederholte sich die Scene, nur machte sich die Empörung dieses Trupps, es waren Matrosen, in noch stärkerer Schimpfreden Luft, denn die Räder hatten eine Frau mit ihrem Kinde gestreift. Die Dame im Wagen hatte es bemerkt und war bleich geworden, der Herr aber spöttisch nachlässig die Achseln gezuckt.

„Aber willst du nicht langsamer fahren,“ sagte die junge Frau in schüchternem Tone und mit einem zaghaften Blick auf das kalte Gesicht ihres Gatten, dessen hellgraue Augen stolz und verächtlich über die Fußgänger flogen, „wir erregen Aufsehen und setzen uns Unannehmlichkeiten aus . . . und wie leicht kann ein Unglück geschehen, des Kindes Kleid wurde von dem Rade gestreift.“

„Ah, bah, das Volk schimpft aus Neid. Vielleicht,“ sagte er mit höhnischem Lächeln hinzu, „wäre es der Frau recht à propos gekommen, wenn das Rad den kleinen schmutzigen Buben etwas gequetscht hätte, des Schmerzensgeldes und der Kurkosten wegen. Die Leute hätten dann einige Wochen faulenzgen können.“

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Der Roman einer Herzogin.) Arsène Houffaye, der bekannte Verfasser von „Mademoiselle Cléopâtre“ und so vielen anderen geistvollen und interessanten Werken, hat soeben einen neuen Roman veröffentlicht, „der Roman einer Herzogin,“ welchen man sich in Paris mit äußerster Begierde einander aus der Hand reißt. Wir wollen unsern Lesern heute eine Probe dieses aus dem Leben gegriffenen Werkes geben, indem wir ihnen ein Kapitel daraus vorlegen, welches den Titel führt:

#### „Das Glück daheim.“

Und nun, meine Damen, wenn Sie immer noch neugierig sind, wollen wir den klaren Strahl des Honigmonds im Hotel der jungen Herzogin beobachten. Ich habe Ihnen die Beschreibung der Hochzeitceremonie erlassen, welche stets ein langweiliges Kapitel ist, da hierbei Alles nur vorschriftsmäßig geschieht. Haben wir nicht ein von einer vornehmen Dame geschriebenes Buch, woraus man lernen kann, wie eine wohlgezogene junge Dame sich am ersten Tage und während der ersten Nacht ihres Glückes zu benehmen hat?

Wir treten also in ein altes Hotel der Rue de Grenelle, welches uns wie eine Erinnerung aus der Zeit Ludwigs XV. anmuthet. Schreiten wir über die Schwelle. In einem Salon plaudern ein Diener und eine Kammerfrau über die Angelegenheiten ihrer Herrschaft, wie man dies in jedem Lustspiel sieht. Der Diener hat eben einen Strauß mit zwei wundervollen weißen Kamelien und köstlich duftenden Veilchen gebracht und macht die Bemerkung, daß es gar nicht zu verwundern sei, wenn die Frau Herzogin die Kamelien liebe, da der Herzog die Kameliendamen stets sehr begünstigt habe.

Die Kammerfrau entgegnet hierauf, daß sie nicht vom *quai aux fleurs*, sondern aus einem Kleidergeschäft komme, und fügt hinzu: „Ich habe nie begreifen können, wie man so viele Kleider braucht, um sich so wenig zu bekleiden.“ Dann macht sie noch die tief sinnige Bemerkung, daß der Honigmonat sich eigentlich nur um ein Modewaarengeschäft, einen Juweliervladen und eine Blumenhandlung drehe.

Hierauf will der Diener die Kammerfrau umarmen, indem er sagt: „Welche Dummheit! Der Honigmonat besteht eben aus Liebe!“

Glücklicher Weise rettet die eintretende Herzogin die gefährdete Tugend ihrer Kammerzofe — ganz wie in allen alten und

neuen Lustspielen, von Marivaux bis zu Barrière. Jeanne nähert sich langsam in dem entzündendsten Schlepplleide, welches jemals über einem persischen Teppich gerauscht hat.

„O, die herrlichen Kamelien und die schönen Veilchen!“

„Nicht wahr, Frau Herzogin?“ sagt der Kammerdiener. „Wir fanden nichts Besseres in Paris, weshalb man sofort eine Depesche an Karr geschickt hat.“

„An wen sagen Sie?“

„An Karr.“

„Warum sagen Sie Karr?“

„Mein Gott, gnädige Frau, weil er ein berühmter Mann ist; ich lese seine Romane in meinen Mußestunden.“

„O, wenn Sie ihn kennen, dann ist es ja gut.“

Die Herzogin konnte sich nicht enthalten, über diese Demokratie der Intelligenz zu lachen.

„Wo ist mein Mann?“

„Der Herr Herzog ist ausgegangen.“

„Ausgegangen?“

„Der Herr Herzog sagte, er ginge in den Club.“

„Besuchte er den Club auch vor seiner Heirat?“

„Nein, gnädige Frau. . . der Herr Herzog ritt ins Boulonnier Wäldchen — und ging in die Oper,“ fügte der Kammerdiener leise hinzu.

„Und wenn man die Kleider bringt, gnädige Frau?“ fragt die Kammerzofe.

„Die Kleider? Laß mich jetzt mit den Kleidern!“

Jeanne schreitet in ihrem Zimmer allein heftig auf und ab, wie um einem eifersüchtigen Gedanken zu entfliehen.

„Lionel ist in den Club gegangen! Langweilt er sich etwa? O mein Gott! Was habe ich denn gethan? Man hat mir stets gesagt, daß die Frau die Schuld trage, wenn der Mann sich langweile. Und ich denke doch nur an sein Glück! denn sein Glück ist ja auch das meinige. Ach, Lionel, es wäre sehr grausam von dir, wenn du nicht glücklich wärest!“

Man meldet den Grafen d'Ormaney und Herrn von Sarmattes an. Der Graf ist durch Chevreuil nach der neuesten Mode des Tages gekleidet und Herr von Sarmattes trägt genau den gleichen Anzug wie sein Freund, dessen Karrikatur er zu sein scheint, denn man muß eben Airs annehmen können wie Georges d'Ormaney, um es zu riskiren, neue Moden ins Leben zu rufen.

Der Graf verbeugt sich vor der Herzogin und sagt, er habe gewagt, ihr Glück zu stören, da man ihren Gatten jetzt doch nirgend anders als zu Hause anträfe.

„Ja,“ spricht Herr von Sarmattes, „wir können gewiß sein, ihn diese Nacht nicht auf dem Ballé bei Mademoiselle Leonie zu treffen.“

„Wie? Sie verlieren sich also dorthin, Herr von Sarmattes?“ fragt die junge Frau.

„Ich kann machen, was ich will, Herzogin, ich finde mich doch allemal am nächsten Morgen wieder, wenn man mir meine Chocolate bringt. — Ich glaube übrigens, ich habe eine Dummheit gesagt.“

„Im Gegentheil, Sie waren geistreich wie gewöhnlich. Sie lernen Ihre Diplomatie wohl also bei Mademoiselle Leonie?“

„Die besten Wege zum Erfolg sind das Geld und die Frauen.“

„Das ist eine alte Politik,“ sagte Georges. „Die beste Leiter ist die der Frauen.“

„Es scheint mir jedoch, als ob Sie auf dieser Leiter nicht gerade sehr hoch gestiegen wären,“ meinte lächelnd die Herzogin.

„Weil ich lieber unterwegs blieb,“ erwiderte d'Ormancey.

„Erklären Sie mir doch, lieber Graf, warum ich Sie gestern in dem Salottorb irgend einer Demoiselle gesehen habe — Sie, der sich nie anders als vierpännig vor der Welt zeigt?“

„Hier herrscht ein Anachronismus,“ antwortete d'Ormancey. „Es war gerade Neumond. Ich machte dieser Demoiselle fünf Minuten lang eifrig den Hof und dafür gewährte sie mir eine Gunst.“

„Was denn für eine?“

„Die größte, die sie mir angebeihen lassen konnte! Sie wies mir die Thür, und das hat sie noch für Niemanden gethan.“

„So viel Erfolg!“ rief die Herzogin.

„Leben Sie wohl, gnädige Frau! — Sagen Sie Lionel, daß seine Pferde diesen Abend aus London ankommen.“

„Seine Pferde? Er besitzt deren ja schon achtzehn!“

Graf d'Ormancey und Herr von Sarmattes gehen mit dem nämlichen Ceremoniell wieder, wie sie gekommen waren — wie der Planet mit seinem Satelliten. Die Herzogin kann sich des Lachens nicht enthalten, dann fragt sie sich aber traurig, wohin Lionel gehen muß, da seine Freunde ihn nirgends treffen.

Die Kammerfrau tritt ein und plaidiert wieder für die neuen Kleider der gnädigen Frau, welche bereits seit einer halben Stunde der Auswahl harren.

„Wohl überlegt,“ murmelt Jeanne, „ist meine Schönheit sein Stolz, wie er mir wenigstens gesagt hat. — Bringen Sie die Kleider herein.“

„O, gnädige Frau, wie hübsch ist dieses hier! Woher kommt es wohl, daß die gnädige Frau in diesem Kleide entzückend schön aussehen müßte, während ich mich wie eine Karrikatur ausnehmen würde?“

Die Herzogin betrachtet melancholisch ein rosenrothes Kleid mit weißer Stickerei; da kommt Lionel. — „Ach, Jeanne, ich überrasche dich. Du hast wohl heute deinen Empfangstag, da hier ein halbes Duzend Kleider in deinem Salon herumspazieren?“ Dabei umarmt er seine Frau.

„Dein Kuß schmeckt nach Cigarre, aber das ist ja einerlei.“

„Ich bitte um Verzeihung, das ist noch eine schlechte Angewohnheit, aber ich werde sie im Vorzimmer lassen wie alle übrigen.“

„Erklären Sie mir, mein Herr, warum Sie in den Club gehen. Dies ist ein Verbrechen, wofür ich Sie eigentlich vor Gericht verklagen sollte. Man langweilt sich also hier?“

„Kind, das du bist! In dem Club langweilt man sich, wenn

man nicht spielt. Aber betrachten wir jetzt deine Kleider, das ist mir eine Unterhaltung für das Auge.“

„Denkst du etwa, mir ist es eine Unterhaltung fürs Herz? Aber nun wähle du selbst!“

„Nun also, dieses hier.“

„Gut, ich will die andern weiter nicht ansehen, denn ich kleide mich ja nur für dich an.“

„Wohin gehen wir heute Abend?“

„Wohin? — Nun, wohin du Lust hast.“

„Nun, gib doch irgend etwas an.“

„Mir ist es ganz gleichgültig. Wenn du hier bist, brauche ich nirgend anders hin zu gehen. Ich reise stets mit deinem Geiste überall hin.“

„Das ist ein schlechter Reisegefährte.“

„Ich erlaube dir nicht, dich zu verleumben, denn du gebbst mir. Sieh hier die schönen Kamelien und Veilchen! Wenn ich recht viel Blumen um mich sehe, denke ich, unsere Liebe blüht auch schöner. Und dann, erinnerst du dich noch daran, daß du mir bei meiner Rückkehr nach Paris einen Strauß Veilchen, mit Kamelien umgeben, brachtest? Siehst du, mein Lionel, seit jenem schönen Tage duftet mein Glück nach Veilchen.“

„Du hast recht, das Glück ist stets eine mit Wohlgerüchen umgebene Erinnerung.“

Jeanne nahm ihre Stickerei. — „Siehst du, mein Freund, auch in diesen Teppich für dich will ich Veilchen stiften. Dann wirst du böser Mensch einst dein Glück mit Füßen treten.“

„Wie kannst du nur so sprechen, theuere Jeanne!“

„Glaubst du, daß ich beim Arbeiten an dieser Stickerei mehr als einmal von traurigen Ahnungen heimgesucht wurde? Es war mir, als würde ich sie nie beendigen.“

„Es wird also eine Penelope-Arbeit sein.“

„Ja, mein Herr, ich werde in der Nacht beim Warten auf dich wieder austrennen, was ich am Tage gemacht habe.“

„Sagen Sie mir doch, Allerschönste, ob ich genöthigt sein werde, alle Freier Penelopes zu tödten?“

„Spotten wir nicht über solche Dinge. Ich bin schon ganz traurig.“

„Nun, so gehen wir in die Oper.“

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich mich nirgends glücklich fühle als zu Hause. Zu Hause bin ich bei dir, selbst wenn du nicht da bist. In der Oper oder in Gesellschaft bist du nie bei mir, selbst wenn du zugegen bist, und ich fühle mein Glück verschwinden.“

„So!“ murmelte Lionel, „jetzt wird Jeanne also wieder melancholisch. Schon wieder Wolken, welche den Honigmond verdunkeln!“

Er zündet eine Cigarre an.

„Wie, was machst du denn da?“

„Es ist wahr! Ich vergaß, daß die Liebe nicht rauchen darf.“

Er wirft seine Cigarre weg.

„Diese Cigarre war so gut! Der Marquis d'Ordon sagte mir, daß er morgen dich um ein Mittagbrot bitten wolle.“

„Gut, ich werde ihm sagen, daß ich kein Speisehaus halte.“

Dabei dachte die Herzogin heimlich: „Ich hasse diesen Marquis; er hat sich unterstanden, mir zu sagen, daß auch die tugendhafteste Frau eine rechte und eine linke Hand habe.“

„Thue das doch nicht. Ist der Marquis denn so langweilig?“

„Ist er denn so amüfant? Er spricht von nichts als von Sängern und Tänzerinnen.“

„Wo ist denn das heutige Journal?“

„Ich habe es zerrissen, um einem Drehorgelspieler Geld hinunterzuwerfen.“

Lionel öffnet: „Marianne.“

„Liest du Romane?“

„Romane! Mich interessiert bloß mein eigener Roman!“

„Sie ist reizend,“ dachte Lionel. „Wie, und ich sollte nicht die Kraft haben, die Andere aus meinem Herzen zu reißen?“

Lionel hatte Lea nicht wiedergesehen. Aber er mochte die Erinnerung an sie noch so sehr zurückdrängen wollen — sie blieb doch immer da und zeigte ihm die poesievolle Vergangenheit. Umsonst suchte er zu vergessen — Lea war unerbittlich. Er versuchte sie in den Schatten zurückzudrängen, aber gleich der lernässchen Hyder wurde sie nach jedem solchen Versuche mit Siegesreife.

„Soll ich dir etwas vorspielen? Etwa das Schubertsche Ständchen, das du so liebst?“ Die Herzogin setzt sich ans Piano.

„Nein, das nicht.“

„Warum? Knüpft sich eine Erinnerung daran?“

„Ich liebe die Schubertschen Sachen nicht.“

„Es ist aber so hübsch!“

Lionel hört mit zerstreuter Miene zu und wird immer aufgeregter.

„O, wie sang Lea diese Stelle!“ dachte er seufzend.

„Du hörst ja nicht auf mich?“

„O doch, mit ganzem Herzen, denn diese Musik hört man mit dem Herzen.“ Dabei fährt er aber fort, mit sich selbst zu sprechen:

„Welcher Philosoph sagte denn, man müsse seinen Leidenschaften gebieten können? Er hatte gewiß nie geliebt.“

„Ich sage dir, du hörst mir doch nicht zu.“

„Ich höre so genau auf dich, daß ich weiß, du hast jetzt einen Ton falsch gespielt.“

Lionel klingelt und verlangt eine Abendzeitung.

„Ich habe nichts falsch gespielt. Sage mir, Lionel, wenn du fürchtest, dich diesen Abend zu langweilen, will ich meine Tante bitten, daß sie kommt, Domino mit dir zu spielen.“

„Ach nein, sie würde vom Hundertsten ins Tausendste schwagen.“

„Nun gut, so spielen wir zwei mit einander Domino . . . Wenn du verlierst, gibst du mir einen Kuß.“

„Ich will dich lieber küssen und gar nicht Domino spielen. Erwartest du heut Abend Niemanden?“

„Du langweilst dich ganz sicher. O, wie unglücklich bin ich!“

„Mein Kind, du bist doch zu romanhaft.“

„Das heißt, ich liebe dich zu sehr. Nimm dich in Acht, Lionel; vielleicht werde ich dich eines Tages, wenn ich dich nicht mehr zu sehr liebe, nicht mehr genug lieben. Alles oder nichts!“

„Du hast recht. Alles oder nichts!“

„Lionel, ich bin eifersüchtig!“

„Eifersüchtig! Deshalb denn, mein Gott?“

„Ich bin eifersüchtig auf die Vergangenheit, auf deine Freunde, auf die Frauen, denen du einen Blick schenkst. Wenn ich wagte, ganz offenherzig zu sein, würde ich sagen, ich bin eifersüchtig auf die Geliebten, die du gehabt hast und vielleicht noch hast!“

„Darauf kann ich gar nichts antworten, das ist Thorheit und Unfug.“

„Bedenke doch, Lionel, daß ich spanische Sonne in den Atern habe! Du bist ein Pariser, der über Alles spottet, selbst über die Thränen deiner Frau. Aber ich, weißt du, ich bin in Madrid geboren, als mein Vater dort Gesandter war. Ich sage dir nochmals: nimm dich in Acht, denn die Sonnenglut, welche mich damals beschien, macht mich noch jezt manchmal schwindlig.“

„Du bist löstlich! Willst du mir vielleicht erlauben, einen Dolch zu kaufen, um dein Strumpfband zu bewaffnen?“

„Ich habe einen.“ Die Herzogin holt aus ihrem Zimmer einen kleinen toledanischen Dolch.

„Nicht wahr, Lionel, er ist gut gearbeitet?“ sagt sie, indem sie die Klinge auf ihr Herz richtet. „Man braucht nicht sehr tief zu stoßen, um dich nicht mehr zu lieben.“

In diesem Augenblick bringt der Kammerdiener ein Journal. Kaum hat Lionel einen Blick darauf geworfen, als der Name Lea ihn gleich einem Blitzstrahl trifft. Er liest eilig die Worte:

„Man gewährt sich in Baden-Baden alle Genüsse. Fräulein Lea \*\*\* und Herr Faure sind engagirt, die schönsten Duette aus unsern großen Opern dort vorzutragen.“

„Nun, was liest du denn da so Merkwürdiges?“

„Sage mir, Jeanne, was meinst du, wenn wir nächste Woche nach Baden-Baden gingen?“

„Welche Idee! Wirfst du mich dort an den Ufern des Rheins mehr lieben als hier?“

„Wie toll, aber ohne die Toledoklinge!“

„Nein, du sollst mich nur ganz vernünftig und von Herzen lieben. Unter dieser Bedingung gebe ich mit dir bis ans Ende der Welt.“

Lionel umarmt seine Frau zärtlicher — der Abscheuliche! — als jemals seit der Rückkehr von Versailles.

Die arme Herzogin ahnt nicht, wieviel Antheil Lea an diesem Kuße hat.

—r.



# Allgemeine Frauen-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Die junge Frau an seiner Seite zuckte zusammen, eine flüchtige Röthe färbte ihr feines Gesicht.

„O, pfui, das ist abscheulich, was du . . .“, sie stockte, das kalte, spöttische Lächeln ihres Mannes drang ihr wie ein spitziger Pfeil in die Brust und heftete die Worte fest, daß sie dem Munde nicht entfliehen konnten.

„Deiner Sentimentalität, liebe Anna, erscheint diese Ansicht freilich gefühllos, abscheulich. Aber du kennst diese Leute nicht, hast niemals mit diesem Volke geschäftlich zu thun gehabt. Ich war eine Zeit lang Fabrikherr und kenne die Schliche und Pfiße dieser Leute, wie sie jede Gelegenheit benutzen, um von uns Geld zu erpressen.“

Die junge Frau antwortete nicht, sie zog den Schleier zusammen und blickte seitwärts hinaus in die Landschaft.

„Uebrigens,“ fuhr er fort, „es geschieht nicht meinethwegen. Ich weiß, daß du eine Freundin von diesem Nährstück Hamlet bist, worin ein completer Narr und eine hysterische Wahnsinnige die Hauptrolle spielen. Wir müssen eilen, wenn wir noch einen Platz bekommen wollen im ersten Rang . . . es wird sehr voll werden, man sprach heute auf der Börse davon.“

„Aber du weißt doch, daß ich lieber zu Hause geblieben wäre, zumal Albert nicht wohl ist.“

„Ach, ein unbedeutender Katarrh, wie er bei Kindern jede Woche vorkommt; du hörtest doch, was der Medizinalrath sagte, ein paar Malzbonbons und im Zimmer bleiben, weiter sei nichts nöthig. Aber du bedarfst der frischen Luft und der Erholung . . .“

„Oh, ich weiß, du bist sehr besorgt um meine Gesundheit.“ Sie sprach in einem eigenen Ton und in ihrem Auge sah man eine Thräne schimmern. Er bemerkte die Thräne hinter dem Schleier nicht. Aber doch warf er einen raschen, forschend stehenden Blick auf seine Frau und in seinen grauen Augen, die sonst so kalt blickten, funkelte und sprühte es. Hatte er aus dem Klange ihrer Stimme einen andern Sinn herausgehört, als ihre Worte ausdrückten? Er antwortete indessen nichts, klemmte die schmalen, feingeschnittenen Lippen fest auseinander und trieb die Pferde zu noch rascherem Laufe an; in wenigen Augenblicken war der Wagen aus dem Gesichtskreis der Nachschauenden. —

Während sich dies auf der Chaussee ereignete, ging im hintersten Theile des Parks von Uhlennest Ludwig Schwarz, der heutige Darsteller des Hamlet, in tiefes Sinnen verloren langsam auf und nieder. Es war ein verwildertes Stück Land, das ihn umgab, mehr einem Walde als einem von Menschenhänden gepflegten Parke gleichend.

Der Laubfall, der den Boden schon hie und da bedeckte, die düstern, schattigen Kastanienbäume, die dunklen Fichten und Tannen, die hohen Eichen und Buchen,

zwischen denen stachlichtes Wacholdergesträuch und dichtes Brombeergebüsch stand, die paar einsamen Vogelbeerbäume, deren rothe Beeren durch die lichten Stellen schimmerten, der strenge Waldgeruch aus faulendem Holz, Laub und Moos sich erzeugend und an die Beweifung der Natur erinnernd, das knarrende, einförmige Geräusch des Holzspechtes, der unter der Baumrinde nach Insekten suchte, zuweilen übertönt von dem krächzenden Schrei einer Krähe oder dem scharfen Ruf eines größern Raubvogels, das Wehen des Windes in den Wipfeln der Bäume, Alles stimmte die Seele des einsamen Mannes noch trauriger und goß in sie das schmerzliche Gefühl der Verlassenheit und Vede. Ludwig Schwarz hatte seit jenem Abend, an welchem er bei dem wandernden Schauspieldirector Erdenbrecher ein Unterkommen und Schutz vor seinen Verfolgern gefunden, manche bittere Stunde verlebt, doch noch nie war ihm seine Lage so peinlich und unerträglich erschienen, als in diesen Tagen. Erdenbrecher zwar war immer der Alte geblieben. Er hatte Schwarz, der schon wenige Tage nach der Flucht aus dem Eisenbahnwagen in allen Polizeianzeigern stechbriefflich verfolgt wurde, den Paß eines durchgegangenen Künstlers, namens Ludwig Hoffmann, gegeben und ihn, da eine gewisse oberflächliche Aehnlichkeit zwischen den Beiden vorhanden, zuvörderst vor den polizeilichen Nachforschungen gesichert. Schwerer war ihm schon sein Stand gegenüber seiner Frau geworden. Frau Riccobini-Erdenbrecher war an einem Hoftheater zweiten Ranges Sängerin gewesen. Als ihre Stimme passe, wie man am Theater sagt, geworden, hatte sie Erdenbrecher geheiratet und war Frau Directorin geworden. Die Signora, wie ihre Leute sie nannten, war vielleicht 38 Jahre alt und noch immer eine stattliche Erscheinung. Sie war brünett, hatte einen bräunlichen Teint, schöne Zähne, brennend schwarze Augen, dichtes Haar, das sie in dicken Wellenscheiteln trug, eine etwas volle, aber doch proportionirte Figur und trug stets schwere, rauschende Kleider von dunkler Seide und ein Spitzenhäubchen mit orangefarbenen Bändern, die ihr sehr gut zu Gesicht standen. Erdenbrecher, der kleine runde Mann mit dem krausen Negerhaar, dem kurzen Sammetrock und den weiten Matrosenhosen, trat neben der Frau Directorin sehr in den Hintergrund.

Signora war zur Zeit ihrer Blüte an Triumphe gewöhnt worden und obwohl sie zuweilen bei des Mondes silbernem Scheine versicherte, ihren „Willie“ treu zu lieben, wie Julia ihren Romeo, so war sie doch für Huldigungen sehr empfänglich und nahm es gewaltig

übel, wenn einer ihrer Künstler ihr nur den Tribut der Ehrfurcht als Frau Directorin zollte. Sie hatte eben den Fehler, wie manche andere Frauen, die es nicht vergessen können, einst jung und schön gewesen zu sein, Vergangenheit und Gegenwart verwechseln und noch mehr Ansprüche erheben, als das junge achtzehnjährige Mädchen. Schwarz war der Directorin mit Höflichkeit begegnet, im übrigen, so oft es sich thun ließ, ihr aus dem Weg gegangen. Die Frau zog ihn nicht an, ihr ganzes Wesen war ihm zuwider. Jedemfalls wäre es klüger von ihm gewesen, ein wenig Komödie mit ihr zu spielen, bei ihrem Anblick schwermüthig zu seufzen, die Hand aufs Herz zu legen und die Augen niederzuschlagen, allein er verschmähte diese Heucheleien, obwohl sein Schicksal mit in ihrer Hand lag. Denn Erdenbrecher hatte seiner Frau, die mißtrauisch und scharfblickend war, Mittheilungen über des Flüchtlings Verhältnisse machen müssen. . . Ein Vertrauensmißbrauch war von ihr nicht zu fürchten, einer Denunciation war die Frau nicht fähig, allein sie machte ihrem Manne in anderer Weise das Leben schwer, und der liebe Willie bekam bei solchen Gelegenheiten seltsame Titel, woran er übrigens schon von früher gewöhnt war.

„Du unbesonnener Mensch,“ sagte sie einige Wochen nach des Leutnants Ankunft mit ihrer tiefen Altstimme zu Erdenbrecher, „du wirfst dich durch diese Geschichte ins Unglück bringen und uns Alle mit. Einen stechbriefflich verfolgten Hochverräther der Polizei zu entziehen, ihm einen falschen Paß zu geben, du unglücklicher Kürbis, weißt du denn, was ein Hochverräther ist? Ein Abschaum der Menschheit. . .“

„Ob ich es weiß,“ prahlte Erdenbrecher, sich stolz emporrichtend und die Hände übermüthig in die Taschen seiner Matrosenhosen steckend, „viel besser weiß ich es. Ja, ja, blicken Sie mich nur an mit ihrem tödlichsten Lächeln, Lady Macbeth, ich kenne einen Bers, der heißt:

Getingts, so heißt glorreiche That,  
Mißglückt es, nennt mans Hochverrath.“

Signora Laura Riccobini schlug entsetzt die Hände über den Kopf zusammen. „Unglücklicher,“ rief sie und ihre Stimme bebte, wie die einer Heldenmutter in der Tragödie, „wo hast du das her? Wer lehrte dir solche fluchwürdige Grundsätze? Hast du nicht an deine Concession gedacht, an deine Concession auf Widerruf, die du der Gnade Seiner Hoheit verdankst?“

Das war aber gerade ein wunder Fleck, den die Signora berührte. Es war richtig, Erdenbrecher verdankte die Concession Seiner Hoheit, aber man munkelte,

daß Hoheit gewisse Rücksichten gegen die Signora habe, aus der Zeit, wo sie noch am Hoftheater war. Erdenbrecher hatte aber zuweilen eine Othello-Laune. Gereizt durch diese Erinnerung, warf er sich in die Brust, stemmte die Rechte in die Hüfte, die Linke legte er in den Busenstreif und trat in dieser herausfordernden Pofitur seiner Frau einen Schritt näher.

„Concession auf Widerruf?“ grollte er, „Gnade Seiner Hoheit . . . Ich möchte, Satan holte diese Gnade. Oder hat nicht jeder ehrliche Mann das Recht auf ehrliche Arbeit? Gnade, Concession, lauter Erfindungen der Tyrannei. Ah, du staunst, du siehst mich mit großen Augen an, willst du etwa auch wissen, wer mir diese Grundsätze gelehrt hat? Sieh her und beude, Schlavenseele,“ und er zog ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche, „der Volkstribun, ein Blatt für Jedermann aus dem Volke, gedruckt in der freien Hansestadt Hamburg!“

„Mensch, Mensch, du hältst politische Zeitungen?“ stammelte Signora Laura und starrte den kleinen Mann wie ein Phantom, wie ein grausiges Gespenst an.

„Ich halte sie nicht nur, ich lese, ich verschlinge sie. Mensch, Mensch, sagst du, ja, seit ich politische Zeitungen lese, demokratische, wie den Volkstribun, weiß ich erst, daß ich ein Mensch bin und Menschenrechte habe, die tausendmal mehr werth sind, als die Concession und Gnade deiner Hoheit.“

„Er ist ein Narr, ein completer Narr geworden, jener unausstehliche Mensch hat ihn verrückt gemacht,“ stöhnte die ehemalige Hoffängerin, denn sie war conservativ bis auf die innerste Herzfaser. Sie, für die Hoheit, wenn dieselbe auf die Bühne kam, ein Wesen höherer Art war, hörte diese Ergüsse ihres Mannes mit förmlichem Entsetzen.

Erdenbrecher indessen, der den Sturm austoben lassen wollte, um sich ein für alle Mal Ruhe wegen des Freundes zu verschaffen, warf sich mit der Geberde eines Helden in ein Hauteuil, das zuweilen die Stelle eines Thronsessels vertrat, und sagte: „Soll ich dir den Leitartikel des Volkstribuns vorlesen?“

Dieser Hohn, dieser Gleichmuth raubte der Signora die Sprache für einige Augenblicke. Sie brach in ein Lachen aus, das viel schrecklicher anzuhören war, als ihr Weinen, es war ein unnatürliches, schrilles Lachen, der Vorbote von Krämpfen und Ohnmachten. Bis jetzt hatte es in den meisten ehelichen Zwistigkeiten seine Wirkung bewährt.

„Der Giftmischer,“ lachte sie unter krampfhafter Gesichtsverzerrung, „er hat ihn verführt und wird ihn

unglücklich machen, den guten, ehrlichen Willie.“ Willie warf einen bedenklichen Blick über das Zeitungsblatt auf seine Frau. Ihr Gesicht zeigte einen bösen Ausdruck, der den ehrlichen Mann einen Moment für die Sicherheit seines Schützlings und Freundes fürchten ließ. Aber trotzdem blieb er fest.

„Du irrst dich, Laura,“ entgegnete er ernst und ohne Pathos, „er hat mich nur aufgeklärt.“ Und er fuhr in der Lectüre des Volkstribuns fort.

Die Signora sah sich besiegt. Aber sie fiel weder in Ohnmacht, noch bekam sie Krämpfe. Sie wollte ihre letzten Mittel heute nicht vergebens anwenden. Sie erhob sich langsam, gebrochen, schüttelte den Arm gegen den lesenden Erdenbrecher und klagte: „O, du kalter, herzloser Mann, lies nur deinen Volkstribun, werde kalt und gefühllos, wie alle diese politischen Männer, die über ihren Zeitungen ihre armen Frauen vergessen, oh, ich Unglückliche, ich Bejammerenswerthe!“ Und langsam, mit tragischer Geberde, wandte sie zur Thür hinaus, in ihr Schlafzimmer, wo sie sich einschloß.

Erdenbrecher sprang von seinem Thronsessel auf und blickte ihr mit einem bewundernden Blicke nach.

„Welch ein Weib, Welch ein Weib,“ und er betrachtete sich im Spiegel, „ich bin blaß geworden in dem Kampfe; aber Welch ein Weib! Diese Geberde bei ihrem Abgang, diese gebrochene Stimme, dieser traurige, trostlose Gang, beim Himmel, eine Griselbis, um die mich das Wiener Burgtheater beneiden kann.“

Erdenbrecher hatte übrigens in seiner Weise die Wahrheit gesagt, wenn er seiner Frau versicherte, er sei ein Politiker geworden. Er war eine bildungsfähige Natur, deren vernachlässigte Jugenderziehung durch seine theatrale Laufbahn nur wenig ergänzt worden war. Er hatte aber Trieb zum Lernen und ein natürliches Gefühl für das Recht. Die Gespräche mit Schwarz waren deshalb für ihn ebenso belehrend, als fesselnd. Das leichtfüßige Völkchen der wandernden Komödie kümmert sich in der Regel wenig um die Welt außerhalb der Coulissen, am seltensten um Politik. Bei ihnen gilt das *ubi bene, ibi patria*. Auch Erdenbrecher hatte sich vor seiner Bekanntschaft mit dem flüchtigen Officier nie mit politischen Dingen beschäftigt. Schwarz, dem auch in den neuen, ungewohnten Lebensverhältnissen die Zeitungslectüre Bedürfnis war, hatte dem Schauspieldirector zuweilen einzelne Nummern gegeben und sich dann darüber mit ihm unterhalten. Dieser hatte die Blätter und die belehrenden Mittheilungen des Officiers mit dem Heißhunger verschlungen, den man so häufig bei den Männern „aus dem Volke“ findet,

denen die Ungunst des Schicksals einen lebhaften Bildungstrieb gab, aber die Mittel der Befriedigung versagte.

Erdenbrecher wurde dadurch selbständiger, auch seiner Frau gegenüber, und das war für die Signora ein neuer Grund, „den Menschen“, wie sie Schwarz nannte, zu hassen. Spöttische Bemerkungen, giftige Stichelreden, jene kleinen, boshaften Intriguen, welche mit der Welt der Schauspieler nun einmal unzertrennlich verbunden sind, wurden gegen Schwarz in Bewegung gesetzt. Indessen für derartige kleinliche Nadelstiche war er wenig empfindlich. Sie konnten ihn kaum vorübergehend verstimmen. Dagegen drückte ihn bald die Last des Berufes, den er, gedrängt durch die Noth, ergriffen hatte. Trogdem war er nicht der schlechteste Schauspieler.

„Seydelmännchen, Seydelmännchen,“ wigelte öfters Erdenbrecher, sich die Hände reibend, „werden Sie nur nicht contractbrüchig und lassen Sie sich bei keinem Hoftheater engagiren.“

„Seien Sie unbesorgt,“ erwiderte er mit bitterm Lächeln, „der Komödiant Ludwig Hoffmann“ — unter diesem Namen figurirte der Flüchtling bei der Truppe — „hat seine Komödiantenlaufbahn bei William Erdenbrecher begonnen und wird sie bei ihm endigen.“

Heute nun sollte er den Hamlet spielen. Shakespeare war in früheren Zeiten seine tägliche Lectüre gewesen und diese Schöpfung des großen Briten hatte ihn vor Allem angezogen. Oft hatte er sich in Gedanken verloren über diese tief sinnigen Betrachtungen, über die Urbedingungen unseres Wesens; des Dichters scharfe Streiflichter über die Grenze hin, wo sich das Endliche in das Unendliche verliert, Hamlets Bergliederung des eignen Selbst, sein Aufsuchen und Bloßlegen der verborgensten Nebenfalten, sein Hinabsteigen in das Grab, um hier nach den Geheimnissen des Lebens und des Todes zu wühlen, er hatte es Alles durchdacht! Aber gerade deshalb fühlte er, daß er der Aufgabe, der er sich nicht entziehen konnte, nicht gewachsen war. Diese merkwürdige Gestalt Hamlet konnte er nicht nach des Dichters Auffassung wiedergeben, dazu fehlte ihm das Zeug. Er war doch nur ein Handwerker in der Kunst, die er aus Noth ergriffen. Seine Selbstkenntniß hatte ihm dies schon längst gesagt, aber noch nie so mahnend, wie heute. Es brannte und fraß in ihm wie Feuer im Busen, zu einem Beruf gedrängt worden zu sein, zu dem er sich nicht berufen fühlte. Das quälende Gefühl unerfüllten Lebenszweckes, die

Dede des Daseins drückte ihn zu Boden. Jeder Tag, den er als Komödiant verlebte, zog an seinem Geiste vorüber, langsam, mit bleiernem Schritte. Aber kein einziger dieser vielen Tage hatte ihm einen frohen Abend gebracht, einen Abend, an dem das süße Bewußtsein, menschenbeglückende Arbeit gethan zu haben, ihn erfüllte.

Er hielt in seinem Auf- und Niedergehen inne. Seine Blicke irrten durch die Bäume hinüber nach dem breiten, im Sonnenlicht glänzenden Strome, an dessen Ufern eine Werft lag, auf der Schiffszimmerleute ein stattliches Fahrzeug bauten. Er beneidete diese schlichten Menschen, die emsig mit Hammer und Axt ihr nützlich Handwerk trieben, um die Schwielen ihrer Hände. Ideen, Pläne, Entwürfe rollten durch seinen Kopf. Er wollte mit Erdenbrecher reden, ihn bitten, ihm soviel zu geben, um hinüber nach England oder Frankreich zu gehen, wo er seine eigentlichen Berufskenntnisse verwerthen konnte.

Schwer freilich war ihm der Gedanke an eine Trennung vom Vaterlande. Er war kein weltbürgerlicher Schwärmer.

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Eine verhängnißvolle Rechnung.) Es war an einem nebligen Frühlingmorgen vor wenigen Jahren, als man die Baronin von E. todt in ihrem Bette fand, offenbar mittelst eines rothseidenen Bandes erdrosselt. Die Bestürzung über dieses Ereigniß war allgemein, denn die Baronin war kaum achtundzwanzig Jahre alt, sehr hübsch und mit allen geistigen Vorzügen reichlich ausgestattet, die sie zur Zierde der Pariser Salons machten.

Drei Wochen zuvor war ihr Gatte, der Baron, nach Rußland abgereist, um daselbst, wie es hieß, eine Erbschaft von Seiten irgend einer weitläufigen Verwandten anzutreten. Während seiner Abwesenheit blieb die Baronin viel zu Hause in Gesellschaft einer gewissen Ernestine Lamont, eines reizenden Mädchens mit unschuldigen Augen, dessen Erzieherin und Beschützerin sie war. In derselben Nacht war die Baronin, wie man erfuhr, in der Oper gewesen ohne Ernestine, die sich nicht ganz wohl befand und daher auch die Baronin bei deren Nachhausekunft nicht erwartet hatte. Die Baronin hatte ihren Schlüssel und wollte nicht, daß Ernestine sich ihretwegen im Schlafe stören solle. Des Morgens, so waren die Hausleute es gewöhnt, erschallte die Glocke aus dem Zimmer der Baronin und gab Ernestinen das Zeichen, sich zu ihr zu verfügen. An jenem Morgen wartete und wartete man, aber keine Glocke wurde gehört.

Die Domestiken wunderten sich darüber und gingen endlich in das Zimmer des Fräuleins.

Es war leer. Sie dachten, daß sie wahrscheinlich schon zur Baronin gegangen sei, und begaben sich nun dahin. Vor dem Schlafzimmer fanden sie Ernestine bewußtlos auf dem Boden liegend. Man brachte sie zum Leben zurück und drang dann in das Schlafgemach der Dame ein. Die Fensterläden waren noch geschlossen und auf dem Tischchen brannte noch die Nachtlampe. Die Baronin lag todt da, erdrosselt mit einem Bande, das für ein Ernestinen gehöriges erkannt wurde.

Von ihr erwartete man, sobald sie zum Bewußtsein zurückgekehrt war, Aufklärung des ganzen räthselhaften Vorganges; aber zur Ueberraschung Aller that Ernestine nichts dergleichen. Sie zeigte im Gegentheil eine solche Aufregung, eine solche tödliche Angst, wie sie mit dem Bewußtsein ihrer Unschuld schwerlich vereinbar war. Bei weiterer Untersuchung im Schlafzimmer der Baronin fand man den Schreibtisch erbrochen und eine Menge Papiere und andere Dinge auf dem Boden liegend, als ob der Mörder in größter Eifertigkeit die Schubladen durchsucht hätte. Die Polizei, die indessen auf dem Schauplatz des Verbrechens angekommen war, erklärte ohne Zögern, daß Jemand von den Hausbewohnern die That verübt haben oder mindestens mit dem Thäter einverstanden sein müsse. Augenscheinlich lag hier ein Raubmord vor und bei dem Mörder und seinen Mitschuldigen müßte noch die Beute oder wenigstens ein Theil derselben aufgefunden werden. Jedermann im Hause mußte sich also eine Durchsuchung seiner Effecten gefallen lassen. Als die Reihe, ihre Schlüssel auszuliefern, auch an Ernestine kam, zeigte sie soviel Widerstreben, dies zu thun, daß der schon bestehende Verdacht neue Nahrung erhielt und zur Gewißheit wurde, weil man, unter ihrer Wäsche und in ihren Kleidern versteckt, beträchtliche Geldsummen in Gold und Banknoten und kostbare Schmucksachen, die der Baronin gehört hatten, entdeckte.

„Wie kommen Sie in den Besitz aller dieser Dinge?“ lautete die Frage des Polizeibeamten.

„Ich weiß nicht — ich — ich darf nicht sprechen — bitte, fragen Sie mich nicht,“ gab sie stoßend und widerwillig auf alle Fragen zur Antwort. Der Polizei blieb nichts übrig, als sie verhaften zu lassen. Die Geschworenen erkannten auf „Schuldig“ und es blieb dem Mädchen nur eine kurze Spanne Zeit, um sich zum Tode vorzubereiten.

Ein junger Advokat, namens Bernard, der Ernestine von früher kannte, war außer Stande, sich das bescheidene, sittsame Mädchen als Raubmörderin vorzustellen, und er beschloß, sie im Gefängniß zu besuchen, um sich Klarheit in diesem Falle zu verschaffen. Doch der Arme sollte arg enttäuscht heimkehren. Er ließ den letzten Rest von Glauben, der ihm noch geblieben war, innerhalb der Gefängnißmauern zurück. Es blieb ihm, wie aller Welt, kein Zweifel, daß Ernestine wirklich das Verbrechen begangen habe. Die Antworten, die sie ihm auf seine dringenden, bittenden und beschwörenden Fragen gab, lauteten so ausweichend, versteckt und widersprechend, daß seinem juristischen Blicke die ganze That in erschreckender Klarheit erschien.

Spät am Abend zu Hause angekommen, noch den Kopf voll düsterer Gedanken und das Herz voll bitterer Gefühle, fand er ein Schreiben von der Verbrecherin. Es lautete:

„Mein theurer Freund! Ich fühle, daß ich wenigstens Ihnen eine Erklärung für mein sonderbares Benehmen schuldig bin, und ich will Ihnen deshalb die Wahrheit mittheilen, soweit sie mir selbst bekannt ist. Ich habe mich dem Tode geweiht und mein gegenwärtiges Schreiben hätte Ihnen daher erst nach meinem Verschiden überreicht werden sollen; aber ich weiß nicht, was mich bei Ihrem Anblick so mächtig bewegte und mich wünschen ließ, daß Sie mich nicht für schuldig hielten — was ich auch nicht bin. Nach meinem Tode wäre es zu spät, daher erhalten Sie mein Schreiben schon jetzt . .

Sie kennen mein Verhältniß zur Baronin; Sie wissen, daß sie mir eine Mutter gewesen, ja mehr als eine Mutter. Sie kannten auch den Baron und seine verhängnißvolle Neigung zum Spiele, der er riesige Summen opferte und die endlich eine Entfremdung zwischen ihm und der Baronin zur Folge hatte. Die Baronin war jung, sehr schön und hatte das Bedürfniß, geliebt zu werden. Ihr Mann war ihr fremd geworden und sie suchte und fand Entschädigung in den Armen eines anderen Mannes. Sie theilte mir dies Verhältniß als ein Geheimniß mit, welches mich nicht wenig bedrückte und ängstigte, aber ich konnte sie nicht verurtheilen, nur beklagen, umsomehr, als sie ihre Liebe einem Unwürdigem zuwendete. Es gelang ihm, ob durch Drohungen, ob durch Schmeichelei, ich weiß es nicht, ihr bedeutende Summen zu erpressen. Die Baronin, zu schwach, um seine selbstsüchtigen Forderungen abzuweisen, aber doch mit Recht um ihre eigene Zukunft besorgt, gab mir einen großen Theil ihrer Juwelen und ihres Baarvermögens zur Aufbewahrung. Das geschah wenige Tage vor ihrer Ermordung. Ich sah sie an demselben Abend, bevor sie in die Oper fuhr; um welche Stunde sie zurückkehrte, ob allein oder in Gesellschaft ihres Geliebten, das weiß ich nicht, da sie ihren Schlüssel hatte und unbemerkt in ihr Zimmer gelangen konnte.

Diese Umstände, theurer Freund, veranlassen mich, zögernd, ausweichend und ungern auf alle Fragen, die man mir vorlegt, zu antworten, da ich sonst die Geheimnisse meiner Wohlthäterin verrathen müßte. Und hätte ich auch die Wahrheit gesprochen, würde man mir geglaubt haben? Nein! Man hätte gesagt, die Mörderin will auch noch die Ehre ihres Opfers mit schändlicher Verleumdung tödten. Uebrigens kenne ich den Geliebten meiner Gebieterin nicht, ich weiß nicht einmal seinen Namen. Es bleibe daher Alles so, wie es ist. Ich bin bereit zu sterben, wenn Sie nur, werther Freund, eine bessere Meinung erhalten von der Unschuld Ihrer unglücklichen Freundin Ernestine.“

„Gott sei Dank!“ murmelte der junge Advokat mit einem Seufzer der Erleichterung und drückte einen Kuß auf das Schreiben Ernestinens. „Von jetzt ab will ich nicht rasten, bis ich deine Unschuld der Welt bewiesen habe.“

Es war schon spät am Abend, aber dennoch versuchte Bernard noch einige Schritte, um den Zweck, den er sich vorgesetzt, zu erreichen. Er drang sogar noch bis zum Polizeipräsidenten,

der, glücklicher Weise, ein alter Freund seines Vaters die Störung nicht übel nahm.

„Aber mein lieber Freund,“ sagte der würdige Beamte, nachdem er Alles geduldig angehört, was ihm Bernard zu sagen hatte, „für mich ist kein Zweifel, daß das Mädchen schuldig ist, entweder als die alleinige Thäterin oder als Theilnehmerin an dem Verbrechen. Trotzdem will ich, da Sie es so dringend begehren, Ihnen eine Durchsuchung in den Zimmern der gemordeten Dame gestatten. Gute Nacht! Und lassen Sie mich von den gewonnenen Resultaten bald etwas hören,“ sprach der Präfect lächelnd und verabschiedete unsern jungen Rechtsgelehrten.

Des andern Tags begab sich Bernard, von einem Polizisten begleitet, in das Haus der Baronin. Alles lag noch an seiner Stelle, wie man es an jenem verhängnisvollen Morgen gelassen hatte, denn das Haus war noch immer unter polizeilicher Ueberwachung. Bernard suchte eifrig, fand aber nichts, was ihm den geringsten Anhaltspunkt zu etwaigen Vermuthungen geboten hätte. Die Durchsuchung hatte mehrere Stunden gewährt und Bernard sah ein, daß sie fortzusetzen gänzlich überflüssig wäre. Mit schwerem Herzen verließ er das Zimmer, aber auf dem Flur fand er etwas, das seinen Hoffnungen neues Leben gab. Es war ein Männerhut, an den im Dunkeln sein Fuß stieß. Er hob ihn auf, und indem er ihn mit den andern Hüten des Barons verglich, die sich im Zimmer befanden, sah er, daß der Hut größer als die andern war. Wahrscheinlich gehört der Hut dem Geliebten der Baronin, dachte Bernard und nahm ihn mit, um ihn Ernestinen zu zeigen. Ernestine erkannte jedoch den Hut als den des Barons. „Es ist derselbe,“ sagte sie, „den er in jener Nacht trug, als er Paris verließ.“

„Das ist nicht möglich,“ erwiderte Bernard, „denn ich habe ihn mit den anderen Hüten des Barons verglichen und gefunden, daß er viel größer sei; vielmehr halte ich ihn für den Hut des Geliebten.“

„Nein, nein! der Hut gehört dem Baron. Er kaufte ihn den Tag vor seiner Abreise; da er ihm aber zu groß war, so mußte ich ihm denselben enger machen, und ich that es, indem ich Papier unter das Hutleder steckte. Sehen Sie doch nach, ob es sich noch daselbst vorfindet.“

„Sie haben recht,“ sagte Bernard, und nahm das Papier heraus, welches unter dem Leder versteckt war. Nebst dem war aber noch eine Wirthsrechnung dabei, geschrieben von einem Hotelier in Straßburg, die das Datum vom 7. April und den Namen des Barons trug. Am 7. April waren es gerade vierzehn Tage gewesen, daß der Baron nach Rußland abgereist war, und acht Tage vor der Ermordung der Baronin.

Ernestine und Bernard blieben stumm unter dem Eindruck der Gedanken, die durch ihr Hirn schwirrten. Daß der Hut dem Baron gehöre, war zweifellos, aber wie kam er nach Paris? War der Baron zurückgekehrt? Warum blieb dann seine Mittheilung ein Geheimniß? War er der Mörder?

„Glauben Sie, daß der Baron . . .“ fragte sie stockend.

„Der Mörder ist?“ fügte Bernard hinzu. „Ja! Ich glaube es. Aber ich will zum Präfecten gehen.“ Ein leiser Hoffnungs-

strahl dämmerte jetzt in die finstere Kerker Nacht Ernestines hinein. Wird er sie nicht täuschen?

„Nun, was haben wir gefunden?“ fragte der alte Beamte den Advokaten, als dieser sein Zimmer betrat.

„Prüfen Sie diesen Hut,“ sagte Bernard und gab ihm denselben statt jeder Antwort. Dann erzählte er ihm, was er davon wußte.

„Der Gatte sollte der Mörder sein! Aber es ist so und wir haben eine Unschuldige in Veracht gehabt. Doch verlassen Sie mich jetzt, ich muß den Fall überdenken. Bewahren Sie nur sorgfältig das Geheimniß.“

Des andern Tages wurde Bernard wieder zum Präfecten beschieden, der ihm sagte: „Ich habe Erkundigungen über den Baron eingezogen und erfahren, daß er ein leidenschaftlicher Spieler, mithin zu Allem fähig sei. Die Reise nach Petersburg war wohl nichts anderes als ein Vorwand, eine List, um den Verdacht von sich abzulenken. Ich habe übrigens einen geheimen Agenten nach Straßburg gesendet, um dort Spuren von des Barons Anwesenheit aufzufinden. Sobald ich etwas in Erfahrung gebracht habe, werde ich es Sie wissen lassen.“

Der Wirth in Straßburg, dessen Name auf der Rechnung stand, erinnerte sich des Barons ganz wohl. Er habe acht Tage in seinem Hotel gewohnt und sei dann abgereist — wohin? vermochte er nicht zu sagen. Der Portier erinnerte sich, daß der Herr einen Wagen nach Savern verlangt hätte. Der Kutscher wurde aufgefunden und bestätigte die Thatsache, nur behauptete er, daß der Herr, den er nach Savern geführt hätte, Thionville hieß. In Savern verlor der Agent seine Spur. Nur ein wichtiger Umstand kam ans Licht, der nämlich, daß der Baron nicht nach Deutschland, respective nach Rußland gereist sei. Es blieb nur noch übrig, den Baron nach Paris zu locken. Man ließ in deutsche und französische Zeitungen die Aufforderung an den Baron von Seiten der Behörden einrücken, in Paris zu erscheinen, um die Hinterlassenschaft seiner Frau in Besitz zu nehmen. Die Aufforderung blieb lange ohne Wirkung.

Zwei Monate waren vergangen, ohne daß man vom Baron etwas vernommen hätte. Da erschien eines Morgens ein Mann in tiefer Trauer und stellte sich im Polizeibureau als Baron C. vor. Er habe in Petersburg zufällig in einer französischen Zeitung die ihn betreffende Aufforderung gelesen und zugleich daraus das schreckliche Schicksal seiner Frau erfahren. Die Nachricht von ihrer Ermordung habe ihn so ergriffen, daß er krank geworden sei. Wiederhergestellt eile er nach Paris, um dem Wunsche der löblichen Behörde zu entsprechen.

Man bat ihn, Platz zu nehmen und sich zu gedulden, bis man die nöthigen Papiere herausgesucht habe. Nach einer Viertelstunde ersuchte man den Baron, in ein anderes Zimmer zu treten. Hier fand zwischen dem Commissär und ihm folgendes Zwiegespräch statt:

„Als Sie, Herr Baron, Paris am 25. März verließen, wohin beabsichtigten Sie zu reisen?“

„Ich reiste durch Deutschland nach Petersburg.“

„Gut. Doch welches war die erste Stadt, in der Sie sich aufhielten?“

„Straßburg.“

„Ganz richtig. Wie lange blieben Sie in Straßburg?“

„Eine Nacht und einen halben Tag.“

„Ich bitte um Vergebung; Sie verweilten im Hotel Maison rouge acht Tage.“

„Aber . . .!“

„Belieben der Herr Baron sich nur zu erinnern.“

Der Baron fand nichts darauf zu erwidern.

„Wohin reisten Sie von Straßburg?“

„Nach Frankfurt am Main.“

„Pardon, Herr Baron! Von Straßburg fahren Sie nach Savern. Ihr Gedächtniß hat allem Anschein nach durch die Krankheit etwas gelitten.“

„Ja, ich erinnere mich; ich machte einen kurzen Ausflug nach Savern.“

„Warum aber, Herr Baron, nahmen Sie den Namen Thionville an?“

„Was sind das für impertinente Fragen, die Sie an mich stellen?“

„Haben Sie die Güte, mir zu antworten. Den Charakter meiner Fragen zu beurtheilen, überlassen Sie mir . . . Wohin gingen Sie von Savern?“

Der Baron wurde etwas eingeschüchtern durch die Zuversichtlichkeit, mit welcher der Beamte ihm seine geheimsten Schritte vorhielt, und antwortete kleinlaut:

„Ich fuhr zurück nach Straßburg.“

„Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich Ihrem angegriffenen Gedächtniß zu Hülfe komme. Sie gingen von Savern nach Paris und befanden sich in der Nacht vom 14. auf den 15. April, in der Nacht, als Ihre Frau Gemahlin ermordet wurde, in deren Schlafzimmer. Zum Beweise dessen ließen Sie ihren Hut daselbst zurück. Hier sehen Sie ihn und hier noch die Wirthsrechnung aus Straßburg, wo bestätigt wird, daß Sie sich acht Tage aufhielten. Mit einem Worte, Sie sind der Mörder Ihrer Frau, und ohne einen glücklichen Zufall würde ein unschuldiges Mädchen anstatt Ihrer das Schaffot bestiegen haben.“

Der Baron wurde bei dieser Anklage todtenbleich; er konnte nichts darauf erwidern. Seine Lippen zitterten und er öffnete den Mund, als ob er sprechen wollte, brachte aber kein Wort hervor.

Das Gesängniß öffnete sich an diesem Tage zwei Mal: das erste Mal, um eine Unschuldige herauszulassen, und das zweite Mal, um den wahren Schuldigen aufzunehmen, der es aber nicht wieder verließ. Man fand eines Tages den Baron vergiftet in seiner Zelle. Bernard wurde ein berühmter Advokat, eine wahre Pflanze des französischen Büreaus, und seine Frau heißt Ernestine née Lamont.

(Geschichte eines Briefwechsels.) Fräulein Edith P. gehörte einer höchst achtbaren französischen Familie an, besaß jedoch kein Vermögen und bemühte sich, diesen Nachtheil dadurch auszugleichen, daß sie sich Kenntnisse und Talente zu erwerben

suchte. Sie wurde auf diese Weise eine ausgezeichnete Musikerin, veröffentlichte vor einigen Jahren mehrere Compositionen, welche allgemeine Anerkennung fanden, und erlangte dadurch eine Art von Berühmtheit. Da sie überdies eine seltene Schönheit besaß und ebenso interessant als liebenswürdig war, sah sie sich bald von einem ganzen Schwarm von Verehrern umgeben. Dies machte der jungen Dame Vergnügen und sie amüßte sich damit, mit dem Feuer zu spielen und auf alle an sie gerichteten Briefe ihrer Anbeter zu antworten, nur um ihren literarischen Stil zu üben. Da sie übrigens große Energie und Willensstärke besaß, ging sie stolz und unbesleckt aus diesen freiwillig auferlegten Proben hervor, aber doch befanden sich in den Händen verschiedener Männer Briefe von ihr, welche diese möglicher Weise mißbrauchen konnten.

Da geschah es, daß ein deutscher Baron und großer Musikliebhaber, Herr von B., sich leidenschaftlich in Fräulein Edith verliebte; es gelang ihm, auch ihr Herz zu rühren, und kurz darauf verheirateten sie sich. Die neue Baronin begriff nun wohl die Unklugheiten, welche sie früher begangen, und bemühte sich, dieselben wieder gut zu machen, indem sie ihre Briefe wieder zu erlangen suchte. Der Frauen Wille ist Gottes Wille, sie erreichte ihren Zweck, erhielt alle ihre Briefe zurück und legte dieselben in ein geheimes Schubfach, da sie sie bei Gelegenheit noch einmal durchzulesen wünschte, bevor sie ein Autodafé damit veranstaltete. Vor etwa zwei Monaten bemerkte jedoch Frau von B. eines Morgens, daß diese Correspondenzen verschwunden seien, und konnte sich dies nicht anders erklären, als daß eine Kammerzofe, die sie einige Tage vorher plötzlich verabschieden mußte, dieselben entwendet habe. Dieser Gedanke beunruhigte sie, denn sie glaubte, daß die Briefe nur in irgend einer bösen Absicht weggenommen sein konnten, allein sie hatte weiter keine Zeit, genauere Nachforschungen darüber anzustellen, da sie mit ihrem Gatten aufs Land gehen mußte, um den Rest der schönen Jahreszeit auf einem Gute desselben zuzubringen.

Kurze Zeit darauf ließ sich ein Fremder, der sich für einen Geschäftsmann ausgab, bei ihr melden, verlangte sie unter vier Augen zu sprechen und theilte ihr dann mit, daß er im Besitz der Briefe sei, die er von der Kammerfrau gekauft habe. Er verlangte jedoch für die Wiedererstattung derselben eine sehr bedeutende Summe und drohte für den Fall, daß die Baronin nicht soviel bezahlen wolle, sie vor der Welt und ihrem Manne zu kompromittiren. Er benahm sich überhaupt so grob und gemein, daß ihm die Baronin, ohne sich auf weitere Auseinandersetzungen mit ihm einzulassen, sofort die Thür wies.

Als dieser Mensch, namens S., wieder nach Hause zurückgekehrt war, erzählte er einem seiner Freunde den üblen Ausgang seines „Geschäfts“; sein Commis, K., hörte in einer Nebenstube diese Erzählung mit an, die ihn im höchsten Grade empörte. Er fand Mittel, sich des Pakets mit den Briefen zu bemächtigen, und brachte sie der Baronin ohne jede Bedingung zurück; diese begriff jedoch wohl, daß der junge Mann seinen Posten deswegen einbüßen werde, und drang ihm eine ansehnliche Summe Geldes auf, welche er nicht ablehnen durfte. Zu

gleicher Zeit übergab die junge Frau ihrem Gatten die Briefe und erzählte ihm die Geschichte derselben.

Der Baron war so überzeugt von der maßellosen Vergangenheit und Gegenwart seiner Frau, daß er sich weigerte, die Briefe zu lesen, sondern dieselben sofort den Flammen übergab.

Inzwischen hatte der wüthende Geschäftsmann, der sich um den geträumten Vortheil geprellt sah, seinen Commis nicht bloß augenblicklich fortgejagt, sondern er verklagte ihn auch noch auf Diebstahl hin, so daß der junge Mann gefänglich eingezogen wurde; als jedoch die Untersuchung die ganze Geschichte enthüllt hatte, gab man dem unschuldig Erkannten seine Freiheit wieder und verhaftete seinen früheren Prinzipal, da eine Menge Betrügereien desselben bei dieser Gelegenheit mit zu Tage gekommen waren.

Die Moral dieser Geschichte ist jedenfalls die, daß sich eine Dame wohl nie genug hüten kann, Briefe an Herren zu schreiben, mögen sie auch noch so unschuldiger Natur sein. — r.

(Ein vergifteter Schoßhund.) Man weiß leider nur zu gut, wie sehr die Mode des Schminkens und Anmalens heutzutage unter den Damen der eleganten Welt um sich gegriffen hat; sie lassen sich nicht warnen, mögen sie auch noch so oft hören, daß diese Malerei der Gesundheit schädlich sei und zuweilen sogar diejenigen, welche sich solcher Verschönerungsmittel bedienen, unsterblich lächerlich machen könne.

Indessen wenn unzählige Damen sich für die Schminke erklären (natürlich nur heimlich und durch die That), so giebt es doch noch einige, die das Banner der Revolution dagegen hoch und stolz einhertragen, und dies sind natürlich solche, die schon von Natur mit einem weißen, frischen Teint begabt sind und daher sehr laut sagen, man müsse sich unbedingt so zeigen, wie man ist.

Unter diesen Feindinnen der Schminke ist auch vor Allen eine gewisse Madame L., die niemals sehr hübsch war und bereits über die Jahre der Jugend hinaus ist, dagegen aber von Natur einen Teint besitzt, um Rosen und Lilien neidisch machen zu können, den sie auch trotz ihrer Jahre bewahrt. Darum verzeiht sie auch keiner Dame, welche den Vortheil vor ihr voraus hat, jung zu sein, schöne Augen und feine Züge zu besitzen, und dazu noch den Glanz einer geborgten Frische süßen will.

Sie hat deshalb allen geschminkten Damen einen unerbittlichen Krieg erklärt und sich als Verblindeten einen reizenden kleinen Havanezerhund, namens Fly, angeschafft, den sie darauf dressirt hat, alle Damen, die ihn lieblosen, im Gesicht zu lecken. Sobald Madame L. sich mit anderen Frauen zusammen sieht, rühmt sie die liebenswürdigen Eigenschaften ihres hübschen Hundchens; natürlich betrachtet man ihn angelegentlich und das verrätherische Thier weiß sich so niedlich zu machen, daß ihm stets eine Menge Liebtosungen zu Theil werden, worauf er alsbald die Schönen mit großer Gewandtheit und Zubringlichkeit im Gesicht leckt und ihnen so den ärgsten Streich spielt.

Kürzlich war Madame L. mit ihrem Mann und ihrem

Hunde in einem renommirten Badeort und machte dort die Bekanntschaft der Frau eines Börsenspekulanten, welche im höchsten Grade elegant war und Tag für Tag neue Kleider, Hüte, Stiefletten, Sonnenschirme u. s. w. zum Vorschein brachte. Alles stimmte bei ihr auf das prächtigste zusammen und dazu hatte sie noch den frischesten, blendend weißesten Teint von der Welt, selbst noch weißer als der der Madame L., was diese vollends wüthend machte.

Dabei waren jedoch die beiden Damen sehr liert, täglich zusammen und anscheinend die zärtlichsten Freundinnen, aber der kleine Hund hatte noch nie Gelegenheit gefunden, seine wohlensubirte Rolle zu spielen, weil die elegante Freundin seiner Herrin keine große Hundliebhaberin war und niemals schön mit ihm that.

Dies verdroß Madame L., welche nun beschloß, ihre Zuflucht zu einem Staatsstreich zu nehmen, und den kleinen Havanezer eines Tages ohne weiteres auf den Schoß der anderen Dame setzte, als diese eben bei ihr zu Besuch war, worauf derselbe die Besucherin augenblicklich zärtlich leckte, so daß die arme Frau dann eine zierlich gemalte Wange und eine ganz besudelte hatte.

Madame L. triumphirte innerlich, stellte sich aber, als ob sie sehr zornig auf das Hundchen sei, und entschuldigte sich tausendmal bei ihrer neuen Freundin, die ganz verzweiflungsvoll nach Hause eilte. Noch an demselben Abend gerieth aber auch die verrätherische Madame L. in Verzweiflung, denn der arme kleine Hund bekam plötzlich die schrecklichsten Krämpfe und verschied in den Armen seiner Herrin.

„Er hat sich am Teint der Madame L. vergiftet!“ rief diese außer sich in ihrem Schmerz, und da sie aller Welt diese Worte wiederholte, kamen sie bald überall herum, natürlich mit einer Menge wenig schmeichelhafter Commentare in Bezug auf die beschuldigte Dame begleitet, welche eine theilnehmende Freundin so eilig als möglich der Madame L. hinterbrachte. Als diese die Geschichte hörte, eilte sie zitternd vor Zorn zu ihrem Manne, den sie aufforderte, sie zu rächen. Er entgegnete ihr anfangs zwar, daß ihn die Sache gar nichts angehe, aber seine Frau ließ ihm nicht Raft noch Ruhe, bis er sich endlich bequeme, eines schönen Morgens zu Herrn L. zu gehen und Rechenschaft über das Gerede seiner Frau von ihm zu fordern.

Der gute L. war ganz erstaunt über diese Forderung und erwiderte, daß er sich um die ganze Geschichte nicht einen Pfifferling bekümmere, man solle ihn damit zufrieden lassen; dann mengten sich noch einige Freunde hinein, und da Herr L. auch gar nicht darauf erpicht war, sich zu schlagen, drehte man die ganze Affaire ins Späßhafte und lachte endlich zusammen über die beiden rachesüchtigen Frauen. Die arme Madame L. war nun doppelt geschlagen und reiste sofort in ein anderes Bad, wo sie ihre Toiletten ausstellte; sie nahm sich aber vor, jeden Hund, der ihr zu nahe komme, als toll zu betrachten und unbedingt todtzuschlagen zu lassen. — r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Staatliche 6 Thlr.  
mit Staatlichen 8 Thlr.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.  
(Fortsetzung.)

Er liebte Deutschland, er liebte seine Heimat, das Städtchen, wo seine Wiege stand, den Friedhof, wo die Gräber der Seinigen lagen . . . Auch die Erinnerung an seinen lichten Jugendtraum spielte herein, die holde Gestalt jenes Mädchens tauchte vor ihm auf, der die ersten Liebesschläge seines Herzens galten. Doch das war vorbei. Sie war die Frau eines Andern, wohl des reichen Kaufherrn, den ihr Onkel Eduard gewählt, jenes Zusammentreffen auf der Eisenbahn wahrscheinlich ihre letzte Begegnung gewesen.

Er riß einen Tannenzweig ab und schlug damit nach einem Schwarm Mücken und Fliegen, die in einem Sonnenstrahl umherzaukelten und ihn summend umschwirrten. Er wollte Erinnerungen und Mücken verscheuchen. Aber zubringlich lästig kehrten die Mücken wie die Erinnerungen zurück. Warum mußte gerade jetzt Annas Bild vor seine Augen treten? Sie, die Gattin eines Andern, eines reichen Mannes, umgeben von allen Bebaglichkeiten des Lebens; er dagegen, flüchtig, unter einem erborgten Namen ein armselig Tagewerk treibend, bemitleidenswerther als der buntscheckige Bissenreißer, den er gestern in der Stadt bei den Seiltänzern gesehen. Denn diesem kamen die Späße vom

Herzen und sein Narrenhandwerk belustigte ihn und die Menge, vor der er es trieb. — Ein leises Rascheln hinter ihm störte seinen Gedankengang. Er drehte sich unwillig um. Ein junges Mädchen stand vor ihm. Ueber sein Gesicht flog ein freundliches Lächeln.

„Fräulein Melitta?“ und er streckte ihr grüßend seine Hand entgegen, in die sie erröthend leicht die ihrige legte.

„Sucht Ophelia ihren Hamlet?“ frug er.

„Das ist es,“ antwortete sie. „Man sucht Sie überall, Herr Ludwig, die Vorstellung soll in einer Viertelstunde beginnen, die Andern sind schon Alle im Costüm. Das Publikum pocht und lärmst vor Ungebuld. Die Frau Directorin ist außer sich und versichert, daß Ihnen morgen gekündigt werden würde.“

„Wirklich, thut sie das, liebe Melitta?“ entgegnete er bitter lächelnd, „vielleicht erspare ich ihr die Mühe.“ Das junge Mädchen erschrak. Sie richtete ihr lichtbraunes Auge auf ihn und stammelte:

„Sie wollen uns . . . doch nicht verlassen?“

„Am Ende doch einmal, mein liebes Kind,“ antwortete er, ihren Arm in den seinigen legend und langsam nach dem vordern Park, wo das Theater stand, zuwandernd. Das junge Mädchen schwieg betroffen und blickte seitwärts hinein in die dunklen Waldesschatten. Sie war eine schlanke Gestalt, vielleicht noch zu schlank, die Formen noch etwas zu mager, noch jener Fülle entbehrend, welche das Kennzeichen voll entwickelter Weiblichkeit ist. Sie war auch schon im Begriff gewesen, ihr Ophelia-Costüm anzulegen. Da hörte

sie die Directorin nach Herrn Ludwig Hoffmann rufen und dann schelten. Da war sie eilig fortgesprungen, ihn zu suchen an seinem Lieblingsplatz, den sie kannte. Ueber die bloßen, hübsch geformten, aber noch etwas magern Schultern hatte sie eine schwarzseidene Mantille geworfen, um den weißen, etwas schmalen, aber doch kräftigen Hals fluteten die natürlichen, braunen Haare. Sie war ein Schauspielerkind, dem die Eltern früh gestorben, Erdenbrecher hatte sie seit ihrem zwölften Jahre bei sich und väterlich für sie gesorgt. Die Signora behandelte sie etwas sehr stiefmütterlich. Dies und weil sie eine Waise war, hatte den Flüchtling zu ihr hingezogen. Ihr feines Wesen, auffallend abstechend von dem Gebaren der Andern, fesselte ihn, er fühlte wie ein älterer Bruder für eine jüngere Schwester für sie.

„Gefällt es Ihnen nicht mehr in diesem Verhältniß?“ frug sie, endlich das Schweigen brechend, aber noch immer seitwärts in die Baumgruppen blickend.

„Soll ich aufrichtig sein, liebe Melitta, es hat mir nie gefallen. Ich wäre vielleicht schon längst fort, wenn mich nicht der brave Erdenbrecher und —“ er stockte, weil er fühlte, wie er im Begriff war, mehr zu sagen, als ihm gut dünkte.

Melitta aber nahm sein letztes Wort auf. „Und?“ wiederholte sie.

„Und andere Verhältnisse nicht zurückgehalten hätten.“

Eine tiefe Röthe erschien auf den Wangen des jungen Mädchens. Sie beugte sich nieder und pflückte einen Haselstaudenzweig ab. Sie hatte die letzten Worte eben nach Mädchenweise gedeutet.

„Haben Sie schon ein anderes Engagement?“ frug sie nach einer Weile. Sie blickte ihm mit ihren lichtbraunen Augen dabei voll ins Gesicht.

„Noch nicht, liebe Melitta, ich suche auch keins.“

Das junge Mädchen verstand ihn nicht. Er bemerkte es an dem Ausdruck ihres Gesichts.

„Ich möchte die Bühne verlassen, ich bin es müde, Komödie zu spielen.“

Die junge Schauspielerin blieb erschrocken stehen und warf einen ängstlichen, forschenden Blick auf ihren Begleiter. Sie, die zwischen den Coulissen, so zu sagen, das Licht der Welt erblickt, die von Jugend auf innerhalb der Theaterwelt gelebt hatte, für die es keinen Beruf und Wirkungskreis außer der Bühne gab, konnte diesen Entschluß ihres Collegen nicht begreifen.

„Sie wollen das Theater verlassen,“ stammelte sie endlich, „aber, mein Gott, was wollen Sie dann in der Welt anfangen?“

Er lächelte.

„Jedem Geschöpf, liebe Melitta, gab Gott seine besondere Natur. Sehen Sie da drüben die Sperlinge, wie sie in den Weinspalieren der Parkmauer sich herumtummeln. Sie balgen sich um die noch sauern Weinbeeren und kümmern sich nicht um die kleine Feldmaus, die erschrocken über den Lärm in ihr Loch schlüpft. Die Eulen, die dort oben auf den hohen Tannen nisten und deren häßliches Geschrei Sie schon oft des Nachts erschreckt hat, verachten die Trauben und halten sich an die Mäuse.“ Er sprach absichtlich so, er wollte sie nicht verletzen.

Aber sie hatte ihn ganz wohl verstanden.

„Herr Ludwig,“ sagte sie, das Köpfchen lebhaft erhebend, „würden Sie mir auch rathen, die Bühne zu verlassen?“

Er antwortete nicht gleich, sondern betrachtete sie still. Sie konnte vielleicht nicht für das gelten, was man eine Schönheit nennt, in Bezug auf ihr Gesicht, denn ihre Gestalt war durchaus grazios gebaut. Der Mund war etwas groß, wenn auch gut geformt. Ihr Teint hatte jenen reinen, bräunlichen Ton, den man bei Südländerinnen in der Regel, bei nordischen Frauen aber nur ausnahmsweise findet und dann sicher als Kennzeichen einer energischen, leidenschaftlichen Natur betrachten kann. Hier und da machten sich auch einige leichte Sommerprossen bemerkbar, aber die Stirne zeigte eine so reine und weiche Form, die großen Augen mit den langen Wimpern warfen über ihr Antlitz ein so sonniges Licht, daß man jene kleinen Unregelmäßigkeiten vergaß.

Sie wiederholte ihre Frage.

„Nein, Melitta,“ antwortete er endlich, „Sie sind groß geworden in dieser Sphäre, Ihnen bedeutet das Theater eine Welt, Ihnen ist es eine Welt. Sie haben Beruf dafür, Sie können einst Bedeutendes, vielleicht Großes in Ihrer Kunst leisten. Bin ich auch selbst ein schlechter Komödiant, so glaube ich doch das beurtheilen zu können. Ich dagegen würde es nie zu etwas Bedeutendem bringen. Sie fühlen sich zufrieden, glücklich, wenn Sie des Abends vom Theater zurückkehren, während ich mir mit der Schminke jedes Mal ein Stück meines Herzens, meiner Lebenskraft abreibe.“

Mit zurückgehaltenem Athem hatte sie seine Antwort erwartet; während er sprach, zog über ihre Züge in raschem Wechsel Licht und Schatten.

„Und wann wollen Sie fort . . . Herr Ludwig?“ frug sie nach einer kleinen Pause.

„So bald es geht und ohne daß der wackere Er-

denkbrecher dadurch Einbuße erleidet. Doch da kommt er ja selbst, ganz roth und erhitzt.“

Der kleine Schauspieldirector kam ihnen in großer Aufregung entgegen. Die Vorwürfe seiner Frau, die alle Augenblicke heraus zu ihm an die Kasse schickte, um ihm sagen zu lassen, daß der Herr Ludwig nicht zu sehen und zu hören und die Ophelia, Fräulein Melitta, nun auch verschwunden sei, hatten ihn endlich zur Verzweiflung gebracht. Wo die Beiden stecken mochten! Wenn sie die Vorstellung versäumen, er das Geld zurückzahlen sollte! Dazu der wachsende Lärm, das Rufen, Schreien, Pochen! In seiner Angst gab er dem Orchester das Zeichen zum Beginnen der Musik und lief dann fort, Hamlet und Ophelia zu suchen. Er stieß einen unartikulirten Laut der Freude aus, einen Schrei etwa wie ein Indianer, der den ersten Scalp erbeutet, als Ludwig und Melitta vor ihm standen.

„Eilt, eilt, meine Kinder,“ rief er, die Hände mit den langen Manschetten ihnen entgegenstreckend und sich dann mit dem rothseidenen Taschentuch das erhitzte, glänzende Gesicht trocknend, „eilt, eilt! Hört Ihr nicht das Heulen der Meute? Nicht um alle Kronen Europas möchte ich noch einmal diese letzte halbe Stunde durchleben.“

In der unangenehmsten Lage verließ ihn sein Humor und sein Pathos nicht. „Ich war auch jung, mein Gott, am Ende bin ich es jetzt noch . . . ich habe auch einst geliebt,“ fuhr er fort, neben den Beiden hergehend und getäuscht durch die vertrauliche Stellung Arm in Arm, in welcher er Ludwig und Melitta getroffen, „aber im Angesicht der Schlacht darf der Ritter nicht mit Liebchen kosen . . . Heute Abend, wenn wir mit Lorbeer bekränzt heimkehren aus dem Ringkampf.“

Da klang die tiefe Altstimme der Signora Riccobini-Erdenbrecher herüber und befreite die Beiden aus peinlicher Verlegenheit:

„Was plaudert Ihr dort?“ rief sie, „während man hier die Bühne stürmt?“

„Wir kommen, wir kommen, Signora,“ schrie William, „wir werden kommen, sehen, siegen. Und nun hinein in die Arena, Kinder, die Bestie heult und verlangt ihr Opfer.“

Es war ein Opfer für Ludwig Schwarz. Beim Lampenlicht, zwischen gemalten Bäumen, unter dicken Wolken aus blauer Pappe, die mit der geöfneten Mondscheibe schwer und melancholisch auf ihn herabhingen,

war es ihm noch lange nicht so traurig ums Herz gewesen beim Komödienspielen, als auf den Brettern des Sommertheaters, wo die helle Sonne auf die geschminkten Wangen, die falschen Haartouren und die gemalten Augenbrauen, auf das bunte Flitterzeug des Costüms herabschien, die Wipfel der Eichen und Buchen über der breiteren Musenhalle emporragten und ihren erfrischenden, kräftigen Laubbust ausströmten und der Himmel klar und blau in unermessener Höhe sich über seinem Haupte wölbte.

Als er in die Garderobe trat, begann das Orchester die zweite Pöce; er mußte eilen, sich in sein Gewand zu werfen, denn das Publikum wurde immer ungeduldiger und die Matrosen auf dem dritten Rang riefen, ob das Fahrzeug noch nicht in See steche.

Da rollte der Vorhang in die Höhe und unter großer Unruhe und Unaufmerksamkeit des noch sehr aufgeregten und beweglichen Publikums spielte sich im verdunkelten Hintergrunde der Bühne die Geistscene auf der Terrasse des Schlosses von Helsingör ab. Nun die Verwandlung, das Staatszimmer im Schlosse mit dem König, der Königin, die Signora Riccobini-Erdenbrecher spielte, mit Hamlet, Laertes und dem Gefolge auf der Scene.

Aber nach wie vor dauerte die Unruhe und das Geplauder im Zuschauerraum fort, selbst die vornehmen Damen und Herren auf den Sesseln mit Rohrgeflecht, die den ersten Rang bildeten, theilten die Beweglichkeit des Parterre und der hintern Plätze. Sie waren ja nicht eines künstlerischen Genusses wegen heraus in das Uhlennecker Sommertheater gefahren, sondern weil es hieß, es werde dabei zu Demonstrationen kommen gegen Dänemark, gegen den Senat der Stadt, der das Stück verboten hatte. Für die vornehme Welt war das eine pikante Abwechslung. Da leerte sich die Bühne, Hamlet sprach seinen ersten Monolog:

„O, schmölze doch dies allzu feste Fleisch,  
Zerging und löst in einen Thau sich auf!  
Oder hätte nicht der Ewig sein Gebot  
Gerichtet gegen Selbstmord . . . O, Gott, o, Gott,  
Wie ekel, schal und flach und unersprießlich  
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt.“

Wie ekel, schal, flach und unersprießlich! Es war sein eigener Ueberdruß am Leben, an diesem Leben, den er aussprach, und die Wahrheit der Empfindung verlieh seinen Worten wie seinem Geberdenspiel eine Naturtreue, wie sie nur der wirkliche Künstler zu erreichen versteht.

Man wurde aufmerksam auf diesen Hamlet, es trat eine gewisse Stille ein. Ein Paar Augen, ein Paar

dunkle, traurige, aber doch schöne, milde Augen, die bis jetzt theilnahmlos vor sich hingeblickt, richteten sich auf den Darsteller des Hamlet.

Es war die junge Frau des reichen Kaufherrn, dessen Bekanntschaft wir auf der Chaussee machten.

Er saß neben ihr, in der vordersten Reihe unmittelbar hinter dem Orchester. Seine Augen blickten kalt und vornehm über die Menge hin, nur für die Aristokratie auf den ersten Plätzen hatte er ein verbindliches Lächeln.

Dann unterhielt er sich mit einem Engroshändler, der neben ihm saß, über die letzte Kaffeeauktion in Rotterdam und über die veränderte Preisnormirung dieses Artikels. Sie aber lauschte mit zurückgehaltenem Athem, ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten, ihre Pulse hämmerten wie im Fieber.

Nein, nein, sie täuschte sich nicht, es war Ludwig Schwarz, den sie da oben auf der Bühne sah.

Sie war aufs tiefste erregt. Ihn so wiederzufinden, den Mann, dem ihre ersten, idealen Mädchenträumereien galten!

Das merkwürdige Zusammentreffen auf der Eisenbahn, dieses plötzliche Auftauchen als Komödiant bei einer Wandertruppe — es war zuviel des Ueberraschenden für die junge Frau. Zum Glück war ihr Mann zu sehr in dem Gespräch über die Kaffeepreise vertieft und bemerkte ihre Aufregung nicht. Aber ein Paar andere Augen, magnetisch angezogen durch den unverwandten Blick der jungen Frau, sahen sie. Es war Ludwig selbst, der da oben dicht an der Rampe stand, nur durch das schmale, wenige Ellen breite Orchester von ihr getrennt. Sein Auge traf sie, ein gegenseitiges Erkennen fand statt, schnell, blitzartig, wie sie wurde auch er von dem plötzlichen Wiedersehen übermannt. Er zitterte, seine Zunge versagte ihm den Dienst, seine Gedanken flogen um Jahre zurück, er war wieder der Artillerieofficier und die junge Frau in dem dunklen Seidenkleid mit dem Cashemirshawl um die Schultern Fräulein Anna Förster.

Das Spiel stand still. Schon hatte Horatio ihm dreimal das „Heil Eurer Hoheit“ zugerufen und Erdenbrecher soufflirte mit perlendem Anglischweiß auf der Stirne unaufhörlich hinter der ersten Couliſſe hervor: „Um Gottes willen, so redet doch:

Ich bin erfreut, Euch wohl zu sehen.

Horatio — wenn ich mich nicht selbst vergesse?“

Aber das war es eben. Hamlet hatte sich selbst vergessen. Er sah und hörte nicht, was rings um ihn sich zutrug. Die anfängliche Befremdung des Publi-

kums, die sich steigende Unruhe, den Lärm, den Tumult, der endlich ausbrach, das wüste Schreien, Stampfen, Pfeifen — er merkte nichts von alledem . . . seine Augen waren starr und unverwandt auf die Stelle gerichtet, wo sie saß.

„Weiter spielen, weiter spielen,“ riefen einige Stimmen.

„Er ist betrunken, dieser Hamlet,“ schrie ein dicker Bierwirth.

„Es ist ein dänischer Grünkopf,“ lachten und spotteten Andere.

Die vornehmen Herrschaften auf dem ersten Rang erhoben sich und verließen das Theater. Frau Anna war einer Ohnmacht nahe. Ihre Knie bebten, sie vermochte kaum ihrem Manne zu folgen, welcher meinte, das läme davon, wenn man sich unter den Pöbel mische, um solche Possenreißer zu sehen. Sie hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz . . . Der Spectakel steigerte sich indessen von Sekunde zu Sekunde, Apfelsinenschalen und Cigarrenstummel flogen auf die Bühne. Ein Kreischen, Pfeifen, Zischen und Heulen durchschnitt die Luft, daß Erdenbrecher endlich in Verzweiflung ausrief: „Laßt den Vorhang nieder, das wilde Heer ist los.“ Die Gardine fiel, das ganze Personal umringte Schwarz, der, wie aus einem Traum erwachend, verwundert um sich blickte.

„Freund, Mensch, Unglücklicher,“ schrie Erdenbrecher, dies Mal aus seiner Contenance gebracht und sich in den Haaren wühlend, „was ist mit dir? Welcher Basilisk, Dämon, Teufel hat dich bezaubert, warum starrest du immer auf eine Stelle?“

„Hochmuth kommt vor dem Fall,“ stichelte die Frau Directorin, „ich finde es sehr natürlich, daß ein Mensch, der, statt seine Rolle zu lernen, den ganzen Tag auf den Feldern herumstreift und phantastischen, hochmüthigen Ideen nachhängt, einen so blamablen Affront erleben muß. Ich denke, es wird hoffentlich das letzte Mal gewesen sein, daß dieser Herr bei uns die Breter betreten hat, er richtet das Renommée der ganzen Gesellschaft zu Grunde.“

„So ein Scandal ist noch nicht dagewesen,“ riefen einige der Künstler, die sich bei der Frau Directorin insinuirten wollten, „wir sind Alle blamirt . . .“

„Mir flog ein Cigarrenstummel an die Nase,“ sprach eine langhalsige, sehr magere Anstands dame, die als Hofdame der Königin fungirt hatte.

„Mir eine Apfelsinenschale,“ klagte eine Andere. Jede aber versicherte, daß so ein Scandal unerhört sei.

Nur Fräulein Melitta schwieg und blickte traurig zur Erde. Sie hatte Ludwig hinter der Coullisse hervor genau beobachtet, ihr war es nicht entgangen, wie er zusammenzuckte, als seine Blicke denen der jungen Frau im Parquet begegneten. Sie fühlte, daß hier eine Begegnung zweier Menschen stattgefunden, die sich einst nahe gestanden hatten.

Indessen brüllte draußen im Zuschauerraum ein Haufen fort, der aus den rohesten Elementen des Publikums zusammengesetzt war.

„Director heraus, Rede halten, weiter spielen,“ schrien sie.

„Hörst du es, Erdenbrecher,“ zischte die Signora, einen giftigen Blick auf Ludwig schleudernd, „man verlangt dich, du mußt sie beschwichtigen, sie demoliren uns sonst das Haus. Laß die Gardine aufziehen und erkläre, daß der Darsteller des Hamlet sofort von dir wegen Trunkenheit entlassen worden sei.“

„Nein, nein,“ schrie Erdenbrecher, in dem wilden Tumult fast die Besinnung verlierend, „hebe dich weg, Versucherin. Ah, du hast deine Stunde gut gewählt, du bleibst bei mir, Freund.“ Und er legte erschöpft seine Hand auf Ludwigs Schulter.

Der wüste Lärm, die giftigen Reden der Frau Directorin und der Collegenchaft, dieser schmutzigen Regen von Gemeinheiten, der auf ihn niederfiel, ernüchterten diesen und gaben ihm seine Haltung wieder.

Er richtete sein Haupt empor, frei und stolz, entschlossen und mit einem Ausdruck, der die ihn Umringenden zurückweichen ließ.

Er drückte Erdenbrecher die Hand und sprach mit energischer Betonung: „Ich danke dir, mein Freund, ich danke dir, gute, treue Seele. Aber die da,“ und er deutete mit einer verächtlichen Geberde auf die Directorin und ihre Bundesgenossen, „die da haben recht. Ich muß fort, ich will fort. Ich habe heute zum letzten Mal dies Gewand getragen. Mache mir den Abschied nicht schwer, weine nicht und laß mich von dir mit dem Bewußtsein scheiden, daß unter dem Rock des armen Komödianten ein Herz schlägt, rein und edel wie Gold, ein Herz, um das dich ein König beneiden kann. Leb wohl, mein Freund.“ Er sah sich im Kreise um, seine Augen suchten Melitta, sie fanden sie nicht.

Erdenbrecher wollte noch einen Versuch machen, den Freund zurückzuhalten, aber eine bestimmte, abwehrende Geberde machten ihn verstummen. Er setzte sich auf ein Coullissen-Felsstück in einem dunklen Winkel und weinte bitterlich.

Auch die Signora und die Andern schwiegen und traten schein bei Seite, als Ludwig hinausschritt, der Horatio aber stürzte hinaus an die Rampe und schrie in die Menge hinein, daß der Hamlet von einem Starrkrampf befallen worden sei und die Herrschaften ihr Geld an der Kasse zurück erhalten würden.

Es war am Spätabend desselben Tages. Die Erde schlummerte und herab aus unendlich weiter Ferne leuchteten die Sterne des Himmels auf die müden Menschen. Ein einsamer Wanderer, ein kleines Bündel in der Hand, schritt auf der Chaussee hin, die von Uhlenest nach der großen Hafen- und Handelsstadt führte. Es war Ludwig Schwarz. Wie jener griechische Philosoph konnte er sagen: ich trage Alles, was ich habe, bei mir. Es war wenig genug, kaum hinreichend, um ihm einige Wochen das Leben zu fristen. Aber er war voller Hoffnung.

Er war nicht abergläubig.

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Auch eine Entgegnung auf Dupin's Broschüre gegen den Luxus.) Wir geben hier den Brief einer eleganten Pariserin, den sie von ihrem Landsitze aus an eine Freundin richtet.

„Was mich ordentlich wüthend macht, ist die unter den Männern eingeriffene Mode, gegen unseren Luxus zu donnern; es giebt gar keine officiellen und officiösen Blitze, die man nicht schon gegen unsere Garderobe geschleudert hätte! Sogar mein Mann hat mir neulich Abend die berühmte Broschüre des alten Dupin unter die Serviette gelegt und mit ernster Stimme dazu gesagt:

„Lies dir das einmal, meine Liebe.“

Ich habe das Ding gelesen und gestehe, daß es ganz nett geschrieben ist, aber was beweist das? Hat mir nicht mein eigener Mann vergangenen Winter in der Tasche drei kleine, in Seidenpapier gewickelte Büchsen mitgebracht, von denen eine Nymphenweiß, die zweite rose de jeunesse und die dritte japanische Tuschse enthielt, die man die Poesie des Blickes nennt? Entschuldige, daß ich mich einen Augenblick unterbreche: eben fahren die Viercoumats vorbei, denn siehst du, ich sitze mit meiner Schreiberei hier auf der Terrasse. Meine ganze Gesellschaft ist in der Stadt und ich bin heute allein zu Hause geblieben, um mit dir zu plaudern.

„Ergebenste Dienerin, Madameieurcomat!“ Sie hat einen ganz hübschen Hut auf. Ihr Gatte grüßt mich lächelnd; er trägt weiße, hirschlederne Handschuhe, seine Hemdkragen sind etwas zu breit, dazu hat er einen sehr niedrigen, blaugrauen Hut und eine pfirsichbläufarbene Jaquette. Er kleidet sich so leidlich, aber er ist viel zu groß für seinen Wagen; von weitem könnte man glauben, er hätte die zwei Räder an sich selbst befestigt — aber ich komme wieder auf meinen Gegenstand zurück.

Ich sagte dir schon, daß mir mein Mann eines schönen Tages einen ganzen Schminktapparat mitbrachte.

„Und was soll ich mit diesem Zeug machen?“ fragte ich.

Er umarmte mich äußerst zierlich und erwiderte etwas verlegen: „Ich wünschte, daß du dies einmal versuchtest. Unter uns, du weißt ja, was für einen reizenden Ausdruck der Inhalt dieses Blickschens dem Blicke giebt! Frau von B. bedient sich dessen, du kannst mirs glauben. Uebrigens ist es ja nur eine Kinderei u. c.“

Du begreifst, liebes Herz, daß es meinem Manne sehr übel anstehen würde, wenn er etwa jetzt die Rechnung meines Parfumeurs etwas zu hoch fände. Nun gut, was für meinen Parfumeur gilt, gilt auch für meine Wäscherin, meinen Schuhmacher, meinen Stock- und Reitpeitschenhändler, meinen Schneider — kurz, für alle diejenigen Leute, die mich darin unterstützen, daß ich den Leuten nicht Furcht einjage.

Es ist mein Mann, der mir so oft den Anzug der Fräuleins Titiche und Monache gerühmt hat, daß ich mir endlich bei ihrer Schneiderin die Kleider machen ließ. Meinen denn unsere Männer wirklich, daß wir die Blicke gar nicht bemerken, die sie in die Logen dieser Demoiselles werfen, wenn wir im Theater sind? Gesehen sie nicht offen, daß diese „Schelminnen,“ wie sie zu sagen belieben, sich besser als irgend Jemand zu kleiden wüßten, und können wir etwas Besseres thun, als dieselben einigermaßen nachzuahmen? Diese Frauenzimmer führen jetzt den Bügel, und wessen Schuld ist dies? Haben wir Frauen der vornehmen Welt etwa diese Geschöyse gerühmt und bewundert, die nur dazu geschaffen sind, unsere Hosen zu sein, während das schnurrbärtige Geschlecht unsere Rivalinnen daraus macht? Ich sage Rivalinnen, um uns nicht zu demüthigen, denn sie sind mehr als das. Haben wir nicht einen instinctiven Abscheu vor dieser in Atlas einherstolzirenden Brut? Die vornehmen Herren haben auf Ehre einen wahren Bedientengeschmack; sie trinken gemeinen Fusel aus goldenen Bechern, die sie gemeinschaftlich laufen; es ist ein wahrer Jammer mit anzusehen, wie wir armen, ausländigen Frauen genöthigt sind, ihnen diesen Fusel zu kredenzen, wenn wir sie nicht ganz von uns verschrecken wollen.

Sieh, da kommt der schöne Alcindor auf der Straße daher gesprengt. Blaugraue Beinkleider mit goldenen Knöpfen, gelbliche Samaschen, kleine ziegenlederne Stiefeln mit niedlichen silbernen Sporen . . der junge Mann ist untadelhaft. Jetzt nimmt er einen hübschen Jagdgalopp an, neigt sich herab, um die Hüfte seines Pferdes zu betrachten, und thut, als ob er seine Handschuhe zuknöpfen müsse . . er hat mich bemerkt. So gehöret

es sich für einen hübschen feinen Mann. Er hat mich gegrüßt wie wenige Männer zu grüßen verstehen. Wer war es nur, wen ich noch so grüßen sah? Ach ja, es war Francois im Hippodrom. Aber das schadet nichts, ich liebe solche tiefe, respectvolle Vereinigungen; man grüßt doch nur uns Frauen aus der vornehmen Welt in dieser Weise. Ich hätte den schönen Alcindor aber nicht für so kahl gehalten, ich muß ihm den Zwiebelsirup empfehlen, der meinem Manne so gute Dienste geleistet hat. Der schöne Alcindor ist ein prächtiger Reiter, ich liebe seinen rothen Schnurrbart und seine kleine blaue Cravatte, sowie seine zierlichen Handschuhe mit drei Knöpfen . . Brrrr, was für ein Lärm und Staub! Ach, ich erkenne den chocolatsfarbigen Kutscher; es ist die gute Gräfin mit ihrer Schwägerin und ihrem Pfarrer . . sieh, sieh, und der schöne Alcindor, der dort unter den Ulmen hinreitet . . Die beiden Damen sind in Weiß, ihre Kleider füllen den ganzen Wagen an, was sich nicht übel ausnimmt, wenn die Pferde so schnell dahinjagen, aber der gute Pfarrer dabei steht aus wie eine Fliege, die in einen Milchtopf gefallen ist. Ein großer, grauer Sonnenschirm mit grünseidenem Futter und Bambusstab ist mit Schnüren befestigt, so daß er den ganzen Wagen beschattet . . das macht sich nobel. Wie gutmüthig das Gesicht des trefflichen Pfarrers zwischen diesen beiden Porzellanköpfen aussieht! Er ist ein würdiger Mann, obwohl er ein bißchen zuviel ist, wie alle Menschen mit ruhigem Gewissen; er ist auch ein wenig . . aber kurz, er ist der einzige Mensch in der ganzen Gemeinde, der in directem Verkehr mit dem Himmel steht, und man muß darum Manches übersehen.

„Guten Tag, meine Damen, guten Tag, Herr Pfarrer!“ — Diese gute Gräfin ist gemalt wie ein Aushängeschild! Ein bißchen, wie ich, lasse ich mir gefallen, aber sie macht es zu arg. Doch wer weiß, ob ich es nicht auch noch einmal so mache, wenn ich den Kampf fortsetzen will.

Als der schöne Alcindor vorüberkam, war ich, glaube ich, eben im Begriff, dir zu sagen, daß die Männer mir sehr untergeordnete Wesen scheinen — lache nicht, wenn man sie gehörig beobachtet, springt das in die Augen — ich meine natürlich die Männer von heute. — Hast du dir jemals überlegt, was für Menschen man uns zu Männern giebt? Erbärmliche, vor der Zeit gealterte, blasirte Wesen, die den Entresol irgend einer Titiche oder Monache nur verlassen, um den Ehecontract zu unterzeichnen. Sie lassen in diesem Entresol ihren Schlafrock und ihre Pantoffeln zurück, nur dort fühlen sie sich wohl. Sie sehen in uns nur ein Spielzeug für wenige Stunden, denn wenn die Hochzeit kaum vorüber ist, ergreift sie schon wieder das Heimweh nach jenem Entresol und sie gähnen uns ins Gesicht. Soll man dann, um ihnen zu gefallen, einen Jargon sprechen wie in den Küchen und Gefängnissen? Muß man einen Papa Kutscher haben und einen Bruder, der Contremarken verkauft? Ich bedauere zuweilen, nicht die Tochter eines Portiers zu sein, mit einer aufgestülpten Nase und der Gabe, allerhand Tollheiten zu begehnen. Ja, wirklich, ich möchte so beschaffen sein, wäre es auch nur, um meinen Mann wiederzugewinnen.

Wie können wir gleichgiltig gegen das Wesen dieser Welt

sein, welche die unserige verschlingt? Wie sollte nicht eine Rivalität, ein erbitterter Kampf entstehen zwischen uns und diesen Personen, die uns unsere Brüder und Gatten rauben? Ist es nicht wahr, daß unsere Salons verödet und die ihrigen voll Gesellschaft sind? In einiger Zeit werden wir uns glücklich schätzen können, wenn sie uns einladen wollen.

In dieser großen Verwirrung und Verwechslung der Frauen ist die Toilettenverwirrung nur eine Nebensache. Es ist eine Kinderlei, den Luxus der Frauen anzugreifen und ihm ein Ende machen zu wollen, indem man die daraus folgenden Unannehmlichkeiten aufzählt; es ist ganz klar, daß trotzdem und eben deshalb nur um so mehr suchen werden, dieselben zu besiegen. Der Luxus, den heutzutage alle Frauen ohne Unterschied des Ranges und der Tugend entfalten, ist durchaus nicht das Ergebnis einer übertriebenen Koletterie; es ist ganz einfach nur ein Kampf, ein Gefecht, denn schon in unsern Toiletten liegt etwas so Ungewöhnliches, Heftiges, Verzweifeltes, was auf einen ernsten, bitteren Kampf schließen läßt. Die Frauen klammern sich an dies letzte Mittel, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, weil sie fühlen, daß sie kein anderes mehr besitzen. Die Männer unseres Zeitalters haben kein Gefühl und keinen Geschmack mehr für die Frauen; sie lieben nicht mehr ihren Umgang, sie fliehen ihre Gesellschaft — dies ist die wahre Ursache dieser ganzen Verwirrung. Diese Herren sind wahre Mathematiker geworden: das lebenswürdige Geplauder, wie es sonst Mode war, die lachenden Liebchaften, wie man sie mit zwanzig Jahren hatte, mit ihren kleinen Verzweiflungsscenen, ihren süßen Thränen und seltenen Klüssen, nehmen ihnen zuviel Zeit weg und versprechen ihnen zu spät erst wirklichen Genuß. Alle diese Herren haben es sehr eilig: sie bezahlen, aber sie wollen auch sofort bedient sein, und durch dieses Bezahlen lernen sie die Frauen nur danach schätzen, was sie kosten. Wir wären also sehr thöricht, wenn wir uns freiwillig des Vortheils begäben, den uns unsere etwaigen Schulden sichern. Die Moden und Sitten der Frauen entstehen nicht aufs Gerathewohl, wie die Pilze im Walde; sie sind die unmittelbare Folge des Geschmacks und der Gedanken der Männer. So schätzt man uns jetzt nur als ein Mittel, um viel Geld in kurzer Zeit auszugeben.

Ich muß dir Lebewohl sagen, mein Herz, denn ich sehe eben meine ganze Gesellschaft heimkehren und muß schnell etwas Toilette machen. Deine treue  
Bertha."

—r.

(Ein uneigennütziger Führer.) Einige Engländer, welche kürzlich nebst ihren Frauen Schweden bereisten, da sie überall anderswo bereits zu viele ihres Gleichen angetroffen hatten, wollten mit angeborener Gründlichkeit auch das Sommerpalais des Königs besuchen, welches etwa anderthalb Meilen von Stockholm gelegen ist. Die ganze Gesellschaft desirte vor dem Wachtposten vorbei, der sie auch ungehindert einließ. Als sie in die Schloßgärten kamen, sahen sie einen Mann, der still und in sich versunken auf einer Bank saß, als ob er irgend wen oder was zu erwarten schiene.

Unsere Engländer, die nicht recht wußten, wie sie sich verhalten

sollten, um ein königliches Palais zu besuchen, schickten einen Bevollmächtigten aus ihrer Mitte an den dastehenden Fremden ab, um bei ihm Erkundigungen einzuziehen. Glücklicher Weise sprach der Fremde fertig englisch. Der Tourist fragte ihn zuvörderst, ob der König im Schlosse anwesend und ob es wohl gestattet wäre, das Schloß in Augenschein zu nehmen, wenn der König und die königliche Familie darin verweilten. Der Mann erwiderte, daß allerdings ein Verbot dagegen vorhanden sei, da er jedoch bei dem Hofstaat des Königs bedienstet sei, so erbiene er sich, sie in dem Palais herumzuführen, weil sie sich offenbar nicht mit einem Führer versehen hätten. Während sie umhergingen, fragten die Engländer, ob es nicht möglich sei, daß sie könnten den König zu sehen bekommen. Der Fremde antwortete ihnen, es sei hier zu Lande nicht gebräuchlich, Fremde in das Privatzimmer des Königs zu führen, wenn dieser gerade darin wäre. Da aber, wie er aus zuverlässiger Quelle erfahren, der König sich eben in einer aufgeregten und unruhigen Stimmung befinden solle, so würde er sich wohl nicht in seinem Zimmer aufhalten, sondern vielmehr herumspazieren, so daß sie ihm möglicher Weise bei ihrer Inspection begegnen könnten.

Die Gesellschaft setzte ihre Streifzüge durch den Garten fort; einer der Engländer trug einige lustige Anekdoten auf Rechnung Sr. Majestät vor, die er gehört hatte, und fragte den Führer, ob sie auch wirklich authentisch seien. Dieser erwiderte, man erzähle gleichzeitig soviel Gutes und soviel Schlimmes von dem Könige, daß es schwierig sei, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden. Da er jedoch an den Hofstaat attachirt und deshalb zur Verschwiegenheit verpflichtet wäre, so dürften sie sich nicht an ihn wenden, um Auskunft zu erhalten. Die Engländer gaben ihm hierin völlig recht und entschuldigten sich wegen ihrer Indiscretion, was der Führer mit sehr höflichen Worten entgegnete. Nachdem man die Gärten also kreuz und quer durchschritten hatte, trat man in das Palais, wo man Alles in Augenschein nahm: die großen Säle, die Schlafgemächer, die Bibliothekzimmer, die Wohnzimmer; der Führer zeigte den Engländern jede Kleinigkeit mit der feinen Zuvoorkommenheit, welche dem Schweden eigenthümlich ist. Dann brachte er sie nach dem Garten zurück und führte sie wieder an die Pforte durch noch weit schönere Gänge, als sie vorher durchschritten hatten. Die Gesellschaft berathschlagte heimlich, ob es wohl thunlich sei, dem Fremden eine Belohnung für seine Gefälligkeit anzubieten, kam jedoch darin überein, daß dies hier schwerlich an rechter Stelle sei, da ihnen der Mann zu fein hierzu vorkam. Sie sprachen ihm also beim Abschiede ihren Dank aus und wiederholten ihm, daß das Palais ihre größte Bewunderung erregt habe; sie bedauerten nur, den König doch nicht bei dieser Gelegenheit gesehen zu haben. Da nahm der Führer freundlich lächelnd seinen Hut ab und sagte: „Auch dieser Wunsch soll Ihnen nicht unerfüllt bleiben, denn ich bin der König!“

Nach diesen Worten grüßte Karl XV. seine überraschten Gäste, die stumm und starr vor Erstaunen stehen blieben, sehr artig und nahm den Rückweg nach den Gängen des Parks, wo er bald ihren Blicken entschwunden war.

—r.

(Moderne Aussagen von Lavater.) Seit einiger Zeit hört man von immer neuen Arten, den Charakter der Menschen zu beurtheilen und ihr Schicksal vorherzusagen: nach der Physiognomie kam die Phrenologie, die Chiromantie, die Kunst, aus der Handschrift den Menschen zu beurtheilen, dann die Erkenntniß des Charakters aus der Nase — die neuesten Blüten an diesem Baume der Erkenntniß sind jedoch die „Podomantie“ und die „Odontologie“.

Die Podomantie ist die Kunst, aus dem Fuße und dessen Bildung die Eigenschaften und Fähigkeiten zu erkennen; sie stand vorigen Winter in Paris im vollsten Flor, und Alles, was zur eleganten Welt, namentlich Damenwelt, gehörte, pilgerte zu dem schlauen Manne, der den wißbegierigen Schönen ihren Charakter haarklein erklärte, nachdem er ihre niedlichen Füße betrachtet hatte. In der großen Begehr sollte der Sitz des Scharfsinnes sein (also nicht, wie man fälschlich meinte, im kleinen Finger), auf dem Fußblatt die Gutmütigkeit, an der Ferse die Treue und zwischen Ferse und Ballen die platonische Liebe ihren Sitz haben. Die bösen Neigungen waren mehr um die Knöchel herum vertreten — kurz, es war eine ganz neue, höchst merkwürdige Lehre, die der von Gall schnurstracks zuwiderlief.

In letzter Zeit ist nun aber in Paris wieder ein neuer Charakterforscher aufgetreten, welcher in das Innere des Menschen und dessen Schicksalstiefen zu schauen vorgiebt, indem er den Wißbegierigen in den Mund sieht. Aus den Zähnen will er die Eigenschaften und die Zukunft des Einzelnen erkennen und nennt seine Wissenschaft „Odontologie.“ Aus demjenigen, was er von den Normen für seine Weisheit bereits mitgetheilt, geben wir hier Einiges wieder. Zähne, welche in guter Ordnung vertikal stehen, sind, nach seiner Behauptung, ein Zeichen von Ordnungsliebe und Edelsinn. Zähne, die von der graden Stellung abweichen und sich den Lippen nähern, deuten auf Nachahmungstrieb und Spottsucht. Zähne, die nach hinten schräge sich dem Gaumen zuneigen, deuten auf Trieb und Lust zum Bösen. Breite und runde Zähne zeigen Muth und Offenheit an. Lange, zugespitzte, von einander abstehende Zähne sind ein Zeichen von Niedrigkeit und Gemeinheit.

Wenn diese Zahnkunde sich verbreitet, werden unsere Schönen nicht mehr zu lächeln wagen, um ihre Zähne nicht zu zeigen, aus Furcht, man könnte ihren Charakter zu leicht daraus errathen. Uebrigens scheint uns diese Erfindung nicht ganz neu, denn die Redensart: „Jemandem auf den Zahn fühlen“ ist schon uralte.

(Der österreichische Adel und die Musik.) In der älteren Musikgeschichte Oesterreichs bilden die Privatkapellen der reichen Aristokraten einen ungemein wichtigen, bisher kaum nach Gebühr gewürdigten Factor, schreibt Ed. S. (Hanslick) in dem Feuilleton der N. Fr. Presse. Obwohl die aristokratischen Musik-Produktionen ihrer Natur nach die Oeffentlichkeit ausschlossen, wirkten sie dennoch mittelbar auf das Allgemeine, weil sie gewisser-

maßen das noch fehlende öffentliche Concertleben vertraten und das sich entwickelnde stark beeinflussten. Die reichsten, angesehensten Cavaliere Oesterreichs, die Schwarzenberg, Liechtenstein, Ebun, Lobkowitz, Kinsky, Grassalkowitz, Eszterhazy u. s. w., hielten ehedem Privatkapellen, d. h. Musiker, die vollständig in ihren Diensten standen, fürstliche Angestellte oder Hausbeamten waren. Den Winter meist in Wien, den Sommer auf ihren Gütern verbringend, waren diese Edelleute hier wie dort von ihren Musikkapellen gefolgt. Der Besitz einer vorzüglichen Privatkapelle war ein Gegenstand aristokratischen Ehrgeizes und jedenfalls nicht der schlechteste. Wer sich desselben rühmen konnte, producirte ihn gern in Wien zum Vergnügen der geladenen vornehmen Gesellschaft. Es waren Privat-Aufführungen, Genüsse der Privilegirten, trotzdem drang ihr Ruhm mitunter weit ins Land. Eine der berühmtesten Privatkapellen war die des Feldmarschalls Joseph Friedrich Prinz von Sachsen-Hildburghausen (geb. 1702, † 1787). Dieser leidenschaftliche Musikfreund, ein Liebling Maria Theresias, gab in seinem Palais (dem jetzt Fürst Auerspergschen am Josephstädter Glacis) dem hohen Adel allwöchentlich Akademien. Hofkapellmeister Bonno war gegen einen jährlichen Ehrensold mit der Leitung dieser großen, den ganzen Winter hindurch an Freitag-Abenden stattfindenden Concerte engagirt. Als Gluck 1751 aus Italien zurückkam, wurde er gleichfalls dafür gewonnen und dirigitte meist bei der ersten Violine. Am Abend vor dem Concert wurde jedes Mal Probe gehalten und die Kapelle durch eine Anzahl der besten Orchesterspieler Wiens (sie hatten an Freitagen kein Theater) verstärkt. An der Spitze dieser Kapelle stand Dittersdorf (damals noch unadeigiger „Ditters“) als Primgeiger. Kam ein ausgezeichnete Virtuose nach Wien, so mußte Bonno zuvor wegen des Honorars mit ihm unterhandeln und ihn dann zur Mitwirkung einladen. Als der Prinz im Jahre 1759 Wien verließ, übernahm das kaiserliche Hoftheater Dittersdorf und die vorzüglichsten Mitglieder der Kapelle. Die Vorzüglichkeit der Fürst Eszterhazy'schen Kapelle in Eisenstadt und ihre musikalische Bedeutung ist bekannt; im Winter folgte sie dem Fürsten nach Wien. Für sie hat Haydn seine meisten Instrumentalwerke, ja sogar Opern gesetzt, nachdem er früher im Dienste des böhmischen Grafen Morzin, also ebenfalls für eine Privatkapelle, seine erste Symphonie geschrieben hatte. Kapellen wie die Hildburghausens, Eszterhazy's, Lobkowitz', Schwarzenbergs wurden zu den integrierenden Bestandtheilen des Wiener Musiklebens gezählt; die Stadt war stolz darauf, wenn sie auch wenig oder nichts davon genoß. Als letztes Glied dieser musikalischen Kette kann man das berühmte „Kasumowski'sche Quartett“ betrachten, das für Beethoven und durch Beethoven so große Bedeutung erlangte. Es ist der Schlußring, kleiner, aber kaum weniger werthvoll als die übrigen. Die Blüthezeit dieser fürstlichen Kapellen breitete sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus, gegen Ende desselben verstummten sie allmählich.



# Allgemeine Moden-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

Doch wo giebt es einen Menschen, der nicht wenigstens einmal im Leben einen Moment gehabt, in dem er den winkenden Finger seines Schicksals vor sich zu sehen glaubte? Diese heutige Begegnung mit Anna, in dieser bitteren Stunde, wo er ausgelacht und ausgepöfien vor der Menge stand, hatte den schon lange in ihm reifenden Voratz zur Entscheidung gebracht. Er mußte sie wiedersehen, hören, wie sich ihr Leben gestaltet, und seine Schicksale und Kümernisse vor ihr ausschütten. Sie war das einzige Wesen aus seiner frühern Zeit, dem er vertrauen durfte, seine Eltern waren ja längst todt und für die wenigen seiner militärischen Freunde mußte er, so lange er in Deutschland lebte, auch todt sein, er, der Geächtete, steckbrieflich Verfolgte.

Was er in der großen Stadt, wo er sie vermuthete, beginnen, wovon er leben sollte? Gott mochte es wissen, er nicht.

Da hörte er Schritte hinter sich, leichte, behende Schritte, Frauenschritte. „Herr Ludwig, Herr Ludwig!“

Er blieb stehen und sah sich um. „Ah, Sie sind es, Fräulein Melitta?“ sprach er freudig überrascht, ihr seine Hand entgegenstreckend.

„Ich bin es,“ stammelte das junge Mädchen athemlos, die Locken, welche ihr im schnellen Lauf über Stirn und Wangen hereingefallen, zurückstreichend.

„Wie es mich freut, Sie noch einmal zu sehen,“ sprach er.

„Ich wollte Ihnen ein Lebewohl und noch etwas sagen, was die Andern nicht zu wissen brauchen,“ flüsterte sie, „was Sie aber vielleicht“ — sie stockte, eine Thräne schimmerte in ihrem Auge — „was Sie vielleicht,“ wiederholte sie endlich mit bebender Stimme und einer sichtlichen Anstrengung, „sehr glücklich machen wird.“ Der Mond goß sein bleiches Licht voll über die schlante Gestalt des jungen Mädchens. Er hielt ihre kleinen Hände in den seinigen und die fieberhafte Wärme dieser kleinen Hände, sowie das laute Klopfen ihres Herzens verriethen ihm ihre tiefe innere Aufregung. Eine Ahnung durchflog seine Seele.

„Melitta, liebe Melitta,“ sprach er leise, das junge, zitternde Wesen näher an sich ziehend und ihr innig in die Augen blickend, „wenn Freunde von einander gehen, vielleicht auf lange, lange Zeit, vielleicht auf immer, dann geben sie sich wohl ein sichtbares Zeichen der Erinnerung. Wollen Sie diesen Ring, den einst meine Schwester trug, zum Andenken von mir annehmen?“

Sie nickte und brach in ein stilles Weinen aus, ihr Haupt gegen seine Schulter neigend, während er ihr den Ring anstreifte und einen Kuß auf ihre Stirn hauchte.

Eine halbe Minute ruhte so ihr Kopf an seiner Brust. Dann richtete sie sich empor, hastig, leiden-

schaftlich, faßte ihn mit beiden Händen am Haupte und preßte einen langen, glühenden, flammenden Kuß auf seine Lippen.

„Und nun, lebe wohl, sei glücklich, glücklich . . . Ihr liebt euch. O, ich weiß es, auch ihren Namen. Ich sahe sie fortfahren in ihrem Wagen. Ein Mann mit harten, stolzen Zügen saß an ihrer Seite. Herr Dülmen nannte man ihn; lebe wohl, vergiß die arme Melitta nicht ganz, die dir nichts schenken kann, als diesen einzigen, letzten Kuß . . .“ Und fort flog sie, zurück auf der Chaussee nach Ahlenest. Lange starrte er ihr nach, so lange, als er ihr weißes Gewand im Mondlicht flattern sah. Dann strich er mit der Hand über die feuchten Augen und wanderte langsam weiter, der großen Stadt zu, deren dunkle Häusermassen sich in der hellen Mondnacht scharf abzeichneten und die ihm in diesem Augenblicke als das Labyrinth erschien, in dem das Räthsel seines Lebens verborgen war.

Wie es sich lösen würde? Er blickte fragend hinauf zu den Sternen. Die blitzten und leuchteten dort oben stumm, in kalter und ungetrübter Klarheit. Sie gaben ihm zwar keine unmittelbare Antwort, diese stillen, glänzenden Sterne, die in ewig unveränderlichem Gange durch das Weltall wandern, unbekümmert um die arme, kleine, dunkle Erde; aber er wurde ruhiger, gesammelter.

Die Sterne hatten in sein bewegtes Herz etwas hineingestrahlt von ihrer ewigen Ruhe und ihrem stillen Frieden. Das war der Sterne Antwort.

## 4.

Es ist ein wunderbares Etwas, dieses Ding, das man Leben nennt.

Es trotzt der Gewalt der Elemente, es kämpft gegen Sturm, Wasser und Feuer, es widersteht oft der Kugel und dem Schwerte, es besiegt häufig das Fieber und die Pest — und es zerstiebt, wie die durch die Luft zitternde Seifenblase des Kindes vor einem Hauch, einem Nichts.

Fest und zäh, wie ein Tau und zerreißbar, wie Spinnengewebe: das ist der Lebensfaden des Menschen.

Es war wenige Tage nach jener so stürmisch unterbrochenen Vorstellung des Hamlet. Herr Albert Dülmen saß vor dem Schreibtisch in seinem Arbeitskabinet, das sich neben dem Comptoir befand, wo seine Commis arbeiteten. Die Fenster des kleinen einfach

möblirten Zimmers gingen auf die Promenade hinaus, deren Bäume anfangen sich gelblich zu färben. Einzelne abgefallene Blätter trieb der Wind schon durch die Lüfte.

Herr Dülmen war in verdrüßlicher Stimmung. Er schob seine Bücher und Correspondenzen bei Seite, stützte den Kopf in die Hand und blickte nachdenklich durch das Fenster, hinauf zu den vom Wind geschüttelten Baumkronen. Es waren keine geschäftlichen Sorgen, die ihn verstimmten. Im Gegentheil, er hatte in diesen Tagen eine sehr gelungene und ergiebige Kaffee-Spekulation gemacht, die ihm Tausende eingetragen hatte.

Häusliche Angelegenheiten, der Zwiespalt mit seiner Frau war es, der ihn drückte. Die Entfremdung zwischen ihm und Frau Anna wuchs von Tag zu Tag. Gestern, heute hatte er es wieder erfahren.

Sein einziges Kind, der kleine Albert, war bedenklich erkrankt.

Der anfänglich für so ungefährlich gehaltene Katarth, den der Medicinalrath Bamberger mit Malzbonbons beseitigen wollte, war der Vorbote einer ernstern Krankheit gewesen, die aber noch nicht zum vollen Ausbruch gekommen war. Frau Anna liebte das Kind mit jener Leidenschaftlichkeit von Frauen, deren Ehe nicht glücklich ist und die in der Liebe zu ihrem Kinde Ersatz suchen. Sie hatte sofort, ohne ihrem Gatten davon zu sagen, nach einem anderen Arzt geschickt, der besonders in Kinderkrankheiten sich einen Ruf erworben hatte. Dieser war mit dem Medicinalrath im Hause Dülmens zusammengetroffen und es hatte zwischen den beiden Jüngern Aeskulaps ein kleiner pilirter Wortwechsel stattgefunden. Dülmen war eben von der Börse kommend ins Zimmer getreten, als die beiden Aerzte sich wieder entfernen wollten, indem Jeder erklärte, nur dann die Behandlung zu übernehmen, wenn er sie allein leiten könnte. Dülmen hatte sich für den Medicinalrath entschieden und Frau Anna, wie immer, auch dies Mal nachgeben müssen. Dülmen liebte den Knaben, welcher der Erbe und Träger seiner Firma, seines Reichthums werden sollte, wie keine andere lebendige Seele je von ihm geliebt worden war; der Gedanke schon, das Kind zu verlieren, brachte ihn außer sich. Er konnte, er mochte an eine Gefahr nicht glauben und da der Medicinalrath, der überdies sein Hausarzt war, ihm erklärte, er halte die Krankheit nicht für so gefährlich wie sein College, so hatte er sich für diesen entschieden. Es giebt eben Menschen, die eine tröstliche Täuschung der rauhen Wirklichkeit vorziehen . . . Der

Medizinalrath hatte sodann die Uebersiedelung des Kindes nach der vor dem Westthor gelegenen Villa Dülmens angeordnet und Frau Anna mit dem Knaben und einer Dienerin hatte gestern die Villa bezogen. Er war allein in der Stadt zurückgeblieben. Er aß allein zu Mittag, er ging allein seinen täglichen Spaziergang längs der Wallanlagen, er saß nun wieder allein in seinem Arbeitskabinet. Er that etwas, was er bis jetzt noch niemals gründlich gethan hatte. Er dachte über seine Ehe, über die Entfremdung und Kälte nach, die zwischen ihm und Anna herrschte. Er ging diesen Erscheinungen bis zum Ursprung nach. Sie zeigten sich schon im ersten Jahre ihrer Verbindung. Anna war achtzehn Jahre alt, als sie seine Frau wurde. Sie besaß zwar ein nicht unbedeutendes Vermögen, allein er war doch noch reicher, hatte eine berühmte Firma und den Titel Commerzienrath. Er war ein angesehenener Mann in der großen Hafenstadt, während sie aus einem kleinen Provinzialort stammte, ein natürliches, frisches Wesen besaß, indessen nichts von jener großstädtischen Repräsentation, die eine Frau Commerzienrathin nach Dülmens Ansicht wenigstens besitzen sollte. Was seine Persönlichkeit betraf, so nannte man ihn in den Damenkreisen seiner Bekanntschaft einen feinen Mann. Seine regelmäßigen Züge, die stattliche Haltung, die Sicherheit seines Auftretens imponirten Manchen. Die schmalen, feinen Lippen, der kalte, scharfe Blick der hellgrauen Augen gaben ihm vielleicht einen etwas stolzen, hochmüthigen, wie Andere es wieder nannten, auch vornehmen Ausdruck. Er hatte die Welt gesehen, er besaß Verstand, einen scharfen, ägenden Verstand und, was vielen Frauen so sehr gefällt, so sehr sie sich auch dagegen aufbäumen, einen festen, zähen Willen, der, wenn er einmal „Nein“ gesagt hatte, unerbittlich blieb. Er war, als er sich mit Anna Förster vermählte, kaum zweiunddreißig Jahre alt. Allein es giebt Beschäftigungen, die austrocknend und frühzeitig alternd, in geistiger und gemüthlicher Beziehung, auf den Menschen wirken, wenn man sich ihnen ausschließlich hingiebt. Er hatte von seinem fünfzehnten bis zu seinem fünfundsiebenzigsten Jahre in dem Banquiergeschäft seines Vaters gearbeitet. Diese zehn Jahre waren hinreichend, um dem jungen Manne jede Illusion, aber auch jede idealere Anschauung zu rauben. Die spärlichen Reime seiner Phantasie verdorrten unter dem Hauche der Algebra, die ausdörrend, wie der Wüstenwind ihres Heimatlandes ist. Er war dann eine Zeit lang Fabrikant gewesen und hatte als solcher sich ein großes Vermögen erworben, was ihn in den Stand

setzte, als Engroshändler zu operiren. Und dieser Mann war Annas Gatte geworden. Die Mutter, der Onkel wünschten es und sie willigte nach einigem Zögern ein. Der junge Officier, Ludwig Schwarz, hatte ja über Jahr und Tag nichts von sich hören lassen, er war wie verschwunden aus der Reihe der Lebendigen, auf eine Frage in einem Brief an seinen Bekannten, den Hauptmann von Hammerstein, war erst eine ausweichend dunkle, dann gar keine Antwort erfolgt. Zwei an ihn adressirte Briefe kamen an die Absenderin uneröffnet zurück. Den Grund konnte sie nicht ahnen. Das junge Mädchen fühlte sich verletzt, gekränkt. Zudem, war sie so fest überzeugt, daß er sie liebte? Er hatte nie von Liebe mit ihr gesprochen. Freilich sein Auge, der Druck seiner Hand waren berechtigt genug gewesen. Und dann der Kuß beim Abschied — das war ein Kuß, innig, zärtlich, flammend. Dennoch hatte sie Dülmen die Hand gereicht. . . Es giebt viele Ehen, die unter Gleichgiltigkeit, ja unter stiller Abneigung geschlossen und doch mit der Zeit glückliche, zufriedene Ehen werden. Man lernt sich kennen, entdeckt gute Eigenschaften gegenseitig an einander, es werden Kinder geboren und damit gemeinsame Interessen, gegenseitig geübte Rücksicht mildert die Schwächen des Einen, die Schroffheiten des Anderen und schließlich thut das Bewußtsein einer sittlichen Verpflichtung auch das Seinige.

Dülmens Ehe nahm diese glückliche Entwicklung nicht. Er besaß ein zu starkes Selbstgefühl, richtiger Selbstüberschätzung, Frau Anna eine zu lebhafte Empfindlichkeit. Sie war, als einziges Kind, etwas verwöhnt worden und, wie schon erwähnt wurde, diese leicht verletzbare, empfindliche Charakterseite hatte sie vor allem bewogen, in die Heirat mit Dülmen zu willigen, da sie sich von dem Officier vergessen glaubte.

Nach Dülmens Meinung aber hatte Frau Anna sich glücklich zu preisen, daß er ihr die Ehre angethan, sie zu heiraten. Er, der feine, reiche Kaufherr und Commerzienrath, der die Wahl unter den Töchtern der ersten Patricierfamilien der großen Hafenstadt gehabt, hatte die stolzen Rosen verschmäht und sie, ein bescheidenes Weibchen aus der Provinz, geholt. Nur zu oft fühlte Anna diesen Gedanken aus gewissen Aeußerungen ihres Mannes heraus und fühlte sich dadurch verletzt. Sie schmolte. . . Anderes kam hinzu. Dülmen hatte gesprächsweise von dem jungen Artillerieofficier gehört, der bei Frau Förster im Quartier gelegen hatte. Er ließ einmal eine Anspielung darauf fallen. Es sollte eine Neckerei sein, in seinem Munde klang sie beißend. Anna erröthete. Die Erinnerung an Ludwig

Schwarz war ihr doch zu werth, um als Stoff für Witzerei zu dienen. Er bemerkte dies Erröthen und deutete es nach seiner misstrauischen Weise. Er empfand die erste Regung der Eifersucht. Kurze Zeit darauf überraschte er Anna eines Tages, wie sie ihr Toilettenkästchen durchstöberte, das Andenken aus ihrer Mädchenzeit enthielt, Silhouetten, Stammbuchsblätter, vertrocknete Ballsträußchen, Cotillongeschenke. Sie hielt zufällig einen Cotillonorden in der Hand, an welchem ein kleines goldenes Kanonenrohr, ganz en miniature, hing.

„Laß einmal sehen,“ bat er und griff darnach.

Sie zog die Hand zurück, klappte das Kästchen zu und meinte: „Wie können dich diese Spielereien interessiren.“

„Ah, gewiß ein Andenken von dem tapfern Kanonier,“ hatte er darauf erwidert und wiederum war sie erröthet, weil er dies Mal das Richtige getroffen hatte. Er fixirte sie scharf, wollte etwas sagen, verschluckte das Wort, drückte das Taschentuch vor den Mund und verließ das Zimmer. Als er draußen das Tuch zurückzog, war es blutig, so heftig hatte er die Zähne auf die Lippen gepreßt.

Seit diesem Tage zog die Eifersucht in sein Herz ein. Eine wilde, schmerzliche Eifersucht, die an dem stolzen Manne mit gierigem Zahne fraß und alle die besseren Seiten seines Wesens aufzehrte. Denn er hatte Anna geliebt, er liebte sie jetzt noch, nur daß der sonderbare Mann den rechten, entsprechenden Ausdruck für diese Liebe nicht fand. Wenn er früher Aufspielungen darüber hatte fallen lassen, daß er sie, das einfache Kind aus der Provinz, gewählt, so wollte er ihr damit ebenso seine Liebe zu ihr, die ihn dies übersehen ließ, als die Bedeutung seiner Person zeigen. Und wenn er später in seiner eifersüchtigen Laune sie quälte, wenn er über ihre Gefühle, Ansichten, Grundsätze spöttelte oder den strengen Gebieter des Hauses spielte, immer von jenem verborgenen Stachel seiner Eifersucht ange reizt, so entsprang dies auch seiner — Liebe. Freilich eine sonderbare Liebe das. Frau Anna war unter dem Strahl dieser Liebe eines stolzen Egoisten täglich stiller, blässer und trauriger geworden. Sie verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Officier, dachte Dülmen, seine Stirn zog sich in dunkle Falten, um seinen Mund spielte ein grimmes Lächeln und aus seinen hellgrauen Augen stach es scharf, spitz, schneidend, wie stählerne Klängen heraus.

Da pochte es an der Thür, hastig, laut, nicht ehrerbietig, wie er es von seinen Commis gewöhnt

war, und ehe er noch „herein“ rufen konnte, trat der Medizinalrath ins Zimmer.

Der sonst so ruhige, glatte Mann sah aufgeregt, fast verstört aus.

Dülmen sprang von seinem Sessel empor. Eine düstere Ahnung durchzuckte ihn. „Was giebt es . . . Ist das Kind kränker geworden? Sprechen Sie.“

„Der Kleine hat das Scharlachfieber. Ich komme eben von der Villa. Der Fall ist bedenklich wegen der Complication mit dem Husten. Die Frau Commerzienrätthin ist außer sich. Ich suchte sie zu beruhigen, aber vergebens. Ich fuhr dann fort, um in der Apotheke frische Arznei zu verschreiben. Inzwischen bin ich zu Ihnen gefahren. Mein Wagen steht unten, die Medizin wird fertig sein . . . Kommen Sie, Freund.“ Er sprach es hastig, mit bewegter Stimme, unruhig und die Hände reibend im Zimmer auf und abgehend.

Dülmen hatte bei den ersten Worten des Doctors seinen Ueberrock angezogen. Krampfhaft faßte er den Medizinalrath beim Arm. „Ich bin bereit . . . gehen wir.“

Sie stiegen in den Wagen, stumm saßen sie nebeneinander, Dülmen vor sich hinstarrend, der Medizinalrath unruhig seine silberne Dose zwischen den Fingern drehend. Vor der Löwenapotheke hielten sie.

„Die Arznei für Albert Dülmen,“ rief der Medizinalrath hinein. Man brachte sie. Er warf einen Blick auf die dunkle Flüssigkeit, einen ungewissen, zagen den, hoffnungslosen Blick. „Vorwärts, Kutscher, was die Pferde laufen können.“

Der Wagen flog durch die Straßen, in noch nicht zehn Minuten hielt er vor der Villa des Commerzienrathes. Geräuschlos traten sie in das Zimmer, in welchem der kleine Kranke lag. Die Abendsonne sendete ihre letzten Strahlen durch die dünnen Vorhänge, mit welchen die Fenster verhüllt waren, in das Gemach. Ein matter Lichtstreif spielte um das Gesicht des Kindes und das Haupt der Mutter, die über das Bett gebeugt ihren Mund auf die fieberheiße Stirn des kleinen Kranken drückte.

Die alte Dienerin saß weinend am Fenster.

„Wie geht es mit dem Kinde, Anna?“ frug Dülmen flüsternd und mit bebender Stimme, indem er an die andere Seite des Bettes trat und das Händchen des Kindes, das mit halbgeschlossenen Augen dalag, leise ergriff.

Anna antwortete nicht, sie bewegte nur im stummen Schmerz leise das Haupt.

„Fragen Sie nicht weiter, lieber Dülmen,“ sprach

leise und bewegt der Medizinalrath, „und ertragen Sie gefaßt als Mann und Christ diese harte Prüfung Gottes.“

Der Commerzienrath hob das Haupt und starrte den Arzt an, wie ein Mensch, dem eben sein Todesurtheil verkündet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

### F e u i l l e t o n .

(Eine kleine Verwechslung.) Freiherr von E. war ein stattlicher Bierziger und suchte schon seit vielen Jahren nach einem möglichst sanften „Joch der Ehe“, was er auf sich nehmen wollte. In der Jugend zu wählerisch, fing er im reiferen Alter an, allzu verzagt zu werden. Wenn ihn dieses Gefühl besah, dann mußte er vor dem Spiegel sein noch rabenschwarzes Haupthaar nebst gleichdunklem Schnurrbart betrachten, und dann sich selbst sagen, daß er doch noch immer ein Kandidat für den Ehestand sei. Der etwas ins Gelbe spielende Teint, welcher sein cholertisches Temperament der Welt genugsam verkündigte, that zwar seinen streng regelmäßigen Gesichtszügen einigen Eintrag, aber er stand im ganzen gut zu der straffen, militärischen Haltung, die Herr von E. stets bewährte, auch nachdem er sich mit dem Charakter eines quittirten Kavallerie-Rittmeisters ins Privatleben zurückgezogen hatte.

Wenn er auch ferner in seiner Garnisonsstadt wohnen blieb, so war es nicht deshalb, weil ihm dieser Ort besonders lieb und theuer gewesen wäre — im Gegentheil hätte er sich wohl einen anderen gewünscht, sondern weil in dem Städtchen zugleich eine kinderlose, noch junge, schöne Witwe und reiche Gutsbesitzerin den Winter zubrachte, welche ihn seit einiger Zeit aufs ernstlichste fesselte. Frau von W. war eine Dame von Welt und feinen Sitten, gefeiert in und außer ihrem Hause von dem gesammten Adel und Officiercorps in und um der Stadt. Obgleich sie Besuche annahm, vermochten diese weder ihrem Ruße zu schaden, noch das Geräusch aufkommen zu lassen, daß sich unter den männlichen Besuchern ein unbestritten Bevorzugter befände. Gleichwohl war Freiherr v. E. nicht abgeneigt, sich im Stillen für bevorzugt zu halten, und er glaubte an das Obwalten des süßen Geheimnisses, auch wenn es noch nicht laut geworden sei. Die Folge dieses Gemüthszustandes war es denn auch, daß er ein gewisses Privilegium zu haben meinte, eifersüchtig zu sein, und es gab Momente, wo die schöne Witwe von ihm darüber zurecht gewiesen wurde, daß sich ihre Freundlichkeiten gegen Alle zu sehr ins Besondere verließen. Dann trat gewöhnlich ein Schmollen zwischen den Beiden ein, das bei der Lage der Dinge nicht gerechtfertigt war. Die Besuche im W.schen Hause wurden dann zeitweise eingestellt.

Solch eine periodische Schmollzeit war es denn auch gewesen, als der Freiherr von E. nach einer für ihn kummervollen Pause von vierzehn Tagen seine Besuche wieder aufnahm. Zu seinem großen Bedauern fand er Hedwig von W. nicht zu Hause. Dieser an und für sich unbedeutende Umstand ergriff

gleichwohl sein ganzes Gemüth und fast meinte er, einen Fingerzeig des Schicksals darin zu erblicken.

„Wäre es nicht gescheider,“ sagte er bei sich selbst, „ganz abzubrechen als so hoffnungslos hinzuharren? Vielleicht sollte ich jedoch den heutigen Besuch als nicht geschehen gelten lassen! Aber nein, im Gegentheil, ich will den Umstand nicht als gleichgiltig betrachten, er kann mir nützlich sein; er kann die freundliche Wiederaufnahme des getrübteten Verhältnisses einleiten, vorbereiten, erleichtern; ich gebe meine Karte ab, an dieser wird die schöne Frau ihre Gedanken anknüpfen und sich wieder in mich hineinfinden, bis ich den zweiten Besuch mache. Soit!“

Der Bediente, welchen Herr von E. also ungeschlüssig an der geöffneten Hausthür warten ließ, begriff keineswegs dessen langes Umherirren in obigen Reflexionen; aber endlich empfing er aus des Barons elegantem Portefeuille die Visitenkarte, welche er auf den Tisch seiner Herrin zu legen hatte. Ohne sie weiter zu beachten, warf er sie nachlässig dahin und brummte für sich etwas, wie: „Ein seltsamer Herr das!“

Nicht lange ließ der Freiherr nach diesem Tage seine hochverehrte Freundin warten, bis er den Versuch ihrer persönlichen Begegnung erneuerte. Schon nach zwei Tagen begiebt er sich wieder ins W.sche Haus und ist diesmal so glücklich, angenommen zu werden. Ein prächtiger Blumenstrauß duftete auf dem Tische, hinter welchem die junge Witwe auf dem schwellenden Sopha saß, und ein halb Duzend Visitenkarten lagen auf demselben verstreut, was den Besucher gleich im Anfang, da er sich, ceremoniöser als sonst aufgefodert, auf dem Hautteufel niederließ, störte, ja ihn in einige Unruhe versetzte. Noch hatten die ersten Gespräche die in den letzten vierzehn Tagen eingetretene Spannung nicht überwunden, als E. spielend seine Hand nach den Visitenkarten auf dem Tische ausstreckte und mit seinem scharfen Auge die verschiedenen Namen überflog. Da las er: Professor Müller, von Adlersklaus, Baron Bagdorf, Oberst von Walser, endlich aber auch — Lieutenant von Löwenberg. Bei dieser Entdeckung wurde er leichenblaß und seine Hand bebte, seine Stimme begann zu zittern.

„Also doch wieder, schöne Frau,“ sagte er, „doch wieder nehmen Sie Besuche von diesem Wüstling an und setzen Ihren Ruf aufs Spiel. Hedwig, Sie halten mir nicht Wort und schaden sich selbst damit am meisten.“

„Ich wüßte nicht, Herr Baron,“ erwiderte Frau von W., „daß ich irgend wem ein feierliches Versprechen gegeben hätte, und ich bin Niemandem verpflichtet, bin frei in meinem Thun und Handeln. Kann ich Herrn von Löwenberg verhindern, wenn er bei mir eine Karte abgeben will?“

„Heute die Karte,“ entgegnete E. gereizt, „morgen kommt er selbst.“

„Und wird nicht empfangen,“ versetzte die junge Witwe.

„Aber seine Karte paradiert auf dem Tische neben dem Blumenstrauß, während die meinige — ah, gnädige Frau, nun erst gewahre ich es: meine Karte fehlt; hier, wo sechs Visitenkarten liegen, fehlt die meinige!“

„Herr Baron,“ versetzte Frau von W. ernsthaft, „ich wüßte

nicht, daß Sie in den letzten zwei Tagen mir einen Besuch zugebracht hätten; meinem Gedächtniß zufolge sind es bereits vierzehn Tage. .“

„Ihr Jean empfing meine Karte; Jean weiß es, muß es wissen.“

„Wirklich?“ rief Frau von W. aufgeregt und klangelte. „Jean, wo ist die Visitenkarte des Herrn Baron E.?“

„Ew. Gnaden, ich habe sie vorgestern hier auf den Tisch gelegt.“

„Aber sie ist nicht hier,“ fuhr erstaunt die Fragende fort. „Wo ist sie? Doch es ist gut, Jean, du kannst wieder gehen, die Karte hat sich wohl verschoben. Es ist auch völlig gleichgültig — und die läble Laune der Dame nahm sichtlich und bedeutsam zu — „noch bin ich über mein Betragen keine Aufklärung schuldig, ich lasse mir keine Lectionen geben, keine, hören Sie, und wenn es mir beliebt, kann ich Herrn von Löwenbergs Karte in das Bouquet stecken, ohne daß Sie das Recht haben, sich darüber zu beklagen.“

„Genug, ich verstehe,“ erwiderte dieser, sich von seinem Stuhle erhebend, „und ich weiß, was von alledem zu halten ist. Aber die Visitenkarte und das Bouquet werden ihre Geschichte haben und Sie sollen davon hören, meine Gnädige!“ Herr von E. empfahl sich rasch, höflich zwar, aber mit schneidender Kälte. Hedwig v. W. blieb mit geängstigter Seele zurück.

Des Abends fehlte E. nicht in dem Kasino, wo die Garnisonsofficiere zusammenzukommen pflegten und wo, wie er erwartet hatte, auch Lieutenant von Löwenberg sich einfand. Dieser war in der That und nicht bloß dem Namen nach der Löwe der kleinen Gesellschaft, ein heiterer Lebemann, gewandt im Erzählen, aber auch schneidend frivol in allen seinen Aeußerungen. Die Unterhaltung mußte heute die kleine Schauspielertruppe abgeben, welche vor kurzem in dem Städtchen angekommen war.

„Ablersklauf,“ rief Löwenberg mit großer Emphase aus, „ich schwöre dir, die Soubrette Adeline ist allerliebste; köstlicher Humor, unverwüßliche Laune, ein Teufelsmädchen!“

„Herr von Löwenberg,“ fiel ihm Oberst von Wasser ins Wort, „lassen Sie sich nicht zu tief ein, sie könnte Ihrem Renommée gefährlich werden.“

„Oder ist es vielleicht schon geworden,“ bemerkte Freiherr von E. dazwischen und verrieth eine gewisse Bitterkeit, indem er fortfuhr: „Man sollte seine Promenaden wenigstens nicht beim Mondschein machen.“

„O,“ entgegnete Löwenberg, „Sie würden gewiß zuvor in den Kalender sehen, ob Mondschein ist, wenn Sie mit einer Dame spazieren gehen wollten; das zu lernen habe ich noch zwanzig Jahre Zeit. Und übrigens ist mir die Sache, von der Sie da reden, völlig fremd.“

„Der Mond ist ein guter Photograph,“ meinte Hans von E.

„Und photographirt besonders gut die Holzwege,“ widersprach lachend Löwenberg.

„Ich bitte, Herr Lieutenant,“ wendete sich E. ärgerlich zu ihm, „ich bin heute durchaus nicht zum Scherzen geneigt. Ob Sie mit einer Soubrette gehen oder nicht, ist mir ganz gleich-

gültig; nur meine ich, daß man in diesem Falle gut thut, Damen von tadellosen Sitten durch schöne Blumensträuße und artige Besuche nicht in Verlegenheit zu setzen.“

„Ah so, mein lieber E.,“ sagte Löwenberg, „ich verstehe, wo Sie hinaus wollen. Aber seien Sie ganz ruhig, ich mache Ihnen keine Concurrrenz; ich spende weder Bouquets noch beehre ich die schöne Witwe mit Besuchen. Frau von W. ist um zehn Jahre zu alt für mich.“

E. schwieg, denn er erkannte wohl, daß die Dame bei der Fortsetzung dieser Konversation nichts gewinnen würde, und es kamen nun andere Dinge zur Sprache. Als sich jedoch die Gesellschaft trennte, nahm der Freiherr den Lieutenant bei Seite und sagte: „Apropos, Löwenberg, Sie sagten vorhin öffentlich, daß Sie Ihre Besuche bei Frau von W. eingestellt hätten. Unter vier Augen sage ich Ihnen, daß das nicht wahr ist.“

„Herr von E!“ fuhr der Angeredete ungestüm auf.

„Nicht wahr ist,“ wiederholte der Andere, „denn ich habe heute Ihre Visitenkarte auf dem Tisch der Dame gesehen und gelesen, Ihre Visitenkarte, welche Sie in den letzten achtundvierzig Stunden dort abgegeben haben.“

„Herr Rittmeister,“ versetzte der Lieutenant, „das ist unmöglich.“

„Leugnen Sie nicht, Herr von Löwenberg.“

„Ich leugne nicht, Herr v. E., aber das ist gelogen.“

„Gelogen? Mir sagen Sie das! Ich werde Sie für dieses Wort zur Rechenschaft ziehen. Ich habe Augen, um zu sehen, und ich muß Sie ein für allemal ersuchen, Ihren Umgang auf theatrales Ambulancen zu beschränken.“

„Out, gut!“ schloß der Lieutenant das Zwiesgespräch; „wir werden dies Alles anderswo ausgleichen, Sie sollen morgen von mir das Weitere hören.“

Nach drei Tagen hieß es überall in der Stadt, daß Rittmeister E. und Lieutenant Löwenberg mit einander ein Pistolenduell gehabt und Ersterer von dem als Schläge ausgezeichneten jungen Manne am linken Arm durch einen Schuß verwundet worden sei. Wirklich war der Freiherr mehrere Wochen unsichtbar. Die Verwundung erregte der Frau von W. tiefstes Mitgefühl. Sie sandte augenblicklich zu ihm; sein Arzt mußte ihr täglich über seinen Zustand Bericht erstatten und als er genesen war und den ersten Besuch bei ihr machte, da slog ihm Hedwig entgegen und weinte heiße Thränen, daß er ihretwegen sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

Die Zeit der Krankheit hatte ihren Entschluß gereift und sie beschloß, diese so wahrhaft an den Tag gelegte Liebe nicht länger unbelohnt zu lassen und dem treuen Aebeter endlich ihr Jawort zu geben. Die Hochzeit wurde kurz darauf auf Hedwigs reizendem Landstüßle still gefeiert.

Auch mit Löwenberg erneute der nun überglückliche E. die alte Freundschaft. Als das Duell für Letzteren so unglücklich endete, sprach Jener mit großem Bedauern auf dem Kampfsplatz: „Die verdamnte Visitenkarte! Und doch schwöre ich, daß ich sie nicht abgegeben. Ich habe das Haus der Frau von W. seit einem halben Jahre nicht betreten.“

Die Untersuchung, welche die bestürzte Dame in Folge dessen unter ihrer Dienerschaft angestellt, hatte gleichfalls nur die Bestätigung dieser Erklärung ergeben. Aber wie war denn die fatale Karte auf den Tisch der jungen Witwe gelangt? Welcher Dämon hatte sie dahin geführt, noch dazu in die Nähe des duftigen Blumenstraußes?

Der Dämon war der Freiherr v. E. selbst gewesen. Nach langem Kopfschmerz erhielt ein plötzlicher Geistesblitz das Dunkel. Er zog Löwenbergs Karte selbst aus seinem Portefeuille, in der Meinung, seine Karte abzugeben. Die Visitenkarte mit „A. von Löwenberg“ hatte darin schon seit länger als drei Monaten geruht und war dem Freiherrn ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden.

Wie sie in seine Briefftasche kam, ging ganz natürlich zu. Löwenberg wollte dem Freiherrn seinen Besuch machen, als dieser eben im Begriff stand, auszureiten. Es Reitnackt hatte vor dem Hause das Pferd vorgeführt, und als Löwenberg auf seine Frage: ob sein Herr zu Hause sei? die Antwort erhielt: „Will eben ausreiten,“ händigte er demselben seine Karte ein, froh, des Besuches überhoben zu sein, da von jeher mehr Höflichkeit als Vertraulichkeit zwischen den beiden Officieren herrschte.

Der Reitnackt übergab dem Freiherrn beim Aussteigen Löwenbergs Karte, und E. legte in einer nicht ungewöhnlichen Zerknirschtheit die fremde Visitenkarte ins Portefeuille zu seinen eigenen und hatte die Sache wohl schon am nächsten Tage vergessen.

Das ist gewiß auch manchem Anderen begegnet, obgleich es bei Anderen weder von guten noch schlimmen Folgen begleitet gewesen ist. Nichts war übrigens gerechter, als daß die Neuvermählten dem Lieutenant von Löwenberg erkenntlich waren, welcher, ohne es zu wissen, durch das Geschick seiner Visitenkarte die Liebenden einigte und vereinigte, welche ohne diese Veranlassung vielleicht noch lange unentschieden geblieben oder nie zusammengekommen wären.

(Eine gefundene Cravatte.) In Paris hört man Tag für Tag die raffiniertesten Gannerstücken veröffentlichen und die Leute werden dort natürlich immer behutsamer, während die langfingerigen Helden ihrerseits ihren ganzen Scharfsinn darauf verwenden, der gefährlichen Ausposaunung ihrer Künste klüglich durch immer neue Einfälle zu begegnen. So hatte man es dort kürzlich mit einem jungen Menschen zu thun, der, wenn es eine Fakultät für die Taschendiebekunst gäbe, sicherlich dazu berufen wäre, eine der hervorragenden Professuren dabei einzunehmen.

Der Fall an und für sich ist nicht ganz neu, aber man wird ihm doch nicht eine gewisse Originalität absprechen können. Taschendiebe, welche aus den Kleidern der Vorübergehenden ein Stück Stoff entnehmen, sind nämlich grade keine Seltenheit; daß jedoch Jemand eine Partie Seide bloß um des Stoffes willen und nicht wegen der größeren Zugänglichkeit irgend einer Tasche auszunehmen, gehört zu den noch nicht dagewesenen Dingen. Der junge Leblanc hat eben nur zu diesem Zwecke „gearbeitet,“ und auch nur diese Seidenliebhaberei hatte ihn vor das Polizeigericht gebracht.

Der Präsident: Sie haben sehr traurige Antecedentien?

Angellagter: Ja, Herr Präsident; nennen Sie mir dieselben und Sie werden sehen, daß ich erröthe.

Präsident: Nun wohl, ich werde sie Ihnen vorhalten. Sie sind erstens wegen Diebstahls zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt gewesen.

Angellagter macht ein Zeichen der Bejahung, jedoch ohne zu erröthen.

Präsident: Zu sechs Monaten wegen Diebstahlversuchs.

Dasselbe Zeichen, aber gleichfalls mit Abwesenheit jeglichen Symptoms einer Scham.

Präsident: Dann wieder zu dreizehn Monaten wegen Diebstahls.

Der Angellagte bekräftigt auch diese dritte Verurtheilung, ohne daß wenigstens mit unbewaffnetem Auge auf seinem Gesicht irgend ein Erröthen bemerkbar wäre. Gleichwohl sagt er mit beweglicher Stimme: „Sie sehen mich in der größten Verwirrung.“

In der That . . . er schämt sich ungeheuer — aber wahrscheinlich nur inwendig.

Der Präsident macht ihm nun begreiflich, um welche „beschämende“ Anklage es sich heute für ihn handle.

„Das Verhängniß!“ erwidert Leblanc mit zum Himmel gerichteten Augen.

Frau Desjère, die Klägerin, wird vorgerufen, um ihr Schicksal zu erzählen. Sie ist eine junge, recht hübsche Dame von einundzwanzig Jahren und ihres Zeichens Papettière.

„Sonntags abends,“ erzählt sie, „war ich mit meinem Manne auf dem Jahrmarkt zu Belleville und hörte grade der Musik zu, als ich plötzlich an meinem Kleide einen Ruck verspüre. Ich drehe mich schnell um und bemerke, daß mir ein Theil meines seidnen Kleiderrodes fehlt. Dieser Mann (auf den Angellagten deutend) stand nahe bei mir und machte sofort Miene zu fliehen. Ich aber machte Lärm, mein Mann packte ihn am Arme und rief: Haltet den Dieb! worauf er richtig arreirt wurde.“

Präsident: Also war Ihr Kleid nicht in der Nähe der Tasche durchgeschnitten?

Zengin: Nein, mein Herr, es war rückwärts geschnitten.

Angellagter: Ich wollte Madame wahrhaftig kein Geld fehlen.

Präsident: Also Sie hatten nur im Sinne, das Stück Seide zu erhalten?

Angellagter: Wie ich Ihnen schon sagte — das Verhängniß . . .

Präsident: Ja, in welchem Zusammenhange steht denn Ihr Verhängniß zu dem Kleide dieser Dame?

Angellagter: Sehen Sie, Herr Präsident, ich hatte keine Cravatte und auch kein Geld, mir eine solche zu kaufen. Nun wollte ich mich aber gern verheiraten — meine Braut ist ein sehr ehrliches Mädchen und ich wollte auch ehrlich werden — aber ohne Cravatte konnte ich doch unmöglich zum Traualtar gehn. Es war Alles in der schönsten Ordnung bis auf die Cravatte, welche mir noch fehlte. Was beginnen? Ich konnte doch Niemandem eine Cravatte vom Halse nehmen; ich sagte

also den unglückseligen Entschluß, diesen Toilettegegenstand mit bei der Dame hier zu . . . zu pfänden.

Präsident: Pfänden? Das ist eine seltsame Umschreibung des Wortes Stehlen.

Angeschlagter: Ja, es war geblämter Seidenstoff, Herr Prä- sident.

Leblanc wurde trotz seiner euphemistischen Ausdrücke für Cravattendiebstähle zu fünfzehn Monaten Gefängniß und fünf Jahren Ueberwachung verurtheilt. Diesmal wurde er wirklich roth.

(Ein Wiedersehen.) Vor einigen Jahren hatte ein gewisser Julius C., Garçon in einem größeren Pariser Kaffeehause, eine nicht unbeträchtliche Erbschaft gemacht und 'etablierte nun selbst auf eigene Hand ein Café in der Rue St. Honoré. Bald kam ihm der Gedanke, daß es sich gar nicht übel machen müßte, wenn eine junge hübsche Frau am Büffet und an der Kaffe theronte, und nicht lange darauf verwirklichte er dieses Ideal, indem ein Fräulein Lucienne S. heiratete, die mit allen äußeren Reizen reichlich von der Natur begabt war.

Leider war es eben diese Schönheit, welche er bei der Wahl seiner Lebensgefährtin so sehr hoch in Anschlag gebracht hatte, die für ihn zum Unglück ausschlug. Sie trug freilich mächtig dazu bei, das Publikum herbeizulocken und dadurch das Geschäft zu heben, allein da Julius C. von Natur zur Eifersucht geneigt war, sah er mit großem Widerwillen die Genugthuung, mit der seine Gattin die ihr gewidmeten Huldigungen entgegen nahm. Der Himmel des jungen Ehestandes umwölkte sich mehr und mehr und von dem Halbmond sah man nur noch die dräuenden Spitzen des Halbmondes. An die Stelle der heiteren, zärtlichen Abendunterhaltungen traten nur zu häufig heftige Streitigkeiten und eines Tages verließ in Folge eines solchen Zankes der gereizte Ehemann seine Wohnung, indem er zugleich alles Geld mit sich nahm.

Am nächsten Morgen früh sechs Uhr fand ein Fischer in Nieder-Meudon am Seineufer einen vollständigen Männeranzug, einen Hut, eine Wählerkarte auf den Namen Julius C. und eine Blechbüchse, die folgendes Billet enthielt:

„Wehe dem Unglückseligen, der in der Heiratslotterie eine böse Nummer gezogen hat! Lucienne, die ich für so sanft, so gut und anhänglich gehalten hatte, verbarg unter der Maske eines Engels die Seele eines Teufels. Wie kann man aber zusammen leben, wenn man sich gegenseitig verabscheut! Wir sind wie zwei Galeerensträflinge, die mit einander an die Kette der Ehe geschmiedet sind. Es giebt nur ein Mittel, sie zu brechen, und ich wähle dasselbe. Lebt wohl, meine Freunde.

Julius C.“

Es fand eine Untersuchung der Sache statt; die Kleidungsstücke wurden als die des Julius C., Cafetiers in der Rue St. Honoré, erkannt, und das dieselben begleitende Schriftstück ließ keinen Zweifel mehr über dessen Selbstmord übrig. Indessen stellte man alle möglichen Nachforschungen nach dem Leichnam

des Unglücklichen an, allein sie erwiesen sich als völlig fruchtlos, so daß man eben nur denken konnte, die grade dort sehr starke Strömung der Seine habe ihn weit mit fortgeführt.

Als Frau C. das tragische Ende ihres Gatten vernahm, den sie trotz der häuslichen Streitigkeiten dennoch sehr lieb gehabt, betrübe sie sich tief, legte Trauer an und fuhr dabei fort, das Kaffeehaus zu leiten, da man sich trotz aller Betrübniß doch der weltlichen Sorgen nicht entschlagen kann. Allein die Geschäfte wollten nicht mehr so gut gehen, da die Erfahrung und Geschicklichkeit des Mannes sowie das von ihm mit ins Grab genommene Geld dabei fehlten. So mußte sie sich denn entschließen, ihr Café zu verkaufen.

Nachdem einige Zeit vergangen war, hielt ein reicher Parfumeur um die junge Witwe an, deren Schönheit durch einen leichten Anstrich von Melancholie noch erhöht wurde. Sie sagte nicht Nein zu diesem Anerbieten und übernahm die Mitleitung des Geschäfts, welches so ganz ihrem Geschmack zusagte. Die Sache machte sich ganz prächtig und sie lebte recht glücklich mit dem zweiten Manne, da derselbe weniger zur Eifersucht geneigt und sie vorsichtiger geworden war. Eines Abends, es mögen kaum vierzehn Tage her sein, trat ein elegant gekleideter Herr in das von Spiegeln und Vergoldungen blühende, mit Blumen und hübschen Verkäuferinnen prangende Parfümeriegeschäft, kaufte einiges und trat dann in das anstoßende Comtoir, um seine Rechnung zu bezahlen.

Plötzlich hört man einen doppelten Ausruf der Ueberraschung! Der Käufer redet heftig in die an der Kaffe stehende Dame des Hauses hinein, welche abwechselnd erröthet, erbleicht, zittert und endlich in Ohnmacht fällt, wie alle Frauen, wenn sie nicht mehr wissen, was zu thun sei.

Der Gatte eilt herbei und will den brutalen Eindringling hinausweisen, indem er sagt: „Wie können Sie wagen, meine Frau zu beleidigen?“

„Ihre Frau? Meine Frau, wenns gefällig ist.“

„Sie lügen!“

Während dem fallen sich die Beiden in die Haare und müssen durch die Polizei auseinandergebracht und aufs Polizeibureau geführt werden. Dort erklärte man sich. Julius C., der seine Frau damals los sein wollte, weil er sich von ihr hintangesetzt glaubte, hatte einen Selbstmord erheuchelt und seine Kleider nebst dem oben erwähnten Billet ans Seineufer gelegt. Dann war er in ganz Frankreich umhergezogen, meist als Kellner in einem Hotel oder Kaffeehaus, und hatte sich kürzlich in einer Provinz-Hauptstadt ein neues Café eingerichtet.

Er kam nach Paris, um einige Einkäufe zu besorgen, und hier führte ihn der Zufall grade in das Geschäft, welches seine Frau leitete; trotz einer zehnjährigen Trennung hatten Beide einander sofort erkannt. Dieser eigentümliche Fall von Bigamie hat nunmehr einen Prozeß veranlaßt, der jedoch wohl zu Gunsten der von ihrem Manne verlassenen und getäuschten Frau entschieden werden wird.

—r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Alten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlsche 6 Thlr.  
mit Stahlsche 8 Thlr.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.

(Fortsetzung.)

„So ist keine Rettung möglich?“ stieß er nach einer langen, traurigen Pause, während welcher man nur die hastigen Athemzüge des Kindes hörte, mühsam, fast unhörbar heraus. Sein Blick irrte zu der Arzneiflasche, die der Medizinalrath bei seinem Eintritt auf den Tisch gestellt hatte. Der Arzt verstand diesen Blick und antwortete durch eine stumme, traurige Geberde. Dülmen frug nicht weiter. Er beugte sich zu dem Knäblein nieder, das ängstlich mit den kleinen Händen in die Bettdecke griff. Da öffnete das Kind die Augen, seine großen dunklen Augen, die schon umflort waren von den Schatten des Todes.

„Albert, mein Albert. . . bin ich dein Papa, dein guter Papa?“ flüsterte er mit leiser, gebrochener Stimme. Aber das Kind kannte ihn schon nicht mehr.

„Mama,“ lallte es, wandte sich seitwärts und schlang seine müden Arme um den Hals der Mutter, während schon ein Schauer des Sterbens den kleinen zarten Leib erzittern ließ.

„Mein Kind, mein einziges süßes Kind,“ schluchzte Anna und bedeckte das kleine Gesicht des Kindes mit ihren Küffen und Thränen.

Die Athemzüge des Kleinen wurden immer kürzer

und schwächer. Als ihre Lippen die des Kindes berührten, fühlte sie, wie der kleine liebliche Mund, dessen Plaudereien sie so oft entzückt, kalt und starr wurde. Mit einem leisen Seufzer hauchte das Kind seine Seele aus.

Mit einem wilden Aufschrei sank Anna auf das Bett, auf welchem bleich und kalt der kleine Engel ruhte, während Dülmen unverwandt auf das todtete Kind starrte, stumm, regungslos, unsäglich traurig, wie ein Mensch, dem alle Hoffnung aus dem Herzen geschnitten wurde. —

Es war ein Vierteljahr nach diesem schmerzlichen Ereigniß. Die letzten Tage des Herbstes waren gekommen, ein leichter Schneefall deckte schon die kahlen, öden Fluren, einzelne Flocken sanken leise aus der Luft hernieder, graue Nebel stiegen aus den Wäldern und von dem Strome auf, kalt und trübe blickte der Himmel nieder auf die laublosen Gebüsche und Bäume, die ihre nackten Aeste zu ihm emporstreckten.

Durch die äußerste Vorstadt ging langsamen Schrittes und mit nachdenklich gesenktem Haupte ein junger Mann. Trotz der rauhen Jahreszeit war er sommerlich gekleidet. Der leichte schwarze Rock flatterte im Winde, die grauen Hosen waren auch mehr für die Sommerzeit, als für den Winter geeignet, und der leichte Strohhut konnte bei seinem Besitzer schwerlich die Vorstellung von warmen Sommerlüften erwecken,

wenn ein rauher Nord-Ost, wie heute, durch die Straßen segte. So leicht und lustig indessen diese Kleidung auch war, so war sie doch äußerst sauber gehalten. Sie paßte auf den Leib, man merkte es, daß sie nicht auf dem Trödel gekauft war. So war es auch. Es war Ludwig Schwarz, und die Garderobestücke, die er trug, seine einzigen, noch aus frühern, bessern Zeiten stammend. Bessere Zeiten? Er dachte eben darüber nach und verglich sie mit den gegenwärtigen. Waren es denn bessere Zeiten gewesen? Darüber grübelte er. Satt zu essen und zu trinken, sich stattlich zu kleiden, stets einige Thaler für sein oder der Freunde Vergnügen, aber dafür keine eigene Meinung zu haben, gehorchen zu müssen, nicht bloß, wie es die Ordnung des Dienstes verlangte, sondern auch bloßen Launen, Grillen seiner Vorgesetzten, aufhören ein selbständiges Wesen zu sein, nur ein willenloses Rad in der Maschinerie, nein, wahrlich, er bereute es nicht, daß er den Kampf gegen die Vorurtheile der militärischen Hierarchie aufgenommen, daß er seine Stellung dabei eingesetzt und eingebüßt hatte.

Hatte er auch jetzt mit der Noth des Lebens zu kämpfen, in seiner Brust war immer noch etwas von dem Hoffnungsschimmer, den die Sterne in jener Abschiedsstunde von Melitta in sein Herz gestrahlt hatten. Uebrigens hatte er weder die junge Schauspielerin noch Erdenbrecher wieder gesehen. Das Sommertheater auf Ahlenneß war wenige Tage nach der verunglückten Hamlet-Vorstellung geschlossen worden, William Erdenbrecher mit seiner Gesellschaft weiter gezogen, in das Binnenland hinein, wo er in einer größern Provinzialstadt den Winter über spielen wollte.

Auch Frau Anna hatte er nicht wieder gesehen, obwohl er das Haus des Commerzienrathes Dülmen kannte und mehrmals an demselben vorüber gegangen war. Die Gardinen waren stets herabgelassen, das große stattliche Haus wie verödet. Ueberdies hatte er viel Sorge um die Existenz. Seine wenigen Thaler waren bald aufgezehrt, andere Erwerbsquellen fanden sich unter den eigenthümlichen Verhältnissen, in denen er lebte, als Schauspieler Ludwig Hoffmann, nur schwer und spärlich.

Er hatte sich ein kleines Zimmer in der Vorstadt gemiethet und emsig nach Beschäftigung umgethan. Es war ihm geglückt, bei der Redaction eines großen Lokalblattes als Mitarbeiter für den populären naturwissenschaftlichen Theil gegen ein freilich sehr bescheidenes Honorar, welches kaum zur Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben hinreichte, engagirt zu werden. Außerdem hatte

er einen geringen Verdienst durch Privatunterricht, den er den Kindern seines Hauswirthes, eines Schiffszimmermannes, und einigen Kindern von Arbeiterfamilien aus der Nachbarschaft erteilte. Er kam eben aus einer solchen Unterrichtsstunde und wollte etwas frische Luft im Freien schöpfen. Die letzten Häuser der Vorstadt lagen schon hinter ihm, er ging jetzt auf einem breiten, links und rechts von Hecken eingefassten Pfad. Gedankenvoll blickte er über die kahlen, von eisigen Kristallen flimmernden Hecken auf die schneebedeckten Felder, über welche mit langsamen Fluge einige Krähen flogen. Da machte der Weg eine Biegung nach links und ein schwarzes Thor, an das sich eine lange, niedrige Mauer schloß, wurde sichtbar. „Eingang zur Ruhe“ war über dem Thore zu lesen. Es war der Friedhof der großen Stadt, vor welchem Ludwig stand. Er trat ein und schritt langsam zwischen den Gräbern hin, die alten Monumente und Inschriften betrachtend. Ein wehmüthiges Gefühl beschlich ihn. Er dachte an die einsamen, verlassenen Gräber der Seinigen auf dem Kirchhof in der Heimat. Das Gefühl überwältigte ihn. Er setzte sich auf einen alten, moosbewachsenen Grabstein und versank in ein schweres Brüten.

Der stille, trübe Herbsttag erschien innerhalb dieser Kirchhofsmauer noch öder, trauriger. Es schneite langsam. In einförmigem stillen Niederfall sanken die Schneeflocken auf die Grabhügel. Wie ein großes, weites Sterbehemd lag es um die ganze Umgebung, kein Laut drang zu dem Ohre des einsamen Mannes auf dem Grabe da, die Welt erschien ihm wie ausgestorben, er sich selbst wie eine abgeschiedene Seele zwischen den stillen Gräbern. Selbst auf den blutigen Schlachtfeldern Schleswig-Holsteins war ihm der Gedanke an die Sterblichkeit nicht so nahe getreten, wie an diesem Orte. Die letzten Jahre hatten in ihm die Neigung zu schweremüthigem Grübeln begünstigt und dieser Kirchhof rief schmerzliche Betrachtungen über das Leben in ihm hervor. Da knisterten Schritte hinter ihm, er hörte das Rauschen eines Frauengewandes, das dicht an ihm vorüberstreifte. Unwillkürlich hob er sein Haupt.

Ein Laut der Ueberraschung tönte über den stillen Gottesacker. Er sprang auf. „Anna! . . Anna! . . finde ich Sie hier?“ Er rief es mit bebender Stimme, der Ueberraschten seine Hände entgegen streckend. Sie zitterte, mühsam rang sie nach Fassung.

„Ludwig!“ flüsterte sie endlich und ergriff seine Hand und hielt sie fest in der ihrigen. Sie war in tiefer Trauer, auf den zarten, feinen Zügen lag eine krankhafte Blässe.

„Arme Freundin,“ seufzte er, einen großen Verlust ahnend.

„Ich komme vom Grabe meines Kindes,“ flüsterte sie. Ein schmerzliches Stillschweigen folgte diesen Worten. Sie blickte seitwärts und weinte, er sah düster zur Erde nieder.

„Kommen Sie, Ludwig,“ sagte sie endlich und faßte seinen Arm, „ich will Ihnen zeigen, wo der kleine Engel begraben liegt.“ Es war weit hinten, zwischen Cedern und Tannen, unter deren Zweigen sich der kleine Grabhügel erhob. Ein Kreuz von weißem Marmor, mit Epheuranfen umschlungen, zeigte den Namen des Kindes, den Tag seiner Geburt und seines Todes.

„Kaum zwei Jahre alt,“ weinte sie mit erstickter Stimme, „noch so zart und klein und schon tief unten in der Erde zu liegen, die lieben Augen geschlossen für immer, der Mund verstummt auf ewig, o Ludwig, das ist eine schwere Heimfuchung.“

Er ließ sie ausweinen, dann legte er leise seine Hand auf ihre Schulter und sprach: „Ich habe Ihnen früher von meiner Schwester erzählt, die auch, wie Sie, Anna hieß und als Kind starb. Meine arme Mutter warf sich über die kleine Leiche, küßte sie, umarmte den kleinen entseelten Körper und war nicht zu beruhigen. Mein Vater, tief gebeugt, unfähig, ein Wort des Trostes zu sprechen, holte seinen alten Freund, den Pfarrer des Orts. Er war ein Greis von siebenzig Jahren, ehrwürdig durch die Reinheit seiner Sitten, die Milde seines Charakters und vor Allem durch die echt christliche Standhaftigkeit, mit welcher er die schwersten Prüfungen ertragen hatte. Hören Sie, Anna: er hatte zwei Söhne gehabt, treffliche Jünglinge, wohlgebildet an Leib und Seele. Der Eine achtzehn, der Andere neunzehn Jahre alt, bezogen sie die Universität. Es war anfangs der dreißiger Jahre. Eines Tages drang die Polizei in die Wohnung des Pfarrers, erbrach die Schränke und verlangte endlich die Briefe, die seine Söhne an ihn geschrieben hatten. Bestürzt, nichts Böses ahnend, händigte er sie den Beamten ein. In seiner Arglosigkeit wurde er zum Verräther an seinen eignen Kindern. Sie hatten sich einer Burschenschaft angeschlossen, diese war als staatsgefährlich aufgelöst, ihre Mitglieder als Demagogen verhaftet worden. Die Briefe der beiden Jünglinge an den Vater enthielten begeisterte Ausbrüche eines edlen Vaterlandsgefühls, einer glühenden Liebe zu Deutschland, die dem alten Pfarrer wohlthaten, weil er dieselbe Gesinnung hegte. Er hatte in den Befreiungskriegen mitgefochten, obwohl er damals schon Weib und Kind hatte, und seine

Landwehrmütze mit dem Kreuze hing noch in seiner Studirstube. Er ahnte nicht, daß das, was in seinen Augen etwas Edles, Erhabenes war, in denen der Polizei ein strafwürdiges Verbrechen. Die Jünglinge wurden zu sechsjähriger Festungshaft verurtheilt. Dem Einen gelang es, zu entfliehen. Er starb in Frankreich im Elende; der Hunger und das Heimweh brachten ihn um, todt fand man ihn hinterm Zaune liegend in einem Dorfe Lothringens. Der Andere überlebte die sechsjährige Haft um wenige Monate. Der Gram, die dumpfe Luft in den Kasematten, die rohe Behandlung hatten den Todeskeim in seine Brust gesenkt, er starb an der Lungenschwindsucht.“ Er schwieg einen Augenblick, Anna hörte gerührt zu. Sie pflückte einen Tannenzweig ab, legte ihn auf das kleine Grab und ging, auf Ludwigs Arm gestützt, langsam dem Thore des Kirchhofs zu.

„Der alte Mann selbst“, fuhr Ludwig fort, „wurde in die Untersuchung gezogen und vom Amte suspendirt. Ueber all dem Unglück brach seiner Frau das Herz, kaum nach Jahresfrist folgte sie ihren Kindern in die Ewigkeit nach. Man sah seitdem nie wieder ein Lächeln um den Mund des Pfarrers, aber auch nicht die Starrheit der Verzweiflung. Ernst und milde blickten seine Augen und seine Worte erquickten, weil sie aus dem Munde eines Dulders quollen. Es ist schon lange her, zwanzig Jahre wohl, aber ich höre sie noch, die sanfte Stimme des alten Mannes, der nun auch längst bei seiner Gattin und seinen Kindern ist. Er trat zu dem Sarge, in welchem meine kleine Schwester lag, legte seine welke, müde Hand auf die bleiche Stirn des Kindes und sprach zu meiner trostlosen Mutter die Worte des Apostels: Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben! Er mochte wohl an seine beiden Söhne denken, die, treu ihrem Glauben an das Vaterland, aller Drohungen und Versprechungen ungeachtet nicht widerriefen, sondern litten und starben.“ Sie waren unterdessen bis an das Thor des Friedhofes gekommen. Es dunkelte, dichter fielen die Schneeflocken. Frau Anna war etwas ruhiger geworden. Die Erzählung fremden Leids lindert oft das eigene. Es ist das ein schöner, rührender Zug der menschlichen Natur. Nach einer Weile sagte sie:

„Ich wollte, ich wäre auch schon gestorben und läge draußen bei meinem Kinde!“ worauf Ludwig erwiderte:

„Das ist ein Trost bei solchem Schmerz, daß uns Alle, Alle dasselbe Schicksal, das uns trennt, auch wieder vereinigt, an Jedem tritt der Tod.“

Weiter sprach Anna nichts, auch nach Ludwigs Schicksalen forschte sie nicht weiter und er war ebenso wenig in der Stimmung, zu fragen.

Als sie die Vorstadt erreichten, brannten schon die Gaslaternen. Nicht weit von der Straße, wo seine Wohnung, blieb Ludwig stehen und reichte der jungen Frau die Hand. „Gute Nacht, Anna,“ sprach er leise, „mein Weg führt dorthin.“ Sie drückte ihm die Hand. Er blickte ihr voll und innig in das blasse Antlitz. „Werde ich Sie wiedersehen, Anna?“

Sie nickte leise. „Auch Sie haben Schmerzliches erfahren, Ludwig,“ fügte sie dann hinzu.

„Sie sollen Alles wissen, Anna. Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Ludwig.“ Er blickte ihr traurig nach und ging dann langsam, gesenkten Hauptes nach seiner ärmlichen Wohnung in der Fischerstraße.

Am anderen Tage trafen sie sich wieder; an der Pforte des Friedhofes begegneten sie sich. Ein armes Kind wurde eben begraben, dessen Sarg nur der Vater mit einem kleinen weinenden Mädchen im dürftigen Gewande folgte. Ludwig und Frau Anna schlossen sich dem kleinen Zuge an und als der Sarg in die dunkle Grube gesenkt wurde, jener dumpfe Schall der Erdschollen, die auf den Sarg des Kindes niederrollten, heraufhallte, sagte das kleine, weinende Mädchen zu ihrem Vater: „Mich hungert, Vater.“ Frau Anna hörte es und gab dem Armen, dem das bleiche Elend aus den Augen sah, eine reichliche Gabe. Dann gingen die Beiden zu dem Grabe des kleinen Albert. Ludwig setzte sich auf einen alten Leichenstein und Frau Anna stand gelehnt an das Grab. Wer die Beiden von ferne sah, so still, unbeweglich zwischen den Gräbern in der kalten, grauen Nebelluft, unter den beschneiten Tannen, hätte an die alte Sage von den Todten, die zuweilen ihre Gräber verlassen, erinnert werden können.

„Das Kind weinte nicht um das todte Schwesterchen, sondern weil es hungerig war,“ sprach Frau Anna und senkte traurig das Haupt.

„Der Welt Elend,“ sagte er. „Ich habe früher oft vor dem Tode geschauert. Nicht auf dem Schlachtfelde, sondern wenn ich daheim im behaglichen Frieden und Genuß des Lebens war. Der Gedanke an das dunkle Grab, an dieses stille, unbewegliche Liegen zwischen den vier Bretern des Sarges, an die Wärmer und den feuchten Moder erfüllten mich mit Schauer. Ich kannte damals noch nicht das Elend und den Jammer der Menschheit. Jetzt, wo ich die ganze Bitterkeit des Lebens empfunden, sehne ich mich oft zu sterben und ich denke, daß es für ein gequältes Herz etwas

Tröstliches ist, dieser stille Frieden im Grabe, wo die Leidenschaften und Stürme dieser Welt uns nicht mehr erreichen.“ Er schwieg und fügte dann hinzu: „Freilich, freilich, die Muskel, die wir Herz nennen, wird dort unten wohl Ruhe haben, ob aber auch das geheimnißvolle Wesen, das wir Menschenseele nennen?“ Und sie vertieften sich in ein Gespräch über das unerforschliche Wesen der Gottheit wie der Menschenseele, über die Ewigkeit und Unsterblichkeit. Darüber brach die Dämmerung herein und mahnte zum Aufbruch. Sie nahmen an derselben Stelle, wo sie es gestern gethan, Abschied. Am nächsten Tag und den folgenden sahen sie sich wieder, immer an demselben Orte ihrer ersten Begegnung, auf dem Friedhof. Ihre Schicksale, Betrachtungen über das Menschenlos, das waren ihre Gespräche. Annas Verhältniß im Hause gestaltete sich immer trüber. Der Tod des Kindes hatte keine Vereinigung der beiden Gatten bewirkt; er hatte Dülmen nicht milder gestimmt, im Gegentheil war er noch schroffer geworden. Nachdem der erste Ausbruch seines Schmerzes sich ausgetobt, suchte er, was er früher nie gethan, in Gesellschaften Zerstreuung, die aus flotten Lebemännern der großen, üppigen Handelsstadt bestanden. Nicht Genuß, Betäubung suchte er in diesen Kreisen. Kam er dann des Morgens nach einer durchschwärmten Nacht, müde, bleich, mit gerötheten Augenlidern und wüstem Kopf nach Hause, dann war er unzufrieden mit sich, mit der Welt, vor allem aber mit seiner Frau, die er allein für sein häusliches Unglück verantwortlich machte. So verging der Winter.

Ludwigs äußere Lage war indessen eine sehr trübe geworden. Der spärliche Erwerb war kaum für das Nothwendigste hinreichend. Der kalte Winter steigerte noch seine Bedrängniß. Aber er kämpfte mit aller Kraft gegen das Geschick. Er hätte gegen Frau Anna nur ein Wort äußern dürfen, allein ein gewisses Schamgefühl hielt ihn ab, ihr seine Mittellosigkeit einzugestehen. Er arbeitete mit eisernem Fleiß. In den kalten Winternächten schrieb er beim matten Scheine einer Talgkerze ein Werk: „Ueber das moderne Heerwesen und seinen Einfluß auf die politischen, socialen und volkswirtschaftlichen Zustände Europas,“ worin er mit rücksichtsloser Schärfe die Uebelstände des modernen Heerwesens in Europa nachwies und behauptete, daß alle Anstrengungen zur Beseitigung der sogenannten socialen Frage nur geringen Erfolg haben könnten, solange man nicht die an dem Mark der Nationen zehrenden Kriegsbudgets in Budgets für Volksbildung, Verkehr, Gewerbe, Landwirtschaft umgewandelt und den überwie-

genden militärischen Einfluß beseitigt habe. Als der Frühling anbrach, war auch das Buch fertig. Allein vergebens harrete er auf eine Antwort des Verlegers, dem er das Manuscript angeboten und eingesandt hatte. Wochen vergingen und kein Brief kam. Die Sorgen, die aufreibenden Nacharbeiten in dem kalten Winter, der Kummer über das Schicksal seines Buches, über Annas trauriges Schicksal und seine hoffnungslose Liebe untergruben seine Gesundheit. Er fing an zu kränkeln und ein trockener Husten quälte ihn häufig.

Frau Anna bemerkte dieses trockene Hüfteln eines Tages, bei der Rückkehr vom Friedhof.

„Oh, es hat nichts zu bedeuten,“ lächelte Ludwig und drückte dabei unwillkürlich die Hand gegen die Brust, um den heimlichen, stechenden Schmerz zurückzudrängen. Aber die junge Frau ließ sich nicht täuschen. Sie betrachtete ihn prüfend und wie Schuppen fiel es ihr von den Augen. Das bleiche, angegriffene Gesicht, das flüchtige Roth, das zuweilen auf der blassen Wange erschien, der trockene Husten, der dürstige Anzug — o Gott! War sie denn mit Blindheit geschlagen gewesen?

„Ludwig,“ sprach sie dringend und mit dem Ausdruck zärtlichen Vorwurfs, „Sie sind leidend, Sie haben sich überarbeitet. . . Sie haben mit Entbehrungen zu kämpfen.“ Eine dunkle Röthe flog über seine blassen Züge.

„Wer sagt Ihnen das, Anna?“ antwortete er mit verlegener, unsicherer Stimme und seitwärts blickend.

„Meine Augen sagen es mir. O, Ludwig, verzeihen Sie mir, daß ich im Egoismus des Schmerzes die Pflicht der Freundin vergaß.“ Eine Thräne zitterte in ihrem Auge, bewegt streckte sie ihre Hand ihm entgegen.

„Anna. . .“ Er ergriff ihre Hand und hielt sie fest in der seinigen. Stolz und Verlegenheit kämpften in ihm mit dem Verlangen, seine Sorgen, sein Herz auszuschütten in das der Freundin.

„Nein, nein,“ fuhr sie fort mit jener leidenschaftlichen Energie eines edlen Frauenherzens, das nicht eher sich beruhigt fühlt, als bis es eine Vergeßlichkeit wieder gut gemacht hat, „leugne nicht, Ludwig, du bist krank, recht krank. Mein Gott, ich hätte es ahnen können, du bist verfolgt, geächtet, dein Vermögen durch den Prozeß ausgezehrt, du lebst hier unter einem fremden Namen, Alles das nagt, zehrt an dir. Du lebst, sage ich, aber ich wage nicht zu fragen, wie du gelebt hast.“

Es war das erste Mal, daß sie das vertrauliche „Du“ brauchte.

Die blassen Züge des Flüchtlings glänzten von einem glücklichen Lächeln. „O Schweig, Anna,“ flüsterte er, „du hast mich in diesem Augenblick mit soviel Güte überschüttet, daß ich nichts mehr bedarf für dieses Leben.“

Ein Hustenanfall unterbrach ihn. Er mußte stehen bleiben und sich auf ein altes Grabmonument stützen, das unweit des Einganges zum Friedhof stand. Die Frühlingssonne warf ihren goldenen Glanz über die knospenden Bäume und die grünenden Gräber des Kirchhofes und ein warmer Strahl spielte um die bleiche Stirn des jungen Mannes. Annas Auge ruhte mit tiefer Trauer auf seinen Zügen, auf welche der Schmerz seinen scharfen, einschneidenden Stempel gedrückt hatte.

Er blickte gedankenvoll über die Gräber hin und dann hinauf zum Himmel. „Wie die Sonne so warm herabscheint,“ meinte er mit eigenthümlichem Lächeln, „sie will die Erde und die Menschen entschädigen für die lange, kalte Winternacht. Wärme mich nur, Lebensspenderin,“ und er rieb sich behaglich die kalten, blassen Hände. Anna weinte.

„Ich kann es mir nimmer vergeben, daß ich so unbelümmert um dein Leben war. Was magst du gelitten haben, armer Ludwig. Aber komm, komm, führe mich zu deiner Wohnung und laß mich für dich sorgen. Du mußt einen Arzt und eine sorgsame Pflege haben. Ich werde dir eine alte, treue Dienerin schicken. Und nun komm, komm, Ludwig, ein kühler Wind erhebt sich, stütze dich auf meinen Arm. . .“

„O, so weit ist es noch nicht,“ lächelte er, „ihre Frauen habt eine zu bewegliche Phantasie, die gleich das Schlimmste befürchtet. Uebrigens bin ich Soldat gewesen und habe im Vivoual so manches Ungemach ertragen lernen.“ Er hustete von neuem.

„Du willst dich und mich täuschen, Ludwig,“ sprach Frau Anna erregt, „aber ich lasse mich nicht täuschen.“ Sie waren unter diesen Gesprächen langsam weitergegangen und näherten sich der Stadt.

Ein leerer Fiaker fuhr vorbei. Anna winkte dem Kutscher zu halten, dann zwang sie den sich noch immer Sträubenden in den Wagen zu steigen und nach Hause zu fahren, während sie selbst zu einem ihr bekannten, in der Nähe wohnenden Arzte eilte.

(Schluß folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Eine Briefpost im Paradies.) Die verwitwete Frau Cleonine von Arboville hatte den eifersüchtigsten aller Bartholos zum Gemahl gehabt; bei seinen Lebzeiten fand er Alles, auch das Unschuldigste, verdächtig: jeden zufälligen Blick, jeden in Eile geschriebenen Brief, sogar jedes neue Kleid oder jeden neuen Haarpuy, da er dabei eine Art allegorischer Correspondenz witterte. So hatte er die Schönheit seiner Frau stets wie eine Festung mit Wällen aller Art umgeben und sie völlig eingesperrt gehalten.

Der arme Graf Arboville litt zu der Zeit, als wir ihn kennen lernten, an einem unheilbaren Katarth, der ihn schon seit zwanzig Jahren plagte; es war dies ein hartnäckiger, entschlossener, gespenstlich klingender Husten, der wie eine zweite Stimme aus der Brust des Sterbenden ertönte und Allen Schrecken einflößte, die ihn hörten.

Während der letzten Monate seines Lebens schien der Graf etwas in seiner ängstlichen Ueberwachung nachzulassen; der Belagerungszustand schien aufgehoben und die Eifersucht hatte einer neuen Leidenschaft weichen müssen. Er schloß sich Tag für Tag von früh bis abends in seinem Kabinet ein, verbarricadirte sich dort förmlich und ließ kaum seinen Kammerdiener in dies Heiligthum eindringen.

Eines Morgens starb der Graf beim Erwachen der Morgenröthe und der Tod war ihm wohl zu gönnen, denn die arme Seele, welche in diesem alten, hinjälligen Körper eingekerkert war und sich einer solchen Hülle fast schämte, mochte sich wohl längst nach der Freiheit gesehnt haben. Cleonine verzieh ihm Vieles in Anbetracht seiner aufrichtigen, wenn auch egoistischen Liebe zu ihr; sie beweinte ihn auch wahrhaft, denn wenn sie ihn auch nicht grade sehr geliebt hatte, war er doch eine Gewohnheit für sie geworden und sie hatte seine Schwächen mit geduldiger Freundlichkeit ertragen. Der alte Gemahl fehlte ihr sehr, schon weil er ihre Zeit stets anzufüllen gewußt und ihr so häufig Gelegenheit geboten hatte, ihn zu beruhigen und aufzuheitern.

Indessen wollen wir uns nicht damit beschäftigen, alle Thränen Tropfen für Tropfen zu zählen, welche aus diesen schönen, azurblauen Augen flossen. Wenn es im Himmel wirklich eine doppelte Buchhaltung für unsere guten wie unsere bösen Gedanken giebt, so darf man doch nicht zweifeln, daß der Engel, welcher die Bücher dort oben führt, diese Thränen zu Gunsten der schönen Frau notirt haben wird.

So verging denn ein Jahr ihres Lebens in einsörmiger Weise und wir finden die lebenswürdige Gräfin am Ende ihrer Trauerzeit wieder. Habt ihr jemals eine junge Frau gesehen, wenn sie zum ersten Male die Trauerkleider ablegt? Es ist dies ein anmuthiges, sehenswerthes Schauspiel. Während eines ganzen Jahres war dies reizende Bild schwarz umrahmt, wie die Madonnen von Holbein, welche unter Thränen lächeln. Plötzlich verschwindet der Krepp und die Farben der Lise und

Rose umhüllen mit ihren lichten Wolken die wehmüthig lächelnde, der zu Muthe ist, als ob sie zum ersten Male in ihrem Leben so lichte Gewänder trüge. Als Cleonine vom Schwarz zum Weiß überging, näherte sich ihr ein im Stillen seufzender junger Mann, welcher diese Aenderung der Farben nicht abgewartet hatte, um sich sterblich in sie zu verlieben; er betete sie bereits seit der Halbtrauer an.

Er hieß . . . doch das ist ganz gleichgiltig; bei einer Erzählung thun Namen gar nichts zur Sache. Man mag da nun Max, Karl, Bernhard oder Isidor heißen, es bleibt sich doch ganz gleich. Alles, was ich von ihm weiß, ist das, daß er sich Marquis von Verteuil unterzeichnete und mit den Officieren des ersten Garde-Lancierregiments Ludwigs XVIII., wo er Kapitän war, seine fünfzigtausend Francs Renten verjubelte.

Also bei Beginn der Halbtrauer seufzte der Marquis bereits; am Ende der Trauerzeit bot er der Gräfin seine Hand an und einen Monat später wurde dieselbe von ihr angenommen.

Das glückliche Paar schwebte im siebenten Himmel, als der Briefträger diese Freuden zu stören kam. Er brachte einen Brief, der aus dem Paradiese datirt war und sechs Sous Porto kostete, was trotz der entgegengesetzten Meinung der Theologen zu der Annahme berechtigt, das Paradies befinde sich näher bei uns, als wir glauben.

Der himmlische Brief lautete wörtlich:

„Im Himmel, den 7. Juli 1821.

Meine liebe Frau!

Ich bemerke, daß Du die Absicht hast, Dich wieder zu verheiraten, allein ich widersetze mich diesem Vorhaben entschieden. Fürchte meinen ganzen Zorn, wenn Du es wagst, neue Bande zu knüpfen.

Dein Gemahl

Achilles Hercules von Arboville,  
Ritter mehrerer Orden.“

Die Schrift war genau die des Verstorbenen, die Unterschrift war ganz so, wie er sie stets zu machen pflegte, es fehlten dabei weder die vielen kalligraphischen Schnörkel noch die drei Freimaurerpunkte der Loge zum großen Orient, deren Mitglied er war.

Die Gräfin war tödlich erschrocken; sie glaubte den Schatten ihres Gemahls im Spiegel ihres Boudoirs, in dem Springbrunnen ihres Gartens, ja sogar in ihrer Kaffeetasse zu erblicken. Der Marquis war weniger entsetzt; er griff zu ganz irdischen Mitteln und trug die Sache dem Polizeicommissär vor.

Der Beamte, welcher eben damit beschäftigt war, einen Mörder zu inquiriren, erwiderte, er habe schon genug damit zu thun, die Lebenden zu bestrafen, ohne daß er sich auch noch um die Todten bekümmern könne, was er den Geistlichen überlassen wolle, die ja doch die einzigen Gesandten des Himmels für die Erde seien.

Darauf hin ließ der Marquis, der sich nicht im mindesten vor Gespenstern fürchtete, sofort das Aufgebot an der Mairie anschlagen.

Bei der ersten Bekanntmachung des Aufgebots kam ein

nener Brief aus dem Paradiese an, welcher diesmal kein Porto kostete; die Seele des Dahingeshiedenen hatte sich entschlossen, ihre Briefe zu frankiren.

Der Brief enthielt nur folgende wenige Worte:

„Trennlose Gattin, wenn Du eine zweite Heirat wirklich eingehst, so wirst Du auf ewig versucht sein. . Du und die Deinigen!“

Dein erzürnter Gatte

Achilles Hercules von Arboville.“

Diese zweite Epistel trieb Cleonine's Schreden aufs äußerste; sie rief die sämmtliche Dienerschaft zusammen, sagte dem Marquis auf ewig Lebewohl und verabschiedete ihre Diener insgesamt, indem sie ihnen mittheilte, daß diese furchtbare Correspondenz sie veranlasse, den Freuden der Welt für immer zu entsagen und sich in ein Kloster zurückzuziehen.

So war Alles schon fest bestimmt, als der Kammerdiener des seligen Grafen mit verlegener Miene vor seiner Herrin erschien.

„Was wollen Sie, Labranche?“ fragte die junge Frau.

„Ich möchte Ihnen eine wichtige Enthüllung machen.“

„Nun, so sprechen Sie.“

Ich bin nämlich derjenige, welcher die Briefe des verstorbenen Herrn auf die Post giebt.“

„Nicht möglich!“

„Er hat sie alle bei Lebzeiten zum voraus geschrieben, um noch im Jenseits seine Eifersucht befriedigen zu können, und hat mir den Auftrag gegeben, sie abzusenden, wenn es die Umstände erheischen; ich habe deren für alle möglichen Vorkommnisse bis zu dem Tage, wo Sie fünfzig Jahre alt sein werden.“

„So, und warum verrathen Sie jetzt das Vertrauen Ihres Herrn?“

„Ja,“ meinte Labranche, die Mühe in den Händen hin und herdrehend, „die gnädige Frau schickt mich um der Todten willen weg, ich möchte aber lieber den Lebenden dienen.“

„Gut,“ sagte der eben eintretende Marquis, dem Labranche schon vorher gebeichtet hatte, „ich werde dich in meine Dienste nehmen, denn ich heirate deine Herrin.“

Cleonine reichte ihm die Hand zum Zeichen ihrer freudigen Einwilligung, während Labranche sich dankend verbeugte.

Plötzlich kam der schon hinausgeeilte Diener nochmals herein und äußerte:

„Es bleibt mir nur noch ein Skrupel.“

„Sprich,“ meinte der Marquis.

„Was soll ich mit den übrigen Briefen machen?“

„Du kannst sie ganz nach Belieben absenden, aber da jeder Gatte eigentlich die Briefe seiner Frau lesen mußte, werde ich sie allemal öffnen.“

„Soll ich sie frankiren?“ fragte Labranche listig.

Die schöne Gräfin warf ihm erröthend ihre Börse zu, die er im Fluge auffing und freudig antwortete: „Das Porto ist bezahlt!“

(Die vertauschten Oftereier.) Was für eine hübsche, patriarchalische Sitte war doch früher das Austheilen der buntenge-

färbten Oftereier an das lustige Kindervölkchen! Diese Eier umschlossen eben nichts Anderes, als was der liebe Gott selbst hineingethan hatte — Eiweiß und Dotter, die durch das lange Kochen etwas hart geworden waren und etwas schwer im Magen lagen, nichts destoweniger aber mit unendlichem Vergnügen verzehrt wurden. In Deutschland bei uns hat sich diese Sitte noch in ihrer ursprünglichen Einfachheit erhalten, aber in Paris zum Beispiel, wie hat man dort diese klassischen, kindischen Eier vervollkommenet! Sie enthalten dort heutzutage Diamantschmuckgegenstände, Cashmirshawls, achtunddreißig Meter Noire antique, allenfalls genug, um ein Kleid daraus zu fertigen, eine Equipage nebst Bespannung und Livreebedienten, ein Haus in der Stadt, eine Villa oder was weiß ich Alles? und man giebt sie nicht mehr Kindern, sondern großen, erwachsenen Personen, vorzugsweise denen vom schönen Geschlecht. Geschieht dies, weil es in Paris keine Kinder mehr giebt oder weil es dort nur noch große Kinder giebt? Das vermögen wir nicht zu beantworten, aber wir wollen unseren Lesern eine Geschichte von Oftereiern erzählen, die sich am verfloffenen Ofterfeste in Paris zugetragen hat.

Es giebt dort einen gewissen Baron K., der sehr reich ist und sich beim Antraten des zweiten Männerfrühlings mit einer ganz allerliebsten Frau verheiratete, dabei aber trotzdem eine Geliebte hat, eine Tänzerin, weil dies eben für jeden zur eleganten Welt gehörigen Herrn eine unbedingte Nothwendigkeit ist. Ist diese Tänzerin vielleicht schön? wird man fragen und die gewissenhafte Antwort müßte lauten: Ja, wie eine chinesische Pagode. Oder geistreich? Wie ein Simpel.

Was kann denn aber einen Mann veranlassen, sich mit solchen Zierraten zu umgeben? Es ist also weder eine Verehrung für den Geist noch für die schöne Form, vielleicht werden sie blos durch die Eitelkeit dazu angespornt?

Unter uns gesagt, ich glaube, daß unsere jungen Herren von heute, unsere „Gentlemen,“ wie man jetzt zu sagen pflegt, sich solche Geschöpfe halten, wie man einen Affen hat, den man mit Bonbons füttert, Grimassen machen läßt und herauspust, blos damit sie denen als Gegenstück dienen, die bei allem Geist und aller Anmuth den großen Fehler besitzen, die Frauen dieser Herren zu sein. Aber kehren wir wieder zu unserer Geschichte zurück.

Einige Tage vor Ostern, wahrscheinlich am Gründonnerstag, begab sich unser Baron zu einem Juwelier, wählte ein prächtiges Armband für zwanzigtausend Francs aus, legte seine Karte in das Etui und ließ dasselbe sorgfältig in ein wunderhübsches Kästchen packen, das wie ein großes Ei geformt war. Hierzu gab er die Adresse an Fräulein Cornelle; es war das für die Ballerina bestimmte Ofterei.

Eben wollte der Baron den Juwelierladen verlassen, da fiel ihm noch etwas ein und er kehrte wieder zurück und sagte zu dem Juwelier:

„Zeigen Sie mir doch einige einfache Ringe.“

Er kaufte einen derselben, der etwa hundert Thaler kostete, jedoch sehr geschmackvoll war, und ließ denselben wohlverpackt

in ein zweites, wie ein Ei geformtes Kästchen legen, welches dem andern ganz ähnlich war. Es war dies das für seine Gemahlin bestimmte Ofterei — man sieht, wie fein der Herr Baron zu unterscheiden verstand.

Nachdem er auch die Adresse der Frau Baronin angegeben und die beiden Gegenstände sofort baar bezahlt hatte, empfahl Herr von K. sorgfältig, daß man beide Gegenstände augenblicklich an ihre Bestimmung absenden möge, worauf er sich leichten Fußes in seinen Club begab, ganz entzückt über seine eigene Gewissenhaftigkeit und die Art und Weise, mit der er diese Angelegenheit arrangirt habe.

Fräulein Cornelle wohnte in der Rue Taitbout; wie kam es also, daß das für sie bestimmte Armband zu der Frau Baronin K. gelangte, welche Rue de Barrennes wohnt, und wie kam es, daß der der Baronin zuge dachte Ring zu Fräulein Cornelle wanderte? Hatte vielleicht die Ähnlichkeit der beiden eisernen Kästchen die Vertauschung der Adressen herbeigeführt? Oder hatte Satan, der sich stets ein bißchen in solche Dinge einmischet, die Verwechslung arrangirt? Dem sei nun, wie ihm wolle, kurz, die beiden Schmucksachen kamen eben nicht an ihre eigentliche Adresse.

Darüber schlug die zehnte Abendstunde. Der Herr Baron hatte im Club gespeist und beim Whistspielen einige Louisdors gewonnen; jetzt zündete er eine Cigarre an, schlenderte gemächlich bis auf den Boulevard, blies einige Rauchwolken von sich, wendete sich um die Ecke der Rue Taitbout und stieg in das Entresol eines der Häuser hinauf, welche sich zunächst Tortoni befinden.

„Ah, Sie hier?“ frug Fräulein Cornelle, welche wie eine Obalüste nachlässig auf dem vergoldeten Divan ihres apfelgrünen Bouboirs hingestreckt lag.

„Ja, wie es scheint,“ entgegnete der Baron, der sich diesen Abend in sehr guter Laune befand. Deshalb fügte er auch hinzu: „Man erwartete also den dicken Victor nicht ein bißchen?“ (Der Baron war früher, ehe noch sein Embonpoint zu sichtbar wurde, sehr stolz auf diesen interessanten Eroberernamen.)

„Ich erwartete Sie nicht, Baron, sondern Jemand Anderen.“

„Wie?“

„Ja, den kleinen Vicomte, der anders zu leben weiß wie gewisse Leute.“

„Aber was zum Teufel soll denn das heißen?“

„Das bedeutet, Herr Baron, daß Sie ein Geiztragen, ein Harpax sind und daß Sie sich sehr in mir täuschen!“

Dabei erhaschte die Ballerina mit einem Sprunge den Klingelzug und schellte, worauf eine sehr schnippisch und salopp aussehende Soubrette eintrat.

„Cecile, zeige dem Baron deinen kleinen Finger.“

„Hier ist er, mein Herr,“ entgegnete diese und hielt dem

Baron in unverkämter Weise den kleinen Finger ihrer häßlichen Pfote vor die Nase, an dem der für die Frau Baronin bestimmte Ring glänzte.

Der Baron erstaunte, sagte aber weiter nichts, sondern lehrte höchst nachdenklich in seinen Club zurück.

„Ob ich nach Hause gehe?“ überlegte er, indem er die Treppe hinaufstieg.

Er stieg darauf zwei Stufen wieder abwärts, dann vier aufwärts, dann wieder zwei herunter, worauf er erst ein Weilchen überlegend stehen blieb, zuletzt jedoch kühn entschlossen mit eiligen Schritten heruntersprang.

Sein Wagen hielt noch an der Thür des Clubhauses.

„Ins Hotel!“ sagte er zum Kutscher.

„Wie beliebt, Herr Baron?“ entgegnete dieser ganz überrascht, da er durchaus nicht gewöhnt war, schon um halb elf Uhr nach der Rue de Barrennes zurückzukehren.

„Nach dem Hotel!“ wiederholte der Baron; „bist du heute taub?“

Herr von K. kam nach Hause; es ist ihm heute ganz eigenthümlich zu Muthe, er kann es nirgends lange anhalten, er öffnet die Thüren und schließt sie wieder, schreitet durch die Salons und hält Selbstgespräche.

„Was Tausend ist mir nur heute Abend? Ich glaube gar, ich habe Sehnsucht, meine Frau zu sehen!“

Er klingelt. — „Jean, wissen Sie, ob die Frau Baronin zu Hause ist?“

„Die Frau Baronin ist diesen Abend gar nicht ausgegangen.“

„Gehe hin und frage sie, ob sie mir die Ehre gönnen will, mich zu empfangen.“

Ohne erst die Antwort abzuwarten, machte Herr von K. etwas Toilette und als der Kammerdiener meldete, daß die gnädige Frau den Herrn Baron erwarte, eilt der Ehemann so schnell als möglich in das Zimmer seiner Frau.

„Du willst mich also heut ganz nährisch vor Freude machen?“ ruft ihm Frau v. K. entgegen. „Dies prächtige Geschenk ist noch das wenigste,“ fügte sie hinzu, indem sie ihm das ihren zarten Arm umspannende Armband hinhielt, „aber deine Liebe und so seltene Gegenwart macht mich glücklich! Dank, lieber Victor, tausend Dank! Was für herrliche Ofterei bescherst du mir heute!“ Dabei schlang sie lieblosend ihre schönen Arme um den Hals des Gatten, denn es mag wohl im ehelichen Paradies sein wie im himmlischen, wo man die Ankunft eines bekehrten Sünders mit viel größerer Freude feiert als die von zehn Gerechten.

Der Baron entgegnete kein Wort; er war ganz entzückt über den Reiz dieses wahren, aufrichtigen Herzens, dieser süßen Liebslungen. Nach einer Ehe von sechs Jahren entdeckte er erst, daß er eine anbetungswürdige Gattin, eine Perle ohne Gleichen, besaß. Besser spät, als niemals! Seit dieser Zeit blieb er getreulich zu den Füßen seiner Frau, ohne sich um irgend eine Tänzerin mehr zu bekümmern, und segnete die Vertauschung der beiden Ofterei!

—r.



# Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Die Komödianten.

Von  
Karl Wartenburg.

(Schluß.)

5.

Es war ein unfreundlicher Nachmittag im Mai. Bedeckter Himmel, rauher Wind, abwechselnd mit kalten Regenschauern. Der Wind trieb die Tropfen gegen die Fenster des Zimmers, in welchem Frau Anna am Schreibtisch saß und einen langen Brief an ihre Freundin Frau Minna Böllner schrieb, dieselbe, welche sie auf jener Eisenbahnfahrt am Himmelfahrtsteste begleitet hatte. Es drängte sie, in den Busen der treuen Freundin ihr Herz auszuschnitten. Sie theilte ihr Alles mit, was sie seit dem Abschied von ihr erlebt hatte: den Tod ihres Kindes, die Begegnung mit Ludwig Schwarz im Uhlennecker Sommertheater und dann auf dem Friedhof und endlich Ludwigs Erkrankung. Seit einigen Wochen schon konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen.

„Er wohnt,“ schrieb sie, „in einem kleinen, ärmlichen, fast elend ausgestatteten Zimmer in der Fischer-Vorstadt. Ich wollte ihm ein behaglicheres Loos mieten, allein er wies mit Hartnäckigkeit mein Anerbieten zurück. Nur mit vieler List kann ich ihm eine kleine Erleichterung gewähren. Er hat ein Werk geschrieben

und der Buchhändler, dem er es geschickt, will es auch drucken, aber ihm erst Honorar zahlen, wenn eine gewisse Anzahl Exemplare abgesetzt worden. Ich schrieb heimlich an den Verleger und es gelang mir, denselben zu bewegen, eine Summe Geldes, die ich ihm übersandte, als Abschlagszahlung an Ludwig zu senden. Es ist von meinem Vermögen, über welches ich frei verfügen kann. Der arme Ludwig! Er lebt hier unter fremden Namen als Schauspieler Hoffmann, denn er wird noch immer verfolgt, noch neulich las ich in einer Zeitung den erneuerten Steckbrief. O, Minna, ich bin sehr unglücklich. Mein theures Kind habe ich verloren — und nun auch diesen Kummer! Dülmen wird täglich härter und schonungsloser gegen mich. Der Mann wäre zu Allem fähig in seiner wilden Eifersucht, wenn er Ludwigs Anwesenheit erführe. . . Und doch, ich brauche nicht vor ihm zu erröthen. Unsere Freundschaft ist rein und schuldlos, wie die zweier Kinder, ein Kuß auf die Stirne, den er mir vor einigen Tagen gab, als ich von ihm ging, die einzige Liebkoßung, die ich von ihm empfing. Mein Gott, es kann und darf nicht anders sein. Unsere Freundschaft ist gereift zwischen Gräbern und ich fürchte, daß ein frühes Grab bald das letzte Herz einschließen wird, das außer dem Deinigen, meine theure Freundin, für Deine arme, unglückliche Anna schlägt. . .“

Da schlug es 4 Uhr. Es war die Stunde, zu der sie den kranken Freund zu besuchen pflegte. Sie schloß den noch nicht vollendeten Brief in ihren Schreibtisch, nahm den Schlüssel an sich, Hut und Shawl

und ging. Sie hatte kaum das Zimmer verlassen, als die Thüre des daran stoßenden Kabinetts sich öffnete und ihr Mann hereintrat. Sie hatte es wohl gewußt, daß er im Nebenzimmer war, aber sie konnte nicht ahnen, daß er, das Auge am Schlüsselloch, jede ihrer Bewegungen mit seinen Blicken so gierig verfolgte, wie der Tiegler die arglose Gazelle, die an dem Versteck ihres Feindes vorübergeht.

Er ging zu dem Schreibtisch und versuchte ihn mit seinem Schlüssel zu öffnen. Das Schloß widerstand. Zögernd blieb er einige Augenblicke vor dem Pulte stehen. Mit hastiger Geberde verließ er dann das Zimmer, kehrte aber bald mit einem kleinen, stählernen Instrument zurück. Er setzte den Stahl an eine Fuge in der Klappe des Tisches; ein Ruck, und erbrochen war das Behältniß. Eine tiefe Blässe bedeckte das Gesicht des Kaufherrn; auf seiner Stirn standen Schweißtropfen, erschlaßt sanken seine Arme am Körper nieder und mit scheuem Blicke durchslog er das Zimmer. Vestürzt fuhr er zurück, seine Augen wurden starr, seine Haare sträubten sich — doch es war nur ein flüchtiger, vorübergehender Moment, es war sein eigenes Bild, das er im Spiegel an der Wand gegenüber gesehen hatte.

„Es ist doch eine schreckhafte Beschäftigung . . . dieses Einbrechen,“ murmelte er, während ein garstiges Lächeln seine schmalen, bleichen Lippen verzerrte, „wenn man nicht daran gewöhnt ist.“ Seine letzten Bedenken fielen. Mit gieriger Hand durchstöberte er die Mappe, in welche Frau Anna den unvollendeten Brief gelegt hatte. Er brauchte nicht lange zu suchen.

„Ah!“ sprach er für sich, „an ihre gute Freundin, diese impertinente Blondine, die sich, als sie zum Besuch hier war, erlauben wollte, mir die Moral zu lesen . . .“ Er trat ans Fenster und durchlas den Brief . . .

Während des Lesens veränderte sich die Blässe seines Gesichtes, sie wurde aschenfarbig. Die Hand, welche den Brief hielt, ballte sich krampfhaft und zerknitterte das Blatt; stumm, dumpf brütend blickte er vor sich hin.

Eine lange, lange Weile stand er so, dann hob er den Kopf empor und in seinen Augen sprühte ein düsteres, unheimliches Funkeln, ein häßliches, höhnisches Lächeln verzog seinen Mund . . .

„Wie heißt der Bibelspruch? Die Rache ist mein, spricht der Herr . . . Wahrlich, sie soll mein sein, so wahr ein Gott im Himmel lebt.“ Und er lachte mit heiserer Stimme und wilder Grimasse, wie ein Mensch, dem das Licht der Vernunft geraubt wurde. —

Nichts ahnend von diesem verhängnißvollen Vorgang saß Frau Anna in wehmüthiger Stimmung neben Ludwig in dessen ärmlichem Zimmer in der Fischerstraße. Der Kranke hatte das Haupt gegen die Rücklehne des alten gepolsterten, mit braunem Leder überzogenen Sessels gestützt und schlummerte. Es war ein kurzer, unruhiger, fieberischer Schlummer. Jene unsichtbare und doch so furchtbare Krankheit, welche man im gemeinen Leben die Schwindsucht nennt, nagte an ihm.

Die Hände waren von einer fast durchsichtigen Blässe, auf den Wangen lag jenes heftige Roth, welches trügerisch die Farbe des Lebens auf Zügen darstellt, in welche schon die kalte Hand des Todes ihre Linien gezeichnet hat. Dieses Roth erinnert an jene todtten Rosenblumen auf schneebedeckten Gräbern, wie man sie so häufig auf unsern Friedhöfen findet.

Der Kranke zuckte schmerzhaft zusammen und legte die Hand auf die Brust; Anna fuhr erschrocken empor. Darüber erwachte er: „Das Wetter draußen und meine Brustwunde, die ich vor Friederica empfing, stehen in einem unangenehmen Zusammenhang mit einander,“ lächelte er; „steigt der Laubfrosch dort nicht bald die Leiter hinauf?“ Und er deutete auf das Glas am Fenster, in welchem der grüne Wetterprophet tief unten im Wasser saß.

„Geduld, Ludwig . . . es werden bald schöne, sonnige Tage kommen.“

Er nickte mit einem eigenen Lächeln.

„Sie werden kommen, Anna, aber ich . . . ich werde sie nicht mehr sehen . . . hier nicht mehr sehen. . . Weine nicht, meine Freundin, wozu weinen, wenn der Vorhang dieser Komödie unsers Lebens fällt? Wenn wir am Schluß nur nicht ausgepiffen werden . . . Ich war ein schlechter Komödiant auf den Brettern, die die Welt bedeuten, indessen,“ seine Stimme hob sich und klang fest und feierlich, während auf seinem Gesichte ein tiefer Ernst sich zeigte, „indessen ich denke, meine Rolle auf der Bühne des Lebens habe ich besser gespielt . . . Der Brief, den ich gestern von dem Buchhändler erhielt und worin er mir schreibt, daß mein Buch erschienen sei und einen außerordentlichen Beifall gefunden, aber schon nach drei Tagen mit Beschlag belegt und er nach dem Namen des pseudonymen Verfassers gefragt worden sei, war wohl der letzte Applaus, den ich erhielt. Mögen sie es mit Beschlag belegen, die Ideen, die es ausspricht, können sie nicht confisciren.“ Er hielt inne und holte mehrmals mühsam Athem.

„Schone dich, Ludwig, sprich nicht soviel, es regt dich auf . . . es ist Gift für deine kranke Brust,“ bat Anna weinend. Er schüttelte lächelnd das müde Haupt.

„Es thut mir wohl, Anna, recht wohl, zu einer treuen Seele sprechen zu können. Du bist ja die Einzige, die mir geblieben, seit ich von dem wackern Erdenbrecher ging. Sieh, Anna, es war keine große, glänzende Rolle, die ich auf dem Welttheater gespielt, aber es trieb mich der innere Geist dazu. Ich war und bin ein unbekannter Pionnier jener ewigen Menschenrechte, die göttlichen Ursprungs sein müssen, weil sie nie erlödet werden können von der Tyrannei, so viele Ströme Blutes man auch vergossen hat, um sie zu ersticken. An dem Posten, auf welchen mich das Schicksal stellte, habe ich ausgehalten, habe gekämpft, bis mir das Schwert zerbrach. Was thut es? Der Eine fällt, ein Anderer rückt an seine Stelle . . . Und nun, liebe Anna, eine Bitte. Sing mir das traute Volkslied, das ich einst als Student in den Thüringer Bergen hörte und euch später manchmal vorgesungen habe, das Liedchen: Ach, wie ist's möglich denn, daß ich dich lassen soll . . . ich hab dich von Herzen lieb . . . das glaube mir.“

„Ludwig, Ludwig . . .“ weinte sie.

Das Rollen eines Wagens unterbrach die Stille. Er hielt vor dem Hause, laute Stimmen frugen nach dem Schauspieler Ludwig Hoffmann. Ludwig richtete sich auf und lauschte, ein freudiger Strahl glänzte auf seiner bleichen Stirne.

„Sollte es möglich sein, Anna?“ flüsterte er, „das ist Erdenbrechers Stimme . . . und . . .“ Er konnte nicht vollenden. Der kleine Schauspieldirector und eine junge, elegante, verschleierte Dame traten ins Zimmer.

„Schiff ahoi! Endlich Land, endlich gefunden,“ rief Erdenbrecher, in Geberde und Aeußerem noch ganz der Alte. „Das nenne ich suchen . . . aber, Freund . . .“ Er stockte, er verstummte.

Ludwig hatte sich mühsam mit Annas Hilfe ausgerichtet. Freudig bewegt streckte er den Ankömmlingen die bebenden Hände entgegen.

„Freund . . . Melitta . . . tretet näher . . . Euch noch einmal zu sehen, das ist eine Günst des Himmels, an die ich nicht glaubte . . .“

„Aber . . . mein Freund . . . mein Bruder . . . Verzerrung, meine Dame,“ stammelte Erdenbrecher verwirrt und die gebrochene Gestalt Ludwigs ungläubig betrachtend, während seine Begleiterin, den Schleier zurückschlagend, mit lebhafter Bewegung näher trat, „was ist das . . . bist du . . .?“

„Ich bin im Begriff, eine große Reise anzutreten,“

unterbrach ihn Ludwig, innig Melittas Hand drückend, während das junge Mädchen in heftiges Schluchzen ausbrach und Anna mit übermenschlicher Fassung den Kranken stützte, „eine große Reise in das Land, von dem Bezirk kein Wanderer wiederkehrt . . . und wohin ihr mir über lang oder kurz folgen werdet.“

„O, Gott, Gott, nein, nein, Ludwig, Freund, Herzensbruder . . . es kann, es darf nicht sein. Mein Gott,“ und ein vorwurfsvoller Blick streifte Anna, „wie ärmlich und elend du wohnst . . . aber es wird Alles anders werden. Ich habe meine Bude verkauft . . . an meine Frau, die das Geschäft auf eigne Rechnung treibt . . . ich habe Geld, Vermögen . . . ich übernehme ein Stadttheater. Melitta ist hier engagirt . . . hier . . . als erste Liebhaberin mit tausend Thaler Säge, und ein Louisdor Spielhonorar . . . Wir haben dich gesucht . . . seit drei Tagen schon sind wir hier . . . Aber, mein Gott, was ist das?“

Geräusch, Gepolter, Säbellschreien auf der Treppe und dem Vorfaal! Die Thüre wurde aufgerissen . . . Uniformen, blitzende Waffen, dahinter eine dunkle Gestalt wurden sichtbar.

„Im Namen des Gesetzes! Wer von den Anwesenden ist der ehemalige Artillerieleutnant Schwarz . . . ich verhafte ihn als flüchtigen Hochverräther,“ rief der Vorderste. Durch des kleinen Schauspieldirectors Seele zuckte es blitzeshell . . .

„Ich bin es, den Sie suchen,“ rief er, den Polizeibeamten entgegentretend. Der Gensdarmereiofficier musterte ihn mit zweifelndem Blick.

„Bemühen Sie sich nicht, mein Herr,“ sprach Ludwig, sich mühsam vom Sessel, auf den er zurückgesunken, emporrichtend, mit matter Stimme, „der, welchen Sie suchen, der flüchtige Hochverräther bin ich . . . Aber dennoch kommen Sie zu spät,“ seine Stimme wurde matter, „auch dies Mal werde ich . . . Ihnen wieder entfliehen.“ Seine Augen verdunkelten sich. „Ist der Habakuk Thomas da . . .? Er soll mir den Sprung nachmachen . . .“ Er neigte sein Haupt seitwärts, es sank an Annas Brust, während Melitta vor ihm kniend seine schlaff herabhängende Rechte in ihren Händen hielt.

Er öffnete noch einmal seine Augen und ließ sie über die Anwesenden gleiten.

„Lebe wohl, meine theuere Anna, lebe wohl, Melitta . . . Deine Hand, mein Erdenbrecher . . . lebt wohl, Alle, meine Lieben . . . auf Wieder . . .“ Er vollendete nicht. Der Schauer des Todes faßte ihn; seine Gestalt streckte sich — die Seele hatte den Körper ver-

lassen, ein Leichnam war es, der der Polizei zurückblieb.

Frau Anna beugte sich über den geliebten Todten und drückte ihm die Augen zu. Dann richtete sie sich auf, entschlossen, mit funkelndem Auge und einem Ausdruck in den bleichen Zügen, welcher die Polizeibeamten scheu zurücktreten ließ, als sie auf sie zuschritt, der Thüre zu, an welcher jene dunkle Gestalt lehnte, die hinter den Gensdarmen eingetreten war.

„Verräther,“ sprach sie und maß Jenen mit einem Blick, vor dem er die Augen zu Boden schlug, „du führtest diese hierher. . . Ich errathe Alles. . . Wir sind geschieden für immer.“ Er wollte etwas erwidern, sie wandte sich von ihm ab; mit wilder, hastiger Geberde floh er aus dem Zimmer.

Sie ging zurück, auf Melitta zu.

„Auch Sie liebten ihn,“ flüsterte sie, „seien Sie mir Freundin.“ Ihre Kraft verließ sie, ohnmächtig sank sie in Melittas Arme.

Am dritten Tage begrub man den Flüchtling. An seinem Grabe standen die zwei trauernden Frauen und der Schauspieldirector. —

Melitta ist jetzt eine der ersten Schauspielerinnen Deutschlands. Daß wir ihren Namen nicht nennen, ist eine Pflicht der Discretion, die unsere Leser begreiflich finden werden. Frau Anna war ihr eine treue Freundin bis zum letzten Athemzuge. Tagtäglich sprachen die beiden Frauen von ihm, dem armen Flüchtling, der nur im Grabe Ruhe vor seinen Verfolgern finden konnte.

Wenige Jahre nach Ludwigs Tode folgte ihm Anna nach. Sie liegt begraben an der Seite ihres Kindes, nicht weit davon schlummert Ludwig, wenige Schritte von jener Stätte entfernt, wo er sie auf dem Friedhofe wiederfand.

Erdenbrecher zieht wieder im Lande herum, als wandernder Komödiant; aber es ist nicht mehr der alte Erdenbrecher. In den Falten seines Gesichtes sitzt statt des Humors der trübselige Ernst.

Von Dülmen weiß man nichts Bestimmtes. . . Er soll in der Welt herumreisen. —

## Ein diplomatischer Abenteuerer.

Historische Novelle

von

C. Nissel.

### 1.

Der trübe kurze Wintertag begann sich bereits in die Schleier des Abends zu hüllen, die kahlen Bäume streckten wie wehlagend die blätterlosen Aeste in die rauhe Winterluft hinaus, als zwei Männer den Garten des General von Ringer durch das im Hintergrunde liegende Haus betraten.

„Hier ist der Ort, Herr Baron. Er wird Euch nicht lange warten lassen, denn er ist sehr pünktlich. Verliert nur nicht Muth und Vertrauen, wenn Euch auch seine Art und Weise ein wenig seltsam vorkommen sollte. Es ist nur die rauhe Außenseite eines warmen Herzens. Vergesst aber darüber nicht, daß ich Euer Landsmann bin, bei dem Ihr im Fall der Noth Rath und Auskunft erhalten könnt, wenn Ihr dessen bedürft. Gott befohlen!“

Die Stimme klang ein wenig nach dem Kanzelton und hatte einen fremdartigen Accent. Der Sprecher selbst war der königliche Preussische Hofprediger Jablonsky, ein geborener Ungar, der in das Haus zurücktrat und den Andern in dem Hauptgange des Gartens allein ließ. Eine Weile wandelte dieser in eifrigem Selbstgespräch auf und nieder; zeitweise einen sehnsüchtigen Blick nach dem entgegengesetzten Ausgange des Gartens werfend. Er fröstelte offenbar, denn er hüllte sich dichter in seinen Pelz, so daß nur ein Theil des scharfmarkirten Antlitzes, aus dem ein Paar dunkle Augen bligten, zu erblicken war, und stampfte, wie um sich dieselben zu erwärmen, mit den Füßen. So mochte vielleicht eine Viertelstunde vergangen sein, als ein Wagen angerollt kam und vor dem Ausgange des Gartens hielt. Aus demselben stieg ein mittelgroßer Mann, erteilte dem Kutscher einen Befehl und trat dann in den Garten, zu dessen Thür er den Schlüssel bei sich führte. Rasch schritt er auf den seiner im Hauptgange Harrenden zu, der einen Moment verwundert schien, aber schnell eine unterthänige Haltung annahm. Der Ankömmling war ein noch ziemlich junger Mann von blühendem Aeußeren. Er trug Officieruniform und in der Hand einen starken Rohrstock, dessen er sich als

Stütze bediente. An den Harrenden herantretend fragte er kurz und mit starker Stimme:

„Er ist also der Baron Clement?“

„Ja!“ antwortete der Gefragte. „Und ich habe ohne Zweifel die Ehre, vor Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen zu stehen?“

„Die hat Er! Und es sollte mir lieb sein, wenn Er diese Ehre auch verdient.“

Der also Angeredete machte eine stumme Verbeugung.

„Er ist ein geborener Ungar?“

„Ja, Majestät.“

„Seine Landsleute lieben zwar das Desertiren, aber wenn sie ordentlich in der Zucht gehalten werden, sind es gute Soldaten. Er ist also nach Berlin gekommen, um mir ein wichtiges Geheimniß zu entdecken?“

Alles, was der König sprach, klang befehlshaberisch.

„Mehr eine Warnung, Majestät.“

„So? Aber ich rathe Ihm, mache Er mir keine leeren Klausen vor, sonst —“ der König vollendete seinen Satz durch eine drohende Bewegung mit dem Stocke.

„Wie könnte ich es auch wagen, vor Euer Majestät zu erscheinen, ohne den mächtigsten Beweggrund? Nur der Eifer für das Wohl Euer Majestät leiteten mich zu diesem Schritte. Und meine Verehrung ist noch größer als mein Eifer.“

„Seine Verehrung?“ Aus dem Tone der Worte klang, daß sich der König geschmeichelt fühlte. „Er kennt mich ja gar nicht?“

„Wem sollten wohl die hohen Vorzüge Euer Majestät unbekannt sein? Vorzüge, welche alle Fürsten beneiden und alle Unterthanen bewundern.“

„Schon gut. Man hörts, daß Er sich an dem glatten Churfürstlichen Hofe herumgetrieben hat! Doch Er sieht sonst ganz reputierlich aus, also gehe Er heraus mit der Sache, denn, wie ich bemerkte, friert Er!“

„Die Nähe Euer Majestät wird mir Wärme verleihen.“

„Hör Er, Schmeicheleien liebe ich nicht! Hüte Er sich davor, wenn ich Ihm trauen soll.“

„Euer Majestät beabsichtigten auf Dero Jagdrevier an der sächsischen Grenze in nächster Zeit zu jagen?“

„Das will ich, und denke auch dort eine gute Jagd zu machen.“

„Er. Königliche Hoheit der Kronprinz soll Euer Majestät begleiten?“

„Freilich. Der Junge soll herzlich werden, damit

er dereinst auch den Thron, den er, wenn ihm Gott das Leben schenkt, erben wird, behaupten kann. Aber was hat meine Jagd an der sächsischen Grenze mit Seinem Geheimnisse zu thun?“

„Sehr viel. Auf dieser Jagd will man Euer Majestät sammt dem Kronprinzen aufheben —!“ Der Baron konnte seinen Satz nicht enden, denn der König fiel ihm heftig in das Wort.

„Was sagt Er da? Aufheben will man mich und meinen Sohn? Plagt Ihn denn der Teufel? Wer will jetzt im tiefsten Frieden eine solche Frevelthat ausführen? Ich glaube, Er ist übergeschnappt.“ Der König stampfte dabei ungeduldig mit seinem Stocke auf den Boden.

(Fortsetzung folgt.)

### Feuilleton.

(Die größte Aufregung des Lebens.) In einem der Schlösser, wo gegenwärtig die französische Aristokratie haushält, war kürzlich eine heitere Gesellschaft des Abends plaudernd um den Theetisch versammelt. Eine der anwesenden Damen stellte eben das Paradoxon auf: „Große Gemüthsbewegungen giebt es nur für das schwächere Geschlecht. Die Männer sind unfähig, sie zu empfinden.“

Dagegen protestirten nun alle anwesenden Männer mit großer Energie.

Ein berühmter General, welcher alle größeren Schlachten in Algerien, der Krim und Italien mit gemacht, erklärte, daß er das erste Mal, als eine Kugel dicht an seinem Ohre vorbeipfiff, eine so heftige Gemüthsbewegung empfunden, als man sich nur überhaupt wünschen könne.

Ein gelehrter Arzt gestand, daß er nach der ersten Amputation, die er unternommen, ohnmächtig geworden sei und acht Tage lang das Bett gelütet habe.

Ein Wechselagent bekannte, daß er sich an jedem etwas stürmischen Zahltag in maßloser Aufregung befinde.

Der Eine sprach von seinem ersten Duell, der Andere von seinem ersten Rendezvous. Ein alter Deputirter erzählte von der ersten Rede, die er gehalten habe; ein junger Diplomat von dem ersten Orden, den er bekommen; ein dramatischer Schriftsteller beschwor die Erinnerung an sein erstes, ausgepiffenes Vaudeville herauf.

„Und Sie,“ fragte man einen viele Millionen besitzenden Geldmann, „was hat Ihnen wohl die größte Aufregung des Lebens bereitet?“

„Ein Fünzig-Centimesstück,“ antwortete er.

„Erzählen Sie uns die Geschichte! Das müssen wir hören!“ rief es von allen Seiten. Der Bankier ließ sich nicht lange bitten und begann:

„Sie wissen, daß meine Wiege nicht mit Bankbillets gefüttert war,“ sagte er lächelnd. „Wenn ich auch Paris nicht in Holzpantoffeln betrat, wie es in allen Millionärsgeschichten heißt, so kam ich doch in einem Paar sehr alten Stiefeln an, deren Sohlen stark nach Guipure ausfahen, was mich indessen nicht verhindert hat, meinen Weg im Leben ziemlich gut zu machen. Ich war mit einer sehr warmen Empfehlung an einen reichen Bankier ausgerüstet, in dessen Comptoir ich hoffte, einen Platz zu erhalten. Ich war klug und geschickt genug, um meines weiteren Vorwärtstommens so ziemlich sicher zu sein, sobald ich nur einmal einen Fuß in den Steigbügel gesetzt hätte. Allein das Unglück bei der Sache war, daß der fragliche Bankier stets unsichtbar war.“

„Uebrigens Sie mir Ihren Brief, ich werde ihn dem Herrn zustellen,“ entgegnete mir unwandelbar jedesmal ein langer Schlingel von Bedientem im Vorzimmer.

Und da ich keine Lust hatte, mich von meinem kostbaren Empfehlungsschreiben zu trennen, so fügte der Bediente ebenso unwandelbar stets hinzu:

„In diesem Falle kommen Sie morgen wieder.“

Dieselbe Scene wiederholte sich denn am nächsten Tage Punkt für Punkt.

Inzwischen mochte ich auch noch so sparsam leben, so schwand meine kleine mit nach Paris gebrachte Baarschaft doch täglich mehr zusammen. Ich war in einem Hotel achtzehnten Ranges abgestiegen, wo ich dicht unter dem Dache ein kleines Kämmerchen inne hatte, das mich täglich zehn Sous kostete, und meine bescheidenen Mahlzeiten nahm ich bei einem kleinen Restaurant in der Rue de Valois ein, die nicht weit von der Expedition des Constitutionnel liegt.

Eines Abends hatte mich der Zufall in den Faubourg St. Germain geführt und ich wurde von einem fürchterlichen Regenguß überrascht. Der Stand meiner Finanzen gestattete mir nicht, einen Wagen zu nehmen und der Zustand meiner Stiefeln erlaubte mir noch weniger, der Nässe Trotz zu bieten. Ich bemerkte in der Nähe eine bescheiden aussehende Restauration und flüchtete mich dorthin, nachdem ich zuvor meine Kasse revidirt hatte, was nicht lange Zeit in Anspruch nahm. Zwei Francsstücke befanden sich in meiner linken Westentasche, die für diesen Augenblick mein ganzes Vermögen ausmachten.

Kaum hatte ich mich an einen mit einem Tischtuch von sehr zweifelhafter Reinlichkeit bedeckten Tisch gesetzt, als ich es mir zur Aufgabe machte, die Preise der Portionen zu studiren, wobei ich die süße Gewißheit erlangte, daß ich um die Summe von einem Franc neunzig Centimes speisen und doch noch dem Kellner die gebräuchlichen zehn Centimes Trinkgeld geben könne.

Ich verlangte also unerschrocken die Speisefarte, aß mit großem Appetit und maß ängstlich mit den Augen die Hälfte einer Flasche Wein ab, die man vor mich hingestellt hatte; als ich dann fortgehen wollte, reichte ich dem Kellner ohne weiteres

meine beiden letzten Silberstücke hin. Dieser entgegnete mir jedoch:

„Sie sind im Irrthum, mein Herr, es fehlen noch vierzig Centimes.“

„Nein, Sie müssen sich täuschen,“ antwortete ich etwas aufgeregt; „Sie rechnen mir die ganze Flasche Wein an und ich habe blos die halbe getrunken.“

„Entschuldigen Sie, wenn man dieses an der Flasche angebrachte Zeichen überschreitet, so muß man die ganze Flasche bezahlen; so ist es Gebrauch bei uns.“

Ich untersuchte die fatale Grenzlinie; ich hatte sie etwa um einen Millimeter überschritten.

„Uebrigens,“ fügte der Kellner mit liebenswürdiger Miene hinzu, „hat nunmehr der Herr auch das Recht, seinen Wein bis auf den letzten Tropfen auszutrinken.“

Die Gäste an den nächsten Tischen begannen schon auf mich zu sehen; eisalter Schweiß rieselte mir über die Stirn und den Rücken hinab.

Jetzt kam der Wirth selbst herbei und fragte: „Was giebt es denn?“

„Dieser Herr will den Wein nicht bezahlen, den er getrunken hat.“

„Ist das Zeichen überschritten?“

„Ja.“

„Dann ist weiter kein Streiten darüber möglich; der Herr schuldet die ganze Flasche und ist jedenfalls viel zu vernünftig, als daß er dies nicht einsehen sollte.“

Ich wuschte mir die Stirn ab und nahm all meinen Muth zusammen.

„Mein Herr,“ sprach ich mit einer Stimme, die mir kaum aus der zusammengeschürzten Kehle hervorwollte, „ich kann Ihnen doch höchstens um zehn Centimes unrecht gethan haben, und diese zehn Centimes will ich Ihnen bezahlen.“

„Gut,“ erwiderte der Restaurateur, „auf dieses von Ihnen gewünschte Zugeständniß will ich eingehen, aber wenn alle unsere Gäste so wären wie Sie, würden wir kaum das Salz aufs Brot verdienen.“

„Du bist wirklich zu gutmüthig, daß du so in diese Falle gehst,“ kreischte eine Weiberstimme jetzt aus der Küche, und eine Art Regäre trat mit eingestemmen Armen auf die Schwelle und warf mir giftige Blicke zu.

Ich war todtenbleich und vermochte mich kaum auf meinen zitternden Beinen zu erhalten. In der Eile warf ich mit einem Pispel meines Ueberrodes die verhängnißvolle Flasche um, deren Inhalt sich über das Tischtuch ergoß. Das Weib schrie nunmehr:

„Nun, jetzt wird der Herr wohl keine Schwierigkeiten weiter machen, die ganze Flasche zu bezahlen.“

Es brauste mir vor den Ohren und ich mußte mich an die Wand lehnen, um nicht umzufallen.

In diesem Augenblick kroch ein kleiner Kerl von etwa zehn Jahren, der ab und zu ging und dem Kellner behilflich war, unter meinen Tisch, bückte sich und sprang behende wieder auf,

indem er sagte: „Mein Herr, Sie haben eben ein Fünzig-Gentimesstück verloren.“

Ich wußte recht gut, daß dieses Geldstück mir nicht gehörte, und sah sofort ein, daß dies eine Anleihe war, die mir das Kind anbot. Als es mir das Geld in die Hand gab, drückte ich die seinige mit allen Kräften, bezahlte und eilte fort, mit schwankenden Schritten, als ob ich betrunken sei.

Um wieder in meine Wohnung zu gelangen, die glücklicher Weise bis Ende des Monats zum voraus bezahlt war, mußte ich über die Seine und ging über die Royalbrücke; dort blieb ich lange stehen und blickte in den Fluß, der um die Pfeiler schäumte, während mir der Gedanke kam, mit einem Sprung da hinein all meinen Sorgen ein Ende zu machen.

Da gedachte ich meiner Mutter und ging weiter.

Am folgenden Morgen war ich so glücklich, von dem unsichtbaren Bankier empfangen zu werden. Glück und Unglück kommen nicht allein; es war gerade ein Platz offen und ich erhielt ihn. Als mein neuer Prinzipal meinen trübseligen Aufzug sah, bezahlte er mir einen Vierteljahrsgehalt im voraus.

So groß auch mein Widerwille war, in die Restauration im Faubourg St. Germain zurückzukehren, legte ich mir doch die Verpflichtung auf, ein Jahr lang alle Sonntage dort zu speisen, wobei ich jedesmal dem kleinen Burischen einen Franc als Trinkgeld gab, der sich so großmüthig zu meiner Vorsehung gemacht hatte.

Damit fühlte ich mich aber natürlich nicht quit. Das Kind ist zu einem Manne herangewachsen, ich griff ihm unter die Arme und er hat jetzt eine große Restauration, wo er ein schönes Vermögen gewinnen wird; sobald die Herrschaften wieder in der Stadt wohnen, werde ich Sie dort bewirthen.“ — r.

(Der Paradiesvogel.) Paul S. schwebte im siebenten Himmel. Seit den zwanzig Minuten, wo er den Ballsaal betreten hatte, hörte er nichts als Gutes sprechen über die Dame seines Herzens.

„Dieses junge Mädchen ist gewiß die hübscheste Tänzerin hier im ganzen Saale, aber . .“

„Man kann doch nichts Reizenderes sehen als dieses schöne Kind, welches dort eben Mazurka tanzt, aber . .“

„Sehen Sie einmal diese großen blauen Augen, diesen kleinen Mund, dieses prächtige Haar, aber . .“

Paul S. war verliebt; er horchte eifrig darauf, was man sagte, wenn es sich darum handelte, die Schönheit seiner Angebeteten anzuerkennen; was die „Abers“ betrifft, die stets irgend einer Malice vorausgehen, auf die mochte er gar nicht hören, sondern wendete sich ab, wenn sie ausgesprochen wurden. Dabei murmelte er, von einer Gruppe zur anderen wandernd, in seinen Schnurrbart:

„Sind diese Menschen langweilig mit ihrem ewigen Kritifiren! Ida ist das hübscheste Mädchen auf dem Ball, das müssen sie Alle zugeben, was brauche ich mehr? Wozu soviel Abers?“

In diesem Augenblick hörte er einen jungen Stüber lachend sagen:

„Sie ist hübsch, ich habe nichts dagegen, besonders wenn

man sie von der Seite betrachtet, aber wozu hat sie sich einen Paradiesvogel in die Haare gesteckt?“

Auf diese Bemerkung hin brachen etwa fünfzehn oder zwanzig Anwesende in ein lautes Gelächter aus. Paul S. lachte aber gar nicht, er fand im Gegentheil diese Heiterkeit sehr unpassend und spähte nach einer Gelegenheit, dem, der sie hervorgerufen, eine Zurechtweisung angedeihen zu lassen.

„Leythin,“ sagte er bei sich, „hatte ich schon ein Rencontre im Gehölz von Vincennes mit einem Unverschämten, der sich über ihre chinesischen Schuhe aufhielt; ich muß nun auch dem, der über ihren Haarputz spottet, eine Lektion ertheilen.“

Inzwischen prälubirte das Orchester und der Tanz begann wieder.

„Ach, das reizende Wesen!“ sprach ein junger Gesandtschaftssecretär, indem er die schöne Ida durch sein Vorgehen betrachtete. „Wie schade, daß sie sich so einen ausgestopften Vogel auf den Kopf gepflanzt hat!“

„Was, noch Einer?“ dachte Paul S. seufzend; „dieser Paradiesvogel scheint doch sehr in die Augen zu fallen.“

„Sehen Sie doch einmal diese hübsche Fremde!“ hörte Paul neben sich einen Wechselagenten, der eben mit einem eleganten Engländer über Pferde sprach.

„Wirklich hübsch zum Anbeten,“ entgegnete der Insulaner; „aber wenn ich die Macht dazu hätte, ließe ich sie wegen dieses abscheulichen Paradiesvogels aufhängen.“

Paul S. zählte unwillkürlich an den Fingern. In weniger als fünf Minuten hatten sich vier junge Leute, die sich gar nicht kannten und in gar keinem Zusammenhange standen, ganz gleich über dieselben Punkte ausgesprochen: über Idas ungewöhnliche Schönheit und ihren Paradiesvogel.

So sehr er auch geneigt war, die Rolle eines Amadis zu spielen und sich zur Ehre seiner Schönen zu schlagen, konnte er doch unmöglich vier Menschen nach einander fordern noch vier Erklärungen über denselben delikaten Gegenstand abgeben.

Er wurde blaß und roth, dann beruhigte sich sein Zorn und er trat in ein anstoßendes Zimmer, um ein Glas Punsch zu trinken, als ein Bekannter ihn daran erinnerte, daß er an der Reihe sei, mit der schönen Fremden zu tanzen.

„O, ich Dummkopf!“ dachte er; „beinahe hätte ich mein eigenes Glück vergessen! Schnell hin zu ihr!“

Paul S. sah das junge Mädchen zum zweiten oder dritten Male in seinem Leben; schon bei der ersten Begegnung hatte sie einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Wie alle die jungen Schmetterlinge räumpfte er sehr die Nase, wenn vor ihm von Heiraten die Rede war, allein trotzdem wußte er doch sehr gut zu spekuliren. Nach dem ersten Walzer dachte er:

„Rechnen wir einmal: Sie ist im April ihrer Jugend, denn sie ist erst zwanzig Jahre alt. Sie hat eine Hand wie eine Sevillanerin, einen Fuß wie eine Chinesin. Ihre Augen sind wie ein paar Karfunkel, ihre Stimme süßer als der Ton einer Flöte. Uebrigens besitzt sie vierzigtausend Francs Renten nebst solchen Aussichten, daß man sich gemächlich einen Wagen auf acht Federn nebst gehöriger Bespannung halten könnte.

Wenn ich einmal über kurz oder lang heiraten soll, warum nicht diesen Ausbund von Vollkommenheiten?"

Paul S. sprach wie ein Buch von Victor Cousin; Ida wurde sein Ideal und er begann sogleich vom ersten Abend an, ihr den Hof zu machen.

Mehrere seiner Freunde beglückwünschten ihn bereits über die gute Wendung seiner Unternehmung.

„Ei, Paul, du bist ja der glücklichste aller Anbeter.“

Diese Worte wurden ihm auch bei der zweiten Begegnung wiederholt.

„Ach!“ entgegnete er mit einem erstikten Seufzer, „der glücklichste der Menschen! Wohl eher der unglücklichste!“

Diese schmerzlichen Ausrufungen rührten von einer eigenthümlichen Thatsache her.

Auf dem ersten Ball war Ida mit einem Brillantdiadem, von grünen Federn überragt, erschienen; auf den zweiten Ball kam sie mit einem Diadem nebst blauen Federn.

„Ganz entschieden,“ dachte Paul, „läßt sie in Hinsicht der Schönheit nichts zu wünschen übrig, aber sie besitzt nicht die Idee von Geschmack; es ist, um mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen: eine Pariserin ohne Geschmack!“

Damals war schon von dem dritten Ball die Rede gewesen und Paul, der seiner Hoffnung auf die Kalesche mit acht Federn noch nicht entsagen wollte, hoffte bestimmt, daß die Schöne diesmal mit einer weniger phantastischen Coiffure erscheinen werde.

So standen die Dinge, als Ida in Begleitung ihrer Mama mit dem Paradiesvogel in den Saaren eintrat. Man hat gesehen, welche Aufregung dies unter den Tänzern verursacht hatte. Im ersten Augenblick konnte Paul S. nicht umhin, sich in die Lippe zu beißen, was seit undenklichen Zeiten eine aristokratische Art ist, seinen Verdruß kundzugeben.

Indessen war ihm nach der ersten Begrüßung der tropische Vogel nur noch wie ein leichter Flecken erschienen, der eine reiche Toilette nicht sehr beeinträchtigte. Leider hatte aber nicht alle Welt Pauls Augen und der arme Junge konnte keine zehn Schritte auf dem Parquet machen, ohne ironische Bemerkungen über die Angebetete zu vernehmen.

„Platz für die Quadrille!“ hieß es da und Paul rief sich den ganzen Ernst seiner Rolle ins Gedächtniß, denn er sollte ja mit ihr tanzen.

So ging er auf sie zu, wie ein Soldat ins Feuer geht, verbeugte sich, murmelte irgend ein Madrigal und begann die ersten Takte zu tanzen. Sie lächelte ihm zu; dann hielt er ihre Feenhand in der seinigen und hörte ihre süße Flötenstimme ihm mit aller Schnelligkeit eines echt pariser Geistes antworten:

„Gewiß, mein Herr, wir haben hier eine Hitze von wenigstens achtundzwanzig Grad Reaumur; diese Quadrille ist einem neuen Piede Theresas entlehnt; — lieben Sie nicht auch den florentinischen Jasmin?“

Alles das war ganz reizend gesagt und Paul fühlte, wie sein Kopf ordentlich verdreht davon wurde.

„Was hatten sie denn eben so zu spotten?“ dachte er. „Ida ist göttlich. Wenn wir erst verheiratet sind, wird sie die Königin aller Feste sein.“

Er führte sie auf ihren Platz zurück; Ida war strahlend vor Glück und er glänzte auch von einem ganz gerechtfertigten Stolz. Er führte sie triumphirend inmitten eines Gemurmels der umstehenden Gruppen, welches er nur der Bewunderung zuschrieb.

Als er zu seinen Freunden zurückkehrte, gelangten die letzten Echos des Chors zu seinen Ohren: „Hat man jemals ein Mädchen in diesem Alter mit einer taubenhalsfarbigen Schärpe gesehen?“

„Sieht es etwas komischeres als diese spitzen Schube, welche von unserer siegreichen Armee aus Peking mitgebracht zu sein scheinen?“

„Und dieser Paradiesvogel!“

„Und diese Ohrgehänge, die einen mittelalterlichen Bogenschützen darstellen, wie er auf die Jagd geht!“

„Der Paradiesvogel ist doch noch viel pikanter!“

Da es Frauen waren, die so sprachen, unterdrückte Paul seinen Zorn und ging weiter. Da hörte er wieder von der schönen Tänzerin sprechen, diesmal waren es ziemlich bejahrte Herren.

„Ich habe die Bälle der Restauration mitgemacht,“ sagte der Eine, „ich habe die Bälle der Julirevolution gesehen, ich habe die Bälle der zweiten Republik gesehen, habe also so manches schon gesehen, aber nie etwas dem Rehnlichen, so Geschmackloses. Der Paradiesvogel übertrifft Alles.“

Paul S. dachte, er sollte den Verstand verlieren. Ein anderer Herr begann wieder:

„Aber wer ist denn dieses Mädchen eigentlich?“

„Es ist eine Eingeborene von Mont-de-Marsan.“

„Nein, Sie irren, es muß die Pathe des Raires von Guimper sein.“

Und dabei brachen sie Alle in ein unauslöschliches Gelächter aus. Paul ging wüthend weiter. Er eilte ans andere Ende des Saales, wo sich nur eine Gruppe kleiner Mädchen und Knaben befand, die man als Camargos und Musquetiere Louis XV. verkleidet hatte, wie dies jetzt bei Familienbällen so Mode ist.

„Hier werde ich wenigstens vor den böshaftern Neben sicher sein,“ dachte Paul.

„Ei,“ rief jetzt das größte unter den kleinen Mädchen, „habt ihr dort schon das Regenbogenröutein gesehen, über das die ganze Gesellschaft lacht?“

„Welche denn?“

„Die dort unten. Man erkennt sie an ihrem Paradiesvogel.“

Jetzt hielt es Paul nicht mehr aus und ging nach Hause, indem er sagte: „Ich gebe meine Entlassung als Freier der schönen Ida.“

—r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Ein diplomatischer Abenteurer.

Historische Novelle  
von  
C. Nissel.  
(Fortsetzung.)

„Ich berichte Euer Majestät nur die reine Wahrheit. Die Höfe von Dresden und Wien sind im Einverständnis darüber. Euer Majestät sollen gedemüthigt und Se. Königl. Hoheit der Kronprinz unter die Vormundschaft des Kaisers gestellt und katholisch erzogen werden.“

Der Stoß des Königs beschrieb eine Anzahl sehr verdächtiger Bewegungen.

„Katholisch will man also meinen Fritz machen? Warum nicht lieber Türke? Das ist ja eine recht saubere Historie! Ist sie auch wahr?“ fragte er kurz und rauh.

„Wie das Evangelium.“

„Dahinter hat auch schon Mancher seine Lügen verbergen wollen. Der Kaiser und der Churfürst von Sachsen? Zwei deutsche Fürsten!“ Der König machte eine Bewegung mit dem Kopfe wie Jemand, der an etwas nicht glauben will. „Wenn er unterrichtet ist, so muß er auch wissen, wer aus meiner Umgebung unter der Decke steckt, den ich greifen und an ihm ein abschreckendes Beispiel statuiren kann! Den Kaiser und den Churfürsten von Sachsen kann ich nicht packen,

das sieht Er gewiß ein: aber die Hände, die sie an meinem Hofe haben, kann ich abhacken und so das Spiel verderben.“

„Euer Majestät gegenüber darf ich keine Rücksichten walten lassen, muß also sagen, daß leider unter Andern auch der Fürst von Dessau mitbetheiligt ist.“

„Der Dessauer? Das würde ja mit den Anklagen, die meine Frau gegen den Dessauer erhoben hat, übereinstimmen. Na warte! Hat er jedoch Beweise dafür? Mit dem Dessauer ist nicht zu spaßen.“

„Nehmen Euer Majestät einstweilen diese Briefe in Empfang, sie enthalten deutliche Aufschlüsse.“

Der König nahm die dargereichten Papiere, aber seine Hand zitterte dabei vor Aufregung und Zorn.

„Also Er hat die Bestätigung Schwarz auf Weiß zur Hand! Das muß ich loben. Er ist ein Schlaukopf, den ich vielleicht gebrauchen kann.“

„Euer Majestät geben mir viel Ehre.“

„Wollen sehen. Vor allen Dingen bleibt Er bis auf weitere Ordre in Berlin, wenn ich Ihm überhaupt Glauben schenken soll. Hat Er die Wahrheit berichtet, so soll Ihm vergolten werden! Hat Er mich jedoch belogen, so wird Er der verdienten Strafe nicht entlaufen. Ist Er damit einverstanden?“

„Euer Majestät sind dadurch nur meinen Wünschen entgegen gekommen.“

„Gut. Jetzt gehe Er und lasse Er sich vor allen Dingen was Warmes geben, denn Er friert ja gottsjämmerlich. Gott befohlen!“

Der König entfernte sich hastig mit den erhaltenen

Papieren und bestieg den seiner harrenden Wagen, ohne seiner fröstelnden Begleitung einen Blick zu schenken, der Baron dagegen verließ sichtlich erfreut den Garten auf demselben Wege, den er gekommen.

## 2.

Mit einbrechender Dunkelheit hielt vor dem Hause der Frau von Blaspiel ein Wagen, aus dem ein Mann stieg und in das Haus trat. Dieser Mann war der Baron Clement. Frau von Blaspiel, eine zarte junge Witwe und Hofdame der Königin, empfing den Besuch äußerst zuvorkommend und führte ihn in ein Zimmer, in welchem sich bereits ein Mann befand.

„Herr Baron von Clement! Herr Finanzrath von Heibelamp!“ sagte Frau von Blaspiel, die Herren gegenseitig vorstellend.

Die Herren wechselten die üblichen Complimente und nahmen dann an einem kleinen Tische Platz.

„Herr Baron, wir begrüßen Sie als eine willkommene Erscheinung in Berlin, besonders mein Cousin hier und ich;“ nahm Frau von Blaspiel das Wort. „Sie bringen mir ein Schreiben von dem Grafen Flemming?“

„Ich habe die Ehre, mich einer solchen Empfehlung zu erfreuen;“ versetzte der Baron, indem er einen Brief aus seinem Portefeuille nahm und der Frau von Blaspiel überreichte.

„Einer Empfehlung bedürfen Sie schwerlich;“ erwiderte die Dame, und auf Herrn von Heibelamp deutend fügte sie hinzu: „Mein Cousin zählt zu den Eingeweihten.“

„Das ist mir eine sehr angenehme Nachricht, denn ich stehe hier auf gänzlich unbekanntem Terrain und bedarf einer Freundeshand, um mich zurechtzufinden. Vor allen Dingen eine Frage: ist der Hofprediger Jablonsky ein Mann, dem man vertrauen kann?“

„Jablonsky ist jedenfalls ein Ehrenmann und obendrein sehr gewissenhaft, wie das ja auch seine Stellung bedingt, aber er ist abhängig und doch dabei ehrgeizig. Am besten ist, Sie lassen ihn ganz aus dem Spiele und verhandeln mit ihm nur gleichgiltige Dinge.“

„Er ist mein Landsmann, wie Sie wissen, und hat mich hier eingeführt.“

„Kennt er Ihre Beweggründe?“ fragte Frau von Blaspiel.

„Er weiß nur, daß ich dem Könige wichtige Mit-

theilungen zu machen habe, doch nicht, welcher Art dieselben sind.“

„Dann haben Sie auch keine Verpflichtung, sich ihm näher zu eröffnen, und er wird nicht in Sie dringen. Es genügt ihm, dem Könige einen Dienst geleistet zu haben.“

„Cousine Blaspiel hat recht;“ versetzte Herr von Heibelamp mit feinem Lächeln. „Ich würde Jablonsky mein Vertrauen deshalb nicht schenken, weil er ein Pfaffe ist.“

„Ah!“ erwiderte der Baron, „dann sind wir nicht einer Meinung. Auf dem Felde der Diplomatie sind Pfaffen oft die besten Werkzeuge. Die protestantischen sind freilich schwerfälliger und strupulöser als die katholischen.“

„Sie haben die Erfahrung voraus und ich bescheide mich deshalb.“

„Dann soll ein gewisser Herr von Gundling großen Einfluß besitzen?“

„Bah! Ein dem Trunke ergebenener Hanswurst, der in den Straßengassen logirt.“

„Hofnarren haben stets Privilegien besessen, die kein anderer Mensch theilt.“

„Gundling ist zwar ein Stück Gelehrter, aber er dient dem König nur als Spaszmacher der niedrigsten Sorte.“

„Seltsam, daß man mich grade vor diesem am meisten gewarnt hat.“

„Sehr seltsam, und jedenfalls nur auf Grund falscher Vermuthungen.“

„Herr Baron, Sie haben ja bereits den König gesprochen: welchen Eindruck hat er auf Sie gemacht?“ Es lag ein Anflug von Neugier in dieser Frage der Frau von Blaspiel.

„Auf ein Original war ich vorbereitet und ein solches habe ich auch gefunden. Tyrann aus Neigung und ehrlich aus Grundsatz, wird er nicht allzuschwer zu behandeln sein.“

„Für Sie ganz gewiß nicht, besonders wenn er Ihnen erst Vertrauen schenkt. Hat er Sie vielleicht schon in das Tabakskollegium eingeladen?“

„Nein. Was ist das?“

„Das wissen Sie nicht?“ meinte Frau von Blaspiel höchlichst verwundert. „Das Tabakskollegium ist eine sehr zwanglose Gesellschaft, die der König sehr oft um sich versammelt und in der Jeder das Privilegium hat, Tabak zu rauchen, Bier zu trinken und schlechte Witze zu machen oder anzuhören.“

„Cousine, Sie urtheilen ein wenig streng darüber und haben vergessen, daß das Tabakskollegium in der letzten Zeit nur selten zusammengekommen ist. Aber, Herr Baron, Sie werden an dem Fürsten von Dessau einen schwer zu beseitigenden Stein des Anstoßes finden. Der Fürst übt durch seine Vorliebe für das Soldatenwesen und durch seine sonstigen mit denen des Königs sympathisirenden Neigungen einen bedeutenden Einfluß auf diesen aus.“

„Herr von Heidekamp, über dieses Hinderniß hoffe ich hinwegzukommen, denn soviel ich erfahren, ist der König schon gegen den Fürsten eingenommen. Ich werde damit also nur halbe Arbeit haben.“

Frau von Blaspiel füllte drei Kristallgläser mit dem Purpurafte der Burgundertraube.

„Lassen Sie uns auf das Gelingen dieses Unternehmens anklagen! Nieder mit dem Fürsten von Dessau!“

Frau von Blaspiel glühte vor Zorn bei diesen Worten.

Die Herren folgten lächelnd der Aufforderung.

„Wenn an diesem Hofe eine Reformation eingeführt werden soll,“ fuhr Frau von Blaspiel eifrig fort, „so muß dieselbe mit der Beseitigung dieses Tyrannen en miniature beginnen, der sich nicht scheut, seine rohen Manieren bis in die Gemächer des Königs zu verpflanzen.“

„Cousine, ich fürchte nur, daß Leopold von Dessau der Papst dieses Hofes ist, und zwar so ein Stück Gregor oder Innocenz. Darum erscheint mir die Sache nicht so leicht,“ meinte Herr von Heidekamp. „Den Sturz des Dessauers halte ich für eine moderne Herkulesarbeit.“

„Und wenn es nun gelänge, den Fürsten des Hochverraths zu überführen?“

Herr von Heidekamp entfarbte sich, den Baron mit einem seltsamen Blicke anstarrend.

„Wenn das gelänge?“ sagte er langsam und schwer betonend. „Aber das ist ein Unternehmen, welches für den Unternehmer üble Folgen nach sich ziehen kann, besonders bei dem heftigen und mißtrauischen Charakter des Königs.“

„Die Sache scheint Ihnen gefährlicher, als sie ist, Herr von Heidekamp! Ich denke, daß Sie um den Fürsten kein Leid tragen werden?“ Doch als fürchte er zu viel gesagt zu haben, brach er plötzlich ab und wendete sich mit einer Verbeugung zu Frau von Blaspiel, die der Inhalt des Gesprächs in eine sichtbare Aufregung versetzt hatte. „Gnädige Frau, Ihr Wein

ist ebenso vortrefflich, als die Kredenzlerin liebenswürdig.“

Frau von Blaspiel füllte aufs neue die Gläser, doch nicht ohne daß ein leichtes Roth ihre Wangen dabei überflogen hätte.

„Herr Baron, das Wort der Galanterie ist uns, die wir an diesem Hofe leben, eine ganz fremde Erscheinung.“

„Schlagen Sie eine einfache Artigkeit nicht zu hoch an,“ versetzte Element, von seinem Glase nippend. „Indes muß es wirklich sonderbar an diesem Hofe zugehen.“

„Daß Sie darüber staunen werden.“

„Damit habe ich bereits angefangen,“ der Baron tupfte dabei mit seinem Taschentuch einen Tropfen, der auf sein Spitzenjabot gefallen war. „Herr von Heidekamp, da Sie im Ministerium beschäftigt sind, so darf ich wohl zuversichtlich auf Ihre Mithilfe rechnen?“

„Herr Baron, ich habe zwar bereits den ersten Schritt gethan: aber ich wage Alles?“

„Wer gewinnen will, muß wagen.“

„Wer verbürgt mir meinen Gewinn?“ Die Frage kam ein wenig zögernd über Herrn von Heidekamps Lippen. „Sie verzeihen mein Mißtrauen: aber da Sie mich einem Spieler verglichen haben, so werden Sie wissen, daß dies jeder Spieler hegt.“

„Ganz recht. Sie gehen sicher, das lobe ich. Morgen sollen Sie die beglaubigte Bürgschaft erhalten, müssen sich dagegen zur Unterschreibung eines Vertrages verpflichten. Das sind Formen, die nichts bedeuten, aber die wir alle erfüllen müssen.“

„Dieser Forderung füge ich mich, vorausgesetzt, daß der Vertrag in sichern Händen bleibt.“

„In den aller sichersten.“

„Sie ahnen nicht, Herr Baron, in welcher barbarischen Verhältnissen wir an diesem Hofe leben und einzig nur durch die Schuld des Fürsten von Dessau. Mon dieu! Ist das ein Hofleben. Soldatengelümmel von früh bis spät und ein kaum zu beschreibender Geiz. Dabei ist fast Niemand vor den Stockschlägen des Königs sicher. Diese Schranken umzustürzen ist ein nicht genug zu preisendes Werk.“

„Stockschläge? horrible! Seine Majestät müssen in schlechter Umgebung erzogen worden sein. Wie komme ich an Herrn von Grumbkow?“

„Herr von Grumbkow schwört auf die Fahne des Herrn von Sedendorf.“

„Das überhebt mich jeder Einwirkung, wenn

mir auch nicht recht ist, da ich jede Berührung mit Seckendorf vermeiden will.“

„Seckendorf ist ein gewandter Diplomat;“ meinte Heidekamp.

„Ein Schlaupf.“

„Also fast dasselbe.“

„Darf ich mich nach dem Befinden der Gräfin Lehnhans erkundigen?“

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen für diese Frage, bin aber leider nicht im Stande, sie zu beantworten, da die Frau Gräfin mit ihrer Tochter längere Zeit auf Reisen sich befand und erst jetzt nach Dresden zurückgekehrt sein wird. Herr von Heidekamp, durch Ihre Vermittelung hoffe ich zunächst ein Verzeichniß der auswärtigen Werbeofficiere zu erhalten.“

„Sie wollen des Königs schwache Seite benützen?“

„Alle Mienen müssen springen, wenn man eine gut vertheidigte Festung erobern will. Wer ist sonst noch an diesem Hofe, der mir gefährlich werden könnte?“

„Mit der Beseitigung des Fürsten von Dessau haben Sie gewonnen Spiel, denn selbst die Königin übt keinen besonderen Einfluß auf ihren Gemahl aus und ist obendrein eine heftige Gegnerin des Fürsten.“

„Das ist vortrefflich, denn Frauen sind gute Allirte.“

„Herr Baron, Ihre Absichten beginnen mir Furcht einzulösen.“

„Herr von Heidekamp, der Muthlose ist nicht zum Herrschen geboren. Unser Ziel erreichen wir bestimmt.“

„Ob aber das gewünschte?“

„Das verdiente. Kennen Sie den Kriegsekretär Bube?“

„Nein; ich weiß nur, daß er ein gebrannter Fuchs ist.“

„Desto besser.“

„Herr Baron, im Fall des Mißlingens stehen unsere Köpfe auf dem Spiele!“

„Herr von Heidekamp, Sie sind ja kein Neuling auf diesem Gebiet und ich begreife Ihre Befürchtungen nicht.“

„Der Lauf des Schicksals läßt sich nicht bestimmen.“

„Thorheit! Das Schicksal ist ein Popanz für den Furchtsamen. Stoßen wir noch einmal auf den Untergang des Fürsten von Dessau an!“ Die Gläser klangen und der Wein begann seine begeisternde Wirkung auf den Baron Clement auszuüben. „Leben heißt

genießen! Zum Genuß gehören Macht und Willen. Nur wer im Vollbesitz beider Eigenschaften ist, lebt.“

„Fürchten Sie keinen Verrath?“ fragte Frau von Blaspiel.

„Nur in der Liebe!“ antwortete Clement mit vieldeutendem Lächeln.

„Und haben Sie Ursache, diesen zu fürchten?“ Die Frage klang halb verwundert, halb staunend.

„Diese Frage vermag ich weder zu bejahen noch zu verneinen.“

„Wie? Elena ist die Unschuld selbst.“

„Sie sind Elenas Freundin?“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Aber Sie wissen nicht, daß ein Officier Elena den Hof macht! Es ist allerdings ein Verwandter der Gräfin, aber ein schöner junger Mann! Und Elena ist ein Weib —!“

„Verzeihen Sie, Herr Baron, ich möchte Ihren Argwohn nicht erwidern!“

„Sie haben recht, gnädige Frau! Wer das Glück hat, führt stets die Braut heim. Können Sie mir eine Wohnung empfehlen, wo ich still und unbeachtet bin?“ Die Frage war an Heidekamp.

„Ja, sogar in unserer unmittelbaren Nähe,“ antwortete dieser.

„Das ist mir doppelt angenehm, weil ich Sie dann oft bei mir zu sehen hoffe. Als Ungar führe ich einen guten Weinkeller und verplaudere gern eine Stunde mit Freunden.“

Clement reichte bei diesen in herzzgewinnendem Tone gesprochenen Worten Heidekamp die Hand.

„Das versage ich nicht,“ antwortete Heidekamp, die dargebotene Hand ergreifend. „Und auch Frau von Blaspiel wird mir darüber nicht zürnen.“

„Was können wir arme Frauen gegen den ausgesprochenen Willen der Männer thun?“ versetzte diese. „Wir müssen uns immer schweigend fügen. Doch ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß die Herren auch mein Haus nicht vernachlässigen werden?“

„Man vernachlässigt nie gern die Freundschaftsdienste, die man einer schönen Frau schuldet. Ich werde Ihre Hilfe jedenfalls vielfach in Anspruch nehmen, da Sie in Ihrem Kreise Vieles erfahren, was für mich und somit für unsere Zwecke von großem Nutzen ist. Aber ich bin abgespannt und bedarf der Sammlung, um morgen vollkommen ausgerüstet an das Werk gehen zu können. Also, Herr von Heidekamp, morgen das Verzeichniß der Werbeofficiere gegen den Vertrag. Gnädige Frau, dauernde Freundschaft!“

Der Baron entfernte sich und bald hörten die Zurückbleibenden seinen Wagen durch die einsamen Straßen Berlins dahinfliegen.

## 3.

Der Baron Clement hatte sich zwar in Berlin heimisch eingerichtet, doch blieb seine Anwesenheit für die Mehrzahl ein Geheimniß, da er nur mit Wenigen verkehrte. Indes hätte auch schwerlich in dem Manne mit den feinen Manieren und dem Zutrauen erweckenden Betragen irgend Jemand gefährliche Dinge vermuthet. Nur eine schwache Seite war an ihm auszufinden, er besaß mehr geistigen als physischen Muth, was aus einer großen Nervenempfindsamkeit sich herleiten mochte.

Friedrich Wilhelm I. hatte sehr bald dem Baron sein Vertrauen geschenkt, weil ihm das scheinbar offene Wesen desselben zusagte und weil Fürsten Lobsprüchen und Schmeicheleien nur selten das Ohr verschließen; doch war der Verkehr des Königs mit Clement in den Schleier des Geheimnisses gehüllt, so daß kein Mensch am Hofe ahnte, wer auf den König so großen Einfluß ausübte, und die plötzliche Aufhebung der projektirten Jagd viele Köpfe in Verwunderung setzte. Eine heftige Erkrankung des Königs hielt den Baron für einige Zeit fern und gewährte ihm vollends die nöthige Muße, genaue Beobachtungen anzustellen; aber kaum auf dem Wege der Besserung, ließ der König den Baron zu sich bescheiden.

„Ew. Majestät bringe ich meine Glückwünsche zur Genesung dar,“ sagte Clement zu dem noch immer angegriffen aussehenden Könige.

„Ich danke Ihn!“ antwortete dieser leutselig. „Es ging haarscharf am Grabe vorbei, und meine Feinde würden nicht wenig triumphirt haben: aber nun bin ich, Gott sei Dank, wieder besser. Hat Er nichts Neues ausgekundschaftet? Es sind doch gewiß Umtriebe genug während der Zeit angezettelt worden.“

„Der größten Gefahr sind Ew. Majestät mit Gottes Hilfe glücklich entgangen, und so werden auch alle anderen Fährlichkeiten überwunden werden. Mit den Gefahren ist es überhaupt wie mit dem schlechten Wetter, man muß sich nur rechtzeitig davor zu schirmen suchen.“

„Da hat Er nicht unrecht!“ lächelte der König. „Könige sind immer von Gefahren umgeben.“

„Ganz gewiß, Majestät. Die schlimmsten Gefahren drohen jedoch oft da, wo wir sie am wenigsten erwarten.“

„Das habe ich bereits erfahren. Aber Er hat mehr auf dem Herzen.“

„Ew. Majestät haben viel unehrliche Leute in Diensten, die sich zu Dero Nachtheil überall Vortheil zu erringen suchen.“

„Das heißt, die mich bestehlen!“ fiel ihm der König in das Wort.

„Nicht direkt: aber sie verzehren leider das aus den Taschen Ew. Majestät gesammelte Vermögen im Auslande.“

„Hm!“ brummte der König. „Es werden freilich fast an jedem Hofe eine Anzahl Spigbuben gemästet, die man nie bei der That ertappt. Hat Er nichts von dem Dessauer gehört?“

„Dinge, die man nicht gern nachsagt,“ versetzte achselzuckend Clement.

„Was für Dinge?“

„Der Fürst hat sich in vertrautem Kreise gerühmt: Ew. Majestät würden schon wieder nach seiner Pfeife tanzen! Und wenn er sonst wollte —“ Der Baron vollendete den Satz nicht. Der König stampfte heftig mit seinem Stocke auf den Boden.

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Was eine junge Frau zuweilen in ihrem Hochzeits-Corbelle findet.) Zwei junge Damen saßen kürzlich in einem höchst geschmackvoll eingerichteten Boudoir beisammen; die eine von ihnen war eine seit kaum vier Wochen verheiratete junge Frau, die Gräfin A., die andere ihre Cousine, Fräulein Jeanne von L. Letztere bewunderte eben die Spitzen, Juwelen und seidnen Roben, die Cashmirshawls und Blumengarnituren, welche die Gräfin von ihrem Gemahl zum Geschenk erhalten hatte; sie schlug einmal über das andere ihre niedlichen Hände zusammen und rief: „Nein, bist du glücklich! Wirklich zu glücklich!“

Die Gräfin lächelte nachdenklich, blickte vor sich hin und entgegnete: „Liebe Jeanne, beneide mich nicht zu sehr, ich will dir erzählen, was ich neben all diesen schönen Sachen noch in meinem Corbelle fand, ich will dich einen Einblick in mein Glück thun lassen. Es sind erst acht Tage her, ich war drei Wochen verheiratet und begann mich einigermaßen zu langweilen, da Niemand mich zu besuchen kam, um unser Glück nicht zu beneiden. So rief ich denn nach meinem Wagen, um der Gesellschaft im Boulogner Wälbchen mein freudensrahlendes Antlitz und meine

Toilette zu zeigen, denn was ist unser Leben anderes als eine glänzende Lüge, mit der wir die Welt und uns selbst zu täuschen suchen.

In diesem Augenblick meldete mir der Kammerdiener Fräulein Alice, und ich sah ein junges Frauenzimmer mit einem kleinen Kinde auf dem Arm eintreten, das sich todtenbläß und sichtlich furchtbar aufgeregt vor mir verneigte. Sie stammelte:

„Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob es nicht eine Freigebit ist, zu Ihnen zu kommen, aber ich mußte wenigstens allen Muth zusammennehmen, um bis hierher zu gelangen.“

Bei diesen Worten sank Fräulein Alice mehr todt als lebendig auf das Sopha hin.

„Mein Fräulein, erklären Sie mir dieses Räthsel!“

„Nun wohl, gnädige Frau, Ich will Ihnen Alles mit wenigen Worten erklären: ich hatte einen Geliebten und hielt die Liebe für ein Glück, aber sie wurde mir zum Unglück. Er liebte mich sehr, wenigstens glaubte ich es damals; eines Tages aber sagte er mir, er müsse verreisen und kehrte des Abends nicht wieder zurück — nur eine Hand voll Goldstücke fand ich auf dem Kaminsims. Ich war trostlos, meine einzige Beruhigung war dies kleine Wesen, sein Kind, was ich aus der Wiege nahm und liebte. Ich sollte seinen Vater nicht wiedersehen, mochte ich auch Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend auf ihn warten.“

Das arme Mädchen war so bleich, so sicherhaft und verzweiflungsvoll, daß mir ihr Anblick weh that. Sie suchte ihre Aufregung niederzukämpfen, ihrem übervollen Herzen zu gebieten, sie war so hoffnungslos, daß sie vor nichts mehr zurückschreckte — ja, sie zweifelte selbst an der Hand der Vorsehung, und doch schwebte dieselbe über ihrem Haupte und es war diesmal meine Hand, deren Gott sich bediente, um seine Nähe anzuzeigen.

Ich kann dir nicht beschreiben, was in mir vorging; ich war zu gleicher Zeit zornig und gerührt, voll Eifersucht und doch voll Theilnahme; mein Herz pochte ungestüm und schien dann wieder still zu stehen. Ach, in all meinem sorglosen Glück, in der Seligkeit der Fittlerwochen, die ich nie auch nur in Gedanken die Qualen des Schmerzes begriffen — ich war damals unglücklicher als das arme Wesen vor mir.

Das Unglück verleiht eine gewisse Würde und Hoheit, wenigstens den edleren Naturen, und so zitterte dieses Mädchen nicht vor mir, wohl aber ich, die legitime Gattin, vor ihr, der Geliebten meines Mannes; ich fühlte mich unendlich gedemüthigt und vermochte kaum die Augen aufzuschlagen — sie erschien mir wie die rechtmäßige Herrin des Hauses und meine Heirat kam mir wie eine ungesetzmäßige vor.

Das Kind ahnte nichts von der schwierigen Lage, in der es sich befand. Sollte es zwei Mütter haben oder gar keine? Dies beunruhigte es gar nicht, es betrachtete mich mit seinen großen blauen Augen, ein Paar wunderschönen Augen mit langen schwarzen Wimpern, und dieser Blick ging mir bis in das Innerste meines Herzens; plötzlich begann es jedoch zu weinen und seine Mutter anzusehen.

„Armes Kind,“ sagte sie, „es kennt nur Thränen, seit es auf der Welt ist. Ich habe meine Mutter verloren, die mir verzeihen hatte; mein Vater hat mich verleugnet und verstoßen, theils aus Unwillen über meinen Fehltritt, theils um sich schneller darüber zu trösten. So habe ich denn geweint, immer und immer geweint. Ich glaube, das arme verlassene Kind hat statt der Muttermilch lauter Thränen bekommen!“

„Nun, liebe Frau,“ sagte ich zu der Mutter, „was soll ich für Sie thun? Der Graf ist nicht da.“ Ich wagte nicht zu sagen: mein Mann.

„Aber, gnädige Frau, ich komme ja nicht zu ihm, sondern zu Ihnen, denn ich fühle wohl, daß ich sterben werde, und möchte doch nicht, daß dieses Kind dann in seiner Verlassenheit auch umkomme.“

Da ergriff mich ein schönes Gefühl. — „Ich bitte Sie, betrachten Sie dieses Haus wie das Ihrige,“ sagte ich, indem ich dem armen Mädchen die Hand reichte.

„Niemals, gnädige Frau, um keinen Preis!“ erwiderte sie, als ob sie den Zorn meines Gatten fürchtete.

Ich entgegnete ihr jedoch sehr entschieden: „Ich wünsche es aber, das Kind meines Mannes ist hier zu Hause und die Mutter wird ihr Kind doch nicht verlassen?“

Das arme Mädchen hatte vor ihrem Eintritt zu mir so zu sagen der Welt Lebewohl gesagt; sie wollte sterben, nachdem sie ihr Kind meinem Schutze anempfohlen hätte. Als sie sich jedoch so unerwartet freundlich empfangen sah, gewann sie neue Kraft zum Leben. Sie betrachtete mit förmlicher Neugierde das Haus, welches ich ihr als Zufluchtsstätte anbot. Die feine Eleganz, der geschmackvolle Luxus, welche die Neuvermählten umgaben, schienen sie zu entzücken; dann lächelte sie traurig und fragte:

„Warum spotten Sie meiner so, gnädige Frau?“

„Ich spotte gar nicht; ich thue nur, was mein Herz mir gebietet.“

Sie sah nun wohl, daß ich mein Anerbieten ernstlich meine, und rief mit überströmenden Augen: „O, wie danke ich Ihnen, ich bin tief gerührt von Ihrer Großmuth!“

Sie sprach von Großmuth und doch gehörte auch etwas Nachsicht zu den Beweggründen meines Benehmens; ich wollte meinen Gatten strafen. Alice erhob sich jetzt und sagte sanft:

„Jetzt, da ich weiß, daß dieses arme Kind eine Mutter haben wird, auch wenn ich nicht mehr bin, lehre ich zufrieden heim, ohne daß ein einziger Tropfen Bitterkeit in meiner Seele zurückbleibt; Sie sind so unbeschreiblich gut, gnädige Frau, daß ich um Ihre Willen selbst ihm verzeihe.“

Wirst du es glauben? Ich brach in Thränen aus und küßte das Kind, ja, ich umarmte sogar die Mutter. Dann führte ich sie in mein Zimmer und klingelte nach meinem Genter. Man brachte mir Kuchen, Früchte und spanischen Wein und ich bediente meinen Gast mit der eifrigsten Sorgfalt; sie hätte von Niemandem etwas angenommen, aber mir konnte sie es nicht abschlagen. Selbst das Kind schien Vergnügen dabei zu empfinden, denn es lachte und langte nach den Früchten.

Die junge Mutter erzählte mir dabei Einiges aus ihrem Leben, aber trotzdem sie weniger schüchtern war, wagte sie kaum eintige zusammenhängende Worte zu sprechen. Sie war als ganz junges Mädchen nach Paris gekommen und hatte das Blumenmachen erlernt; es scheint aber eine begründete Behauptung zu sein, wenn man sagt, daß die Blumenmacherinnen wohl sehr geschickt die Orangenblütenkränze zu fertigen wissen, daß sie jedoch niemals selbst welche tragen.

So saßen wir vor diesem Tischchen, verzehrten eine Weintraube und betrachteten das Kind, welches eben eingeschlafen war, als plötzlich mein Mann eintrat.

Du kannst dir denken, daß jetzt ein wahrer Theatercoup kam; er begriff nichts von der ganzen Scene, die er vor sich sah. Beim Eintreten grüßte er aus gewohnter Höflichkeit, Fräulein Alice verneigte sich, ohne den Kopf zu erheben.

„Entschuldige, meine Liebe,“ sagte er zu mir, „ich glaube, du seist allein.“

„So gut wie allein, du findest alte Bekannte von dir bei mir.“

Er hatte seine Geliebte wohl erkannt, er wollte es nur nicht gestehen. Endlich entschloß er sich jedoch, grade auf die Sache loszugehen, und sprach zu dem jungen Mädchen:

„Ach, Sie sind es, Fräulein; gilt Ihr Besuch mir oder der Frau Gräfin?“

„Der Frau Gräfin.“

Darauf nahm er seinen Hut und wollte wieder gehen. Ich hielt ihn jedoch zurück und sagte:

„Nein, nein, wir erwarteten dich.“

„Um den Contract mit zu unterzeichnen?“

„Nachen wir jetzt nicht, mein Herr. Ich will mir die Mühe nehmen, Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie besser wissen als ich. Ich will Ihnen eine Seite aus Ihrer Lebensgeschichte erzählen.“

Er nahm seinen Hut wieder. — „O, das wird langweilig!“

„Fräulein Alice hier . . .“

„Ich weiß, was du mir sagen willst, erlaube mir jedoch, auch etwas zu sagen. Das Privatleben des Junggesellen muß für die Blicke der Frau verschlossen sein, wie das Privatleben des Ehemannes für die Geliebte verschlossen bleiben muß.“

Ich entgegnete meinem Herrn Gemahl aber: „Ja, ganz recht, es ist jedoch nicht meine Schuld, wenn diese Schlösser sich vor mir geöffnet haben. Uebrigens gestatte ich nicht, daß du die Sache so leicht nimmst, du mußt an unseren Augen sehen, daß wir geweint haben.“

Bis dahin hatte er versucht, seine Bewegung zu verbergen, aber nun entschloß er sich, aufrichtig zu sein.

„Nun gut, ja,“ sagte er, „ich sehe ein, daß die Sache sehr traurig ist. Heutzutage nimmt nun einmal die Einleitung zum Leben oder zur Ehe zuviel Raum in dem Buche ein. Ich bin nicht schlechter als Andere, aber auch nicht besser und habe oft daran gedacht, wie viel dies arme Mädchen zu leiden haben werde.“

„Aber es wäre doch viel einfacher gewesen, sie nicht Hungers sterben zu lassen.“

„Ich hoffte, sie würde durch ihren Hohn von der Liebe zu mir geheilt sein und war überzeugt, daß sie in ihre Heimat zurückgekehrt wäre.“

„Nein, das that sie nicht, sondern als sie von Elend und Unglück zum Außersten getrieben wurde, kam sie zu mir und sagte: „Nur Sie allein vermögen mein Kind zu retten!“ und ich will nicht bloß das Kind, sondern auch die Mutter retten.“ Mein Mann ergriff meine Hand: „Was du da tust, ist schön, ich danke dir.“

„Ich habe nicht auf deine Heimkehr gewartet, um zu finden, daß dies schön sei, in solchen Dingen fragt man nur sich selbst um Rath, aber weißt du, was ich beschlossen habe? Mutter und Kind werden hier in diesem Hotel wohnen.“

„Du bist zu romantisch, Marie.“

„Eben weil ich romantisch bin, bin ich gut, wenn ich überhaupt gut bin; wenn du etwas romantischer wärest, würdest du dieses Kind schon gelüßt haben, welches dein Kind ist, obgleich ich deine Frau bin.“

Er half sich hier mit einer Redensart aus der Verlegenheit: „Ich habe nicht das Recht, dieses Kind zu küssen, denn ich besitze nicht deine Philosophie.“

Dabei umarmte er jedoch mich mit einem Feuer, daß ich nachsichtiger gegen ihn gestimmt wurde.

Nun, meine liebe Jeanne, du begreifst wohl, daß ich weder die Mutter noch das Kind bei mir im Hause behalten habe. Aber wir besitzen eine kleine Villa in Ville d'Avray, wo ich die Weiden mit aller Freigebigkeit einer großmüthigen und sentimentalen Neberbuhlerin untergebracht und wo sie sich glücklicher fühlen, als hier in Paris der Fall sein würde. Ich werde freilich nicht den Montyonischen Tugendpreis erhalten, aber du wirst mich wohl nun auch nicht mehr beneiden, nicht wahr?“

— r.

(Omer Paschas erste Liebe.) Als Omer Pascha vor kurzem in Wien war, besuchte er fast regelmäßig des Abends das Hofopertheater, so daß zuletzt alle Welt der Meinung war, der türkische Serdar wäre entweder ein leidenschaftlicher Musikliebhaber oder er sei in irgend eine der Sängerrinnen oder Tänzerinnen sterblich verliebt, was sich jede der Reihe nach einbildete. Aber dem war durchaus nicht so; allerdings war es ein ganz bestimmter Magnet, der den Generalissimus in das Opertheater zog, allein den hätte wohl Niemand zu errathen vermocht, denn es war bloß — eine Choristin. Wie? höre ich fragen, Omer Pascha und eine Choristin? Der Mann, der in Konstantinopel für den glücklichen Besitzer des schönsten und reichsten Harems nach dem des Sultans gilt, sollte sich soweit an seinem orientalischen Geschmack vergehen, sich für eine Choristin des k. k. Hofopertheaters zu interessieren? Und noch dazu für eine Choristin, die schon „manchen Sturm erlebt“ hat und bereits mehrere verschiedenartige Regimenter mit durchgemacht und überdauert — das hilft aber Alles nichts, es ist doch eine „bloße Choristin“, die den Serdar so oft in die Oper gelockt, und woran sich dieses be-

sondere Interesse knüpft, das wollen wir jetzt nach glaubhaften Nachrichten erzählen.

Es war gleich an einem der ersten Abende, die Omer Pascha der Oper widmete, als während des Zwischenaktes — man gab eine sogenannte „große Oper“ — eine der älteren Damen des Chors (wir wollen nur sagen der „Älteren“ und nicht der „Ältesten“) sich von Seiten eines Theaterdieners mit der Nachricht überrascht sah, ein hoher Herr in der türkischen Gesandtschaftsloge habe ihn nach ihr gefragt, und zwar sehr umständlich; man hätte ihn holen lassen, ihn in die Loge gerufen, ihm die Person aus dem Chore gezeigt und darauf ihren Namen zu wissen begehrt, den er auch alsogleich genannt habe. Die Dame aus dem Chor war bescheiden genug, bei diesen seltsamen Begebenheiten hellauf zu lachen und dem Theaterdiener zu sagen:

„Nebens doch mit so dumm daher!“

„Dumm?“ antwortete der Theaterdiener, „wartens, Fräulein, es kommt noch dümmere; wie Sie mich da sehen, bin ich beauftragt von dem gnädigen Herrn Türken da oben, Sie zu fragen, wo Sie logiren. Also sagen Sie mirs, Fräulein.“

Die Choristin lachte noch viel mehr, sagte aber doch ihre Adresse. Was der „gnädige Herr Türke“ von ihr wohl begehren könne, das lag ihr aber von jetzt an doch sehr im Sinn. Fürs erste schaute sie sich ihn genauer an, als sie mit ihren Colleginnen im nächsten Akte wieder auf der Bühne erschien; sie blickte in die bezeichnete Loge, wozu sie sich ebenso berechtigt hielt als ihre bevorzugteren Mitschwester mit so und soviel tausend Gulden Gehalt, und sah darin den eisgrauen, jovialen Kopf eines alten Herrn mit einem rothen Fez, der sie mit seinem Opernglase augenscheinlich fixirte.

So etwas muß auch einem Mitgliede des betagten Hofoper-Frauenchors endlich zu Kopfe steigen, und ich wette, Fräulein N. hatte eine unruhige Nacht, in der sie fortwährend von türkischer Musik umgaukelt wurde. Praktisch, wie unsere Choristin aber war, hatte sie anderen Tages bereits Alles so ziemlich vergessen, als sie, kaum von der Probe heimgekehrt, eine Equipage vor ihrer Wohnung in der Vorstadt Margarethen halten, den alten Herrn von gestern aussteigen und die verschiedenen Treppen bis zu ihrem bescheidenen Zimmerchen hinauseilen sah. Oben aber fand dann eine ganz romanhaft merkwürdige Erkennungsscene statt: der ehemalige Kadett im Opuliner Grenzregiment, Michael Lattas, jetziger kaiserlich türkischer Generalistimus Omer Pascha, hatte nach zweiunddreißig fern von der Heimat einem Leben voll Kriegerglanz und Schlachtenruh gewidmeten Jahren in Wien seine „erste Flamme“ wiedergefunden.

Es war im Jahre 1833, als der damalige schmucke Kadett Lattas mit der reizenden Tochter eines Grenzers, die ihn durch ihre Jugendfrische ebenso wie durch ihren hübschen Volkslieder- gesang zu entzücken wußte, in freundschaftliche Beziehungen trat, Beziehungen, die nur zu bald für das Lebensglück beider Theile abgebrochen werden mußten; denn der Kadett Lattas hatte eines Tages, um den Folgen eines Disciplinarvergehens auszuweichen

(wahrscheinlich sollte nach damaliger Mode noch in einer etwas zu fühlbaren Weise mit ihm abgerechnet werden), sich fest vorgenommen, über die Grenze zu entweichen, so fest, daß alle Abmahnungen seiner „ersten Liebe“ nichts genügt haben mochten und diese ihn für immer ziehen lassen mußte. Michael Lattas entwich also, nur mit den wenigen Gulden versehen, die ihm seine Geliebte mitgegeben, und an diese Flucht aus dem Vaterlande knüpfte sich die ganze große bekannte, ruhmvolle Kriegergeschichte des heutigen türkischen Feldmarschalls Omer Pascha. Die trauernde Geliebte aber litt es, nachdem das Beste für sie aus dem Lande war, nicht länger zu Hause und sie entwich auch, aber nicht nach der Türkei, sondern nach Wien. Da erwarb sie sich längere Zeit als Straßen- und Gasthausfängerin ihr kümmerliches Brod, bis sie eines Tages, im Anfang der vierziger Jahre, auf Verwendung eines Menschenfreundes, dem der hübsche Gesang des Mädchens einer besseren Sache würdig schien, in den Chor des Hofopertheaters aufgenommen ward. Daß das Fräulein noch heute dem Chor angehört, beweist eben nur, daß es in einer Reihe von Jahren bisweilen leichter ist, in der Türkei aus einem Kadetten Generalfeldmarschall zu werden, als sich beim Theater aus dem Chore zu etwas Besserem emporzuarbeiten.

Von ihrem Kadetten aber hatte Fräulein N. nur ein einziges Mal gehört und ihn schon längst für todt gehalten, bis er sich ihr bei Gelegenheit des oben erwähnten Besuchs als jetzigen ersten Soldaten des türkischen Reichs zu erkennen gab. Dieser hatte gleich bei seiner Ankunft in Wien die eifrigsten Nachforschungen nach seiner ersten Herzensfreundin unternommen und sie denn endlich auch mit Hilfe seiner Kundschafter im Chore der Oper entdeckt.

Die paar Gulden, die einst der Kadett Lattas von seiner ersten Liebe auf den Weg nach der Türkei mitbekam, haben ihre schönen Zinsen getragen und Omer Pascha hat noch vor seiner Abreise ein hübsches Sümmechen bei einem Wiener Bankhause angelegt, das Fräulein N., die Choristin, von nächster Zeit an der Mühe überheben wird, auch fernherhin noch zu den Veteraninnen des Hofopertheaters zu gehören.

Die Geschichte machte natürlich in Chorfreifen großes Aufsehen und Eine oder die Andere der Colleginnen des ehemaligen Kadettenliebchens hegt von nun an das beste Vertrauen, auch ihr einstiger Kadett oder was er sonst gewesen sein mag, werde plötzlich als reicher Türke eines Tages wiederkommen und sie „versorgen“ oder gar, in seinem Liebesgedenken noch weiter gehend, sie als Favoritdame in den Weiberchor seines heimathlichen Harems aufnehmen, so daß sie einst noch als „Choristin mit drei Rossschweiften“ in der Welt glänzen könne. Allein wir fürchten sehr, daß es nicht jeder dieser Damen so gut werden wird, denn, abgesehen von allem Anderen, hat wohl nicht Jeder, der im Laufe der Zeit zu Macht und Reichthum gekommen ist, ein so treues Gedächtniß für die ehemalige erste Liebe.

—r.



# Allgemeine Mode-Zeitung



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Ein diplomatischer Abenteuerer.

Historische Novelle  
von  
C. Nissel.

(Fortsetzung.)

„Warum stockt Er denn? Der Dessauer ärgert sich, daß ich ihn während meiner Krankheit nicht vorgelassen habe. Aber wenn er sonst wollte —? Was wäre dann?“

„Dann würde der Markgraf von Schwedt König von Preußen.“

Der König platzte ungestüm mit einem Anflug von Humor heraus:

„Clement, wenn der Markgraf von Schwedt König von Preußen wird, dann werde ich sein Stiefelputzer. König von Preußen wird man nicht, wie man eine Hand umdreht, man muß dazu geboren sein.“

„Das ist meine Ueberzeugung: aber es sind des Fürsten eigene Worte. Und man spricht solche Worte nicht, wenn man nicht einen Plan damit verbindet.“

„Meint Er? Das würde dem Dessauer übel genug bekommen, denn ich legte ihm den Kopf vor die Füße, so hoch er ihn auch trägt. Nur den Kaiser und das Reich lasse Er mir aus dem Spiele, hört Er? Ich bin ein guter deutscher Fürst und mag nichts Schlimmes von meinem Kaiser hören, weil ich nichts dagegen zu thun vermag. Nur was ich mit meiner Macht erreichen kann, kann ich auch bestrafen.“

„Den Wünschen Ew. Majestät gerecht zu werden ist mein eifriges Bestreben, sonst stände ich nicht hier: aber ich bitte auch um das unbedingte Vertrauen Ew. Majestät, wenn ich etwa einen seltsam scheinenden Schritt zu thun gezwungen wäre. Was ich unternehme, geschieht nur zu Dero Heile.“

„Um mein Heil braucht Er sich nicht zu kümmern, das thue ich schon selbst,“ versetzte der König mit Nachdruck. „Aber über meine Umgebung kann Er ein wachames Auge haben und was mir von außen her droht, beobachten! Dafür werde ich ihm dankbar sein.“

„Ich meinte nicht das Seelenheil Ew. Majestät, sondern Dero irdisches Heil.“

„Das ist etwas Anderes. Dann drücke Er sich künftig deutlicher aus.“

Clement hatte den graden Charakter des Königs zu genau studirt und kannte dessen geistige Fähigkeiten, um nicht zu wissen, durch welche Mittel er ihn sich abhängig machen könne. Er war überhaupt ein Diplomat ex tempore, dadurch setzte er den König in jene seltsame Verwirrung, die oft Achtung bedingt und sogar in Neigung übergeht. Der Baron war eben einer jener Menschen, die, mit viel Geist und wenig Gewissen begabt, Helden des Lustspiels oder der Tragödie werden.

„Ew. Majestät wollen also eine Reise nach Hannover unternehmen?“

Der König, von dieser Redewendung frappirt, blickte den Baron staunend an.

„Da weiß Er mehr als ich.“

„Wie? Haben Ew. Majestät nicht die Absicht gehabt? Sind Dieselben auch nicht dazu aufgefordert worden?“ Der König sann einen Augenblick.

„Nichtig, ich wurde dazu aufgefordert. Was hat es mit dieser Reise?“

„Auf dieser Reise hoffte man mit Bestimmtheit das zu erreichen, was auf der unterbliebenen Jagd nicht gelungen ist.“

Der König wurde zornesroth und trat dicht vor den Baron.

„Clement, belügt Er mich auch diesmal nicht?“

„Gewiß nicht, Majestät,“ antwortete mit glatter Ruhe der Gefragte.

„Kann ich mich fest auf sein Wort verlassen?“

„Mein Kopf steht Ew. Majestät zur Verfügung.“

„Den würde ich auch nicht schonen, das glaube Er mir! Aber den Halunken will ich die Suppe versalzen, daß sie davon bersten sollen. Er schafft mir vor allen Dingen bündige Beweise, dann soll ein gut preussisches Donnerwetter in die Schurkenschädel einschlagen. Jetzt geh Er, denn ich muß zur Parade: aber das sage ich Ihm, ehrlich Spiel!“

Clement verfügte sich stehenden Fußes zu dem Weimarschen Residenten Lehmann und wurde von diesem wie ein alter Bekannter empfangen.

„Ich habe einige Worte mit dir im Vertrauen zu sprechen.“

„Ich bin bereit zu hören,“ sagte Lehmann, der eine ziemliche Portion Pfligma zu besitzen schien. „Lassen wir uns also nieder!“ Dabei deutete er auf ein Paar Sessel, auf deren einem er selbst Platz nahm.

„Die Sache ist kurz genug, um nicht zu ermüden.“

„Wie es dir beliebt. Wie stehen unsere Angelegenheiten?“

„Gut.“

„So? Dein Spiel ist gewagt und bei dem Verlieren ist es auch um meinen Einsatz geschehen.“

„Vente deinesgleichen können nur gewinnen. Wir spielen ein Glücksspiel! Das thut alle Welt.“

„Du bist verzweifelt kurz heute. Was willst du von mir?“

„Du mußt mir aus dem Archiv deines Hofes einen Brief des Markgrafen von Schwedt verschaffen, und zwar den, worin er über sein vermeintliches Erbfolgerecht auf Preußen spricht.“

„Was willst du mit diesem Schreiben anfangen?“

„Das ist meine Sache. Du erhältst es bald wieder zurück.“

„Du sollst diese Briefcuriosität haben.“

„Adieu!“

Von Lehmann begab sich Clement zu dem Kriegsssekretär Bube. Dieser wohnte in dem entlegensten Stadttheile Berlins in einem finstern, einsamen Hause. Es war eine keineswegs gewinnende Persönlichkeit, die dem Baron hier entgegentrat, ein hagerer, ein wenig gekrümmter Mann, mit aschfarbigem Antlitz, unstemem Blick und unheimlichem Wesen, mit jener Verlegenheit im Ausdruck, die stets auf ein belastetes Gewissen hindeutet.

„Guten Tag, Herr Kriegsssekretär!“ sagte Clement in jenem vertraulichen Tone, der eine lange Bekanntschaft voraussetzt. „Noch immer auf dem alten Flecke! Das Verdienst wird also auch hier nicht nach Würden belohnt, denn sonst müßte Er schon auf einer ganz anderen Stufe stehen.“

Den Kriegsssekretär schien diese seltsame Anrede wohl ein wenig zu überraschen, doch war er zu schlau und zu mißtrauisch, um darauf einzugehen. Mit einem Anfluge von Sentimentalität versetzte er:

„Das ist eben der Welt Lauf und ich will mich nicht darüber beklagen. Aber was verschafft mir die Ehre?“

„Weniger ceremoniös, wenn ich bitten darf, Herr Kriegsssekretär. Zunächst bringe ich Ihm einen Gruß von dem Grafen Flemming.“

Bube ließ seine stehenden Augen einen Moment auf dem Antlitz des Barons haften und ein leises Zucken machte sich auf seinem Antlitz bemerkbar, aber nur momentan. Gleichgiltigen Tones und scheinbar verwundert fragte er dann:

„Von dem Grafen Flemming? Was will der Herr damit sagen?“

„Sollte Er das wirklich nicht errathen?“ gegenfragte lächelnd der Baron, ein wenig lauernd. „Wir sind ja unter uns, also fort mit der Verstellung. Flemming hat Ihn mir bestens empfohlen.“

„Ich verstehe den Herrn durchaus nicht,“ versetzte mit scheinbarer Verwunderung Bube. „Wer ist der Herr? Und was habe ich mit dem Grafen Flemming zu schaffen?“

„Die Beantwortung dieser Frage wird uns sofort ins Reine setzen. Was Er mit dem Grafen Flemming zu schaffen hat, wird Ihm wohl am genauesten bekannt sein? Es sind das Dinge sehr delikater Art, die Ihm viel Geld eingebracht haben, aber freilich auch die unbedingte Anwartschaft auf den Galgen, wenn Friedrich Wilhelm I. auch nur die allerleiseste Ahnung davon empfangen hätte.“

Das aschfarbige Antlitz des Kriegsekretärs wurde noch fahler.

„Erschrecke Er nicht!“ fuhr der Baron, dies gewährend, unbefangen fort. „Der König hat sie nicht, und von mir hat Er, wenn Er vernünftig ist, nichts zu fürchten. Ich bin der Baron Clement, der Vertraute Sr. Majestät des Kaisers, des Königs von Polen und des Prinzen Eugen. Und nun ohne Maske.“

„So sind der Herr Baron ohne Zweifel derselbe, der einst Rakoczj diente?“

Der Baron verfärbte sich ein wenig bei dieser Frage, aber nickte bejahend.

„Was wünschen also der Herr Baron von mir?“

„Zunächst hat Er wohl die Güte, diese Börse hier in Empfang zu nehmen.“ Dabei reichte Clement dem Kriegsekretär eine wohlgespitzte Börse, durch deren Maschen blander Goldglanz den lüsternden Blick Bubes begehrtlich traf. „Es ist nur ein kleines Angeld; später soll Er nach Verdienst belohnt werden.“ Der Baron ließ die Börse in Bubes geöffnete Hand gleiten.

„Welche Dienste verlangen der Herr Baron von mir?“ fragte Bube geschmeidiger.

„Vor der Hand verlange ich nur die auf diesem Papier verzeichneten Actenstücke aus dem geheimen Archiv zur Durchsicht.“

Der Kriegsekretär warf einen Blick auf das vorgehaltene Blatt.

„Diese Papiere? Das heißt meinen Kopf fordern.“

„O nicht doch. Er hätte denselben sonst längst verloren, wenn Er daran gedacht, als er neben dem Grafen Flemming auch dem Herrn von Suhm und dem von Sedendorf das geheime Archiv nicht verschlossen hielt.“

„Dann werden der Herr Baron auch wissen, daß es sich um weniger wichtige Dinge handelte.“

„Nicht im geringsten. Uebrigens erhält Er die Papiere bald und unverfehrt zurück.“

„Und wenn ich dem Herrn Baron damit nicht dienen könnte?“

„Wollte? muß Er sagen. Doch Er spaßt, denn Er hält ja unsere Freundschaft und Seine Freiheit viel zu werth, um sie wegen solcher Kleinigkeiten auf das Spiel zu setzen, und steckt lieber den sichern goldenen Gewinn in die Tasche.“

„Und würden mich der Herr Baron verrathen können, ohne Gefahr zu laufen?“

„Verrathen würde ich Ihn nicht, obwohl ich dabei keinerlei Gefahr liefe: nur in der bedauerlichen Lage würde ich mich befinden, den Grafen Flemming zu benachrichtigen, daß Er kein zuverlässiger Mensch sei.

Was der Graf dann thun würde, weiß ich allerdings nicht: aber er würde bestimmt einen von mir als unzuverlässig geschilderten Menschen unschädlich zu machen suchen.“

„Aber,“ sagte mit seinem demüthigsten Tone Bube, „wer bürgt mir denn dafür, daß mir der Herr Baron keine Falle stellen?“

„Wozu würde ich Ihm dann diese Erörterungen gemacht haben? Uebrigens glaubt Er nicht daran und hält uns Beide nicht für einfältig genug. Wollte ich Ihn verderben, so könnte ich das leichter haben, aber ich will Seine Freundschaft. Also mache Er keine Umstände!“

„Der Herr Baron haben mich von seiner guten Meinung für mich überzeugt,“ war die langsam gegebene Antwort. „Bis wann verlangen der Baron die Papiere?“

„Je eher, je lieber. Hier hat Er meine Adresse! Indes muß ich immerhin Seine Vorsicht loben, denn sie ist sehr oft des Schicksals Hand. Gott befohlen, Herr Kriegsekretär! Wir werden jedenfalls gute Freunde bleiben!“

## 4.

„Der Freiherr von Gundling wünschen Er. Durchlaucht zu sprechen!“ meldete die dienstthuende Ordonnanz dem Fürsten Leopold von Dessau.

„Herein mit dem Hanswurst!“ rief dieser barsch dem Meldenden zu, der vorschriftsmäßig seinen Rückweg antrat, um nach kurzer Weile dem Freiherrn von Gundling die Thür zu öffnen. Die fast kugelförmige Gestalt des gelehrten Säufers schob sich nicht ohne einen Anflug von Besorgniß in das Zimmer herein, denn Leopold von Dessau hatte zeitweise seine ganz absonderlichen Launen, die zu ertragen nicht Jedermanns Sache war, obwohl der Freiherr bei Friedrich Wilhelm I. die seltsamsten Launen ertragen mußte. Gundling, dessen Anzug heute weniger derangirt ausah als gewöhnlich, schien sogar ausnahmsweise einen nüchternen Tag zu haben, ja eine gewisse Sorgfalt war seinem ganzen Wesen aufgeprägt, freilich in der allerkomischsten Weise.

„Was will Er?“ schnaubte ihn der Fürst an. „Er weiß doch, daß wir nicht besonders gute Freunde sind?“

„Durchlaucht müssen mir nicht schon von vorn-

herein Dero Ungnade zeigen! Das ist jetzt' ohnehin ein Leben bei uns, gar nicht mehr auszuhalten."

"So?" versetzte ein wenig beruhigter der Fürst.

"Na, Er sucht doch nicht bei mir Abhilfe? Er weiß ja gut genug, daß ich selber darunter leide."

"Das ist freilich wahr und auch mein heutiger Besuch bei Ew. Durchlaucht hängt damit zusammen. Er. Majestät sind fast gar nicht mehr wiederzuerkennen und gehen stets umher wie ein zorniger Löwe."

"Ist denn der König wieder gesund?"

"Vollkommen."

"Und das erfuhr ich noch nicht! Aber dadurch weiß ich immer noch nicht, was Er von mir will."

"Da haben Durchlaucht recht, aber —"

"Warum stockt Er denn? Hat Er ein böses Gewissen?"

"Nein, aber der Auftrag, den ich an Ew. Durchlaucht ausrichten soll, wird meiner Zunge zu schwer."

"So werfe Er ihn nur herunter! Es wird mich wohl nicht mehr überraschen."

"Der König hat mir befohlen, dem Fürsten Leopold von Dessau zu sagen: daß sich Se. Durchlaucht in Zukunft den Weg in das Tabakskollegium ersparen soll, weil Dieselbe die Thür verschlossen finden würde."

"Dann darf ich auch den stinkenden Tabaksqualm nicht mehr aufriecken helfen. Aber es ist darin eine große Beleidigung für mich enthalten! Er steckt ja sonst Seine Nase in alle Winkel, hat Er denn gar keine Ahnung, was oder wer die Ursache von dem jetzigen Wesen des Königs ist? Wissen wir das nur erst, dann wird sich das Andere schon finden."

"Durchlaucht, ich vermute, daß Ihre Majestät die Königin —"

"Ganz bestimmt denkt, daß Er ein Narr ist und recht hat!" fiel barsch der Fürst dem Freiherrn in die Rede. "Lasse Er bei mir überhaupt die Weiber aus dem Spiele, hört Er? Ist das etwa bei Hofe die neueste Mode?" Der Fürst deutete überlaut lachend auf einen fast ellenlangen hölzernen, doch vergoldeten Schlüssel, der mit Eisendraht auf Gundlings Rock festgeheftet war, und zwar an der Stelle, wo der Kammerherrschlüssel getragen wird. Diese auffallende Dekoration erhöhte nur noch das ohnehin possirliche Ansehen des Freiherrn.

"Da haben Durchlaucht einen neuen Beweis von der üblen Laune des Königs."

"Der König hat Ihm doch nicht diese seltene Schlüsselorte angeheftet?"

"Nicht in Person. Eine rucklose Hand hatte mir meinen Kammerherrschlüssel gestohlen."

"Sage Er nur lieber, daß Er denselben in der Besoffenheit verloren hat."

"Durchlaucht belieben zu spaßen. Gestern im Tabakskollegium, dem ersten seit des Königs Genesung, wollte ich Se. Majestät begrüßen und trat auf einen Stuhl, um eine wohleinstudierte Philippika zu halten, verlor jedoch dabei unglücklicher Weise das Gleichgewicht —"

"Weil Er wieder zu tief in den Weinkrug geguckt hatte! Gundling, ich hab's Ihm schon oft gesagt: das Saufen ist Sein Unglück."

"Durchlaucht, ich bin ein Anhänger der Prädestinationslehre."

"Damit läßt sich jede Schurkerei entschuldigen. Doch weiter! Als Er vom Stuhle gefallen war, machte der Wusterhauser des Königs eine fatale Bekanntschaft mit Seinem Allerwerthesten."

Gundling zuckte die Achseln.

"Dabei erblickte der König, daß mir der Kammerherrschlüssel fehle, und als ich nicht zu sagen vermochte, wohin er gekommen sei, gab er Befehl, mir dieses Ungeheuer zu fertigen und anzuhängen, und beorderte mich, ihm heute in diesem Aufzuge meine Vorstellung zu machen."

Der Fürst von Dessau wollte sich schier ausschütten vor Lachen.

"Und hat Er sich heute vorgestellt?"

"Komme eben mit dem Auftrage an Ew. Durchlaucht von dem Könige."

"Richtig," sagte der Dessauer, dessen heitere Laune blitzschnell verschwand. "Er erinnert mich noch zur rechten Zeit daran."

"Ich hatte eine sehr üble Stunde gewählt, denn der König war im höchsten Grade aufgeregt und ertheilte allerlei seltsame Befehle."

"Das habe ich bereits erfahren: aber was war denn vorgefallen?"

"Der Oberjägermeister hatte just die Meldung gemacht, daß von dem Ertrage der letzten großen Jagd soviel Wildschweine übrig wären, daß man dieselben nicht unterzubringen vermöchte, weil die Bürger keine Lust mehr hätten, nichts als Schweinefleisch zu essen. Das verdross den König und er befahl: daß in Zukunft alle übrig bleibenden Schweine die Berliner Judenschaft für einen bestimmten Preis kaufen müsse."

"Wohl bekomm es ihr!" versetzte der Fürst. "Aber ich habe vergessen, daß Er ein Narr ist, der mir am

Ende Witze vormacht, da Er dieselben bei dem Könige nicht mehr anbringen kann.“

„Durchlaucht, ich bin durchaus nicht in der Stimmung, Witze zu machen; was ich gesagt habe, ist wahr, denn in diesem Momente werden bereits dem Vorstande der Berliner Juden die Schweine mit dem Befehl des Königs zugesandt.“

„Darin sehe ich nichts Unrechtes. Wenn das Schweinefleisch für uns gut genug ist, dann wird es wohl für einen Judenmagen nicht zu schlecht sein.“

„Aber Genuß desselben verstößt gegen die Religionsgesetze der Juden.“

„Papperlapapp Religionsgesetze! Zum Schweinefleischessen braucht man nur Appetit, aber keine Gesetze.“

„Durchlaucht würden ein sehr durchgreifender Reformator sein,“ bemerkte Gundling lächelnd. „Als Se. Majestät hierauf mich erblickte, fuhr er auf mich los, nannte mich einen Hundsfott, drohte mir mit dem Stocke und schimpfte mich sogar einen Verräther. Darauf vertheidigte ich mich, so gut ich vermochte, und berief mich sogar auf das Zeugniß Ew. Durchlaucht.“

„Auf mein Zeugniß berief Er sich? Er ist doch wohl verrückt! Für einen Verräther halte ich ihn zwar nicht, dazu ist Er zuviel Narr: aber wie kam Er auf den Einfall, sich auf mein Zeugniß zu berufen?“

„Weil Durchlaucht mir gegenüber sicher für unparteiisch gelten.“

„So? Was sagte der König darauf?“

„Wollen mir Durchlaucht vorher versprechen, ganz ruhig zu bleiben und mir nicht zu Leibe zu gehen, was ich auch sagen werde?“

„Ihm nicht zu Leibe zu gehen?“ fragte halbverwundert, halb höhrend der Fürst. „Das will ich Ihm versprechen. Uebrigens kann der König doch nicht so gefährliche Dinge von mir gesagt haben.“

„Der König ertheilte mir den bereits ausgerichteten Auftrag und fügte hinzu: Durchlaucht wären — aber Durchlaucht könnten Ihr Versprechen vergessen?“

„Doch nicht auch ein Hundsfott?“

„Nein, das hätte mir keine Besorgniß eingeflößt — der Hauptverräther!“

Leopold von Dessau sprang wüthend auf und wollte sich auf Gundling stürzen, der sich bereits vorsorglich hinter einen Tisch zurückgezogen hatte.

„Dafür soll Ihn der Teufel holen!“

„Durchlaucht vergessen Dero mir gegebenes Versprechen!“ schrie Gundling und flüchtete sich zur Reserve noch hinter einen Lehnsessel.

Der Fürst besann sich.

„Er hat recht, Gundling! Eigentlich bin ich Ihm zu Danke verpflichtet: aber das höre ein Anderer ruhig an, nicht ich. Ich ein Verräther! Der ich mein Blut für das Königshaus vergossen und bereit bin, es jede Stunde aufs neue zu vergießen. Gundling, wehe Ihm, wenn Er sich herausgenommen hat, sich einen derartigen Spaß mit mir zu machen!“

„Aber wie können Durchlaucht vermuthen, daß ich das wagen würde?“

„Das will ich Ihm auch gerathen haben. Aber dahinter steckt etwas Böses, dabei hat ein erbitterter Feind von mir die Hand im Spiele, um mich zu verdrängen. Weiß Er was, Gundling, wir wollen einen Pakt schließen.“

„Ew. Durchlaucht mit mir?“

„Ich mit Ihm.“

„Wenn ich keine Gefahr dabei laufe?“

„Hasenfuß! Nein. Aber Er muß sich eine Weile vor dem Besaufen hüten. Wird Er das vermögen?“

„Durchlaucht sollen keinen nüchterneren Menschen sehen.“

„Ach was, ganz nüchtern taugt Er auch nichts. Er kann schon trinken, aber er muß seinen Verstand dabei behalten. Hat Er mich verstanden?“

„Durchlaucht sprechen vollkommen deutlich.“

„Er paßt also genau auf Alles, was um den König vorgeht, auf, denn Er wird nicht beobachtet, und wenn Er etwas Verdächtiges aufgespürt hat, so giebt Er mir sofort Nachricht. Es soll auch Sein Schade nicht sein. Will Er das?“

„Ja. Aber Durchlaucht müssen sich auch meiner im Fall der Noth annehmen.“

„Wenn Er keine dummen Streiche macht. Doch der Teufel holt Ihn wirklich, Gundling, wenn Er aus der Schule schwagt.“

„Durchlaucht, ich bin kein Freund derartiger Bekanntschaften. In diesem Falle trage ich auch meine Haut zu Markte und Durchlaucht können sich fest auf mich verlassen. Der Freiherr von Gundling ist stolz auf das Bündniß mit dem Fürsten von Dessau!“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

(Eine bescheidene Forderung.) Das Journal de Roanne (Departement Loire) erzählt folgende Geschichte, die sich kürzlich in dem Redaktionslokal desselben zugetragen hat.

„Durch das Verleihen eines unserer Mitarbeiter wurde am verflohenen Sonntag in unserem Blatte eine Frau als verstorben in die Liste eingereiht, welche als Madame C. . sich noch ganz wohlauf und am Leben befindet. Natürlich erhielten wir montags früh den Besuch des Herrn Gemahls der Todtgesagten.

„Mein Herr,“ begann er zu dem Sekretär, „Sie haben meine Frau getödtet, kaltblütig getödtet!“

„Großer Gott, was sagen Sie da!“ rief das ganze Redaktionsbureau wie aus einem Munde ganz entsetzt.

„Ja gewiß, Sie setzten in Ihr Journal, daß meine Frau gestorben sei, während sie sich noch ganz munter und lebendig befindet.“

„Nun, da gratuliren wir Ihnen bestens!“

„O, darum handelt es sich hier nicht, Sie haben mir unrecht gethan, ich verlange eine Entschädigungssumme.“

„Entschädigung, weil Ihre Frau nicht gestorben ist?“

„Sicherlich, denn es kann zu Unannehmlichkeiten für mich führen.“

„So, das ist etwas Anderes, und wieviel verlangen Sie denn?“

„Nun, das ist wenigstens zehn Sous werth!“

„Zehn Sous für eine nicht gestorbene Frau,“ fährt das Provinzialblatt fort, „scheint allerdings keine exorbitante Forderung, allein wir mußten sie dennoch zurückweisen — um keinen unbequemen Präcedenzfall zu schaffen.“

(Eine Geistererscheinung.) In der Schweiz giebt es ebenso gut Anhänger des Spiritismus wie in Paris, England und Amerika: so waren vor kurzem drei Geisterbeschwörer in einem kleinen, einsamen, räucherigen Häuschen bei Chur in Graubünden versammelt. Der Eine von ihnen war ein Schneider, der Zweite ein Schuhmacher und der Dritte ein Kaufmann; so saßen sie um die Mitternachtsstunde bei einer dämmernden Lampe, murmelten Beschwörungsformeln, citirten Geister und zwangen ihre Gedanken, sich ausschließlich auf einen einzigen Punkt zu richten.

Seit drei Tagen fasteten sie und saßen auf derselben Stelle; da schlug es Mitternacht, die Thür sprang auf, eine weiße Gestalt erschien, trat zu den Beschwörern heran, fragte sie mit dumpfer Stimme nach ihrem Begehre und erfuhr, daß sie Geld, nur Geld haben wollen. Darauf verhandelt der Geist weiter mit ihnen und verspricht ihnen endlich um den Preis ihrer drei Seelen die Summe von neunzigtausend Francs.

„Nun gut, Ihr gebt nun unwiderrüßlich mir!“ sprach der Geist mit dröhnender Stimme, warf einen Sack auf den Tisch, der stierend niederfiel, und verschwand.

Die drei Geisterseher stürzten sich voller Begierde auf den Geldsack, aber ach! als sie ihn öffneten, fielen ihnen nichts als Massen von viereckigen Glasflüßchen entgegen, wie man sie beim Lottospielen braucht.

Während über den ihnen gespielten Streich eilten sie hinaus, um womöglich des betrügerischen Geistes noch habhaft zu werden, aber vergebens! Dazu hatten sie noch überdies den Kerger, daß sie erfahren mußten, wie die ganze Stadt ihr Abenteuer kannte und sie darum verspottete.

(Eine neue Art, Klatschereien vorzubeugen.) Ein bekannter Pariser Advokat, Tancred S., war durch langjährige Arbeit ein wohlhabender Mann geworden und hatte das bewegte, aufregende und aufreibende Leben in der Hauptstadt satt bekommen. So kam ihm denn vergangenen Sommer eines Morgens beim Rasiren der Gedanke:

„Ich muß es doch auch machen wie alle Welt nach zwanzigjähriger Arbeit, ich muß mir ein ländliches Besitztum kaufen und meinen eignen Kohl pflanzen.“

So reiste er denn mit der Bahn von Paris nach Orleans zu, um in ländlicher Zurückgezogenheit leben zu können, kaufte sich ein nettes Landhaus in B., einem wunderhübschen kleinen Orte, der sich in der Loire spiegelt, ersann aber dabei ein ganz eigenthümliches Mittel, um sich vor der zudringlichen Neugierde und Klatschsucht zu bewahren, wie diese sonst zu den gewohnten Lieblingsvergünstigungen der kleinen Orte gehören.

Schon am folgenden Tage nach seiner Niederlassung machte er allen „Honoratioren,“ Herren, Frauen oder Fräuleins des Ortes eine Staatsvisite und sagte ihnen mit einer tiefen Verbeugung Folgendes:

„Geehrter Herr oder Frau, Sie wissen, daß ich das kleine Carréche Häuschen unweit des Flusses gekauft habe. Ich besitze dabei einen großen Garten, worin sich eine prachtvolle Buchenlaube befindet, die ausgezeichnet vor den Strahlen der Sonne Schutz gewährt. Dort werde ich morgen eine Tafel zu dreißig Couverts decken lassen. Erweisen Sie mir die Ehre, morgen nachmittags Schlag fünf Uhr zu kommen und in meiner Laube mit mir zu speisen.“

Man staunte wohl etwas und fand, daß Herr Tancred S. ziemlich wenig Umstände machte, so eine Menge Leute zum Essen einzuladen, die er gar nicht kenne; indessen dies war vielleicht eine neue Pariser Mode, dort gab es ja so viele eigenthümliche Gewohnheiten. Man nahm also die Einladung an und am nächsten Tage Schlag fünf Uhr waren alle Eingeladenen versammelt.

Das Essen war ausgezeichnet für ein ländliches Mahl, es kam Allen wie ein Hochzeitemahl vor. Die Frauen fanden diese neue Mode vortreflich, da sie ihnen Gelegenheit gab, einmal etwas Toilette zu machen, und die Herren waren noch mehr entzückt darüber, weil sie tüchtig essen und trinken konnten, ohne daß es sie Geld kostete.

Nach dem Dessert, welches bis in die Dämmerstunde dauerte, wischten sich die Gäste den Mund und machten Miene, aufzubrechen.

„Noch nicht, wenns gefällig ist, meine Herren und Damen,“ sagte Tancred.

Damit stieg er auf einen Stuhl wie ein Redner auf die Tribüne und hielt folgende Ansprache an die Versammlung:

„Meine Herren und Damen von B., ich hätte Ihnen einig-  
ges Interessante mitzutheilen. Ich will Ihnen nämlich hiermit  
einen kurzen Auszug aus meiner Lebensgeschichte geben.

Ich habe fünfundzwanzig Jahre in Paris gelebt und dort  
die Advokatur ausgeübt.

Bei der Verteidigung der Witwen und Waisen, dem Plai-  
diren für und gegen die Zwischen- und Grenzmauern und an-  
dere Gegenstände, über die sich die Menschheit streitet, habe ich  
ein Vermögen gewonnen, welches mir ungefähr sechstausend  
Francs Renten abwirft. Ich wohnte in der Rue des Saints-Pères  
über einem Droguerie- und Farbwaarenhändler.

Ich heiße Tancred S., habe die Blätter gehaßt und spielte  
auf dem Piano einen Walzer nach der „gardeuse d'ours“, dem  
Lieblingsliede Theresia's.

Ich habe mich aufs Land zurückgezogen, um nicht mehr das  
Geschrei der Wasserträger zu hören und nicht mehr den Mit-  
gliedern der französischen Akademie auf meinem Wege zu be-  
gegnet.

Mein Großvater war Advokat, mein Vater war Advokat,  
mein Bruder ist Advokat. Wenn ich einen Sohn gehabt hätte,  
so wäre derselbe ebenfalls Advokat geworden.

Jetzt habe ich graue Haare, früher waren sie blond.

Einst bin ich in eine Conzine von mir verlobt gewesen,  
die mein Bild nicht leiden konnte und die sich später sehr vor-  
theilhaft an den Compagnon eines Wechselagenten verheiratet  
hat.

Ich bin weder gut noch böse, ich lebe mäßig; ich gedente  
mich weit mehr mit der Melonenzucht zu beschäftigen als mit  
der Politik; ich wünsche unverheiratet zu bleiben. Ich spiele  
niemals, weder Karten noch Billard oder Lotto.

Im Freien rauche ich Cigarren und zu Hause eine Pfeife.

Ich lese nicht das Petit Journal, aber ich bin auf die Pe-  
tites Affiches abonniert.

Ich rasire mich selbst dreimal in der Woche.

Ich habe einen Jagdhund, der bei der Hundeausstellung  
einen Preis bekam wegen seiner Geschicklichkeit in der Wachtel-  
jagd.

Im Winter trage ich eine Planelweste.

Ich stehe um sieben Uhr des Morgens auf und gehe abends  
um elf Uhr zu Bett.

Es ist möglich, daß ich mich daran gewöhne, Holzschuhe  
zu tragen.

Wenn ich Ihnen alles dies mittheile, geehrte Bewohner  
von B., so geschieht es nur in der Absicht, Ihnen die Mühe zu  
ersparen, hier und dort Erkundigungen über mich einzuziehen.

Ich bin weder ein Gorilla noch ein Waldmensch; wenn  
man meiner bedürfen sollte, wird man mich stets bereit finden,  
aber sonst werde ich mich für gewöhnlich des Vergnügens be-  
rauben, zu irgend wem zu gehen.“

Hierauf stieg er von seinem Stuhle herab und verabschie-  
dete die Gesellschaft.

„Es ist merkwürdig,“ sagten sie dann, „ein Pariser, der auf  
dem Lande wohnen will!“

Aber es gab keinerlei Klatscherei und Medisance über  
Tancred S.

(Leiden eines Romanschreibers.) Der Vicomte Ponson du  
Terail, der Verfasser auch in Deutschland vom Leihbibliotheken-  
publikum vielgelesener französischer Schauergeschichten, veröffent-  
licht jetzt ein neues Werk unter dem Titel; „La résurrection de  
Rocamboles“, eine Fortsetzung zu seinem großen Roman „Les  
dramas de Paris“. An die Entstehung dieses Werkes knüpft  
sich eine nette Geschichte. Ponson du Terail hatte einem großen  
Pariser Journal seine „Dramas de Paris“ versprochen und sich  
contractlich verpflichtet, die Entscheidung über den Umfang des  
Romans dem Chefredacteur zu überlassen. Die Veröffentlichung  
begann nun feuilletonweise. Eines schönen Morgens aber wird  
Herr Ponson du Terail zum Redacteur en chef berufen und  
von dem Gewalthaber also angeredet:

„Es thut mir leid, mein Lieber, aber Ihr Roman muß in  
acht Tagen unbedingt beendet sein, da ich meinen Rez-de-Chaussée  
sehr nothwendig brauche!“ (Rez-de-Chaussée ist in der Journa-  
listenprache der technische Ausdruck für den Platz, den das Feuil-  
leton im Journal einnimmt.)

„Gerechter Gott!“ entgegnete ganz erschrocken Ponson du  
Terail, „das ist entsetzlich! Ich weiß kaum, wie ich es anfangen  
soll, da ich in meinem Roman noch fünfzehn Personen am Leben  
habe!“

„Das ist Ihre Sache, mein Vetter, bedenken Sie unseren  
Contract! Ich wiederhole Ihnen, daß Ihr Roman in acht Tagen  
beendet sein muß!“

Der Schriftsteller muß sich wohl oder übel dieser Ent-  
scheidung unterwerfen und macht sich nun eilends ans Werk,  
unter den Helden seines Romans ein förmliches Blutbad an-  
zurichten, indem er sie durch alle erdenklichen Mittel: Gift und  
Dolch, Feuer und Schwert so schnell als möglich aus der Welt  
schafft.

Mitten in dieser Beschäftigung wird er aber gestört und  
abermals zum Chefredacteur berufen, der ihm eröffnet, er habe  
sich die Sache anders überlegt; da der in Rede stehende Roman  
beim Publikum großen Beifall finde, so wolle er ihm noch zwanzig  
Feuilletons zur Verfügung stellen, damit er sein Werk nach sei-  
nem eigenen Gutdünken und Ermessen zu Ende führen könne.

„Dieser freundliche Entschluß kommt zu spät,“ erwiderte  
Ponson du Terail, „da ich meine sämtlichen Helden und  
Heldinnen bereits umgebracht habe!“

„So werden Sie sie wieder auf!“ entgegnete der Redacteur.

„Das dürfte nicht wohl angehen,“ meinte der Schriftsteller;  
„ich habe aber noch eine Person, die zwar bereits auch schon in  
den letzten Bügen liegt — Rocamboles nämlich —“

„Rocamboles!“ fällt ihm der Redacteur ins Wort, „Rocam-  
boles! Das ist ja ein vortrefflicher Titel; setzen Sie doch Ihren  
Roman unter diesem Titel fort!“

Bonson du Teraill nahm diesen Vorschlag an und so entstand „La résurrection de Rocambolo“, ein Roman, der viele Leser gefunden und bedeutendes Aufsehen gemacht hat.

—r.

(Der Pariser Jockeyclub.) Seit einiger Zeit ist der Jockeyclub in Paris äußerst schwierig darin geworden, was die Zulassung und Aufnahme neuer Mitglieder anlangt, und man erzählt sich manche Geschichte darüber. So kam zum Beispiel vor einigen Jahren ein braver Landedelmann aus dem südlichen Frankreich nach Paris und verliebte sich in eine der berühmtesten Damen der Demimonde. Es war gerade mitten in der Saison und er hatte genügende Gelegenheit, der Dame seines Herzens den Hof zu machen; als er seine Liebe erklärte, fragt die Schöne:

„Sind Sie Mitglied des Jockeyclubs?“

„Nein, aber ich will es werden, wenn dies nothwendig ist, um Ihnen zu gefallen.“

„Ja, thun Sie das, es ist jedenfalls nöthig.“

Unser Edelmann geht zu zweien von seinen Freunden und bittet sie, ihn in den Jockeyclub einzuführen und ihm dort als Pathen zu dienen, das heißt, Bürgschaft für seinen Abel zu abzugeben. Sein Name war sehr bekannt, er selbst jedoch ganz und gar nicht, was ihm die Zulassung sehr leicht machte. Er wurde ohne jede Schwierigkeit aufgenommen.

Tags darauf kommt er in den Club, wirft sich in einen Fauteuil und blättert in einem Journal; da er sich wahrscheinlich von dieser ungewohnten Beschäftigung angegriffen fühlte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und rief mit Donnerstimme:

„Kellner! He, Kellner!“

Er glaubte sich noch in dem Café seines kleinen Städtchens. Alle Anwesenden sahen ihm mit entsetztem Staunen zu; einer derselben war jedoch theilnehmend genug, den einen der „Pathen“ des neuen Mitgliedes zu benachrichtigen. Am folgenden Tage, als der Landjunker wieder im Club saß, war der Pathe gleich bei der Hand, da er sehr besorgt war, der von ihm eingeführte Neuling könne etwa seiner Empfehlung wieder Schande machen. Er setzte sich also neben ihn, da fielen seine erschrockenen Blicke auf einen riesig großen Diamanten, welcher in der Cravatte des Provinzbewohners paradirte. Er wagte eine Bemerkung darüber:

„Lieber Freund, in Paris ist es nicht gebräuchlich, Diamanten von dieser Größe zu tragen.“

„Ach, was soll denn das schaden?“

„Bedenken Sie nur, wenn Ihnen dieser hier gestohlen würde!“

„O, das wäre mir sehr gleichgültig, er ist falsch!“

Kurz, der brave Krantjunker beging so viele Verflöße gegen den feinen Ton und die Etikette, daß seine beiden Pathen in die ärgsten Verlegenheiten kamen und Alles aufboten, um ihren Freund wieder zurück in die Provinz zu spediren. Vielleicht ist

es die Erinnerung an diesen guten Mann, was die Herren Mitglieder des Jockeyclubs so unerbittlich in Bezug auf die Aufnahme neuer Mitbrüder gemacht hat. So haben sie kürzlich einen ihrer Freunde zurückgewiesen, weil er den Hut gewöhnlich auf das eine Ohr setzt und weil die beiden Bedienten hinten auf seinem Wagen der eine sehr groß, der andere sehr klein waren.

Das Opfer dieser Weigerung verbrachte Wochen, ohne eine Nacht zu schlafen, da er fort und fort über die Ursache seines Mißlingens nachdachte, ohne darauf zu kommen, bis er endlich einen seiner gewählten Pathen so lange bat, ihm dieselbe mitzutheilen, daß dieser nicht mehr widerstehen konnte und seine Reuegerde befriedigte.

„Aber warum habt Ihr mir das nicht gleich gesagt, es giebt ja nichts Leichteres als Euch zu beruhigen; von morgen an werde ich je nach Eurem Belieben zwei Riesen oder zwei Zwerge hinten auf meinem Wagen haben.“

„Das ist aber nicht Alles, dann ist auch noch das Hinderniß vorhanden, daß du deinen Hut schief auf ein Ohr setzt.“

„Den Hut? Was Teufel, so, den Hut? Ich habe ihn fünfzig Jahre lang so aufgesetzt, und es wäre mir auf Ehre in meinem Alter doch zu hart, eine solche Gewohnheit abzulegen. Meinen Hut anders aufsetzen! Nein, ich entsage lieber dem Jockeyclub.“

Und damit war die Sache abgethan. —r.

(Die Pflichten einer Köchin.) Das Pariser Journal La Salle à manger widmet in einer seiner letzten Nummern der ehrenwerthen Klasse der Köchinnen einen längeren Leitartikel, worin dem Publikum die Rechte und Pflichten dieser edlen Damen gehörig klar gemacht werden. Es heißt darin unter anderem:

„Wir stellen als unumstößliche Regel auf, daß eine gute Köchin nichts Anderes als eben das sein darf, jede andere häusliche Beschäftigung muß ihr fremd bleiben. Sie hat das Recht, gleich Neben, zu sagen: „Köchin! Das ist genug!“

Da sie also vollkommen Herrin ihrer Zeit ist, kann sie dieselbe nur dazu anwenden, sich fortwährend in ihrer göttlichen Kunst zu üben. Wenn sie im Winter mit der Sonne und im Sommer um sechs Uhr früh aufsteht, muß ihre erste Sorge sein, ihre Küche so in Stand zu setzen, wie eine gute Christin ihr Gewissen in Ordnung hält. Sind diese vorläufigen Pflichten erfüllt, so gebe sie an ihre eigene Toilette, damit jedes Auge mit Wohlbehagen auf ihr ruhen könne!

Jedes Mittagsbrot ist für eine Köchin eine Schlacht, die sie stets vollständig gewinnen und wobei sie unfehlbar durch die Bereitung des Kaffees ihren Siegen die Krone aufsetzen muß.

Die Herrschaft ist glücklich zu preisen, welche eine Köchin besitzt, die nebst einigen Talenten für ihr Fach die Eigenschaften der Sanftmuth, Ehrlichkeit und Reinlichkeit hat! In Bezug auf alles Uebrige muß man Nachsicht mit ihr haben!“

Was mag aber wohl mit diesem „allen Uebrigen“ gemeint sein? —r.



# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste, von dem Guten das Beste

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Ein diplomatischer Abenteurer.

Historische Novelle  
von  
C. Nissel.  
(Fortsetzung.)

5.

Der Baron Clement war eben daran, einige aus dem geheimen Archiv erhaltene Dokumente mit musterhafter Fertigkeit genau zu copiren, als er Besuch erhielt. Der Besucher war ein junger Mann mit soldatischem Anstande, dem der Baron freudig überrascht entgegen schritt.

„Ah, sieh da, Herr Graf! Sie kommen wirklich wie gerufen. Was bringen Sie mir für Nachrichten?“

„Man erwartet sehnlich die bekannten Dokumente, um den König endlich zur Anerkennung der pragmatischen Sanktion zwingen zu können.“

„Man hat wirklich große Eile, ohne zu bedenken, daß die Aufgabe eben keine leichte ist. Wie steht es sonst am Kaiserhofe?“

„Dort hegt man die Befürchtung, daß der König von Preußen die Rolle des großen Kurfürsten aufnehmen und weiter spielen könnte, und daß daraus unter den jetzigen Umständen Gefahren für das Kaiserhaus erwachsen könnten.“

Ein feines Lächeln umspielte die Lippen des Barons.

„Grundlos sind diese Befürchtungen nicht. Haben Sie keinen Auftrag von dem Prinzen?“

„Er läßt Sie an die übernommenen Verpflichtungen, bezüglich des Fürsten von Dessau, erinnern.“

„Sie sind der Verwirklichung nahe, und der Prinz soll den Sturz dieses ihm verhassten Mannes erleben, der ihm seinen Siegesruhm schmälern wollte.“

„Das wird Ihnen der Prinz gut lohnen.“

Clement machte eine abweisende Geberde.

„Ich finde anderweitig meinen höchsten Lohn. Was bringen Sie mir sonst noch? Ich hatte einen dringenden Wunsch geäußert —?“

„Der Berücksichtigung gefunden hat. Ein halbes Dutzend sechs Fuß lange Schlingel aus dem Banat stehen zu Ihrer Verfügung; damit können Sie dem Könige von Preußen eine unerwartete Freude bereiten, der darauf ausgeht, nach Preußen ein Geschlecht von Riesen zu verpflanzen.“

„Das ist vortrefflich, denn diese baumlangen Garderegimenter gelten dem Könige mehr, als dem Papst die Schar der Heiligen. Ist man den Werbeofficieren auf der Spur?“

„Unablässig. Mit Bestimmtheit weiß ich, daß sich in Luxemburg ein höchst bedauerlicher Konflikt entwickelt, der dem Könige von Preußen nicht allein einen seiner tüchtigsten Werbeofficiere kosten, sondern ihn auch mit dem Reiche entzweien kann.“

„Das käme mir sehr gelegen, weil es die Aufmerksamkeit des Königs ablenkt.“

„Was ist denn dieser König für ein Mann? Man fabelt soviel von seinem Muthe und seiner Willenskraft, seinem politischen Scharfblick und seiner Energie.“

„Graf, der König von Preußen ist, kurz gesagt, ein Original, begabt mit unergründlicher Ehrlichkeit.“

„Eine seltene Fürstentugend. Wie stehen Sie mit Seckendorf?“

„Er weiß nichts von meinem Hiersein, und das ist mir lieb.“

„Seltsam genug. Uebrigens wünscht Se. Excellenz mit Ihnen persönliche Rücksprache zu nehmen.“

„Das ist auch mein Wunsch: aber es handelt sich dabei zuvor noch um die Erfüllung einer gestellten Bedingung, die Erringung eines königlichen Gunstzeichens. Auch muß erst der Fürst von Dessau aus der Umgebung des Königs entfernt, vernichtet sein, denn er durchkreuzt alle unsere Pläne. Und ich denke, das wird mir gelingen.“

„Das wäre allerdings ein Meisterstreich. Aber wer würde die Stelle des Fürsten von Dessau am preussischen Hofe einnehmen?“

„Vielleicht ich.“

„Ah! Baron, Ihre Pläne sind sehr hochfliegend.“

„Ueberlassen wir das der Zukunft. Dies Papier werden Sie dem Prinzen übergeben.“

Der Graf nahm das dargereichte Schriftstück, faltete es sorgfältig und steckte es ein.

„Noch Eins! Ich soll Sie vor einem Anverwandten Rakoczys warnen, der Ihre Spur verfolgt und sich zur Zeit hier in Berlin aufhalten soll.“

Der Baron war schneeblau geworden.

„Ich danke Ihnen für diese Warnung und werde Sie beherzigen, obgleich mich der Baron Clement ziemlich sicher deckt.“

„Das Auge der Rache sieht schärfer, als Sie denken.“

Der Graf empfahl und entfernte sich.

„Vor einem Anverwandten des Rakoczys warnte er mich? Dagegen wird mich mein jetziger Name nur momentan schützen,“ monologisirte Clement. „Am besten also, ich verlasse für einige Zeit Berlin, indes verliert er meine Spur. Doch muß ich zuvor einen Hauptstreich wagen. Dies Papier sichert den Sturz des Dessauers. Es ist zwar nur ein leichtes Blatt, aber doch schwer genug, einen Menschen in den Abgrund zu ziehen.“ Er wog dabei das Blatt mit seinem Lächeln in der Hand. „Noch hat mich meine Menschenkenntniß nicht betrogen. Aber nun zum Könige.“

Clement verfügte sich mit den erhaltenen sechs

Ungarn zum Könige. Er ließ die Ungarn, nachdem er ihnen ihre Zukunft rosig vorgemalt, im Vorzimmer zurück und schritt zu dem seiner bereits harrenden Friedrich Wilhelm I. Dieser trat ihm aufgeregt und zornig hastig entgegen.

„Clement, denke Er sich nur, die Luxemburger wollen mir meinen besten Werbeofficier aufknüpfen, wenn ich ihnen nicht einige Tagediebe wieder herausgebe, die ich für mein schweres Geld mit seiner Hilfe erhalten und unter meine Garde gesteckt habe.“

„Majestät werden das ohne Zweifel nicht dulden und den Officier retten,“ versetzte der Baron ziemlich kühl.

„Er meint doch nicht etwa gar, daß ich den Luxemburgern den Willen machen soll? Solche prächtige Kerle habe ich lange nicht gehabt, obgleich sie ein gut Stück Geld kosten.“

„Majestät werden dennoch die Bedingungen der Luxemburger erfüllen, und zwar im Allerhöchsten Interesse.“

„Er glaubt doch nicht, daß es die Luxemburger wagen und den Officier aufknüpfen werden?“

„Ich glaube sogar, daß sich der Kaiser der Sache annehmen wird! Denn das Ganze scheint mir nur eine Falle zu sein, die zu Ew. Majestät Verderben aufgestellt ist.“

Der König blieb eine Weile nachdenkend vor Clement stehen.

„Er könnte am Ende recht haben, darum will ich Seinem Rathe folgen. Die Hundsfötter mögen sich zum Teufel scheren.“

„Zum Ersatz biete ich Ew. Majestät sechs stattliche junge Männer für die Garde an, die mir heute von meinen Besitzungen zugeschickt worden sind.“

Der König blickte den Baron staunend und zugleich fragend an.

„Wie? Er bietet mir sechs Gardemänner?“ sagte der König mit verhaltener Freude. „Er spaßt doch nicht etwa mit mir, denn von derartigen Geschäften hat Er ja noch nie gesprochen.“

„Nein, Majestät, es ist volle Wahrheit.“

„Und was verlangt Er denn dafür? Mache Er mir nur keinen zu hohen Preis.“

„Wenn es für mich etwas Höheres gäbe, als die Gunst Ew. Majestät, so würde ich dies zu erstreben mich bemühen, aber nicht auf so armselige Weise. Ich betrachte es als eine große Ehre, einen Beitrag zur weltberühmten Garde des Königs von Preußen liefern zu können.“

Diese Schmeichelei hatte ihr Ziel nicht verfehlt, denn der König lächelte beifällig.

„So billig habe ich noch wenig Rekruten erhalten. Clement, es ist schade, daß Er kein Werbeofficier ist. Wo hat Er denn die Leute?“

„Sie befinden sich im Vorzimmer.“

„Er hat sie also gleich mitgebracht! Das ist hübsch von Ihm; dann wollen wir sie in Augenschein nehmen.“

Der König, dessen Neugierde ziemlich rege war, schritt rasch mit dem Baron in das Vorzimmer, in welchem sechs baumlange junge Männer in strammer militärischer Haltung standen. Dieser Anblick war ganz geeignet, Friedrich Wilhelm I. zu entzücken. Er trat dicht an den Einen heran, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Mein Sohn, du willst also Soldat werden?“

Der Angeredete schüttelte den Kopf und antwortete:

„Nix deutsch!“

„Majestät, es sind echte Ungarn,“ erläuterte Clement. „Keines Magyarenblut.“

„Ah so!“ meinte der König. „Desto besser, dann wird ihnen das Ausreisen schwer.“

„Dafür bleiben Ew. Majestät in diesem Falle bewahrt.“

„Das sollte mir lieb sein. Die Leute sind passend für mein Leibregiment.“

Der König nickte den Ungarn noch einmal freundlich zu, gab der wachhaltenden Ordonnanz die nöthigen Befehle und ging dann mit Clement in sein Zimmer zurück.

„Weiß Er was, Clement, Seine Kerle gefallen mir, aber umsonst mag ich sie nicht. Verlange Er etwas! Er wird doch wohl einen Wunsch auf dem Herzen haben?“

Das hatte der Baron erwartet.

„Majestät, ich hätte wohl einen Wunsch und zwar einen persönlichen.“

„Schieß Er los damit.“

„Es würde mich glücklich machen, einen Ring mit dem Namenszuge Ew. Majestät als Inschrift zu besitzen.“

„Wenn Er weiter nichts verlangt,“ sagte lachend der König. „Dem Wunsche wird mein Goldschmied Erfüllung geben.“

„Dann bin ich überreich belohnt.“

„Ein halber Narr scheint Er doch zu sein. Er soll den Ring haben.“

„Er soll mir als Amulet dienen und mir Trost auf meiner Reise geben.“

„Was? Er will reisen?“ fragte höchlichst erstaunt der König. „Warum und wohin will Er reisen?“

„Meine Reise hat sehr triftige Gründe, lesen Ew. Majestät!“ Dabei reichte Clement dem Könige ein Schriftstück, welches dieser hastig ergriff und las. Schon während des Lesens gab der König heftige Zeichen des Unmuthes, las sogar manche Stellen zweimal, aber als er gelesen, brach er ungestüm los:

„Das ist ja unerhört! Unerhört! Ein solcher Verräther ist mir nun schon so lange unter den Augen herum gelaufen und hat sich an meiner Gunst gewärmt, hat mir vielleicht sogar bei Kaiser und Reich zu schaden gesucht, denn woher käme sonst der Haß des Kaisers gegen mich: aber ihr sollt Friedrich Wilhelm I. kennen lernen! Um dieser Sache willen wird Er reisen?“

„Majestät, es ist dringend nothwendig.“

„Das sehe ich ein.“

Der König war so heftig erregt, daß er auf- und niederschreitend mit seinem Stocke gewissermaßen den Marsch stampfte.

„Das ist mehr, als ein gut preussisch Herz ertragen kann! Clement, wenn aber die Geschichte erlogen ist? Wenn wir vielleicht alle Beide betrogen sind?“

„Ew. Majestät dürfen nur die Schriftzüge prüfen lassen.“

„Die Schriftzüge sind freilich des Dessauers, ich kenne dieselben zu genau. Meine Langmuth ist nun zu Ende und sie sollen den gestrengen Herrn kennen lernen.“

In diesem Moment trat geräuschlos der Freiherr von Gundling in das Gemach und blieb, als er die Aufgeregtheit des Königs wahrte, lautlos im Hintergrunde stehen.

„Clement, ich bin von lauter Spitzbuben und Verräthern umgeben! Wo hat Er denn das Schriftstück her?“

Clement, der indes den Eingetretenen erblickt hatte, deutete mit einer Geberde auf Gundling, die sagen sollte: Wir sind nicht allein. Der König wandte sich um und fuhr zornig auf den Freiherrn los:

„Was will Er hier? Wo kommt Er her? Wer hat Ihm erlaubt einzutreten?“

Dhne eine Miene zu verziehen, erwiderte Gundling in devotem Tone:

„Erlauben mein großmächtigster Gebieter Seinem

demüthigen Unterthanen, diese Fragen nach der Reihenfolge pflichtschuldigst zu beantworten. Fürs Erste verlange ich Gerechtigkeit!"

"Er plappert wieder Unsinn oder ist schon zum frühen Morgen besoffen!" versetzte der König. "Unter meinem Schutze genießt Er immer Gerechtigkeit! Und grade Er darf sich am wenigsten über das Gegentheil beklagen, denn bei Ihm ist Themis nur zu oft blinder, als sie sein soll."

"Dann erstreckt sich Ew. Majestät Schutz nicht bis auf die Officiere des Fürsten von Dessau!"

Der König zuckte sichtlich zusammen; Element warf einen forschenden Blick auf Gundling, als wolle er in dessen Innern lesen.

"Bis auf die Officiere des Ber— Was haben Ihm des Dessauers Officiere gethan?"

"Sie haben mich, den Freiherrn von Gundling, mit absichtlicher Verhöhnung, den Narren Sr. Majestät genannt und gröblich insultirt."

"Wie der Herr, so die Diener. Dagegen muß Er sich selber schützen."

"Wie soll ich das anfangen?"

"Frage Er nur den Dessauer, der wird es Ihm schon sagen."

"Dann würde ich wohl aus der Schylla in die Charybdis rennen."

"Was will Er sonst noch?"

"Im Auftrage des Leibarztes soll ich Ew. Majestät fragen: ob Hochdieselben nach Wusterhausen zur Jagd fahren?"

"Nein; aber ich werde eine ganz andere Jagd abhalten, eine Jagd auf lauter Edelwild."

"Ew. Majestät belieben zu scherzen," sagte Gundling und mühte sich dabei, den Inhalt des in der Hand des Königs befindlichen Schriftstückes zu entziffern. "Der Leibarzt meinte, daß eine derartige Motion Ew. Majestät Gesundheit sehr zuträglich sein würde."

"Der Arzt soll sich seine Weisheit, und Er kann sich Seine Narrheit ersparen. Basta!"

"So würde ich nun die anderen Fragen beantworten."

"Scher Er sich zum Teufel!" schrie der König, den wuchtigen Rohrstock hebend, und Gundling suchte vor dieser drohenden Bewegung sein Heil in der Flucht, doch nicht, ohne vorher noch einen beobachtenden Blick auf den Baron Element zu werfen.

"Das war also der berühmte Freiherr von Gundling?" fragte Element. "Kann man ihm trauen?"

"Er ist halb Gelehrter und halb Vieh, der bei

mir die Stelle eines Hofnarren ausfüllt, und einem solchen vertraut man keine Geheimnisse."

"Wohl wahr, aber wir haben Beispiele, daß Hofnarren klüger waren als Hofräthe."

"Das bestreite ich nicht. Wenn Gundling seine nüchternen Stunden hat, ist er auch klüger als ein Duzend Hofräthe, aber der Mann meines Vertrauens ist er nicht."

"Aber er könnte der Spion des Fürsten von Dessau sein?"

"Der Dessauer ist dem Gundling feind, weil dieser schon zu oft seinen Witz an ihm geübt hat. Auch taugt ein Säuser nicht zum Spion. Dies Mal hoffe ich mit Seiner Hilfe die Verräther an meinem Hofe ganz zu entlarven und ihnen für immer das Handwerk zu legen. Lasse Er sich nur nicht etwa überlisten, hört Er? Und beobachte Er meine Werbeofficiere ein wenig! Darunter giebt es Halunken, denen nicht zu trauen ist. Komme Er jetzt, Er soll heute bei mir speisen. Den versprochenen Ring wird Er noch heute erhalten; daß Er mir aber keinen Mißbrauch damit treibt!"

"Ich bin ein zu treuer Diener Ew. Majestät, um mit dem Glück Allerhöchster Gunst zu spielen."

## 6.

Gundling begab sich spornstreichs von dem Könige zu dem Fürsten von Dessau und trat, der ihm gegebenen Erlaubniß folgend, da er keine Ordonnanz im Vorzimmer traf, unangemeldet zu diesem in das Zimmer. Er überraschte den Fürsten im tiefsten Negligé, aber auch zugleich in der übelsten Laune, denn alle Versuche, die Leopold gemacht hatte, zu dem Könige zu gelangen, waren vergeblich gewesen, und das vertrat weder die heißblütige Natur, noch der hochfahrende Sinn des Fürsten.

"Was bringt Er, Gundling?" herrschte er barsch den Freiherrn an, der jedoch nicht aus der Fassung kam.

"Gutes, denke ich," antwortete Gundling.

"Er denkt sonst in der Regel Dummes. Was ist es?"

"Durchlaucht sind sehr ungestüm. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht."

"Nur keine Alfanzerien! Ich bin nicht in der Laune für dergleichen."

„Das merke ich. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß sich der König jetzt oft in einen Seitenflügel des Schlosses begiebt, wo er sich nicht gern stören läßt; so auch heute. Da ich nun vermuthete, daß er dazu besondere Gründe haben müsse, so wagte ich es, verschaffte mir einen Auftrag des Leibarztes, der Ew. Durchlaucht gewogen ist, und begab mich zu dem Könige.“

„Hör Er, Gundling, Er hat doch mehr Courage, als ich ihm zugetraut.“

„Ah, Durchlaucht haben mich immer verkannt.“

„Bis auf einen Punkt. Nun und dort —?“

„Dort traf ich — Durchlaucht errathen sicher nicht, wen?“

„Lasse Er alle Narrenspossen bei Seite!“ drängte der Fürst, dessen Neugier einen hohen Grad erreicht hatte; „wen traf Er dort?“

„Den geheimnißvollen Mann, der schon lange am Hofe und in Berlin herumspukt und zu dem Könige auf sehr vertrautem Fuße stehen muß.“

„Davon habe ich auch schon gehört. Aber was hat der Mann mit meiner Ungnade zu thun?“

„Vielleicht sehr viel. Als ich bei dem König eintrat, waren Beide in ein Gespräch vertieft, welches von Seiten des Königs so heftig geführt wurde, daß derselbe meinen Eintritt nicht gewahrte. Der König hielt ein offenes Papier in der Hand, dessen Inhalt ihn ohne Zweifel in solche Aufregung versetzt hatte, und stellte grade eine Frage über die Erlangung desselben, als er von dem Andern auf meine Anwesenheit aufmerksam gemacht wurde. Zornig fuhr er auf mich los und fragte mich, was ich wollte? Da faßte ich einen festen Entschluß, um herauszufühlen, ob ich die wunde Stelle getroffen, und forderte zuerst Gerechtigkeit gegen einen Officier Ew. Durchlaucht, der mich im übrigen auch wirklich injultirt hat.“

„Er ist toll geworden, Gundling! oder hat sicher Sein gegebenes Gelöbniß übertreten?“

„Nein, Durchlaucht, ich bin vielmehr sehr nüchtern,“ versetzte gleichmüthig der Freiherr. „Doch hatte ich richtig den wunden Fleck getroffen, denn kaum war der Name Ew. Durchlaucht von meiner Zunge, so verzog der König das Gesicht, als ob er in einen Holzapfel gebissen hätte, und brauste auf, nannte seine ganze Umgebung Spitzbuben und Verräther, Ew. Durchlaucht inbegriffen.“

„Gundling,“ sagte der Fürst mit gepreßter Stimme, den Raum des Zimmers mit langen Schritten durchmessend, um sein empörtes Innere zu bezwingen, „ich

möchte Ihm auf gut Dersausch Seinen Lohn für diesen schlechten Streich auszahlen, daß Er für immer daran denken sollte.“

„Erit müssen Durchlaucht doch wissen, welchen Lohn ich wirklich verdient habe. In seiner Erregtheit hielt der König einmal die Hand mit dem Blatte so niedrig, daß ich einen Blick darauf werfen konnte und darunter staunend den höchst eigenhändigen Namenszug des Fürsten von Dessau erblickte, der mir wohlbekannt ist. Von dem Inhalte selbst konnte ich, soviel ich mir auch Mühe gab, freilich nichts entziffern.“

„Was erblickte Er?“ fragte überrascht der Fürst. „Meinen Namen auf einem Papiere, das den Zorn des Königs reizte? Das ist ja nicht möglich. Er wird wohl trübe Augen gehabt haben, Gundling. Besinne Er sich nur!“

„Im Gegentheil, Durchlaucht! Meine Augen waren noch niemals klarer, als in diesem Momente.“

„So hat Er doch wohl klüger gehandelt, als ich dachte. Und was erfuhr Er weiter?“

„Vom Könige selbst nichts mehr, denn ich mußte den Rückzug antreten, wobei ich allerdings noch hörte, daß bald ein Donnerwetter in die Verrätherköpfe schlagen würde. Doch führte mir der Zufall Aufschlüsse über den Fremden zu. Er giebt sich für einen ungarischen Baron, namens Element, aus und hat die Gunst des Königs sich in einem so hohen Grade zu erringen gewußt, das dieser fast gar nicht mehr ohne den Baron sein kann. Daß dieser Baron seine ganz besonderen Absichten haben muß, spricht aus seinem geheimnißvollen Verkehr, den derselbe mit gewissen Personen unterhält, so mit dem weimarschen Residenten Lehmann, von welchem er am Abende des vergangenen Montags wichtige Papiere empfangen hat. Daß ferner die Ungnade Ew. Durchlaucht seit der Bekanntschaft des Königs mit dem Baron datire, und daß derselbe Dokumente in die Hände des Königs gelegt, die Ew. Durchlaucht in ein sehr verdächtiges Licht stellen.“

„Und wer gab Ihm diese Aufschlüsse, die wirklich sehr überraschend sind?“

„Ein erst neu eingetretener Officier, namens Dumoulin, der das Thun und Treiben des Barons besonders scharf überwacht und dazu seine besonderen Gründe haben muß, die er mir nicht vertaute, die aber wichtig sein müssen. Nur sagte er mir, daß der Baron ein höchst gefährlicher Mensch sei, der schwere Verbrechen begangen.“

„Was ist dieser Dumoulin für ein Mann?“

„Er scheint ebenso verwegend als tapfer zu sein.“

„Und was wollte derselbe eigentlich von Ihm.“

„Er bat mich um meine Protection.“

„So!“ Der Fürst trommelte eine Weile auf die Fensterscheiben. „Gundling, wenn nur ein Theil von Seinem Bericht wahr ist, so sitzt der König wieder einmal an der Angel eines Betrügers fest, von der ihn kein anderer Mensch losmachen kann, als ich. Lehmann ist ein Schuft, mit dem ich bald fertig werden will: aber wie komme ich an diesen Baron Clement, der mir obendrein ein Spion zu sein scheint.“

„Der Baron verreis in diesen Tagen.“

„Inzwischen wollen wir hier handeln, um die ganze Schurkerei aufzudecken. Gundling, Er begiebt sich ruhig wieder auf Seinen Beobachtungsposten zurück und hält sich noch so lange nüchtern, bis ich das Verbot aufhebe! Später kann Er ja das Versäumte wieder nachholen. Will Er das?“

„Ja. Nur wollte ich Durchlaucht zur Vorsicht mahnen.“

„Sei Er nur vorsichtig genug, um mich braucht Er keine Sorge zu tragen. Nehme Er einstweilen meinen Dank und geh Er nun, ich bin mit Ihm zufrieden.“

Gundling entfernte sich und Leopold von Dessau beschloß, vorerst sich mit dem Officier Dumoulin in Einvernehmen zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

### Scuilleton.

(Eine Pariser Familie.) In dem großen Seinebabel giebt es so sonderbare Existenzen, daß man sich bei uns nüchternen, einfachen Deutschen kaum einen Begriff davon zu machen im Stande ist; hierunter gehören auch diejenigen, welche mit unbedingter Leidenschaft an dem Strudel des Gesellschaftslebens hängen, ohne doch eigentlich die Mittel zu besitzen, demselben folgen zu können. Sie wissen sich jedoch zu helfen, denn in der Pariser Gesellschaft ist überhaupt das Sein nur Nebensache, das Scheinen dagegen die Hauptsache.

Da ist zum Beispiel eine Familie v. S., welche man seit zehn Jahren in den feinsten und glänzendsten Salons der Hauptstadt findet; man begegnet ihr überall: in den diplomatischen Kreisen, in den Gesellschaften der Geldaristokratie, selbst bei Hofe und zuweilen im Faubourg St. Germain. Herr und Frau v. S. geben auch von Zeit zu Zeit bei sich eine kleine, auserlesene Gesellschaft — kurz, sie leben während der vier Wintermonate sehr nobel, haben eine reizende Wohnung in den Champs-Élysées, prächtige Wagen und reichliche Dienerschaft. Ganz im Gegensatz zu den Schwalben erscheinen sie im December und ziehen im Mai fort. Wohin? Niemand wußte es und man nannte sie daher die Meteore der Pariser Welt. Allein es giebt überall Neugierige und Müßiggänger, welche keine andere Be-

schäftigung kennen, als die Geheimnisse Anderer aufzuspüren, und darin eine solche Gewandtheit und Hartnäckigkeit besitzen, daß sie mit allen Polizeispionen der Welt wetzeln könnten.

So haben sie denn auch hier ihren Zweck erreicht und herausgebracht, daß Herr und Frau v. S. jährlich höchstens zwanzigtausend Francs Renten beziehen, die ihnen wohl eine bescheidene, ehrenvolle Existenz für das ganze Jahr sichern würden; aber das genügt ihnen nicht, sie wollen eben leben wie Andere, die zehnmal reicher sind als sie. So verzehren sie denn ihr Einkommen während des drei- bis viermonatlichen Aufenthalts in Paris und verbringen die übrigen acht Monate des Jahres in der dürftigsten Zurückgezogenheit. Sie haben sich einen kleinen Pavillon auf einem ihnen angehörigen, aber verpachteten Landgute in der Bretagne reservirt und dort wohnen sie die ganze Zeit, nur von einem Bauermädchen bedient und sich mit der bescheidensten Kost begnügend.

Der gnädige Herr geht auf die Jagd und verkauft das Wildbret; die gnädige Frau benützt jedoch ihre Zeit dazu, sich eigenhändig die Toiletten anzufertigen, in denen sie dann während des Winters in den Gesellschaften glänzt und für eine der elegantesten Frauen von Paris gilt.

Und alle diese Entbehrungen legen sie sich auf, um der Eitelkeit und der Sucht, zu glänzen, zu genügen! Hoffentlich werden sie vernünftiger denken, wenn sie älter werden.

— r.

(Eine kostbare Einfachheit.) Unter den Toiletten der eleganten Damenwelt sind es nicht allemal diejenigen, welche anscheinend die einfachsten sind, die dann auch am wenigsten kosten. Wir wollen hierüber nur ein Beispiel aus der Zeit Napoleons I. mittheilen.

Napoleon, welcher zuweilen die Frauen seiner Marschälle zur Verschwendung antrieb und ihnen einen Vorwurf daraus machte, wenn sie auf den Tuilerienbällen zweimal in demselben Kleide erschienen, ermahnte die Kaiserin Josephine dagegen stets zu größerer Sparsamkeit, denn die Witwe des Generals Beauharnais besaß einen bedeutenden Luxus und ihre Toilette kostete ungeheuer Summen.

Eines Abends erschien Josephine auf dem Hofball in einem prachtvollen Kleide, ringsherum mit Hortensias, den damaligen Modedekorationen, garnirt, und jede dieser Hortensiaabläuten enthielt einen großen Diamanten.

Napoleon reichte ihr den Arm und flüsterte ihr dabei etwas unzufrieden zu:

„Ihre Toilette ist blendend, meine Theuere, aber sie könnte wohl etwas einfacher sein.“

Josephine verneigt sich tief als Erwiderung auf diese Meinungsäußerung.

Beim nächsten Hofball trug die Kaiserin ein einfaches weißes Kleid, bloß mit einem Ausputz von glänzenden Farrenkrautblättern. Farrenkraut am Kleide, Farrenkraut in den Haaren — die Toilette war reizend!

Napoleon lächelte befriedigt und wünschte ihr Glück zu diesem guten Geschmack.

„Das lasse ich mir gefallen,“ sagte er, „und übrigens sehen Sie in diesem einfachen Anzuge nur um so reizender aus.“

Die Zeit verging. Es kam die Stunde der Scheidung, die Heirat mit Marie Louise, dann der Sturz des Kaiserreichs und die Verbannung nach der Insel Elba. Als Napoleon sich dort, auf dieser ersten Station nach St. Helena, befand, erhielt er von Seiten eines ehemaligen Lieferanten der Kaiserin Josephine eine Rechnung, welche bis dahin noch nicht bezahlt worden war.

Eine Rechnung von fünfzehntausend Francs!

Dies war der Preis des berühmten einfachen weißen Kleides mit der Farrenkrautgarnitur; die Farrenkräuter waren alle aus Silber.

—r.

(Eine Reiseskizze.) In dem afrikanischen Königreich Gabon in Oberguinea war vor einiger Zeit ein neuer englischer Commandant angelangt und machte dem schwarzen König George seinen offiziellen Besuch. Bei der Zusammenkunft sprach Jeder der beiden Herren seine Muttersprache und man verständigte sich durch die Vermittelung des schwarzen Dolmetschers Krinji. Wir müssen vorausschicken, daß einer der Unterthanen des Königs von Gabon die Frau des Dolmetschers entführt hatte.

Der Commandant begann: König George, die Beherrscherin meines Landes schickt mich, um hier in diesen Gewässern das Commando zu übernehmen. Ich komme, um dir meine Höflichkeit zu beweisen, und hoffe, daß wir stets gute Freunde sein werden.

Krinji dolmetscht diese Ansprache folgendermaßen: König George, der Commandant sagt, er habe soeben erfahren, daß einer deiner Unterthanen meine Frau entführt habe. Er sagt nun, du müßtest dafür sorgen, daß sie mir sofort wiedergegeben werde.

König George: Ach, was geht mich deine Frau an! Sage dem Commandanten, ich könne mich um eiffe so erbärmliche Geschichte nicht bekümmern.

Krinji verdolmetscht dies: Der König antwortet, daß er sehr erfreut sei, einen weißen Mann von deinen Verdiensten zu sehen. Er wünscht von ganzem Herzen, in gutem Einvernehmen mit dir zu leben.

Darauf entgegnet der Commandant: Sage dem König, ich sei sehr erfreut, ihn so sprechen zu hören. Wenn er unseren Handel begünstigt, soll er dafür glänzend belohnt werden.

König George: Was spricht der Commandant?

Krinji: Er drückt seinen Zorn aus und meint, du seiest blind, da du nicht sähest, wie sein Gefolge mit Flinten und Säbeln bewaffnet wäre. Wenn du mir nicht sogleich meine Frau wiedererschaffst, wird er deine Unterthanen tödten und deine Städte niederbrennen.

König George sagt zu seinem Gefolge: Schnell, holt eure Waffen, und wenn es zum Gefecht kommt, tödtet zuerst diesen Krinji, aber sät dem weißen Mann nichts Böses zu.

Der Commandant: Warum eilen denn Alle mit solchem Lärm hinaus?

Krinji: Der König hat seinen Leuten befohlen, ein Schaf

zu deinem Mahle zu tödten, und nun stürzen sie Alle hinaus, um dir ihre Bereitwilligkeit zu zeigen.

Der Commandant: Sage dem König, daß ich ihm sehr dankbar sei, aber ich kann nicht zum Essen hier bleiben, da ich sonst die Stunde der Flut veräumen würde. Ich muß fort.

König George: Was giebt es?

Krinji: Ich bat den Commandanten, sich meine Angelegenheit nicht so zu Herzen zu nehmen, denn ich liebe dich, König George, und möchte nicht, daß dir ein Unglück widerfähre. Deshalb will er nun auch gehen, aber wenn ich binnen heut und drei Tagen meine Frau nicht wiederhabe, wird er auf einem Schiffe mit Kanonen zurückkommen und dein ganzes Land zusammenschleusen.

Und Krinji erhielt seine Frau wieder.

—r.

(Man hüte sich vor seinen Freunden!) Ein französischer Schriftsteller erzählt folgende elegische Episode aus seiner Vergangenheit:

„Sowie Sie mich hier sehen, wäre mir einmal beinahe ein großes Glück zu Theil geworden, und zwar zu der Zeit, wo ich kaum ein angehender Bierziger war und wo die Photographie noch nicht in ihrer vollen Blüte stand.

Ein Kenner hatte mir einst die Bemerkung gemacht: „Wer sich mit dem Publikum in Verbindung setzt, der erlangt stets früher oder später eine Anzahl Klienten unter der Damenwelt.“

Diese Worte waren bei mir auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen, ich lebte diesen glücklichen Zeitpunkt mit aller Macht herbei; meine Träume waren von da an rosenfarbig und ich bekränzte mein Haupt mit einer Myrtenguirlande, die sich unter der baumwollenen Schlafmütze verbarg. Ich schmückte mein Zimmer mit vier nett eingerahmten Kupferstichen, welche Alcibiades, Don Juan, Lanzun und Lovelace vorstellten, studirte diese großen Vorbilder und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Ich mußte lange, sehr lange warten. Endlich empfing ich eines Tages, es war an einem ersten April und ich begriff erst viel später das böse Omen dieses Datums, einen Brief . . . ach! einen Brief, der das Eis des Beresina hätte in einen Hochofen verwandeln können. Er war so zierlich, so elegant und hauchte einen schwachen Wohlgeruch aus; das Couvert war vom schönsten Seidenpapier und die Chiffre im Siegel wurde von einer Grafenkrone überragt; ob, und erst die Schrift! Sie erschien mir wie eine kleine Blumenguirlande auf weißem Grunde.

Die schöne Unbekannte gestand mir, daß sie mir zu Ehren auf das Journal abonniert habe, welches ich mit meinen Artikeln bereicherte. Sie hatte dem Wunsche nicht widerstehen können, an mich zu schreiben, wagte jedoch nicht zu hoffen, daß ich ihr antworten werde. Jedenfalls empfing ich jeden Morgen Hunderte von ähnlichen Briefen! Aber wenn ich trotzdem nicht taub sei für die Ansprache einer Seele, die in der meinigen eine Schwesterseele anriefe, bäte sie mich, meine Antwort an Madame X. Y. Z. poste restante Périgueux zu richten. Ein in eine Pulvertonne gefallener Funken, der Blitz, welcher in einen Gasbehälter einschlägt, sind nur sehr schwache Bilder, um einen Aus-

druck von meinen Gefühlen zu geben. Ich war so außer mir, daß ich sogar Griechisch sprach, was mir nicht oft widerfährt; ich rief: *Geureta!* (Gesunden!)

Meine Antwort war so feurig, daß sie den Briefkasten in Flammen setzen konnte, und mein Stil übertraf Alles, was jemals die romantischsten Romanhelden in ihren kühnsten Träumen gedacht. Jede gefühlvolle Dame, die meinen Brief gelesen, mußte davon hingerissen werden.

Ich schlug meiner Madame K. J. B. eine regelmäßige Correspondenz vor, anstatt es bei dem gewöhnlichen Austausch eines Briefes und einer Antwort bewenden zu lassen. Schon im zweiten Briefe nannte sich Madame K. J. B. Gräfin K., im dritten Gräfin Clindamour, im fünften Emmeline.

Dieselben aufsteigenden Grade fanden sich auch in der Sprache unserer Briefe: die Leidenschaft wuchs darin immer *crecendo*, so daß zuletzt alle Trombonen der großen Oper kaum mehr ausgereicht hätten, sie in Tönen darzustellen; einen Monat nach dem Beginn unserer Correspondenz fiel mir aus dem fünften Briefe Emmelines ein kleines parfümirtes Päckchen entgegen — o Bonne! dieses Päckchen enthielt eine Haarlocke!

Solche Geschenke verpflichten natürlich zu einer Gegengabe, und ich wollte nicht in Rückstand bleiben. So betrachtete ich mich denn in meinem Spiegel mit kritisch prüfenden Blicken und sah darin eine große, magere Gestalt, etwas scharfe, edige Züge, aber ein noch ziemlich volles Haar, dem die Zeit nichts von seiner jugendlichen Schwärze genommen hatte. Ich brauchte nicht lange zu wählen, um eine Locke von gebüriger Länge und Farbe zu erlangen — ein Schnitt mit der Schere genügte.

Ich schickte Emmeline diese Locke; dann betrachtete ich die Portraits von Alcibiades, Don Juan, Lauzun und Lovelace und fühlte mich ihrer würdig.

Aber die Sache ging immermehr *crecendo*. Sollten wir uns denn ewig schreiben, ohne uns jemals zu sehen? Nein — aber sich unter den gewöhnlichsten Bedingungen sehen, sich irgendwo begegnen und in albernere Weise zu sagen: Habe ich die Ehre, mit der Frau Gräfin Clindamour zu sprechen? — Pfui! Das wäre einer Liebe ganz unwürdig, welche über die Grenzen des Gewöhnlichen weit hinausragte.

Um mich noch interessanter zu machen, hatte ich an Emmeline geschrieben, die Aerzte hätten mir die Quellen von Ems empfohlen. Dort sollte die Vorherbestimmung sich erfüllen, welche uns Beide für einander geschaffen; dort sollten wir, bisher nur durch einen unbegreiflichen Zufall getrennt, uns erkennen, wiederfinden und wiedersehen, ohne uns je vorher gesehen zu haben.

Wir kamen überein, daß ich zuerst nach Ems gehen und Emmeline einige Tage darauf nachkommen sollte; wir waren beide überzeugt, daß wir uns sofort erkennen müßten. Ich wollte eben abreißen, als mein Freund Julius bat, mich begleiten zu dürfen. Ich wußte nicht, wie ich es ihm abschlagen sollte, Julius war ein so guter, liebenswürdiger Bursche! Er

war einige Jahre jünger als ich, besaß einen schlanken Wuchs, ein hübsches Gesicht und blondes Haar, so blond, als ob er ein Deutscher sei, ein junger Werther oder dergleichen.

So kam ich denn mit Julius nach Ems; dazumal war Ems noch nicht das Ems von heutzutage mit seinen Offenbachschen Operetten und allen anderen Neuerungen, aber Ems hatte seine Poesie, seine Localfarbe, seinen hübschen Fluß, seine bewaldeten Hügel, seine schattigen Alleen — kurz, Reiz genug.

Es war im Juli; die Saison war sehr belebt und die Hitze groß. Wir mieteten im Hotel Darmstadt ein großes Zimmer nebst einem kleinen Salon, in welchem ein äußerst bequemer Chaise-longue stand.

Julius, der etwas träge war, verbrachte hier jeden Nachmittag zwei bis drei Stunden mit der Siesta, während ich mich im Lesecabinet befand.

Eines Tages, als ich eben ausgegangen war, die Journale zu lesen, erschien eine Dame im Hotel Darmstadt und fragte nach mir; ein schläfriger Kellner, dem die achtundzwanzig Grad Hitze den Kopf etwas unnebelt hatten, betrachtete das nummerirte Bret, wohin wir beim Ausgehen unseren Stubenschlüssel hingen; der Schlüssel war nicht da, er vergaß, daß wir zu zwei das Zimmer bewohnten, und sagte der Dame, sie könne hinauf gehen.

Sie klopfte leise an die Thür: „Herein!“ murmelte Julius halb schlummernd; die Fenster waren zu, die Rouleaux heruntergelassen, so daß es halbdunkel im Zimmer war.

Mein Freund war ziemlich romantisch; als er eine Dame eintreten sah, die ihn anlächelte, gerieth er in eine bedeutende Aufregung, rieb sich die Augen und wollte eben sagen: „Mein Gott, wenn ich träume, so erwecke mich nicht!“ aber er fürchtete, daß die zukünftigen Romane und Opern ihm diese Phrase copiren könnten.

Die Dame setzte sich neben Julius und betrachtete ihn zärtlich, aber jemehr sich ihre Augen an das Halbdunkel gewöhnten, desto mehr Staunen und Ueberraschung mischte sich mit dieser Zärtlichkeit. Ihre Blicke besteten sich auf die blonden Haare von Julius und wurden dabei immer fragender und erstaunter. Endlich murmelte sie mit sanfter, schwächerer Stimme: „Aber, mein Freund, es schien mir doch, als siehest du brünett?“

Julius begriff nichts von der Sache, außer daß dies einer jener Momente sei, wo das Erhabene vom Lächerlichen nur um ein Haar breit entfernt ist. Er war erhaben und sagte:

„Gnädige Frau, das ist . . . nur eine Wirkung des Ems'er Wassers.“

O Nichtigkeit der menschlichen Leidenschaften! Welche Lüge liegt in der Idee der Wahlverwandtschaften. Grausame Verlehrtheit der Dinge und Haare hienieden! Vier Wochen darauf heiratete Julius die liebenswürdige Witwe, die Gräfin Clindamour, und ich mußte mich zu der erbärmlichen Rolle eines Brautführers hergeben. Gleich darauf verkaufte ich die Portraits von Alcibiades, Don Juan, Lauzun und Lovelace.“ — r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stadtliche 8 Thlr.  
mit Stadtlichen 8 Thlr.

## Ein diplomatischer Abenteurer.

Historische Novelle

von  
E. Nissel.

(Fortsetzung.)

7.

Der Resident Lehmann mochte eher auf den Einsturz des Himmels als auf den Eintritt des Fürsten von Dessau vorbereitet sein, denn er erschrak sichtlich und wurde weißer wie seine Busenkrause, als er dem Gefürchteten in das Antlitz blickte, der drohend auf ihn zu trat. Lehmann gab sich zwar Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen, aber dem scharfen durchbohrenden Blick des Fürsten war die plötzliche Veränderung seines Wesens nicht entgangen.

„Er ist ein schlechter Kerl, dem bei meinem Anblick das böse Gewissen schlägt!“ donnerte ihm Leopold von Dessau entgegen. „Und Er giebt sich noch obendrein für einen Ehrenmann aus? Daß sich Gott erbarme über alle die Staaten, deren Residenten auf Ränke sinnen und schlechte Streiche machen, um dadurch ehrliche Leute ins Verderben zu stürzen.“

„Durchlaucht, ich begreife die sonderbare Begegnung nicht,“ stotterte Lehmann.

„Dann will ich sie Ihm begreiflich machen. Wo hat Er denn die Papiere hergenommen, die der soge-

nannte Baron Element dem Könige übergeben hat und unter denen sich welche befinden, die meine Unterschrift tragen? Antworte Er die Wahrheit, oder der Teufel soll Ihn holen!“

„Durchlaucht,“ bebte es von den Lippen des von Furcht und Angst gepeinigten Residenten, „die Papiere? Ich weiß nicht, von was für Papieren Durchlaucht sprechen.“

„Das weiß Er recht gut, denn Er hat sie ja herbeigeschafft. Also gestehe Er nur, woher Er dieselben genommen hat.“

„Durchlaucht, durch meine Hände gehen viel Papiere, ohne daß ich darüber Rechenschaft zu geben vermag.“

„Ich meine die Papiere, die eines Abends Element bei Ihm abgeholt hat.“

„Aus dem geheimen Archiv zu Weimar. Aber es ist durchaus nicht in sträflicher Absicht geschehen, wie Durchlaucht voraussetzen scheinen.“

Lehmann fühlte nun wohl, daß ihm die Angst ein höchst verderbliches Geständniß abgepreßt, aber er war momentan zu rathlos, um das zu wenden.

„Er hat es wohl gar noch zu meinem Vortheil gethan?“ spottete höhrend der Fürst. „Also aus dem geheimen Archive zu Weimar? Er ist wirklich ein sauberer Hecht, der dies Mal dem Galgen nicht entlaufen wird, wenn Er nicht ein offenes Geständniß ablegt. Zuerst sage Er mir: wer und was ist dieser Baron Element?“

„Ein ungarischer Edelmann.“

„Welche Rolle spielt derselbe hier?“

„Das weiß ich nicht.“

„Das weiß Er ganz gewiß. Ein Verräther ist der Kerl und Er dazu.“

„Berzeihung, Durchlaucht, Baron Clement ist ein Agent der Höfe von Dresden und Wien. Und nur aus diesem Grunde erhielt derselbe von mir Papiere, weil dergleichen Gefälligkeiten unter uns gebräuchlich sind.“

„So? Dergleichen Gefälligkeiten sind unter solcher Art Spitzbuben gebräuchlich! Auf diese Weise werden alle Schlechtigkeiten von der sauberen Diplomaten Sippschaft eingerührt. Und dazu werden Subjekte ausgesucht, die Gott in seinem Zorn erschaffen haben muß. Ein Spion ist dieser Clement, weiter nichts. Was hat derselbe außer Ihm noch für Helfershelfer, die ihm Gefälligkeiten erzeigen?“

Lehmann besann sich einen Moment, das konnte ihn vielleicht retten.

„Nun? Weiß Er das vielleicht auch nicht?“ Die Frage klang ironisch.

„Herr von Heibelamp und der Kriegssekretär Bube haben die Ehre, zuweilen mit dem Baron zu verkehren.“

„Haben sie die Ehre? Und obendrein königliche Beamte! Das ist ja ein Komplott, welches auf offenbaren Hochverrath hinausläuft. Weiß Er, wo der Baron Clement jetzt steckt?“

Die Frage machte Lehmann stutzig.

„Der Baron hat doch nicht etwa Berlin verlassen?“ fragte er.

„Und seine Helfershelfer hier im Stiche? Ja, ja, das hat er gethan.“

Lehmann stieg ein neuer Hoffnungsschimmer auf, doch wollte er zuvor Gewißheit haben.

„Es ist ja unmöglich, daß der Baron Berlin verlassen haben kann.“

„Er wird wohl seine guten Gründe dazu gehabt haben. Aber tröste Er sich, wir werden ihn schon erwischen, und dann wollen wir ein Exempel statuiren, daß in Zukunft allen Verräthern der Muth vergehen soll. Er geht augenblicklich mit mir, denn Er ist Arrestant!“

„Aber, Durchlaucht werden nicht vergessen, daß ich Resident eines befreundeten Hofes bin?“

„Resident hin, Resident her! Das werden wir schon verantworten. Ein Verbrecher ist Er, dessen Weigerungen bei mir nutzlos sind. Nehme Er Seinen Hut da und komme Er! Vorwärts, marsch!“

Gegen dieses determinirte Kommando ließ sich keine Einwendung machen; Lehmann mußte zwischen zwei Korporalen, die sich der Fürst von Dessau mitgebracht, eine ziemlich unfreiwillige Wanderung nach dem Kriminalgefängniß antreten, in welches der Fürst seinen Gefangenen selbst ablieferte.

## 8.

Clement hatte unter den allergünstigsten Vorzeichen Berlin verlassen: aber das Facit seiner Rechnung war betrügerlich, denn oft ist die Flucht vor einer vermeinten Gefahr verderblicher, als das ruhige Erwarten derselben. Der gewiegte Schlangkopf war der Furcht vor der Rache und dem Drange einer Leidenschaft gefolgt, die nicht einmal erwidert wurde. Das erste Ziel seiner Reise war Dresden. Dort hatte er vielseitige Verpflichtungen zu erfüllen, dorthin lockte ihn die Stimme des Herzens; von Dresden aus liefen ja auch die Fäden seiner Unternehmungen: aber hier sollte er auch den ersten Zug aus dem Becher der Enttäuschung schlürfen. Dafür, daß er dies Mal seine erste Klugheitsmaßregel, die Vorsicht, vergessen hatte, sollte er schwer büßen. In Dresden angekommen, bezog er sich zuerst zu der verwitweten Gräfin von Lehnhans. Die Gräfin empfing den ziemlich unerwarteten Besuch zwar mit großer Zuvorkommenheit, die jedoch nicht ganz ohne Befangenheit war. Der Baron schien das nicht zu bemerken.

„Wie stehen unsere Angelegenheiten?“ fragte die Gräfin, nachdem die üblichen Höflichkeitsformen ausgetauscht. „Werden wir in Berlin etwas ausrichten?“

„Frau Gräfin, unsere Angelegenheiten stehen ganz vortrefflich,“ antwortete der Baron. „Es hat mich zwar viel Mühe gekostet, dafür habe ich aber auch diesen so gefürchteten König von Preußen, den man mir als einen neuen Dionys vorgestellt, vollkommen für mich gewonnen. Die gefährliche Umgebung desselben ist glücklich beseitigt und der mächtige Einfluß des Fürsten von Dessau gebrochen. Gegen diesen modernen Tyrannen sind ja hauptsächlich unsere Pfeile gerichtet. Man wird, hoffe ich, mit mir zufrieden sein.“

„Das heißt allerdings fast Wunder wirken,“ meinte die Gräfin, indem ein feines Lächeln ihren Mund umspielte. „Aber man wird es ohne Beweis gar nicht glauben.“

„Auch damit bin ich versehen.“ Clement zog bei

diesen Worten einen kostbaren Ring vom Finger und reichte ihn mit triumphirender Miene der Gräfin.

Diese betrachtete den Ring mit staunender Neugier und prüfenden Blicken, und las höchlichst verwundert die hineingravirte Inschrift: „Friedrich Wilhelm I., König von Preußen, seinem treuen Diener, dem Baron Clement,“ die ihr allen Zweifel an seiner Echtheit benahm.

„Das übersteigt in der That das Maß meiner Erwartung! Auf diese Zeichen hin könnten Sie ja am Hofe des Königs von Preußen Ihr Glück begründen? Freilich sind die Launen der Tyrannen wetterwendisch.“

„Zu den wetterwendischen gehört der König von Preußen nicht,“ meinte der Baron. „Wenn ich auch überzeugt bin, daß ich in Preußen eine glänzende Stellung einnehmen könnte, so ziehe ich es doch vor, unsern Interessen zu dienen, weil dieselben mit meinen Neigungen übereinstimmen.“

„Und weil am Ende das Gegentheil mit Gefahren für Sie verbunden wäre?“

„Vielleicht auch nicht, Frau Gräfin. Doch lassen wir müßige Erörterungen. Wie befindet sich Comtesse Elena? Sie werden diese dringende Frage begreifen, wenn ich Ihnen die Mittheilung mache, daß mein Aufenthalt hier nur von kurzer Dauer sein wird, weil das eigentliche Ziel meiner Reise der Haag ist.“

„Sie reisen nach dem Haag?“ gegenfragte die Gräfin, ohne seine Frage zu beantworten. „Darf man nach Ihrer dortigen Mission fragen?“

„Ich habe dort Aufträgen von höchster Wichtigkeit nachzukommen: aber ich fragte nach Elena!“

„Besten Dank, Baron! Elena erfreut sich strahlender Gesundheit.“

„Und wo befindet sich dieselbe gegenwärtig?“

„Flemming giebt ein Fest, wozu wir Einladungen erhielten. Unwohlsein verhinderte mich, Theil zu nehmen, doch Elena wollte ich des Vergnügens nicht berauben.“

„Natürlich, aber sie ist doch nicht allein dort?“

Die Frage klang nach Eifersucht.

Die Gräfin lächelte.

„Cousin Altenfeld ist ihr Cavalier.“

„Altenfeld? Ich hätte gewünscht, daß man aus billigen Rücksichten für mich einen passenderen Begleiter für Elena ausgewählt.“

„Herr von Altenfeld erfreut sich allseitig der höchsten Achtung, und da er obendrein mein Verwandter ist, so lag für mich kein Grund vor, ihm eine Beleidigung zuzufügen, zumal auch Elena freundliche Gesinnungen für ihn hegt.“

„Nur zu freundlich, fürchte ich.“

„Ich glaube gar, Sie sind eifersüchtig?“ fragte die Gräfin nicht ohne Spott. „Einem Diplomaten steht das immer schlecht, besonders wenn er keinen Grund dazu hat.“

„Verzeihen Sie, Gräfin; da, wo man viel zu verlieren hat, hegt man stets Besorgniß.“

„Und haben Sie viel zu verlieren?“

„Ich fürchte das.“

„Doch nur in der Einbildung.“

„O nein; Sie wollen es nur nicht sehen.“

„Ich sehe stets, was zu sehen ist.“

Clement hatte keine Ruhe mehr; er verabschiedete sich, sobald sich das mit Anstand thun ließ, von der Gräfin und begab sich spornstreichs nach dem am rechten Elbufer gelegenen Flemmingschen Garten, in welchem das Fest stattfand. Unbeachtet schlüpfte er durch die Schattengänge, unerkannt von den Festgenossen, an denen er vorüber mußte, und spähte vorsichtig nach allen Seiten, ohne den gewünschten Gegenstand zu erblicken. Schon wollte er sein Suchen aufgeben, als er im Hintergrunde des Gartens, zwischen duftenden Schattengängen, Elena am Arme eines Officiers dahin wandeln sah. Das Blut drang ihm bei diesem Anblicke flutend zum Herzen und verworrene Gedanken stiegen in seinem Hirn empor. Sich unbeachtet näher schleichend trat er dem um eine Hecke biegenden Paare plötzlich entgegen. Alle drei waren seltsam überrascht; Elenas Wangen übergoss ein glühendes Roth, das Roth jener tiefinnersten Scham, die nur reinen, edlen Gemüthern, welche sich vor einer Befleckung scheuen, eigen ist.

„Ah, Comtesse Elena! Sehr erfreut, Sie hier zu treffen!“ nahm der Baron Clement, ohne Herrn von Altenfeld zu beachten, sarkastisch das Wort. „Wenn ich auch andere Gesellschaft lieber gesehen hätte.“

„Mein Herr,“ versetzte heftig Elenas Begleiter, ohne den Arm der vor innerer Erregtheit bebenden Dame fahren zu lassen, „vergessen Sie die Rücksichten nicht, welche Sie einer Dame und meinem Stande schuldig sind, wenn Sie auch die Rücksichten gegen sich selbst aus den Augen setzen.“

„Darum bedarfs Ihrer Erinnerung nicht, denn ich bin Edelmann und Officier! Aber, um deutlicher zu sprechen, ich ersuche Sie, in Zukunft die Nähe der Comtesse Lehnhaus zu meiden.“

„Mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte des Bräutigams.“

„Des Bräutigams?“ Altenfeld ließ rasch den Arm

der Comtesse los und blickte ihr fragend und forschend in das schneeblasse Antlitz. „Elena, sprach dieser Herr die Wahrheit?“

„Nein,“ antwortete sie mit vor innerer Entrüstung bebender Stimme. „Dieser Ehre werde ich auch nie theilhaftig werden,“ fügte sie mit Hoheit, so lzen Tones, hinzu.

„Genügt Ihnen diese Antwort?“

Clement antwortete nicht, aber blieb trotzig vor Elena stehen und betrachtete sie mit scharfen Blicken.

„Dann werden Sie wissen, was Sie zu thun haben!“ bedeutete Altensfeld den Baron mit einer Geberde, die keinem Zweifel Raum gab.

„Das weiß ich sehr wohl,“ entgegnete gereizt Clement, „bedauere nur, daß andere Leute es vergessen haben. Indes wird die Comtesse Zeit genug gewinnen, um sich ihrer Pflichten zu erinnern.“

„Zwischen uns bestehen keine Pflichten,“ versetzte Elena.

„Ich würde Satisfaction von Ihnen verlangen, wenn es meine Ehre erlaubte!“ sagte Altensfeld und aus dem Beben seiner Worte klang deutlich die Erregtheit seines Innern: „Aber einem Manne gegenüber, der des nachtschwarzen Verrathes an dem Fürsten Rakoczzy beschuldigt wird, fühle ich mich nicht beleidigt. Uebrigens trennen sich jetzt unsere Wege für immer! Adieu!“

Stolz rauschte das Paar an Clement vorüber, der betroffen zurückgeprallt war, und verlor sich in dem glänzenden Gewühl, welches sich von allen Seiten nach dem Schlosse zu bewegte.

Bornfunkelnden Blickes schaute Clement dem Paare nach.

„Rakoczzy und immer Rakoczzy! Fast beginnt mir der Name Furcht einzuslößen. Ich habe den Fürsten nicht verrathen, nur das Kaiserhaus vor Verrath bewahrt. Aber muß mir denn auch grade dieser Name hier entgegen klingen, nachdem er mich aus Berlin vertrieben hat? Was weiter!“ beschwichtigte er sich. „Aber Elena sagte, ich hätte keine Rechte an sie? Sollte ich also doch der Betrogene sein, dann trennen sich für die Zukunft unsere Wege: aber du stolzer Altensfeld sollst mir Satisfaction geben und an mich denken.“

In diesem Denken wurde er plötzlich unterbrochen, der Graf Flemming stand vor ihm.

„Sie hier, Baron?“ fragte dieser. „Das nenne ich wirklich eine Ueberraschung. Sie sind doch nicht

etwa gar einer Schönen auf der Spur? Hüten Sie sich vor den Sirenen unseres Hofes!“

„Sie haben recht, Excellenz: die Sirenen dieses Hofes sind sehr gefährlich. Aber Sie verzeihen gewiß die seltsame Art meiner Vorstellung, die ich heute nicht bezweckte.“

„Gleichviel, ist sie doch gemacht. Wie stehen unsere Angelegenheiten?“

„Vortrefflich, Excellenz.“

„Ei! Der Fürst von Dessau?“

„Ist in Ungnade gefallen und hat keinen Zutritt mehr bei Hofe.“

„Das wäre allerdings vortrefflich. Aber ob dauernd?“

„Zuversichtlich.“

„Gnade und Ungnade sind die Wetterlaunen der Fürsten, lieber Baron.“

„Nun, dann hoffentlich.“

„Das ist eine Vermuthung, aber keine Gewißheit. Was führt Sie nach Dresden?“

„Ein Auftrag und der Wunsch Euer Excellenz.“

„Graf Walter hat also seine überkommenen Aufträge getreulich ausgerichtet. Hat die lebende Beigabe Ihren Wünschen entsprochen?“

„Sie hat mir in der Gunst des Königs Vorschub geleistet.“

„Friedrich Wilhelm I. liebt das große Spielzeug. Es ist allerdings weniger kostspielig als das Spielzeug unseres geliebten Herrschers. Haben Sie ein sichtbares Zeichen der Gunst des Königs von Preußen empfangen?“

„Hier!“ Clement wollte rasch den erhaltenen Ring vom Finger ziehen, als er mit Erstaunen wahrte, daß ihm derselbe fehlte. Hatte er ihn verloren oder bei der Gräfin Lehnhaus liegen lassen? Das wußte er im Augenblicke selbst nicht, doch vermuthete er das Letztere und verwünschte seine Unachtsamkeit, die ihm die größte Verlegenheit bereitet hatte.

„Verzeihen Excellenz, ich habe in der Eile das erhaltene königliche Gunstzeichen bei der Gräfin Lehnhaus liegen lassen.“

„Bei der Mutter? Oder bei der Tochter?“ Die Frage klang ironisch.

„Bei der Frau Gräfin Witwe.“

„Der alten Schwägerin. Das ist eine Unvorsichtigkeit, die ich Ihnen nicht zugetraut. Wenn ich nun daran zweifelte? Wir Diplomaten sind leicht zum Zweifeln geneigt.“

„Das würde mir sehr wehe thun.“

„Oder wenn die Gräfin Ihnen das Gunstzeichen vorenthielte?“

„Das ist unmöglich! Excellenz sollen von dem Gegentheil überzeugt werden.“

„Gut. Fanden Sie Bube zugänglich?“

„Nicht leicht.“

„Das erwartete ich. Wie stehen Sie mit Seckendorf?“

„In gar keiner Beziehung. Seckendorf fischt noch immer im Trüben.“

„Seine Lieblingsbeschäftigung. Die Hauptsache für uns ist der Sturz des Dessauers! Diesen ganz und vollständig zu bewirken, wöge dem Prinzen eine verlorene Schlacht auf, und das will viel sagen!“

„Sollte dabei der Neid auf die Feldherrntalente des Dessauers nicht auch eine Rolle spielen?“

„Vielleicht. Ein solcher Arm ist im Fall des Krieges immer gefährlich.“

„Gewiß. Eine Bitte, Excellenz? Ort und Zeit sind zwar seltsam genug dazu.“

„Lassen Sie hören.“

„Beseitigen Sie den Lieutenant von Altenfeld! Schicken Sie ihn nach Polen.“

„Altenfeld? Sie sind doch nicht etwa gar eifersüchtig.“

Clements Antlitz zeigte einen Anflug von Röthe.

„Nein, Excellenz. Wichtige Gründe bestimmen mich zu der Bitte. Der Mensch ist uns gefährlich.“

„Wollen sehen, was sich thun läßt. Aber nehmen Sie in Zukunft Ihre Gunstzeichen besser in Acht, denn man kann mit ihnen leicht die Gunst selbst verlieren. Wollen Sie mich zur Gesellschaft begleiten?“

„Excellenz, das darf und kann ich nicht, denn ich bin nur heimlich hier.“

„Ah so! Dann gehaben Sie sich wohl! Mich ruft meine Pflicht.“

Der Graf entfernte sich.

„Es war ein verzweifelt dummer Streich, den King nicht besser in Acht zu haben,“ murmelte Clement vor sich hin, indem er einem Seitenausgange des Gartens zuwandelte und durch diesen unbemerkt ins Freie gelangte.

## 9.

Der Fürst von Dessau hatte eben so geheim als schnell Herrn von Heidekamp und den Kriegsekretär

Bube verhaften lassen, ohne dem Könige vorher die geringste Anzeige zu machen. Es lag ohnehin nicht in der Natur des Fürsten, Umwege zu machen, um ein Ziel zu erreichen, am allerwenigsten aber in dieser Gelegenheit, die ihn persönlich und noch dazu an der empfindlichsten Stelle berührte. Bei dem Kriegsekretär Bube hatte er Schriftstücke vorgefunden, die ihm ebenso wichtige als erwünschte Aufschlüsse gaben, wenn sich auch Bube selbst als sehr unzugänglich erwies. Auch erfuhr der Fürst, daß Clement ein freundschaftliches Verhältniß mit Frau von Blaspiel unterhalte und durch dieselbe auch von dem, was in den Gemächern der Königin verhandelt wurde, Kunde erhielt. Gegen eine Hofdame, die das Vertrauen der Königin genoß, wollte der Fürst nicht gewaltsam vorgehen, weil dadurch der ganze Hof alarmirt worden wäre, aber er ließ sie genau überwachen und brachte es bei dem Minister von Görne dahin, daß die Correspondenz der verdächtigen Personen streng beaufsichtigt wurde. Gleichzeitig trat der Fürst in Dresden sowohl als in Wien mit Personen in Verbindung, die ihm Aufschlüsse über das Thun und Treiben Clements zu geben vermochten. Als der Fürst so alle Vorkehrungen getroffen, zog er den schwierigsten Punkt in Erwägung: wie Clement auf die sicherste Weise festgenommen und, ohne Aufsehen zu erregen, nach Berlin gebracht werden könne. Eher konnte und wollte auch der Fürst nicht mit einer Anklage vor den König treten. Es galt freilich einen gewagten Entschluß, aber vor gewagten Entschlüssen war Leopold von Dessau noch niemals zurückgeschreckt. Zu diesem Zwecke schien ihm der Officier Dumoulin der geeignetste Mann zu sein und diesen beschied der Fürst zu sich. Dumoulin war ein stattlicher schöner Mann, der unbefangen dem berühmten Feldherrn gegenüberstand.

„Dumoulin, Er ist mir als ein Mann genannt worden, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, und der sich auch, wenn es darauf ankommt, vor dem Teufel nicht fürchtet!“ rebete ihn der Fürst an. „Ist das wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Die Nähe einer Frau.) Zwischen Como und Bellaggio sind die Ufer des Comer Sees mit freundlichen Villas besäimt, deren Fenster des Morgens und des Abends, wenn die Sonne nicht hineinscheint, geöffnet zu werden pflegen. Ich war daher eines Morgens verwundert, eines dieser Häuser am östlichen Ufer auf allen Seiten hermetisch verschlossen zu sehen. Ich ün-

berte meine Verwunderung gegen einen jungen Mailänder, mit dem ich auf dem Dampfboote von Comerlata her Bekanntschaft gemacht hatte.

„Still,“ antwortete er mir leise, indem er meinen Arm drückte, „ich will Ihnen das nachher erklären.“

Zu demselben Augenblicke hörte ich hinter mir eine weibliche Stimme mit kurzer und scharfer Betonung den Namen „Giuseppe,“ rufen.

Ich wendete mich um und erblickte eine junge Frau von hoher Gestalt, mit schön gewölbter Stirn, großen blauen Augen, einer feinen, geraden Nase, vollen Lippen und starkem Kinn, deren energischer Gesichtsausdruck noch gehoben wurde durch einen kleinen Sombbrero von schwarzem Sammet, mit einer Feder von gleicher Farbe.

Auf ihren Ruf eilte ein Italiener herbei, ein schöner Mann mit rabenschwarzen Haaren, dessen regelmäßige, aber nichtsaugende Gesichtszüge ebenso gut einem Fürsten, wie einem Opernsänger oder einem Räuberhauptmann angehören konnten.

„Giuseppe!“ rief die Dame noch einmal, „meinen Mantel!“

Nach wenigen Sekunden kam Giuseppe mit einer Art Burmus von rothem Cashmir zurück, den er der Dame umhing.

Hierauf wollte er sich wieder entfernen, sie aber gebot ihm in einem Tone, der jeden Widerspruch von vornherein ausschloß, zu bleiben. Und er blieb.

Das Dampfboot fuhr jetzt gerade bei der geheimnißvollen Villa vorüber.

Die Dame heftete unverwandt den Blick auf die verschlossenen Fenster, bis das Haus hinter einem Vorsprunge des hügeligen Ufers verschwunden war.

„Sie wird mich wohl gesehen haben,“ murmelte sie vor sich hin, während sie nach dem Vordertheile des Schiffs ging, wo sie sich niedersetzte und wie in Gedanken versunken den Arm auf die Bordwand stützte.

Jetzt endlich ging Giuseppe in die Passagierkajüte hinunter und ließ sich dort eine Limonade geben.

Diese ganze Scene hatte meine Neugier nur noch gesteigert und ich erbat mir von meinem jungen Milanesen die versprochene Aufklärung.

„Man sieht, daß Sie sich nicht lange in Mailand aufgehalten haben,“ entgegnete er mir lächelnd, „sonst würden Sie die Anekdote schon kennen; vor acht Tagen war sie noch Geheimniß, heute ist sie zu bekannt, als daß es indiscret von mir sein könnte, wenn ich sie Ihnen erzähle.“

Jene Villa, die Ihre Neugier rege gemacht hat, gehört seit langer Zeit der Familie C. aus Monza. Der letzte Marquis von C. entschloß sich erst im höheren Lebensalter, noch zu heiraten, und zwar war seine Auserwählte ein siebzehnjähriges Ladenmädchen, das er in der Merceria in Venedig entdeckt hatte, als er dort eines Tages ein Collier für ein Balletmädchen des Theaters Malibran kaufte. Als man ihn fragte, wie er in so hohem Alter eine so eigenthümliche Ehe eingehen könne, antwortete er, er habe während seines ganzen Lebens das echt ve-

netianisch-blonde Haar gesucht und es erst jetzt auf dem Kopfe Emilias gefunden. Das Haar der Marquise glänzte in der That in jenem goldigen Reflex, mit welchem Titian und Paul Veronese ihre Modelle ausgestattet haben; überdies war es so dicht und lang, daß die Marquise, wenn sie es fallen gelassen hätte, buchstäblich keiner anderen Bekleidung bedurft haben würde.

Ein Jahr nach seiner Verheirathung starb der Marquis. Die Mailänder Aristokratie, welche diffideler ist, als man gewöhnlich glaubt, benahm sich ziemlich zurückhaltend gegen die schöne Wittve. Bessere Aufnahme fand das ehemalige Ladenmädchen bei den distinguirten Fremden, die in Italien ihr Winterquartier aufschlugen. Insbesondere wußte sie eine russische Fürstin P. so für sich einzunehmen, daß sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden jungen Frauen bildete, welche bald nicht mehr ohne einander leben zu können schienen.

An diesem Freundschaftsbunde war indessen noch eine dritte Person betheilig, und dies war der Graf Giuseppe F., der cavaliere servente der Fürstin.

Ueber das Aeußere des Grafen Giuseppe brauche ich Ihnen nichts zu sagen, denn Sie haben ihn gesehen.

Einer angesehenen neapolitanischen Familie entsprossen, besitzt er die Manieren und die Bildung eines vollkommenen Edelmanns. Die Natur hat ihn mit einer Fülle von vortrefflichen Geistesgaben ausgestattet; er zeichnet, singt, dichtet, ist Bildhauer, Componist und Gott weiß was Alles. Auch an Muth fehlt es ihm nicht und er hat mehr als ein glückliches Duell gehabt. Dabei aber hat er auch seine großen Fehler; streifen Sie die Cavalierbülle von ihm ab und es bleibt nichts übrig als der kriechende, arbeitsscheue, vor dem Mangel seig zitternde Lazerone, der im Stande ist, dem Sinnengenuße jeden Augenblick seine Selbstachtung zu opfern. Nachdem er sein Vermögen durchgebracht, hat er mit dem Titel eines Cicisbeo und Sklaven der Fürstin zugleich den klingenden Lohn für seine Knechtschaft acceptirt. So ist er nach und nach dahin gekommen, daß er jetzt ausschließlich von ihrem Ueberflusse lebt, und zwar vor Aller Augen, ohne daran zu denken, welche erbärmliche Rolle er eigentlich spielt. Er trägt kein Bedenken, die kostbarsten Präsente von ihr anzunehmen, und scheut sich nicht, vor der Welt damit zu prahlen, sie als ganz natürliche Beweise von Zuneigung und Achtung darzustellen.“

„Und die Fürstin?“

„Die Fürstin gehört, wie gesagt, dem höchsten moskowitzischen Adel an. Sie lebt getrennt von ihrem Gatten, der in Rußland ein hohes Commando bekleidet, und reist seit zwei Jahren in Europa umher, überall mit einer Verschwendung auftretend, die ihr colossales Vermögen rechtfertigt. Keine Summe ist ihr zu groß, wenn es gilt, eine Laune zu befriedigen. Hochmüthig, herrschsüchtig und excenterisch in ihrem Wesen, duldet sie nur Sklaven um sich. Ihr maßloser Stolz bewahrt sie vor jeder Schwäche. Der Graf Giuseppe würde sich gewaltig täuschen, wenn er hoffen zu können glaubte, eine andere Rolle ihr gegenüber zu spielen, als die sie ihm angewiesen hat: die eines pla-

tonischen Anbeters und eines Marterholzes. Dabei verlangt sie aber doch, daß Jeder, der sich in solcher Eigenschaft an sie anschließt, ihr mit Leib und Seele allein angehöre; sie duldet nicht, daß er auch nur ein Atom seiner Huldigungen nach anderer Seite spendet, und diese sonderbare Caprice wird Ihnen der Schlüssel zu dem kleinen Drama sein, das ich noch zu erzählen habe.

Als sie eines Abends mit der jungen Marquise, ihrer unzertrennlichen Begleiterin, vom Corso nach Hause kam, wurde diese in Folge der Hitze plötzlich unwohl und fiel in Ohnmacht. Die Fürstin schellte sogleich nach der Dienerschaft, beeilte sich aber, der Marquise vorläufig das Corset zu lösen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte sie, daß ihre Freundin ein Medaillon im Busen trug, welches sie vor einigen Wochen dem Grafen Giuseppe geschenkt hatte und das Letzterer verloren haben wollte.

Kein Zweifel: der Graf hinterging sie!

Um sich indessen noch größere Gewißheit zu verschaffen, gewann sie den Diener des Grafen, der den Schreibsekretär seines Herrn erbrechen und ihr seine sämtlichen Papiere zur Durchsicht überliefern mußte.

Ihre Vermuthungen hatten sie nicht getäuscht. Kurze, aber vielzählige Briefchen von der Hand der jungen Witwe gaben Zeugniß von einem zwischen ihr und dem Grafen seit kurzem bestehenden Liebesverhältniß. Außerdem fand sich unter den Papieren das Concept eines Gedichts, in welchem die Reize der Marquise zum Nachtheil für die der Fürstin in glühenden Versen besungen wurden. Es versteht sich von selbst, daß die goldblonden Haare darin mit den überschwenglichsten Metaphern, die eine südlische Phantasie erfinden konnte, gefeiert waren.

Der erste Gedanke der Fürstin war, die beiden Liebenden mit eigener Hand zu ermorden. Keifere Ueberlegung aber sagte ihr, daß Giuseppe eigentlich nur Verachtung verdiente, während sich an der Marquise eine weniger alltägliche Rache nehmen ließ.

Denselben Abend sollte Letztere ihre Freundin abholen, um ins Theater zu fahren. Kaum war sie in deren Boudoir eingetreten, so wurde die Thür hinter ihr verschlossen, eine Glocke erkante und durch eine andere Thüre traten zwei Männer ein, von denen der eine ein elegantes Kästchen, der andere eine Schere und ein Rasirmesser trug.

„Dies ist die Dame, von der ich gesprochen habe,“ sagte die Fürstin zu den beiden Männern.

„Was bedeutet das?“ rief die Marquise, entsetzt zurückweichend.

Statt jeder Antwort überreichte ihr die Fürstin ein kleines Päckchen, welches die verhängnißvollen Briefe und das Sonett enthielt.

Jetzt war der unglücklichen Frau Alles klar. Ziehend und weinend fiel sie ihrer Nebenbuhlerin zu Füßen, aber aus deren eisernen Blicken und Mienen erkannte sie alsbald, daß sie auf keine Gnade zu hoffen habe. Alles Sträuben von ihrer Seite wäre natürlich nutzlos gewesen; sie verbiß daher ihren Schmerz und ihre Thränen und sah trocknen Auges ihre prachtvollen

Haare fallen, deren goldglänzende Büschel das mitgebrachte Kästchen aufnahm.

Die Fürstin lag während der Operation auf einem Sopha und rauchte gemächlich eine Cigarette.

Nach der Schere kam das Rasirmesser an die Reihe und als Alles vorüber war, eilte die Marquise, das labile Haupt mit einer Mantille umhüllt, nach ihrer Wohnung zurück. Noch denselben Abend bezog sie die Villa am See, die Sie eben gesehen haben.“

„Und der Graf?“

„Es wird versichert, daß er auf Befehl der Fürstin hinter einem Vorhange verborgen der Execution bewohnte.“

„Wie? So weit konnte er die Feigheit treiben?“

„Ja, dem guten Mann ist seine slavische Existenz so zur Gewohnheit, nein, zum Bedürfniß geworden, daß ihm der Gedanke, sie aufgeben zu sollen, unerträglich ist. Die Fürstin hat übrigens das Raffinement ihrer Rache so weit getrieben, daß sie sich aus den gestochenen Haaren ihres Opfers ein Paar Morgenschuhe hat machen lassen.“

So lebt nun die Marquise in ihrer stets fest verschlossenen Villa ganz allein mit einer alten Dienerin und für Niemand zugänglich. Indessen sie ist eine Italienerin und ich fürchte daher beinahe, daß das Drama noch nicht zu Ende gespielt ist.“

(Wie eine Amerikanerin unter die Hande kommt.) Miß Jenny Abison galt als eines der schönsten Mädchen von Kentucky, konnte aber beim besten Willen keinen Mann bekommen, weil sie kein Vermögen besaß, was in Amerika fast noch mehr gesucht ist als bei uns. Miß Jenny hatte sich aber nun fest vorgenommen, trotz alledem auf keinen Fall eine alte Jungfer zu werden, ja dieser Gedanke wurde bei ihr förmlich zur fixen Idee und sie erfaun sich einen ganz eigenthümlichen Feldzugsplan, um zu dem so sehr ersehnten Gatten zu gelangen. Sie liebte einen gewissen William Parter, einen reichen Grundbesitzer, und hatte es sich zugeschworen, derselbe dürfe keine Andere als sie heiraten.

Seit fast fünfzehn Monaten entfaltete Miß Jenny mit der größten Verschwendung ihr ganzes Arsenal von durchbohrenden Liebesblicken, halberstickten Seufzern und Ausrufungen, welche die Lockungen der weiblichen Koketterie bilden. Doch da sie sah, daß dies Alles vergeblich war, gerieth sie plötzlich in Wuth und faßte einen verzweifelten Entschluß. Zwei Neger wurden zur Ausführung desselben gewonnen und schon wenige Tage darauf wurde der unglückliche Parter, an Händen und Füßen gebunden, vor Miß Jenny gebracht.

„William,“ rebete ihn diese an, indem sie einen Revolver gegen seine Brust richtete, „ich liebe dich und habe einen Schwur geleistet, du sollst niemals einer Anderen als mir angehören. Du wirst mich also auf der Stelle heiraten oder sterben; du hast nur die Wahl zwischen meiner Hand und dem Tode.“

Das Mädchen sprach diese Worte mit so festem, entschlossenen Tone aus, daß William für sein Leben besorgt wurde und sich beeilte, die ihm am wenigsten gefährlich scheinende Clausel

einzuweichen. Ein Geistlicher hatte bereits in dem angrenzenden Zimmer auf die Entwicklung dieses Austritts. Er wurde nun herbeigerufen, trat ein und erteilte den beiden jungen Leuten den ehelichen Segen. William glaubte hierauf, frei zu sein und entschlipfen zu können, doch Miß Jenny, die den Kopf auf dem rechten Flecke hatte, war auch darauf vorbereitet, es war an kein Entkommen für William zu denken. Jenny hielt ihn fest und brachte ihn sogar dahin, daß er ihr Vollmacht erteilte, seine Besitzungen zu verkaufen.

Sie wußte bald Alles in schöne, gewichtige Dollars umzuzeigen und entführte William von neuem, diesmal jedoch eigenhändig, indem sie sich mit ihm an Bord des Dampfers Ariel begab und auf diesem Schiffe mit ihm nach England reiste. Nach den neuesten Berichten ist das Ehepaar glücklich in Liverpool gelandet, und, wie ein Passagier versichert, der die Reise auf dem Ariel gleichfalls mitmachte, schien das beste Einvernehmen zwischen den Beiden zu herrschen.

Schade, daß so etwas nur in Amerika passieren kann, wir würden sonst wohl auch hier zu Lande solche Heldinnen auftauchen sehen!

—r.

(Welchen Schaden die Eifersucht bringt.) Einer der elegantesten Börsenmänner von Paris besitzt eine sehr gute, liebenswürdige, selbst zuweilen geistreiche Frau, die nur den einzigen Fehler hat, zu eifersüchtig zu sein. Sie verwendet deshalb einen großen Theil ihrer Zeit dazu, den Klientinnen ihres Gatten, welche ihn zuweilen in Geschäften aufsuchen, nachzuspioniren, was ihr sehr viel Beschäftigung und Unannehmlichkeiten verschafft. Ein Hauptgegenstand ihrer Ueberwachung ist eine sehr hübsche und elegante junge Witwe, die, wenn auch in allen Ehren, ein ganz ungebundenes, angenehmes Leben führt. Die eifersüchtige Gattin hatte schon mehrmals versucht, Briefe der jungen Witwe an ihren Gatten aufzufangen, da dieselben ihr äußerst verdächtig erschienen, allein dies hatte ihr nie gelingen wollen; indessen glückte es ihr vor kurzem doch endlich einmal, einen solchen Brief in die Hände zu bekommen, der von einer neuen Kammerzofe ihrer vermeintlichen Rivalin abgegeben wurde. Mit klopfendem Herzen wartete sie, bis ihr Gatte auf die Börse gegangen war, ehe sie es wagte, das parillirte Couvert zu öffnen, welches ihr beinahe die Finger verbrannte; endlich hörte sie den Wagen ihres Ungetreuen aus dem Hofe fahren, da erbrach sie mit fieberhaft glänzenden Augen das Siegel und las — die Witte, eine bestimmte Quantität Eisenbahnactien von irgend einer Bahn zum Tagescourse zu kaufen.

Was nun thun? Es war unmöglich, den Brief wieder so zuzusetzen, daß man gar nicht bemerkt hätte, er sei geöffnet worden, und um keinen Preis der Welt wollte sie ihren Mann gewahr werden lassen, was sie gethan — so glaubte sie, das Beste, was sie thun könne, sei, den unglückseligen Brief zu zerstören, und damit warf sie ihn ins Feuer.

Aber ach, damit war nicht Alles abgethan, denn am fol-

genden Tage trat ihr Gemahl mit allen Zeichen eines heftigen Zornes ins Zimmer, zeigte ihr ein Papier, was er in den Händen hielt, und sagte mit funkelnden Augen:

„Erklären Sie mir doch, Madame, was vorgegangen ist. Es ist ein an mich adressirter Brief verschwunden, und Niemand als Sie kann hieran Schuld haben, denn ich weiß, daß er in Ihre eigenen Hände übergeben worden ist. Wissen Sie aber auch, was die Folge dieses Vergehens, denn anders kann ich es nicht nennen, von Ihrer Seite ist? Die Actien, welche ich kaufen sollte, sind heute bedeutend gestiegen und ich erhalte soeben einen neuen Brief von Madame X., welche mich ersucht, dieselben wieder zu verkaufen und ihr den Gewinn davon auszusahlen, welcher die Summe von 10,000 Francs beträgt. Jetzt muß ich natürlich diese 10,000 Francs aus meiner Tasche bezahlen, wenn ich mich nicht compromittiren und meinem Geschäft Schaden zufügen will. Allein da Sie und nicht ich die Schuld an diesem Verlust tragen, sollen auch Sie allein dafür gestraft werden, deshalb schreiben Sie sofort an Ihren Vater und bitten Sie ihn um diese Summe, und zwar in der Weise, daß er sie Ihnen nicht abschlagen kann, denn nur unter dieser Bedingung kann ich Sie mit all den ernstlichen Vorwürfen versehen, welche Ihr Betragen eigentlich verdient.“

Hierauf wandte der erzürnte Ehemann seiner Frau den Rücken, welche doppelt trostlos zurückblieb, denn sie ist auch dafür bekannt, daß sie das Geld in sehr hohem Grade liebt.

Sie eilte also ihrem Gatten nach und suchte ihn zu überreden, daß es durchaus nicht absolut nothwendig sei, die zehntausend Francs auszusahlen; aber alle ihre Reden nützten gar nichts, sondern erzürnten den Geschäftsmann nur noch mehr, so daß ihr schließlich doch nichts Anderes übrig blieb, als sich hinzusetzen und den Brief an ihren Vater zu schreiben, was ihr eine arge Demüthigung war. Der Herr Papa ließ sich nun überdies eine ganze Weile bitten und stellte sich taub dabei; da jedoch seine Kasse wohlgefüllt genug ist, um ohne zu große Gefahr einen derartigen Aderlaß zu ertragen, so ließ er sich am Ende doch noch herbei, die zehntausend Francs zu schicken, welche nunmehr ohne Zeitversäumniß der Klientin ausgezahlt wurden.

Jedoch wie es so zu gehen pflegt, da die Wände überall Ohren haben, so war auch dieser ganze eheliche kleine Streit zur Kenntniß der jungen Witwe gelangt, die sich nicht wenig darüber amüßte und schadenfroh genug war, die Geschichte Allen denen zu erzählen, die sie nur hören mochten. Es machte ihr um so mehr Vergnügen, die Frau des Börsenagenten zu verspotten, da sie schon längst nach einer Gelegenheit suchte, sich eine kleine Rache dafür zu nehmen, wenn die eifersüchtige Dame ihr etwas kalt und abstoßend in Gesellschaft begegnet war.

Dagegen hat die Sache wenigstens das Gute mit sich gebracht, daß der Mann von nun an von den Eifersüchtelichen seiner Frau verschont bleibt.

—r.



# Allgemeine Wochen-Beilage



Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Ein diplomatischer Abenteuerer.

Historische Novelle  
von  
E. Nissel.  
(Fortsetzung.)

Dumoulin hatte mit Erstaunen diese Einleitung gehört, die ihm nicht wenig schmeichelte; er antwortete also:

„Durchlaucht, vor dem Teufel habe ich mich noch nie gefürchtet.“

„Prächtig. Will Er dem Königshause und mir einen sehr wichtigen Dienst leisten, der zwar mit keiner großen persönlichen Gefahr verbunden ist, aber eine Portion Klugheit erfordert? Es soll auch Sein Schade nicht sein.“

„Mit Vergnügen, Durchlaucht, sofern ich nur das nöthige Maß Muth und Klugheit besitze.“

„Dann läßt Er es von vornherein gewiß bleiben,“ versetzte der Fürst. „Er soll einen Mann gefangen nehmen, der einer der durchtriebensten Spitzbuben ist.“

Dumoulin blickte den Fürsten fragend an; eine Ahnung stieg in ihm auf, aber er verbarg seine Freude darüber und erwiderte kurz und entschlossen:

„Desto besser.“

„So?“ versetzte der Fürst mit wohlgefälligem

Lächeln. „Aber Er soll diesen Mann gewissermaßen mitten aus dem feindlichen Lager herausholen?“

„Desto rühmlicher.“

„Er ist kurz resolvirt, wie ich es liebe. Doch ich will Ihm klaren Wein einschenken, wer es ist, den Er fangen soll. Kennt Er den sogenannten Baron Clement?“

„Ein wenig, Durchlaucht. Dieser Clement ist ein höchst gefährlicher Mensch.“

„Das weiß Er also? Doch richtig, es wurde mir ja gesagt, daß Er den Clement genau kenne und Mancherlei von ihm zu erzählen wisse.“

„Nichts weiter, als daß er einer der abgeseimtesten Schurken ist.“

„Das ist auch vollkommen genug. Aber was hat er Ihm gethan?“

„Er hat meine Familie in Unglück und Elend gestürzt.“

„Alle Teufel! Warum?“

„Durchlaucht, ich bin ein Anverwandter des Fürsten Rakocz, in dessen Gunst sich dieser Clement unter anderem Namen zu schleichen gewußt, um ihn dann auf die allerniederträchtigste Weise zu verrathen und zu verkaufen.“

„Den Henker auch!“ pläzte der Fürst ungestüm heraus. „Also ein solcher Bube ist es? Da wird Ihm ja die Mission gar nicht viel Skrupel machen?“

„Sie macht mir Freude.“

„Diesen Clement soll Er aus dem Haag, wo er sich jetzt aufhält, herschaffen, ohne daß hier irgend Je-

mand etwas davon gewahr wird. Getraut Er sich das?"

„Lebend oder todt?"

„Sei Er nur so gut und bring Er ihn lebend; für das, was dann aus ihm wird, mag der Henker Sorge tragen.“

„Gut. Dieser Element ist jedoch ein gebrannter Fuchs, der nur mit List auf preussischen Grund und Boden gelockt werden kann.“

„Das versteht sich. Ihm ist die Arbeit doch wohl zu schwer?"

„Allein, ja. Durchlaucht werden mir dazu einen Mann zur Seite geben, der schlau ist und von dem Baron nicht mit Mißtrauen betrachtet wird.“

„Weiß Er vielleicht schon einen solchen Mann?"

„Ja, aber es ist ein Pfaffe.“

„Lasse Er mich mit den Pfaffen ungeschoren.“

„Durchlaucht, auch ich halte es nicht mit ihnen, aber es muß sein.“

„Er drückt sich ja ziemlich bestimmt aus! Wer ist es?"

„Der Hofprediger Jablonsky, ein Landsmann des Barons, der, soviel ich erfahren, den Baron bei dem Könige eingeführt hat.“

„Er ist wohl nicht bei Sinnen! Jablonsky soll den Lockvogel spielen?"

„Durchlaucht, Jablonsky buhlt um die Gunst des Königs. Wenn er nun erfährt, daß der von ihm bei dem Könige eingeführte Mann ein Hochverräter ist, so wird er Alles thun, um jeden Verdacht von sich abzuweisen, und auf unsere Pläne eingehn.“

„Der Grund läßt sich hören. Wenn nun aber der Jablonsky mit unter der Decke steckt? Dann wäre unser Spiel verdorben.“

„So fangen wir zwei Vögel mit einem Schlage! Aber das glaube ich nicht.“

„Will Ers über sich nehmen, dem Schwarzrocke die Mittheilung zu machen?"

„Ja, Durchlaucht.“

„Aber die Sache hat Eile.“

„Sie soll auch keinen Aufschub erleiden.“

„Was Er dazu braucht, das fordere Er nur.“

„Zunächst einige zuverlässige Leute für den Fall der Noth.“

„Die wähle Er sich nur nach Seinem Gutdünken aus. Doch schlage Er mir den Kerl ja nicht etwa in der Wuth todt! Das könnte üble Folgen haben.“

„Darum dürfen Durchlaucht nicht besorgt sein! Ich werde ihn halten wie eine zarte Jungfrau.“

„Wenn Er ihn hat? So schreite Er denn zum Werke.“

Der Fürst reichte Dumoulin die Hand zum Abschiede und dieser entfernte sich, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

## 10.

Die Gräfin Lehnhaus gehörte zu den Frauen, die mit der Manie, eine gewisse Berühmtheit zu erlangen, behaftet sind und die der Zufall oft in Bahnen wirft, in denen sie ein verderbliches, oder der Verachtung und Lächerlichkeit anheimfallendes Intriguenleben fortspinnen. Es war gewissermaßen ein sympathischer Zug, der die Bekanntschaft der Gräfin mit Element vermittelt hatte, kurz nach der Rakoczj-Affaire, die Element aus Wien nach Dresden getrieben. Vor allen Dingen war es die reizende Elena, die den bereits über die Jugendjahre hinausgetretenen Baron in die Kreise der Gräfin bannte. Elena war eine sittlich reine, keusche Natur, der zwar die Neigungen ihrer Mutter nicht behagten, die aber keine Einwendungen dagegen machte, weil sie von der Gräfin mit der zärtlichsten Mutterliebe geliebt wurde und keinerlei Zwang ertragen durfte. Element jedoch hatte ihr Abscheu eingeflößt, und dieser Abscheu ging schließlich in Verachtung über, je mehr sich ihr der Baron näherte und augenscheinlich von der Gräfin dabei begünstigt wurde. Elena erhielt allerdings keine Vorwürfe von ihrer Mutter wegen ihrer schroffer hervortretenden Abneigung; der Gräfin wäre es sicher gleichgiltig gewesen, wem ihre Tochter die Hand reichen würde, vorausgesetzt, daß der Erwählte Glanz um sie her zu breiten vermöchte: aber sie war gleichzeitig geizig und ehrgeizig, und so flogen ihre Wünsche ziemlich hoch. In dem Baron Element sah sie das Ideal eines Staatsmannes verkörpert und vor ihm die Bahn zu hohen Ehren offen. Sie hatte Element zwar kein Versprechen bezüglich Elenas gegeben, doch die Hoffnung, welche Aussicht für die Zukunft gewährte, in seiner Brust genährt und dadurch den Baron, der Elena mit verzehrender Leidenschaft liebte, an sich gefesselt. Elena fand bei ihrer Nachhausekunft von dem Feste den Ring des Baron Element auf dem Tische ihrer Mutter. Neugierig betrachtete sie denselben und las die hineingegrabene Inschrift. Der Verath, der ihr aus diesem Ringe entgegenleuchtete, empörte sie. Einen Augenblick war sie unerschütterlich, was

sie mit dem Ringe anfangen solle, und wurde erst durch den Eintritt Altenfelds aus dieser Verlegenheit befreit.

„Dieses kostbare Gunstzeichen des Königs von Preußen muß der Baron Clement sehr ungern hier vergessen haben,“ sagte Elena, Altenfeld den Ring reichend. Dieser nahm und betrachtete ihn verwundert.

„In der That muß hierbei ein günstiger Zufall die Hand im Spiele gehabt haben,“ versetzte Altenfeld. „Der König von Preußen hätte wahrlich seine Gunst an keinen Unwürdigeren verschleudern können. Aber dieser Ring soll die Schlinge sein, in der sich der Verräther fangen muß.“

„Sie wollen doch nicht den Ring gegen den Baron benutzen?“

„Elena, dieser Mensch verdient keine Schonung, denn sein ganzes Leben ist ein einziger Verrath. Er hat nicht allein den edlen Rakoczj schändlich verrathen, sondern auch hier in Dresden so Manchen in das Unglück gestürzt, der Königstein könnte davon erzählen. Jetzt will er in Berlin dasselbe verruchte Spiel erneuen, wie mir dieser Ring deutlich bezeugt. Dort gilt es dem Fürsten von Dessau, doch es soll ihm nicht gelingen. Geben Sie mir den Ring!“

„Was wollen Sie damit beginnen? Ueberlassen Sie den Baron der Nemesis, die ihn doch erreichen wird. Der Baron wird den Ring hier suchen, und was dann?“

„Dann wird er denselben eben nicht finden. Ueberlassen Sie mir den Ring.“

„Sie verlangen, daß ich ein Unrecht begehen soll! Und zu welchem Zwecke?“

„Ueberlassen Sie das vor der Hand mir allein; es ist ein guter Zweck, den ich damit verbinde, und Sie begehen durchaus kein Unrecht.“

„Sie wollen mich nur täuschen, Altenfeld.“

„Nein, Elena. Das ist niemals Sünde, was zum Guten führt. Und welcher Grund könnte Sie bestimmen, Mitleid in einem Falle zu hegen, wo dies Mitleid verderblich ist?“

„So behalten Sie den Ring. Wenn durch ein Vergehen große Verbrechen gesühnt werden können, will ich diese Schuld auf meine Seele laden.“

„Und sie wird nicht schwer daran zu tragen haben.“

## 11.

Der Baron Clement war nicht wenig erstaunt, den Ring bei der Gräfin Lehnhaus nicht vorzufinden. Alles Nachsuchen erwies sich vergeblich, und der ausgesprochenen Vermuthung des Barons, daß er nur in der Behausung der Gräfin den Ring verloren haben könne, setzte diese gekränktes Ehrgefühl und verletzten Stolz entgegen. Dadurch gerieth der Baron in Zweifel, und da er einen Bruch noch vermeiden wollte und keine Zeit mehr zu verlieren hatte, so beschloß er, sich rasch einen ähnlichen Ring anfertigen zu lassen. An die Gräfin richtete er jedoch die Bitte, falls sich der echte Ring vorfinden sollte, denselben ihm unverzüglich nach dem Haag nachzusenden.

Clement war kaum einige Tage im Haag angekommen und sondirte noch das Terrain, als er sehr unerwarteten Besuch in der Person des Hospredigers Jablonsky aus Berlin erhielt. Er empfing denselben wie einen guten Bekannten.

„Ihr bereitet mir eine seltene Ueberraschung, Ehrwürden!“ sagte der Baron. „Was verschafft mir die Ehre Eures Besuches hier im Haag? Es müssen ganz besondere Ursachen sein, die denselben veranlaßt haben.“

„Der Herr Baron haben das Rechte getroffen,“ versetzte salbungsvoll der Hosprediger. „Denn was mir die Ehre verschafft, hier zu weilen, ist ein Auftrag meines allergnädigsten Herrn, des Königs.“

Der Baron stuzte.

„Ein Auftrag des Königs für mich?“ fragte er.

„Es sind bei uns mancherlei Veränderungen eingetreten,“ antwortete mit einem Seufzer, der sehr natürlich klang, Jablonsky. „Se. Majestät der König ist seit der Abreise des Herrn Barons sehr verstimmt, und diese Verstimmung verschlimmert wesentlich seine wieder ausgebrochene Krankheit. Da man nun den König mit allerlei Anträgen völlig bestürmt, da außerdem der König noch einen besonderen Grund dafür haben muß, so wünscht der hohe Herr dringend die Gegenwart des Herrn Barons in Berlin. Weil jedoch Se. Majestät in seiner Umgebung keine verschwiegene und ergebene Person zu einer derartigen Mission finden konnten, und weil ich ja bereits das erste Zusammentreffen des Königs mit dem Herrn Baron vermittelt habe, so wurde ich von Sr. Majestät ausersehen, hieher zu reisen und dem Herrn Baron persönlich die dringende Bitte zu überbringen: daß derselbe so rasch wie möglich nach Berlin kommen möchte, wenn

es die Umstände gestatteten, in meiner Begleitung, um wie ein reinigendes Gewitter am Hofe zu wirken.“

Der Baron hatte aufmerksam den stellenweise schwülstigen Sermon angehört, ein leiser Argwohn war ihm dabei aufgestiegen.

„Ehrwürden, was Ihr mir da gesagt, ist sehr schmeichelhaft, und ich bin gern bereit, den Wunsch des Königs zu erfüllen,“ versetzte er ruhigen Tones. „Doch sofort wird sich meine Abreise schwer bewerkstelligen lassen, da ich noch einige sehr wichtige Geschäfte zu erledigen habe. Indes werde ich mich nach Kräften beeilen, um so schnell als möglich das zu thun, wozu mich mein Herz treibt.“

„Davon bin ich überzeugt; und der Herr Baron werden dem Könige nicht allein eine große Freude bereiten, sondern ihm auch die verlorene Gesundheit wiedergeben,“ sagte Jablonsky mit vollkommener Seelenruhe, ohne sich durch eine Miene zu verrathen. „Und wie dringend nöthig die Gegenwart des Herrn Barons jetzt in Berlin ist, geht daraus hervor, daß der Fürst von Dessau kein Mittel unversucht läßt, um in die Nähe Sr. Majestät zu dringen.“

„Der Fürst von Dessau? Das ist freilich gefährlich.“

„Gewiß ist es das, besonders bei der Energie des Fürsten, die sich ja durch nichts zurückschrecken läßt und zur Zeit wenig Hindernisse findet.“

Der Argwohn des Barons war vor dem besorgten Tone des Hofpredigers wieder verschwunden.

„Das sind allerdings zwingende Ursachen, zumal ich bedenke, daß es sich dabei nicht allein um das Wohl des Königs von Preußen, sondern auch um das Wohl des preussischen Staates handelt. Ich hoffe und will mich befeßigen, meine Angelegenheiten so rasch ordnen zu können, um Eurem Anerbieten gemäß mit Euch nach Berlin zu reisen.“

„Mein Reisewagen steht dem Herrn Baron zu Diensten. Wir vermeiden dadurch jedes Aufsehen und kommen ungehindert zum Ziele.“

„Das ist ganz vortrefflich. Also wenn ich dazu bereit bin, können wir jede Stunde reisen?“ fragte Clement.

„Ja.“

Clement erteilte Jablonsky die nöthigen Weisungen und entfernte sich mit diesem, um einige längst erwartete Briefe aus Berlin in Empfang zu nehmen, in welchen die von dem Hofprediger gemachten Aussagen bestätigt wurden. Jablonsky hatte sich seine Aufgabe nicht so leicht vorgestellt; noch mehr erstaunt war

jedoch Dumoulin, der sich unterzogen hatte, die Stelle des Kutschers einzunehmen, um keinen Verdacht bei dem Baron zu erregen.

Bereits den folgenden Tag rollte Jablonskys Wagen der preussischen Grenze zu. Der Baron spielte den angenehmen Gesellschafter und auch Jablonsky war heiter und guter Dinge voll. Als sie die Grenzpfähle hinter sich hatten und den Weg nach Cleve einschlugen, stieß der Kutscher einen lauten Jubelruf aus, der von dem Bedienten Jablonskys, einem handfesten Corporal, accompagnirt wurde. Das machte den Baron aufhorchen, denn der Kutscher hatte bisher ein schweigsames, scheinbar verdrossenes Wesen zur Schau getragen; eine trübe Ahnung stieg in ihm empor und sein Mißtrauen regte sich, aber er suchte den Ausdruck dieser Regung zu unterdrücken, da er auch in Jablonskys Wesen keine Aenderung wahrnahm. Je mehr sich die Reisenden Cleve näherten, je lustiger wurde der vermeintliche Kutscher, sang und peitschte die Pferde, daß sie aus dem Galopp nicht herauskamen, und warf dabei zuweilen einen flüchtigen Blick hinter sich, als ob er sich versichern wolle, seine Passagiere noch zu besitzten.

„Ehrwürden, das Betragen Eures Kutschers ist wirklich sehr auffallend,“ sagte nach einer Weile der Baron, nicht ohne einen Beiklang von Besorgniß. „Er scheint mir über den Durst getrunken zu haben und wir werden noch Schaden darunter leiden. Am besten wird es deshalb sein, ich nehme selbst die Zügel zur Hand.“

„Fürchten der Herr Baron durchaus keine Gefahr,“ versetzte Jablonsky. „Mein Kutscher hat so seine Launen und ist ein eingefleischter Preuße, der sich erst innerhalb der Grenzpfähle seines Vaterlandes wieder wohl und sicher fühlt.“

„Eine sonderbare Art Patriotismus,“ meinte Clement mit erzwungenem Lächeln.

Da der vermeintliche Kutscher jedoch nach kurzer Weile sein altes Thun wieder aufnahm, so rief ihm der Baron barsch zu:

„Kannst du nicht manierlich fahren?“

„O ja!“ war die höhnisch klingende Antwort. „Und ich denke, daß ich manierlich fahre, denn mein Herr scheint damit zufrieden zu sein.“

„Weil dein Herr zu nachsichtig ist, Bursche! Warum machst du solchen Lärm?“

„Lärm? Ich freue mich nur.“

„Worüber freust du dich?“

„Weil ich gelernt habe, wie man einen schlauen Fuchs fängt.“

Der Baron erschraf. In diesem Momente rollte der Wagen durch das Thor in die Stadt Cleve und wurde auf ein Zeichen des Kutschers an der Thorwache nicht angehalten. In dem Absteigequartier schien man die Ankömmlinge bereits zu erwarten. Die Gesichter, die dem Baron hier neugierig entgegenschauten, gefielen ihm nicht, aber er hatte bereits seinen Plan fertig. Als er sich mit Jablonsky in dem angewiesenen Zimmer befand, suchte er eine Weile offenbar hastig in seinen Sachen und sagte dann mit großer Besorgniß in Ton und Miene:

„Ehrwürden, ich habe in der großen Eile Papiere von äußerster Wichtigkeit für den König zurückgelassen, die mich zwingen, sofort nach dem Haag zurückzureisen.“

„Das würde ich sehr bedauern. Indes glaube ich, daß die Person des Herrn Baron jetzt für den König viel wichtiger ist, als die Papiere, die sich am Ende doch beschaffen lassen,“ antwortete Jablonsky mit einem Lächeln, das eine vielfache Deutung zuließ.

„Aber ich muß! Die Papiere sind zu wichtig und die dadurch entstehende Verzögerung zu unbedeutend, um die Ehre Sr. Majestät bloßzustellen. Der König würde uns beiden sehr zürnen, wenn ich das unterließe.“

Der Baron war bei diesen Worten aufgesprungen und hatte sich der Thür genähert, als diese plötzlich geöffnet wurde und Dumoulin in Uniform, von zwei Korporalen begleitet, hereintrat.

Clement wollte an den Eintretenden vorüber, aber Dumoulin vertrat ihm den Weg.

„Halt, Herr Baron!“

Clement schrak innerlichst zusammen, doch Meister seiner Bewegungen, sagte er sich bald.

„Was soll das bedeuten?“ fragte er, scheinbar entrüstet. „Warum vertretet Ihr mir den Weg? Ich bin durchaus in keiner späßhaften Laune.“

„Auch ich nicht,“ erwiderte Dumoulin kurz und bestimmt. „Ihr seid mein Gefangener.“

Der Baron warf einen scheuen Blick umher, als suche er einen Ausweg oder eine Waffe. Dumoulin, dies bemerkend, zog den Degen.

„Gebt Euch keine Mühe, Baron Clement! Jeder Fluchtversuch zieht den Tod nach sich.“

Diese Worte ließen keine weitere Deutung zu.

„Wer gab den Befehl zu meiner Verhaftung?“

„Der Fürst von Dessau.“

„Ah! Und wessen bin ich angeklagt?“

Dumoulin zuckte mit den Achseln.

„Das weiß ich nicht, jedenfalls schwerer Verbrechen,“ war die lakonische Antwort.

„So werdet Ihr vielleicht aber wissen, daß Ihr mich nicht verhaften dürft, weil ich kein Preuße bin.“

Dumoulin lächelte.

„Ei der Tausend! Auch ich bin kein Preuße, das würde sich demnach ausgleichen. Doch rathe ich Euch, unbedingt Folge zu leisten, wenn ich nicht Gewalt gegen Euch gebrauchen soll.“

Dabei warf Dumoulin einen sehr bedeutsamen Blick auf seine Begleiter. Clement schaute sich nach Jablonsky um, aber dieser war mittlerweile verschwunden. Er machte deshalb gute Miene zum bösen Spiele und sagte mit einem Anstrich von Lustigkeit:

„Gleichviel, fügen wir uns in die ungewohnte Rolle, mit der Aussicht auf baldige Befreiung. Doch wart Ihr nicht unser lustiger Kutscher, Herr Officier?“

„Ja, und Ihr werdet nun einsehen, daß ich Ursache zur Lustigkeit hatte. Aber wenn Ihr ganz genau wissen wollt, wer ich bin, so will ich Euch auch das sagen: ich bin ein leiblicher Better Cures ehemaligen Gönners, des Fürsten Rakoczj, dessen großes Vertrauen Ihr so wacker belohntet! Ihr werdet nun gewiß einsehen, daß jeder Fluchtversuch unnütz ist.“

Der Baron war erblaßt und ergab sich schweigend in sein Schicksal. Die beiden bewaffneten Begleiter neben sich, die jede seiner Bewegungen scharf überwachten, Dumoulin vor sich, mußte er in einem festverschlossenen Wagen seine Weiterreise nach Berlin antreten und konnte nur heimlich seine Leichtgläubigkeit an die Worte des Hofpredigers verwünschen.

## 12.

Friedrich Wilhelm I. befand sich in jener verbitterten und gereizten Stimmung, die seit Clements Abreise sein steter Gast war, als sich der Fürst Leopold von Dessau anmelden ließ. Der König fuhr zornig empor:

„Sage Er dem Fürsten von Dessau: er wüßte ja bereits, daß ich für ihn nicht mehr zu sprechen sei, und könne sich in Zukunft jede Mühe sparen, zu mir zu gelangen.“

Dieser im Lapidarstil ertheilte Bescheid mochte

indes dem Fürsten nicht genügt haben, denn in der nächsten Minute trat er selbst in das Zimmer. Der König blickte ihn überrascht an und faßte nach seinem Degen: aber der Dessauer, dies sehend, gürtete rasch seinen Degen los und legte denselben dem Könige zu Füßen.

„Majestät, ich komme nicht, um Ihr Leben zu bedrohen, sondern um es zu schützen und zu retten. Es ist mir unerträglich, länger unter einem Argwohn zu stehen, den ich mir nicht bewußt bin, verschuldet zu haben. Ich beschwöre Ew. Majestät, mir hierüber Aufklärung zu geben, denn meine fürstliche Ehre leidet darunter. Gern lege ich meine Reichsfürstenwürde nieder, um ungeschützt von ihr mit meinem Kopfe für meine Schuld einzustehen. Mein Leben gehört meinem Könige.“

Der Zorn des Königs hatte sich während der Rede des Fürsten in Ueberraschung verwandelt; er stieß, als dieser geendet, den Degen wieder in die Scheide und schaute dem Dessauer prüfend in das Antlitz.

„Ist das Seine aufrichtige Meinung?“

„Zu Ew. Majestät habe ich noch keine andere gehegt.“

„Ein braver Soldat ist Durchlaucht stets gewesen,“ murmelte der König, dem der Argwohn zu schwinden begann, doch stärker ausholend und den Fürsten scharf fixirend, fragte er: „Aber Er hat doch gegen mich konspirirt? Hat mit meinen Feinden unterhandelt?“

„Ein preussischer Feldherr unterhandelt mit den Feinden seines Königs nur mit dem Schwerte!“ antwortete der Dessauer.

Ein leichtes Lächeln flog über des Königs Antlitz, dem die Wolke des Unmuths zu schwinden begann.

„Er hat also nicht den Markgrafen von Schwedt zum Könige von Preußen machen und mich und meinen Sohn an Oesterreich verkaufen wollen?“

Der Dessauer mußte gewaltsam das in seiner Brust auflodernde Zornesfeuer dämpfen.

„Diese Worte dürfen auf der ganzen Welt nur Ew. Majestät allein ungestraft gegen mich aussprechen, denn jedem Anderen hätte ich zur Antwort meinen Degen durch den Leib gejagt.“

„Hoho!“ sagte der König. „Freilich hätte ich es an Seiner Stelle auch gethan, wenn ich unschuldig wäre.“

„Eine That, wie die mir vorgeworfene, könnten Ew. Majestät wohl einem Wahnsinnigen, aber nicht einem treuen Diener zutrauen.“

„Er ist also wirklich unschuldig daran?“

„Der Zweifel Ew. Majestät ist in diesem Falle mehr als Strafe,“ versetzte der Fürst bewegt, mit einem Schimmer von Gereiztheit, wie sie einem Schwerebeleidigten eigen zu sein pflegt. „Majestät sind in die Schlingen eines Verräthers gegangen, der das ihm geschenkte Vertrauen auf die niederträchtigste Weise gemißbraucht hat.“

„Dessauer, wenn Er mich davon überzeugen könnte, so würde es mir um Seinetwillen sehr lieb sein.“ Der Ton des Königs war bei diesen Worten gutmüthiger, wärmer. „Aber ich begreife nicht, warum man mich hätte belügen wollen.“

„Um Ew. Majestät von Dero treuesten Freunden und Rathgebern zu trennen, um so ungestörter für Preußen verderbliche Pläne ins Werk setzen zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

(Eine wunderfame Geschichte.) Zu Anfang des 18. Jahrhunderts hatte die junge Lady Eleonore Campbell, eine Tochter des Grafen von Landon, den schottischen Vicomte James von Primrose geheiratet. Die Ehe war nicht glücklich; Lord James, der eine sehr wilde Jugend durchlebt hatte, überließ sich bald nach seiner Heirat neuen Ausschweifungen, die seinen Verstand derartig zerrütteten, daß er eines Abends in trunkenem Zustande mit dem Degen in das Zimmer seiner Frau drang und sie umbringen wollte.

Lady Eleonore gewann noch Zeit, zum Fenster hinaus springend sich zu retten, und suchte bei ihrer Schwiegermutter Zuflucht. Infolge dieses Austritts verließ Lord Primrose Schottland und blieb mehrere Jahre fort, ohne Nachricht von sich zu geben. Man wollte jedoch wissen, daß er sich in Amsterdam aufhalte und dort seinen Lebenswandel fortsetze; nach einer andern Nachricht sollte er gestorben sein.

Um dieselbe Zeit kam ein Nekromant nach Edinburgh, dessen mysteriöse Talente dort bald großes Aufsehen erregten. Man erzählte, er besitze die Macht, in einem magischen Spiegel abwesende Personen erscheinen zu lassen und zu zeigen, was sie in demselben Augenblicke vorhätten.

Auch Lady Eleonore hörte von diesem Manne sprechen und bekam Lust, ihn nach ihrem Gemahl zu befragen; sie begab sich eines Abends in Begleitung einer Freundin heimlich auf den Weg nach seiner Wohnung. Die beiden Damen hatten sich in die Mäntel ihrer Kammerfrauen gehüllt, um nicht erkannt zu werden. Es war eine finstere und stürmische Nacht; die Straßen waren öde und sie gelangten ohne Hinderniß in eine Allee, wo sich das Haus des Nekromanten befinden sollte, als plötzlich eine Stimme ihre Schritte hemmte, die hinter ihnen sprach: „Sie irren sich, meine Damen!“

Erschrocken wandten sie sich um und erblickten einen hochgewachsenen Mann, dessen fremdartiges Costüm und finsterner Blick, die sie beim Scheine einer Laterne erkennen konnten, ihre Furcht verdoppelte. Sie wollten ihren Weg fortsetzen, doch jener hielt sie von neuem auf, indem er dieselben Worte wiederholte.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte endlich Eleonore, indem sie Muth faßte.

„Daß Sie sich in Betreff des Weges und auch über die Tragweite Ihrer Verkleidung irren,“ versetzte der Unbekannte. „Wie können Sie glauben, daß Blinde, die gewohnt sind, den Schleier zu durchdringen, der uns von der Geisterwelt trennt, durch die Mäntel Ihrer Diensthoten getäuscht werden können.“

„Großer Gott!“ rief Lady Jane, die Begleiterin Eleonorens, „das ist der Magier!“

„Ich bin in der That der Mann, den Sie suchen,“ entgegnete er, „und wohne dort in dem Hause, wo Sie ein Licht am Fenster brennen sehen.“

„Aber es sind mehrere Fenster erleuchtet, und in verschiedenen Etagen.“

„Allerdings, aber sehen Sie nur jetzt hin, Lady Eleonore!“

„Er kennt Sie!“ rief Lady Jane mit vor Angst ersticker Stimme aus.

„Ja, ich kenne Sie. Doch blicken Sie dorthin! Erkennen Sie unter allen jenen Lichtern nicht eines, welches selbst vor Ihren, durch die Furcht getrübbten Blicken mit einem besonders lebhaften und reinen Glanze brennt?“ Hierbei deutete er auf ein Fenster, von welchem eben ein Feuer aufstakerte, dessen phosphorescierende Lichter durch die auffallende Weiße ihres Glanzes lebhaft gegen den röthlichen Schimmer der Lichter hervortraten, welche die übrigen Partien des Hauses erleuchteten.

„Sind Sie nun überzeugt?“ fragte der Nekromant.

„Sie haben wahr gesprochen,“ antwortete Lady Eleonore, „aber woher sollen wir wissen, daß Sie wirklich der Magier, der weise Mann sind, den wir suchen?“

„Durch diese Probe“ — versetzte er, indem er hart an sie herantrat und ihr einige Worte leise ins Ohr sagte. Lady Eleonore stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Sind Sie nun zufriedengestellt?“ fügte er darauf hinzu.

„Ja, ja!“ entgegnete die Gräfin hastig, als ob sie die größte Eile gehabt hätte, ihn zum Schweigen zu bringen.

„Flamme, du hast deine Schuldigkeit gethan!“ rief der Nekromant feierlich aus. In demselben Augenblicke, als ob sie seiner Stimme gehorcht hätte, verlöschte die Flamme plötzlich.

„Jetzt folgen Sie mir,“ fuhr er fort. Lady Jane zögerte einen Moment, allein die Gräfin zog sie mit sich, um den Schritten des Nekromanten zu folgen. Dieser führte die Damen in ein Zimmer, das in der zweiten Etage gelegen war, und machte ihnen daselbst die Honneurs mit vollständiger Grazie und Gewandtheit. Hierauf, nachdem er sie ersucht hatte, einen Augenblick zu verziehen, ging er in ein Nebenzimmer, um sich dort zu der Operation, die er vornehmen wollte, vorzubereiten.

„Was konnte er Ihnen sagen, das Ihnen einen so großen Schrecken einjagte?“ fragte Lady Jane ihre Freundin, als Jener das Zimmer verlassen hatte.

„Fragen Sie mich nicht darnach,“ antwortete die Gräfin lächelnd. „Das ist Etwas, was ich Niemandem, selbst Ihnen nicht sagen kann, und was, wie ich bisher glaubte, außer mir nur eine zweite Person wußte. Der Mann, der in dieses Geheimniß eindringen konnte, muß unbedingt auch das wissen, wovon ich unterrichtet sein möchte.“

Einen Augenblick später kam der Nekromant wieder. Er trug ein seidenes Tricot, das stramm auf dem Körper ansaß, jedoch Arme und Beine nackt ließ, und darüber eine Tunica von schwarzer Seide; in der Hand hielt er einen Korb, voll von einem röthlichen Pulver. Durch einen Wink forderte er Lady Eleonore auf, ihm zu folgen, und führte sie in das eingerichtete Zimmer. Es war dies ein großes Gemach mit völlig kahlen Wänden, worin sich, außer einem für die Gräfin bestimmten Lehnstuhl nichts befand, als ein großer Altar aus schwarzem Marmor, darüber ein Spiegel von sehr bedeutendem Umfange. Auf dem Altar, unter dem Spiegel, stand eine Räucherpfanne, auf welcher, Funken sprühend, eine Substanz brannte, die eine bläuliche Flamme entwickelte.

„Blicken Sie aufmerksam in den Spiegel!“ sagte der Nekromant zur Gräfin, nachdem diese im Lehnstuhl Platz genommen hatte. „Wenn Ihnen aber ihr Leben lieb ist und Sie nicht auf Ihr und mein Haupt die entsetzlichsten Strafen herabbeschwören wollen, so hüten Sie sich wohl, daß Sie hier aus Furcht oder Neugier auch nur ein Wort laut werden lassen.“

Hierauf nahm er eine gelbe Wachskerze, die er an der Flamme der Räucherpfanne anzündete, steckte dieselbe auf einen Kandelaber am Ende des Zimmers nach Osten zu und sprach dann eine Anrufung der Luft- und Feuergeister. Einige unbestimmte, jedoch sanfte und klagende Töne, die er ängstlich zu erwarten schien, gaben ihm Antwort. Er wiederholte dieselben Ceremonien in den drei andern Winkeln des Zimmers, und ging dann, von dem Erfolge, der immer derselbe war, befriedigt, an den Altar, vor welchem er niederkniete. Hierauf nahm er einige Körner des rothen Pulvers aus dem Körbchen und streute sie mit zitternder Hand auf die Kohlen der Räucherpfanne. Die bläuliche Flamme, die daraus aufstakerte, nahm bald eine tiefrothe Farbe an, dann wick sie dichten Rauchwolken, die sich langsam über die Oberfläche des Spiegels verbreiteten und die, als sie an dessen Rahmen gelangten, anfangen zu leuchten und sich von da mit leisem Aufknistern vertheilten. Plötzlich, da der Rauch sich eben massenhaft entwickelte, ließ sich ein so starkes Krachen vernehmen, daß Lady Eleonore glaubte, der Spiegel zerbräche in tausend Stücke. Dies war aber nicht der Fall. Seine Oberfläche hatte sich nur von einem Theil der Wolken, welche dieselbe verfinsterten, befreit, und auf derselben trieben nun flackernde Schimmer mit ihren Schatten ein bizarres Spiel. Bald jedoch nahmen diese bunten Farben bestimmte Formen an. Sie stellten das Innere einer Kirche dar, welche man zuerst in

büsterer Entfernung erblickte, und die plötzlich von einem starken, durch unsichtbare Mittel hervorgebrachten Lichte hell erleuchtet wurde.

Lady Eleonore sah hierauf einen Priester in vollem Ornate von den Stufen des Altars herabsteigen, während vor ihm ein Brautpaar niederkniete, um welches sich eine zahlreiche, glänzende Gesellschaft von Trauzugenden drängte.

In dem Bräutigam erkannte Lady Eleonore ihren verschwundenen Gemahl.

Sie hatte sich von ihrem Staunen noch nicht erholen können, als ein Fremder in die Kirche trat, den Mantel, der ihn umbüllte, abwarf und auf Lord James losstürzte. Auch diesen Fremden erkannte Eleonore; es war ihr Bruder, der damals auf Reisen in Holland war. Bei dessen Anblick sprang Lord James lebhaft auf und zog den Degen. Es entspann sich ein Kampf, Lady Eleonore glaubte selbst in der Entfernung das Klirren der Degen zu hören, und bevor die Umstehenden, von Schrecken starr, Zeit gewinnen konnten, dazwischen zu treten, fiel Eleonores Bruder, von Lord James Degen tief durchbohrt.

„Großer Gott!“ rief sie aus, indem sie vor Entsetzen alle Vorsicht vergaß, „mein Bruder ist ermordet!“

Augenblicklich zerstreuten sich die Wolken, welche noch den Rahmen des Spiegels umringten, jede Spur der Scene, die eben vor ihren Augen vorgegangen war, verschwand, selbst die Lichter erloschen, indem sie einen klagen den Ton von sich gaben, und Eleonore befand sich mit dem Nekromanten allein im Zimmer. —

„Für diese Nacht ist Alles vorüber,“ sagte der Letztere zur Gräfin und warf einen besorgten Blick im Zimmer umher. „Kommen Sie, gnädige Frau; je rascher wir uns nach dem eben Vorgefallenen aus diesem Zimmer entfernen, um so besser wird es für uns sein.“

Die Gräfin, welche sich von ihrem Schreck noch nicht recht erholt hatte, ließ sich maschinenmäßig zur Lady Jane zurückführen, welche über die Alteration der Gesichtszüge ihrer Freundin zurückbebt. Uebrigens wies der Nekromant jede Bezahlung zurück und erwiderte nur auf die Auerbietungen der Gräfin, daß nicht ein interessirtes Motiv ihn bewogen habe und er nur wünsche, die Unvorsichtigkeit der Gräfin möge keine üblen Folgen für Beide nach sich ziehen.

„Hab ich denn dadurch einen Fehler begangen, daß ich sprach?“ antwortete Lady Eleonore, durch diese Uneigennützigkeit einigermaßen überrascht.

„Ihr Fehler war groß, allein die Geister der Luft haben ihn ohne Zweifel verziehen, denn sie haben nichts destoweniger ihre Pflicht gethan. Aber kommen Sie, meine Damen, es ist tief in der Nacht, und der Sturm, der längst drohte, bricht eben los.“

Nach diesen Worten beeilte sich der Nekromant, die Damen nach Hause zu bringen.

Lady Eleonore war in so hohem Grade von dem Erlebten ergriffen, daß sie noch in derselben Nacht einen ausführlichen Bericht darüber niederschrieb. Einige Zeit darauf kam ihr Bruder von der Reise zurück, und sie fragte ihn, ob er keine Nachrichten über Lord James habe. Anfangs gab er ausweichenden Bescheid, als sie aber in ihn drang, so gestand er ihr, daß er den Lord wiedergesehen habe.

Eines Tages hatte er nämlich in einer benachbarten Stadt von Amsterdam ein Schreiben von einem ihm befreundeten Negocianten erhalten, der ihn zur Hochzeit seiner einzigen Tochter einlud. Er beschloß der Einladung Folge zu leisten, da er aber durch verschiedene Umstände zurückgehalten wurde, so traf er erst ein, als die übrigen Gäste bereits in der Kirche versammelt waren. Hier kam er noch rechtzeitig genug an, um den Bräutigam zu entlarven, dessen wahren Namen ihm ein Unbekannter bei seiner Ankunft zuflüsterte, und dadurch die Tochter seines Freundes vor einem Unglück zu retten, das nicht mehr gut zu machen gewesen wäre. Uebrigens war Alles in der bildlich von dem Nekromanten dargestellten Weise vor sich gegangen, nur hatte der Kampf nicht stattgefunden, indem die Umstehenden den Lord James zuhielten, der hierauf die allgemeine Verwirrung benützte, um sich aus dem Staube zu machen.

Lady Eleonore suchte den Bericht auf, den sie niedergeschrieben hatte, und als man die Daten verglich, so stellte es sich heraus, daß die Hochzeit in Amsterdam an demselben Tage stattfand, an welchem der Nekromant ihr das Bild davon in seinem Spiegel gezeigt hatte.

Auf die von diesem Manne angewendeten Mittel wollen wir nicht näher eingehen; zu einigen kleinen Nebensachen bietet die Chemie leicht den Schlüssel, das Reg der übrigen Täuschungen und ihre Werkzeuge wird der scharfsinnige Leser längst durchschaut haben.

—r.

(Zwei Anekdoten.) Der verstorbene Dichter Fr. Hebel besaß sehr starkes Selbstgefühl, das sich einst in einer seltsamen Art kundgab. Das eintretende Dienstmädchen hörte ihn einmal am Schreibtische, an dem er dichtend saß. Da fuhr er auf und donnerte das Mädchen im höchsten Pathos an: „Hinans, elende Person! Sieht Sie denn nicht, daß der liebe Gott bei mir ist?“

— Der kürzlich verstorbene Dupin war lange der Vertraute und Berather des Königs Ludwig Philipp, wiewohl er mit diesem nicht immer einerlei Meinung war; sein einfaches Wesen aber und seine Anspruchslosigkeit, die sich sogar in seinem mehr als bescheidenen Anzuge aussprach, sagte dem einfachen Sinne des Königs zu. Eines Tages, während eines politischen Gesprächs mit dem Könige, vergaß sich Dupin so weit, in seiner gewohnten barschen Weise dem Könige zu sagen: „Ich sehe wohl, Majestät, daß wir uns nie verstehen werden.“

„Ich habe mir schon dasselbe gedacht, Herr Dupin,“ entgegnete der König, „nur wagte ich nicht, es Ihnen zu sagen.“



# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Staatliche 6 Thlr.  
mit Staatlichen 8 Thlr.

## Ein diplomatischer Abenteuer.

Historische Novelle  
von  
E. Nissel.  
(Fortsetzung.)

„Das wäre allerdings ein großer Schurkenstreich! Aber er kann ja ebenso gut Seine Absichten gehabt haben, die Er jetzt nur aufgegeben, weil Er sieht, daß es unmöglich ist, sie auszuführen?“

„Ew. Majestät lehren mich heute zum ersten Male in meinem Leben Geduld üben. Das habe ich wahrlich nicht verdient.“ Diese Worte waren im Tone tiefster Kränkung gesprochen.

„Na, wenn Ihm Unrecht geschehen ist, so sollte es mir leid thun!“ versetzte der König beschwichtigend. „Hat Er denn Beweise für sich?“

„Ja. Ew. Majestät haben Schriften verleumderischen Inhalts empfangen, die entweder mit meiner oder den Unterschriften anderer wackerer Männer versehen waren?“

„Woher weiß Er das?“

„Majestät, der Verräther schläft nicht.“

„Er wird doch nicht etwa Seine eigene Unterschrift ablegen wollen?“

„Gewiß nicht; aber die Unterschriften, die man Ew. Majestät als echte in die Hände gespielt, sind gefälscht! sind von kunstfertiger Hand nach aus ge-

heimen Archiven gestohlenen Urkunden gefertigt worden.“

„Was sagt Er da?“ fragte staunend der König.

„Während die wichtigsten Staatsgeheimnisse abschriftlich in die Hände des Grafen Flemming wanderten, wurden falsche Anklagen gegen die treuesten Anhänger des preussischen Königshauses geschmiedet und Ew. Majestät vorgelegt.“

„Dessauer, Er weiß doch, daß Er jetzt eine Anklage erhoben hat, die Köpfe kosten kann, wenn sie sich beweisen läßt?“

„Ich weiß das und habe meinen Kopf zuerst anboten. Aber ich würde nicht so sprechen, wenn ich nicht meiner Sache gewiß wäre.“

Der König ließ wieder seinen Blick eine lange Weile forschend auf dem Antlitz des Fürsten von Dessau haften, dann machte er einen Gang durch das Zimmer, denn er befand sich offenbar in einem schweren Kampfe mit seinem Innern.

„Er ist also seiner Sache gewiß?“

„Wie meiner Ehre! Der Kriegssekretär Bube, der weimarsche Resident Lehmann und der Finanzrath von Heidelberg haben bereits umfassende Geständnisse abgelegt.“

Der König trommelte unmutig mit den Fingern auf einer Tischplatte.

„Also diese Buben haben mich belogen? Man soll sie sogleich festnehmen!“

„Das ist bereits geschehen, denn sonst wären sie uns durchgegangen.“

„So? Aber wer ist die Triebfeder aller dieser Dinge?“

„Der Baron Clement.“

„Das ist nicht wahr!“ platzte der König heraus.

„Ich habe Majestät noch nicht belogen.“

„Der Clement ist ein viel zu gescheider Kopf, dem ich solche Dinge nicht zutraue.“

„Dennoch ist der Baron der Haupträdelsführer, der das Vertrauen Ew. Majestät schändlich gemißbraucht hat. Die überzeugendsten Beweise seiner Schuld werde ich in Ew. Majestät Hände legen, denn ich habe Aufschlüsse über das Leben und Treiben dieses Clement erhalten, die mir das Herz erbeben machten.“

„Dann wäre also der Clement ein abgeseimter Schurke?“

„Das ist er auch. Selbst die Gunstzeichen Ew. Majestät sind ihm nicht heilig genug, um sie zu seinen verderblichen Zwecken zu benutzen.“

„Was meint Er damit?“ fragte der König mit gespannter Neugier.

„Ew. Majestät haben unter Anderem dem Baron Clement einen kostbaren Ring, als Zeichen allerhöchsten Vertrauens geschenkt.“

„Das hat Ihm wohl der Goldschmied verrathen?“

„Nein. Hier ist der Ring.“ Der Fürst von Dessau präsentirte bei diesen Worten dem darüber höchlichst erstaunten Könige den Ring, den dieser nahm und prüfend betrachtete.

„Woher hat Er denn den Ring?“

„Der Baron hat den Ring, der ihm als Beglaubigungszeichen seiner gelungenen Mission diente, bei einer Vertrauten in Dresden liegen lassen, wo derselbe zufällig in unrechte Hände fiel und durch einen Gardeofficier mir übersandt wurde.“

„Der Baron war ja gar nicht in Dresden. Der Ring wird ihm also wohl gestohlen worden sein.“

„Majestät sind darüber falsch berichtet. Dresden war Clements erstes Reiseziel, dort hat er dem Grafen Flemming Bericht erstattet.“

Der König stampfte heftig mit seinem Stocke auf den Boden.

„Dessauer, das wäre schlimm, denn der Hauptschurke wäre uns ja entgangen.“

„Majestät, Clement befindet sich bereits im Kriminalgefängniß.“

Der König fuhr empor und konnte das Gefühl stauender Ueberraschung nicht verbergen.

„Oho! Dessauer, ich glaube, Er kann mehr als Brot essen! Wie hat Er das gemacht?“

„Es ist ein ziemlich schweres Stück Arbeit gewesen, Majestät!“

„Das bezweifle ich nicht,“ sagte der König lächelnd. „Wer hat Ihn denn dabei geholfen?“

„Ein muthiger Soldat und ein kluger Pfaffe.“

„Was? Ein Soldat und ein Pfaffe? Er spaßt wohl?“

„Nein, Majestät! Der Hofprediger Jablonsky und der Officier Dumoulin, die ich für diesen wichtigen Dienst Ew. Majestät bestens empfohlen haben will.“

„Ich werde ganz bestimmt an Beide denken. Weiß Er, daß mich das wirklich sehr überrascht hat?“

„Mir ist es ebenso ergangen, Majestät.“

„Also die ganze Gesellschaft befindet sich in sicherem Gewahrjam?“

„Darauf können sich Ew. Majestät verlassen.“

„Gut, gut. Ich will nur wünschen, daß sich Alles so verhält, denn ich werde sehr genau prüfen und den Prozeß gegen den Baron Clement und seine Helfershelfer sofort einleiten lassen. Das wäre ja ein ganz abscheulicher Betrug. Dessauer, nehme Er vor der Hand meinen Dank und die Versicherung meiner Gnade und meines Vertrauens mit sich. Das fremde Volk taugt einmal nichts!“

Der König reichte dem Fürsten von Dessau die Hand mit dem Ausdruck offener Herzlichkeit dar, die dieser ehrfurchtsvoll küßte und sich dann entfernte.

## 13.

Sobald der Baron Clement sich in sicherem Gewahrjam befand, wurden die Höfe von Dresden und Wien benachrichtigt und Aufschluß von ihnen über die gegen die Sicherheit des Königs und des Kronprinzen gehegten Pläne verlangt. Die Höfe verlangten darauf entrüstet die Auslieferung oder strenge Bestrafung des Verbrechers und versuchten es so gut als möglich, sich von jedem Verdacht zu reinigen. Friedrich Wilhelm I. hegte jedoch noch immer eine besondere Vorliebe für den Angeklagten; die ganze Sache erschien ihm so verworren und unklar, es traten ihm so viele Unmöglichkeiten vor Augen, daß er an der Schuld des Barons zweifelte und weit eher ein Komplott gegen denselben vermuthete. Aus diesem Grunde wollte der König auch der Gerichtsverhandlung gegen den Baron selbst beiwohnen, weil er hoffte, daß sich dabei Clements Unschuld herausstellen würde.

Der Baron betheuerte auch in allen Verhören standhaft seine Unschuld und es hatte allen Anschein, daß die Ankläger zu Schanden werden sollten, denn auch die Complicen Clements sagten genau so aus, als ob sie von dem Baron Instruktionen empfangen hätten. Der Fall drohte bedenklich zu werden, und der Fürst von Dessau im Verein mit dem kaiserlichen und dem sächsischen Gesandten boten Alles auf, die Schuld des Barons zu beweisen. Das Kaiserhaus verlangte als Sühne des ihm angethanen Frevels die Hinrichtung des Barons als Hochverräther. Den Abend vor der Gerichtsverhandlung, in welcher die verhängnißvolle Angelegenheit zum Abschluß gebracht werden sollte, begab sich der kaiserliche Gesandte Baron von Sedendorf, der für diesen Fall mit besonderen Instruktionen versehen war, zu dem Baron Clement in das Gefängniß.

„Clement, Sie haben den Verräther gespielt! Was hat Sie dazu bewogen?“

„Verräther, Excellenz? Im Gegentheil, ich bin verrathen worden. Wollte ich das vorgeschriebene Ziel erreichen, so konnte ich keine andere Rolle spielen.“

„Thorheit! Alles spricht gegen Sie. Wie konnten Sie das Kaiserhaus so compromittiren? Dafür giebt es gar keine Entschuldigung.“

„Excellenz, das war der einzige Weg, mich in das Vertrauen des Königs zu schleichen.“

„Ein sehr gefährlicher Weg. Was werden Sie nun vor Gericht thun? Verschlimmern Sie Ihre Sache nicht durch neue Ausflüchte!“

„Meine Unschuld werde ich bekennen.“

„Bah! Nach dem, was gegen Sie vorliegt, glaubt kein Mensch daran.“

„Sie irren sich, Excellenz. Schlimmsten Falles werde ich unschuldig sterben.“

„Auch das würde man bezweifeln. Uebrigens ist das leichter gesagt als gethan, und ich weiß zu gut, wie sehr Sie das Leben lieben.“

„Das Leben lieben wir Alle,“ versetzte ironisch der Baron; „denn alle unsere Mühen sind ja nur auf seine Erhaltung gerichtet. Aber darf ich den Zweck Ihres Besuches nicht erfahren?“

„Der Zweck meines Besuches ist Ihre Rettung.“

„Ah!“ machte Clement verwundert. „Und wie?“

„Es giebt nur ein Mittel.“

„Und das wäre?“

„Werfen Sie sich in offener Gerichtsitzung dem Könige zu Füßen und bekennen Sie sich schuldig. Als Motiv suchen Sie irgend einen beabsichtigten guten Zweck hervor, das wird Ihnen ja nicht schwer fallen. Der

König ist eine gutmüthige Natur, er wird Sie begnadigen und wir werden unser Mögliches dazu thun. Die ausgestandene Angst mögen Sie dann als Strafe Ihres Verrathes betrachten.“

Ein flüchtiges Lächeln spielte um Clements Lippen.

„Herr von Sedendorf, ich werde vorziehen, meine Unschuld zu bekennen. Das ist ein sichereres Mittel als das Ihre; denn wie ich den König kenne, würde mich derselbe im ersten Zornesausbruch hinrichten lassen.“

„Das würde der König nicht thun, sondern erst den Spruch des Gerichtes abwarten.“

„Der doch bestimmt auf Tod lautete.“

„Das ist noch zweifelhaft. Uebrigens dürfen Sie auf unsere Verwendung rechnen.“

„Excellenz, täuschen wir uns nicht, Ihnen kommt mein Tod sehr gelegen, denn er schließt einen Mund, den Sie gern geschlossen sähen. Wollten Sie mich retten, so ständen Ihnen andere und leichtere Mittel und Wege zu Gebote.“

„Ihr Mißtrauen ist ebenso beleidigend als grundlos. Als Freund rathe ich Ihnen nochmals, meinen Vorschlag zu beherzigen.“ Sedendorf sprach dies in gereiztem Tone, fügte jedoch wie bedauernd hinzu: „Ohnehin würde Ihr Körper die Folter nicht aushalten und ein späteres Geständniß die Sache nur verschlimmern.“

Clement war sichtlich blässer geworden.

„Die Folter?“ fragte er mit bangem Ton. „Doch Sie wollen mich nur schrecken, denn man darf und wird mich nicht foltern.“

„Man wird es thun; beherzigen Sie deshalb meinen Rath und Sie werden es nicht zu bereuen haben.“

Sedendorf verließ das Gefängniß und begab sich direkt zu Herrn von Cocceji. Dieser war über den seltenen Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde höchlich erstaunt.

„Was verschafft mir die Ehre?“

„Die Erfüllung einer Pflicht. Sie haben es morgen mit einem sehr verstockten Verbrecher zu thun, von dem nur schwer Geständnisse zu erlangen sind. Da dem Kaiserhose viel daran liegt, sich von jedem Verdachte zu reinigen, so werden Sie jedenfalls ohne Bedenken bei dem Angeklagten die peinliche Frage in Anwendung bringen.“

„Herr von Sedendorf,“ versetzte Cocceji mit Würde, das Recht bedarf keiner Gewaltmittel und ich verabscheue dieselben.“

„Ihre Grundsätze theile ich, Herr von Cocceji, aber es giebt Ausnahmen, namentlich dann, wenn es sich um die Frage des Hochverrathes handelt. Staaten und Fürsten können ihre Ehre nicht um richterlicher Gewissensstrupel willen ungestraft beslecken lassen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie wollen mich nicht verstehen. Die Person, von der ich spreche, ist der Baron Clement. Seine Geständnisse sind von großer Wichtigkeit.“

„Die Gegenwart des Königs würde allein schon dem Angeklagten das peinliche Verfahren ersparen, ohne daß richterliche Gewissensstrupel Berücksichtigung fänden.“

„Dann, fürchte ich, wird ein großer Verbrecher straflos ausgehen.“

„Das müssen wir erwarten,“ entgegnete mit Seelenruhe Cocceji. „Darán vermöchte ich, selbst wenn ich es wollte, nichts zu ändern, da darüber der Generalauditeur zu bestimmen hat und auch dieser nicht gegen die Verfügungen des Königs handeln darf. Uebrigens stehen auch dem Kaiserhofs Wege genug offen, sich gegen einen Verbrecher Recht zu verschaffen, ohne daß er seine Zuflucht zu dergleichen Mitteln zu nehmen braucht.“

Herr von Seckendorf verabschiedete sich unter Entschuldigungen bei Cocceji und begab sich zu dem Generalauditeur, Herrn von Ratsch, den er bereits näher kannte. Ratsch war zugänglicher, aber die Anwesenheit des Königs war auch für ihn der Stein des Anstoßes; aber er versprach die Sache in Erwägung zu ziehen, um dem Kaiserhause und dem Fürsten von Dessau, ohne gegen die königlichen Bestimmungen zu verstößen, gefällig zu sein.

(Schluß folgt.)

### Feuilleton.

(Verschiedene Arten von Theatermüttern.) Ein Schauspieler unterscheidet vier Hauptarten von Theatermüttern, von denen jede freilich wieder eine Menge von Unter-, Ab- und Spielarten hat.

Die erste und verbreitetste Art umfaßt jene Mütter, die einst selbst Schauspielerinnen waren, bevor sie sich darauf beschränkten, für ihre Tochter lediglich hinter den Coullissen zu

wirken. Sie werden gewöhnlich das Opfer eines tiefen Zwiespalts in ihrer Brust. Stets bereit, Collegen, Directoren und Publikum gegenüber den Satz zu vertreten, daß in „ihrer Tochter“ die höchste Blüte der dramatischen Kunst zur Erscheinung komme, stets in gelinder Entrüstung über die Unempfindlichkeit des Publikums, den Geiz der Direction, den Neid der Colleginnen, die Bornirtheit oder Schleichigkeit der Kritik, kann die Theatermutter doch nicht umhin, in Selbstgesprächen und gelegentlichen Dialogen mit der vergötterten Tochter einzugesellen, daß der letzteren Art, Komödie zu spielen auch grade nur für ein solches Publikum, für eine im Geschmack so gänzlich verkommene Zeit gut genug sei. Als sie selbst noch die Jungfrau von Orleans spielte, ja, das waren Zeiten, damals war es den Schauspielern noch heiliger Ernst mit ihrer Kunst und das Publikum von damals wußte auch das Große und Schöne zu schätzen, während es jetzt über Leistungen jubelt, deren sie sich geschämt haben würde.

Mag diese Theatermutter nicht immer respectabel sein, respectirt wird sie von Allen, welche das Glück hatten, mit ihr in Verührung zu kommen. Die Directionskanzleien besäßen ein panischer Schrecken, wenn die Thür geöffnet wird und die meistens recht wohlgenährte Gestalt der ehemaligen Künstlerin sich hereinzieht. Ihr macht man kein K für ein U, sie ist in allen Finten der Contractauslegungen erfahren wie ein Winkeladvokat und weiß mit dem ganzen Pathos einer hohen Tragödie das gekränkte Recht ihrer Tochter zu wahren. Sie kennt auch die chronique scandaleuse der Theaterwelt seit dreißig Jahren und droht mit schauerhaften Enthüllungen, wenn die Stimme des Rechts und der Vernunft ungehört bleiben sollte. Mit Redensarten läßt sie sich nicht abspülen, sie geht nicht ohne die Rolle oder den Vorschuß, den sie als natürlicher Anwalt ihres „armen Kindes“ verlangt, sie verfehlt die Direction in Belagerungszustand und zeigt sich auch völlig entschlossen, im Nothfalle Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen. Den übrigen Schauspielerinnen ist sie durch ihre böse Zunge fürchtbar, Wohnungsvermietnern, Handwerkern und Bucherern durch ihre langjährige Praxis im Schuldenmachen und Durchgehen, den Journalen durch ihre ausgiebigen Besuche und den Aufwand ihrer Beredsamkeit, der Tochter selbst durch ihren Unterricht, ihre Kritik und ihr Talent, sich mit aller Welt zu verfeinden. Bringt sie es nicht dahin, daß ihrer Tochter gekündigt wird, so ist gewöhnlich die Trennung von dieser das Ende, und die Mutter hat dann bis an ihren Tod hinlänglichen Stoff, über kindlichen Undank zu lamentiren.

Die zweite Art ist die spezifisch bürgerliche Theatermutter. Sie hat nur ungern ihre Einwilligung zur Betretung dieser gefährlichen Laufbahn gegeben und überwindet nie ganz ihren Abscheu vor den Brethern, mit welchen sie höchstens die Aussicht auf eine gute Heirat der Tochter einigermaßen ausöhnen kann. Auf dieses Ziel lenkt sie auch unablässig das Augenmerk der Künstlerin, für deren Ehrgeiz, für deren Leiden und Freuden im Berufe sie kein Verständniß hat, noch haben will. Jede Unannehmlichkeit, jedes

Fiasco, jede Zurücksetzung wird von ihr als Sporn benutzt, um die Tochter zum Bruch mit „dieser ganzen Wirtschaft“ zu treiben, natürlich unter der gedachten Voraussetzung; in jeden Freundeskreis mischt sie in der besten Absicht einen Tropfen Galle: „Wer weiß, wie bald es wieder anders kommt!“ In die Coullissenintrigen mischt sie sich nicht; ihre Stellung am Kunstinstitut zu behaupten, bleibt der Tochter allein überlassen, desto wachsammer hütet sie jedoch die Tugend der Tochter, und bringt dies Thema auch gern, nicht immer taktvoll, in Gegenwart von Männern zur Sprache, denen sie allenfalls „solide Absichten“ zutraut. Was sie Tag und Nacht nicht ruhen läßt, ist der Gedanke, daß ihre Tochter sich am Ende in einen ersten Tenoristen, einen jugendlichen Liebhaber oder sonst einen windigen Patron vergassen könnte, und sie wird deshalb nicht müde, ihr die reellen Vorzüge des dicken Bierbrauers und des fahlköpfigen Kaufmanns anzuzählen, welche bereit sind, der Theaterprinzessin all ihre Fässer, ihre Knoppern und Leberwurst zu Füßen zu legen. Sie hat wenig Feinde, außer in den Kreisen jener Verehrer, welche nicht im Stande sind, sie von der Solidität ihrer Absichten zu überzeugen.

Die dritte Art der Theatermütter betrachtet zwar auch eine „Versorgung“ als das eigentliche Ziel aller künstlerischen Bestrebungen, nimmt es aber mit der Beschaffenheit derselben nicht so genau. Sie hat schon frühzeitig herausgerechnet, daß ein so hübsches Mädchen wie ihre Tochter beim Theater leichter und schneller ihr Glück machen und ihren Angehörigen ein sorgenloses Dasein bereiten kann, als wenn sie Putz machen oder Handschuhe nähen wollte. Mit fünf Jahren wurde die Kleine in die Ballettschule gebracht, und von da hat sie sich allmählich bis zu kleinen Rollen durchgebissen, zu welchen mehr schöne Natur als Kunst erforderlich ist. Sie bekommt von ihrer Mutter weniger Weisheits- als Klugheitsregeln zu hören. Auch diese Mama sieht auf Solidität der Arbeiter, nur verbindet sie damit einen besonderen Begriff: eine Heirat mit einem unvermögenden Manne würde sie z. B. höchst unsolid nennen, während es ihr bei einem übrigens rechtsverbindlichen Contracte mit einem reichen Mann nicht darauf ankommt, ob in demselben das Wort Ehe vorkommt oder nicht. Im Gegentheil lehrt ihr der Augenschein, daß die „verhältnismäßigen“ Schwiegermütter sich gewöhnlich besser sehen, als die vom Gesetz anerkannten, und daß die verheirateten Fräuleins viel mehr Aufwand machen können als die verheirateten Frauen. Und ihre Bemühungen, der Tochter eine „gesicherte Zukunft und sich selbst ein ehrenvolles Alter“ zu verschaffen, sind auch meist von Erfolg gekrönt.

Bei der vierten Art begegnen wir fast allen Eigenschaften der drei ersten Arten in seltsamer Mischung wieder. Diese Theatermutter war von der Natur selbst für das Theater bestimmt, aber ihr Geschick brachte sie in eine bescheidene, ihrem hohen Fluge wenig genügende Existenz, und sie mußte sich die ganze Blüthenzeit ihres Lebens hindurch mit ungefüllter Sehnsucht tragen. Aber bei der Geburt ihrer Tochter stand auch schon fest: aus ihr muß eine Künstlerin werden! Daß die Kleine

unglücklicher Weise die profane Natur ihres Vaters geerbt hat, war für die lähne Mutter kein Hinderniß; dem Kinde wurde so lange vorgeredet, daß es eine unüberwindliche Neigung zur Bühne habe, bis es selbst daran glaubte. Wenn die zukünftige Schauspielerin um die Schule herumging, so war das ein sprechender Beweis für ihre Genialität, welche sich dem pedantischen Zwange nicht fügen wollte; desto eifriger wurde der Declamationsunterricht betrieben, und zur Feier des siebensten Geburtstages der Kleinen versammelte sich schon im elterlichen Hause derselben bei viel Thee und wenig Butterbrot eine große Gesellschaft, um sie „Kassandra“ und „die Kindesmörderin“ recitiren zu hören. Alle Anwesenden stimmten in dem Ausspruch zusammen, daß es eine Sünde und ein Verbrechen sein würde, ein solches Talent unentwickelt verkümmern zu lassen. Nun wurden Betten und Silberzeug verfeßt und die ganze Familie mußte hungern, damit die verschiedenen „Meister“ für das systematische Austreiben der Natur bezahlt werden konnten. Endlich ist der Lohn für so viele Opfer da, das Kind ist „Künstlerin“, die Mutter kann mit ihr in der Welt herumziehen, mit Komödianten verkehren, sich als Mutter der ersten Liebhaberin oder der lebenswürdigen Soubrette den Hof machen lassen. Und weil sie gewissenhaft nachzusehen sucht, was die erste Art in jungen Jahren durchgemacht hat, kommen auch alle reizenden Eigenthümlichkeiten jener Art bei ihr erst jetzt zur vollen, bezaubernden Blüte. Sie lernt die Rollen mit, welche ihrer Tochter zugetheilt werden, und schwelgt in der Einbildung, daß sie selbst auftreten soll: sie plagt die Directionen doppelt, weil der Tochter auch dazu das Talent fehlt; sie möchte jeder Anderen die Liebhaber und die Rollen abwendig machen und ihrer Tochter zuwenden (da sie selbst leider keinen Anspruch darauf machen kann); sie hegt Groß und Klein durcheinander, trägt die größte Verachtung gegen das „Theatervolk“ zur Schau, obwohl sie unglücklich wäre, wenn sie nicht unter demselben leben könnte, animirt im Zuschauerraum die ihr zunächst Sitzenden mit Zunge und Ellbogen zu Beifalls- oder Mißfallenszeichen, erzählt der Rivalin ihrer Tochter in dem Augenblick, da jene zur „großen Scene“ übergehen will, was man im Publikum Ehrenrühriges von ihr gesprochen habe, und bemüht sich sogar, der jüngsten Choristin beim Nachhausegehen aufzufauern, um zu erfahren, ob sie sich von Jemandem begleiten lasse. Ihr kann nichts Schlimmeres begegnen, als wenn ihre Tochter aus solchen Verhältnissen herausgerissen wird. Ihre dann auf einen kleineren Wirkungskreis eingeeengten Talente werfen sich in diesem Falle mit solcher Energie auf die Störung des häuslichen Glückes der Ihrigen, sie entwickelt eine solche Thätigkeit im Horchen, Klatschen und Lügen, daß eine große Katastrophe nie lange ausbleibt.

—r.

(Frauenrache.) Ein bekannter Pariser Journalist — wir wollen ihn Narcisse Durand nennen — dessen Artikel viel gelesen werden, hatte sich vor einiger Zeit erdreistet, in Dupins Fußstapfen zu treten und weitere, detaillirte Auseinandersetzungen über dessen Brochüre gegen den Luxus der Frauen zu liefern. Vor kurzem ereignete es sich nun, daß er einen zierlichen, par-

filmirten und mit einem Wappen versiegelten Brief empfing. Die Kratelsfähe der Adresse schienen ihm gleich eine kleine, aristokratische Hand zu verrathen und Narcisse Durand beeilte sich, den Brief zu erblicken, worin er zu seinem höchsten Erstaunen folgende Worte las:

„Mein Herr!

Wenn man Ihnen den Vorschlag machte, übermorgen, Donnerstag, Schlag Mitternacht auf dem Cours-la-Reine allein spazieren zu gehen — würden Sie sich getrauen, dieser Aufforderung Folge zu leisten? Sollten Sie an Rheumatismus leiden und den Nebel deshalb fürchten, so kommen Sie lieber nicht. Im entgegengekehrten Falle bleiben Sie vor dem zweiundfünfzigsten Baum zu Ihrer Rechten stehen, ein blaues Coupé wird an diesem Baume halten. Auf dem Kutschersitz dieses Coupés werden Sie einen Kutscher in brauner Livree mit einer gepuderten Perrücke erblicken, zu dem Sie sagen: „Samuel, laufen Ihre Pferde gut?“ worauf er antworten wird: „So schnell wie der Wind, Excellenz!“ Nach diesen Worten steigen Sie sofort in den Wagen und lassen sich fortfabren.“

Man will sich jedenfalls einen schlechten Witz mit mir machen, dachte Narcisse Durand beim Durchlesen dieses geheimnißvollen Briefes. Dabei gelobte er sich, in keiner Weise auf dies Abenteuer zu reflectiren, und setzte sich an seine Arbeit, allein er konnte seine Phantasie nicht verhindern, häufige Excursionen zu machen und sich in allerlei Vermuthungen zu ergeben.

So ging die Sache fort und verschlimmerte sich nur noch, als der verhängnißvolle Donnerstagabend gekommen war. Er wollte arbeiten, aber es kamen ihm gar keine Gedanken, und um nur endlich vor sich selbst einen plausiblen Vorwand zu haben, um nichts zu thun, zerbrach er seine Feder und warf sein Dintensafß um, dann zog er sich an und schlenderte scheinbar zwecklos seines Weges dahin.

Nach einiger Zeit war er nicht wenig erstaunt, als er bemerkte, daß er sich auf dem Cours-la-Reine befand; er zählte die Bäume zu seiner Rechten, blieb bei dem zweiundfünfzigsten stehen und dachte: Hier muß es sein! Dann schalt er sich selbst einen Narren, lehrte um, wiederholte sich Wort für Wort den Brief, welchen er längst auswendig wußte, und philosophirte folgendermaßen:

„Uebrigens, warum sollte ich eigentlich nicht diesem seltsamen Rendezvous Folge leisten? Es ist freilich wahr, ich bin nicht mehr zwanzig, auch nicht mehr dreißig Jahr alt, aber ich bin, Gott sei Dank, auch noch kein Invalide in Betreff des Gefühls. Ueberdies leide ich nicht an Rheumatismus und fürchte mich nicht vor dem Nebel. Ohne jemals grade eine Schönheit gewesen zu sein, bin ich doch immer noch nicht übel und mein Geist und Talent sind in ihrer vollsten Blüte. Warum sollte ich nicht noch einmal, vielleicht das letzte Mal, um meiner selbst willen geliebt werden?“

Was sich dann gegen 11 Uhr abends ereignete, erräth wohl jeder scharfsinnige Leser. Narcisse Durand war in seinem Toilettenkabinet damit beschäftigt, Haar und Bart zu parfümiren

und sich mit ungewohnter Sorgfalt anzukleiden; als der zwölfte Schlag der Mitternachtsstunde von den Thürmen halte, stand er bereits vor dem bestimmten Baume auf dem Cours-la-Reine.

Ein blaues Coupé stand richtig an dem angegebenen Plage; auf dem Kutschersitz befand sich ein Kutscher in brauner Livree mit weißgepudelter Perrücke. Narcisse Durand trat mit einigem Herz klopfen an ihn heran und fragte wie zufällig: „Samuel, laufen Ihre Pferde gut?“

„So schnell wie der Wind, Excellenz,“ erhielt er zur Antwort.

Der Schriftsteller verlangte nichts weiter; er öffnete den Schlag, stieg ein, und das Gespann flog dahin wie ein Pfeil. Als man schon über Anteuil hinaus war, drückte der Kutscher an einer Feder, worauf sofort zwei kleine Raden herumflogen und die Glasscheiben des Wagens hermetisch verschlossen, so daß der darin Sitzende nicht mehr unterscheiden konnte, wohin ihn sein Weg führe. Nach einer halben Stunde, währenddem der Wagen im Zickzack hin- und hergefahren war, hielt er still, der Kutscher schrie: „Thor auf!“ und man kam in einen großen, sandbestreuten Hof, in dessen Mitte sich ein eleganter, zweistöckiger Pavillon erhob.

„Auf Ehre!“ dachte Narcisse Durand ganz aufgeregt und entzückt, „ich dachte bisher immer, solche Dinge passirten nur in den Romanen meines jungen Freundes Penjon du Terrail!“

Er öffnete den Schlag, sprang heraus und befand sich einer Kammerzofe gegenüber, die mit süßem Lächeln zu ihm sagte: „Wenn Sie die Güte haben möchten, mir zu folgen, werde ich Sie in den Salon führen, wo die gnädige Frau Sie erwartet.“

Sie stiegen einige Stufen hinauf, schritten über einen ziemlich langen Perron, kamen dann durch zwei schwach erhellte Zimmer und gelangten an eine verschlossene Thür. Die Zofe klopfte dreimal in ganz besonderer Weise.

„Wer ist da?“ fragte eine Stimme von innen.

„Herr Narcisse Durand.“

„Er möge eintreten.“

Die Kammerfrau öffnete nun die Thür und Durand blieb einige Augenblicke unbeweglich vor Erstaunen auf der Schwelle stehen. Er erblickte zwölf Frauen, in lange, schwarze Dominos gehüllt, mit Masken vor den Gesichtern, im Halbkreise sitzen, während der Hauteuil der einen auf einer erhöhten Estrade stand. Die darauf sitzende Dame, welche der Versammlung zu präsidiren schien, winkte ihm, näher zu treten und als er dennoch stehen blieb, schob ihn die Kammerfrau etwas unsanft an den Schultern vorwärts, worauf sie hinauseilte und die Thür von außen verschloß.

Das ist eine eigenthümliche Mystification, dachte Durand, jetzt gilt es, sich tapfer zu halten und schlau zu sein. Aber mit wem zum Teufel mag ich nur zu thun haben und um was mag es sich handeln?

„Sie sind wirklich Herr Narcisse Durand?“ fragte die Präsidentin.

„Ja, meine Gnädige.“

„Redacteur des Journals . . .“

„Ja wohl.“

„Sie waren es auch, der den gehässigen Artikel in der Nummer vom 3. d. M. über die Brochure des Herrn Dupin geschrieben?“

„Ich muß es zugeben.“

„Erinnern Sie sich noch der Ausdrücke, deren sich dieser Artikel bediente?“

„Der Ausdrücke nicht, aber wohl des Sinnes.“

„Sind Sie noch immer derselben Ansicht?“

„Ja, noch immer.“

„Sie weigern sich also, zu widerrufen?“

„Entschieden.“

„Sie hören es, meine Damen,“ sprach die Präsidentin zu den übrigen Mitgliedern des Tribunals; „dieser Mann hat sich nicht allein die gehässigsten Angriffe gegen unser Geschlecht erlaubt, sondern weigert sich auch noch, seinen Fehler zu bekennen. Sollen wir ein so schweres Vergehen ungestraft lassen?“

„Nein! Nein! Nein!“ erwiderten elf Stimmen voller Energie.

„Sie verurtheilen ihn einstimmig?“

„Wir verurtheilen ihn einstimmig.“

„Hierauf ver setzte die Präsidentin nach kurzem Schweigen: „Narcisse Durand, Sie sind nicht mehr jung und nicht schön; wenn Sie von einer gewissen Entfernung aus noch einen angenehmen Eindruck machen, so verdanken Sie dies nur Ihrem Haar und Bart, auf die Sie sehr eitel sind. Diese Hirsden sollen jetzt unter unseren rächenden Scheren fallen, und wenn Sie so rasirt und auf Ihren eigentlichen Werth reducirt sind, werden Sie nicht mehr versucht sein, sich einzubilden, man bete Sie an; Sie werden nicht mehr die Unklugheit begehen, geheimnißvolle Rendezvous durch anonyme Briefe anzunehmen. Erfüllen wir nun auf der Stelle unser Urtheil.“

Narcisse Durand ist ein geistreicher und wohlgezogener Mann — trotz seiner heftigen Ausfälle gegen die Crinoline und die Schleppekleider. Er setzte seinen Henkerinnen also keinen Widerstand entgegen, sondern verbeugte sich lächelnd und ließ sich scheeren wie ein Lamm. Nach vollbrachter Execution hat man ihn, wieder in den Wagen zu steigen, der ihn gegen drei Uhr morgens vor seiner Wohnung absetzte.

(Eine seltsame Liebesprobe.) In einem österreichischen Dorfe ereignete es sich vor einiger Zeit, daß sich Franz, der Sohn eines wenig bemittelten Bauers und ein braver Junge, ganz sterblich in die hübsche Magdalene, die einzige Erbin eines wohlhabenden Ackerbauers, verliebte. Magdalene sah diese Liebe durchaus nicht ungerne, ja, sie war dem schmucken Franz auch ihrerseits sehr gewogen, allein sie war eine kleine Kolette und gefiel sich darin, ihren Anbeter möglichst zu quälen, der sich deshalb oft ganz betrübt fühlte.

Eines Sonntags, als Franz durch Feld und Wald strich, um irgend ein Wild aufzuspüren, da er gar zu gern von Zeit zu Zeit incognito den Wildbieb spielte, begegnete er zufällig der niedlichen Magdalene. Noch nie hatte sich ihm eine so günstige Gelegenheit geboten, mit der Geliebten ungestört zu sprechen und

ihr sein Herz zu enthüllen; deshalb entschloß sich Franz auch nach kurzem Zögern hierzu und ergoß sich in Liebesbetheuerungen der feurigsten Art.

Magdalene erwiderte hierauf etwas schnippisch, um ihr Vergnügen zu verbergen: „Wenn man Euch Männer hört, o, da möchte man meinen, Ihr wäret zu allem Möglichen bereit, um den kleinsten unserer Wünsche zu erfüllen, aber wenn man dann wirklich von Euch etwas verlangt, wißt Ihr alle erdenklichen Ausreden.“

„Wie kannst du nur so etwas sagen, Magdalene,“ entgegnete Franz vorwurfsvoll. „Du weißt wohl, daß ich für dich durchs Feuer ginge, wenn es sein müßte.“

„Nun, hast du etwa schon etwas gethan, damit ich davon überzeugt sein könnte?“

„Bis jetzt freilich noch nicht, aber du kannst meinen guten Willen auf die Probe stellen, wenn du daran zweifelst. Du brauchst mir nur etwas zu befehlen und ich werde es thun.“

„Ist das wahr?“

„Bei allen Heiligen.“

Magdalene wußte freilich noch nicht, was sie verlangen sollte, aber sie dachte einige Augenblicke tief darüber nach — da fiel ihr etwas ein. Einen Monat vorher hatte sie sich einen Zahn heransreißen lassen und dieser heftige Schmerz war ihr so Erinnerung geblieben, daß sie ihn um keinen Preis der Welt noch einmal hätte durchmachen mögen. Eine bizarre Idee fuhr ihr durch den Kopf und sie rief plötzlich:

„Und wenn ich nun von dir verlangte, daß du einen großen Schmerz erleiden solltest, einen Schmerz, über den du aus allen Kräften schreien würdest?“

„Ich würde ihn aushalten, ohne eine Miene zu verziehen.“

„Würdest du dir einen Zahn ausreißen lassen, wenn ich es verlangte?“

„Nicht bloß einen, sondern alle, wenn du es wünschst.“

„Nein, dann würdest du zu häßlich aussehen — bloß einen.“

„Gut, und wenn ich mir ihn nun ausreißen lasse, willst du dann meine Frau werden?“

„Ja.“

„Nun, so warte hier auf mich, du sollst ihn in einer halben Stunde haben.“

Und Franz drückte entschlossen den Hut über die Stirn herunter und eilte nach dem Dorfe zu.

Man muß das Eisen schmieden, während es warm ist; deshalb ging Franz direct nach dem Hause des Barbiers, trat wie ein Sturmwind ins Zimmer, setzte sich auf einen Stuhl inmitten desselben und rief:

„Meister Pepi, reißen Sie mir einen Zahn aus, aber geschwind, denn ich habe Eile.“

Meister Pepi, der Barbier, Thierarzt und Chirurg für die Umgegend, kam herbei; es war ein mächtig großer, breitschultriger Mann, etwas heftigen Charakters, den Nichts mehr in Zorn bringen konnte, als wenn sich Jemand unterstand, an seinen ärztlichen Kenntnissen zu zweifeln.

Der Eintritt und das Benehmen Franzens hatten ihn etwas erkaunt, da er gewohnt war, daß seine Kunden etwas mehr Umstände machten, bevor sie sich seinen Händen anvertrauen wollten. Er antwortete indessen auf Franzens Zuruf:

„Einen Zahn soll ich ausreißen? Was für einen denn? Einen Ober- oder einen Unterzahn?“

„Das ist mir ganz egal,“ erwiderte Franz.

„Was, das ist dir ganz gleich? Lieber Dursch, du rappelst wohl ein bißchen im Kopfe?“

„Nein, aber ich will einen Zahn los sein und das schnell.“

„Na, mir kanns recht sein,“ meinte Meister Pepi.

Und damit ging er zu dem Kasten, worin seine Instrumente lagen, denn er gehörte durchaus nicht zu den scrupulösen Operateurs, die erst alles genau untersuchen, bevor sie ans Werk gehen — ihm lag nur daran, möglichst viele Stunden abzuerstigen. Dann rief er mit wahrer Stentorstimme: „Hansl, Hansl!“ und sofort erschien ein halbwüchsiger Junge, der ein Glas mit Essig und Wasser und einen Eimer herbeibrachte, worauf er sich neben den Patienten stellte.

Inzwischen hatte Meister Pepi eine Auswahl unter seinen Instrumenten getroffen und näherte sich Franz mit entschlossener Miene, indem er sagte:

„Nun, zeige mir einmal den Zahn, der dir weh thut.“

„Weh thut mir einer so wenig wie der andere,“ entgegnete Franz.

„Aber welchen soll ich denn herausnehmen?“ fragte der ungebuldig werdende Barbier.

„Diesen da,“ meinte Franz, irgend einen a ufs Gerathewohl bezeichnend.

„Aber er ist nicht hohl!“

„Was schadet das? Wenn ich Sie nur bezahle.“

Jetzt legte der Barbier sein Instrument an.

„Halt, einen Augenblick!“ rief Franz, ihn am Arm fassend.

„Was, fürchtest du dich etwa?“

„Gott behüte. Ich will bloß fragen, was es kostet.“

„Dierzig Kreuzer.“

„Und Sie behalten meinen Zahn nicht?“

„Nein.“

„Jetzt ist's gut, nun kanns losgehen.“

Und Meister Pepi packte den Zahn, daß die Kinnladen krachten, das Blut strömte und Franz ein fürchterliches Geschrei ausstieß. Aber dennoch war der Zahn nicht heraus, er war noch kaum etwas gelockert.

Ein Anderer hätte dabei die Fassung verloren, aber in der Stunde der Gefahr zeigt sich ein starkes Gemüth. Meister Pepi schlenkert mit dem Fuße Franzens Hund weg, welcher ihn wüthend anbellte, und zwingt Franz, der aufgesprungen war, sich wieder zu setzen, dann arbeitete er mit solcher Kraft weiter, daß diesmal der Zahn nachgab und so plötzlich und bestig herausgerissen wurde, daß ein großes Stück Zahnfleisch und Kinnlade mit herausging. Aber Meister Pepi war nicht der Mann, um

sich über solche Kleinigkeiten zu beunruhigen, sondern rief triumphirend:

„Da hast du deinen Zahn, es ist ein prächtiger Zahn!“ Dabei reichte er ihn seinem Gehilfen hin, der jedoch entgegnete:

„Das will ich glauben, daß dies ein prächtiger Zahn ist, es sind sogar zwei Zähne!“

„Dummkopf!“ brummte Meister Pepi, dem Jungen einen Rippenstoß gebend.

„Was, zwei Zähne?“ fragte Franz, begierig danach greifend.

„Sie haben mir zwei Zähne für einen herausgerissen, Meister Pepi?“

„Ich . . . ich habe es nicht mit Willen gethan,“ stammelte dieser, etwas zerknirscht im Gefühl seiner Ungeschicklichkeit.

„Das ist einerlei, Sie sind ein braver Mann, hier haben Sie einen ganzen Gulden für Ihre Mühe,“ rief Franz, indem er trotz seiner Schmerzen und des Blutspuckens fast einen Zuschauer hören ließ. Dann stürzte er mit seinen Zähnen in der Tasche ganz freudestrahlend wie ein Verrückter aus dem Hause, während Meister Pepi höchst verwundert den Kopf schüttelte.

Zehn Minuten darauf kam Franz ganz außer Athem zu Magdalene und warf ihr stumm die beiden Zähne in die Schürze.

Das Mädchen war ganz gerührt über dieses Opfer und hielt ihr Wort ebenso gut wie Franz; ihr Vater lebte nicht mehr, der Vormund gab seine Einwilligung, so daß nach zwei Monaten alle Glocken der Dorfkirche zu ihrer Hochzeit lauteten. Franz hat seitdem noch nicht ein einziges Mal die Aufopferung seiner Zähne bebauert und wird dies hoffentlich auch in der Folge nicht thun.

—r.

— Von dem seit dem März d. J. im Verlage von A. Waldow in Leipzig erscheinenden *Jugend-Sazar* liegen jetzt die ersten sechs Nummern in einem Bande vereinigt vor, sie bezeugen am besten die Reichhaltigkeit des in dieser Jugendzeitung gebotenen Materials. Spannende Erzählungen und Schilderungen wechseln mit einer reichen Anzahl Arbeitsmuster für Knaben und Mädchen jeden Alters, sowie mit Spielen aller Art. Die mit schönen, oft sogar bunt gedruckten Illustrationen versehene Zeitung empfiehlt sich den Eltern zum bevorstehenden Weihnachtsfest nicht nur durch ihren billigen Preis (9 Ngr. pro Quartal) zur Anschaffung für ihre lieben Kleinen, sondern auch dadurch, daß sie für letztere eine Quelle der nützlichsten und belehrendsten Beschäftigung ist und die Kinder durch die vierteljährlichen Prämienvertheilungen zu immer größerem Streben anregt. Autoritäten wie Dr. Georgens in Wien liefern Beiträge für die Arbeitsnummern.

Dieselbe Verlagsbehandlung hat für das bevorstehende Weihnachtsfest ein *Weihnachtsbuch* des *Jugend-Sazar* erscheinen lassen. Da mit diesem höchst elegant ausgestatteten gebiegenen Buch eine Vertheilung schöner Geschenke verbunden ist, so dürfte auch dieses Weihnachtsbuch den Kindern viel Freude bereiten. Wir können mit Recht alle Eltern und Erzieher auf diese beiden Erscheinungen aufmerksam machen.



# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Ein diplomatischer Abenteuerer.

Historische Novelle

von

C. Nissel.

(Schluß.)

14.

Frau von Blaspiel hatte mit Entsetzen die Kunde von der Verhaftung des Herrn von Heidekamp und des Baron Clement vernommen. Sie sann hin und her, aber in Berlin war jeder Rettungsversuch unmöglich, denn der Fürst von Dessau hatte die schärfsten Vorsichtsmaßregeln getroffen. In ihrer großen Herzensbekümmerniß wendete sie sich nach Dresden an den Grafen Flemming mit einem Schreiben, worin sie diesen dringend bat, vermittelnd einzuschreiten. Dies Schreiben enthielt aber auch Ausfälle gegen Friedrich Wilhelm I., die durchaus nicht unter die Rubrik der Schmeicheleien zu setzen waren, denn Se. Majestät wurde darin unter Anderem mit den ärztlichen römischen Tyrannen verglichen. Unglücklicher Weise gehörte dieser Brief in die Kategorie der von gefährlichen Personen ausgehenden Briefe, wurde zurückgehalten und geöffnet und gelangte so in die Hände des Fürsten von Dessau, der denselben als neues Beweismittel gegen Clement unverweilt dem Könige überreichte. Der König gerieth bei Durchlesung desselben in Wuth und ließ

sofort Frau von Blaspiel zu sich rufen. Diese trat, Böses ahnend, zitternd vor den Gewaltigen, der sie anherrschte:

„Sie hat also auch mit den Verräthern in Verbindung gestanden? Hat Ihre Stellung bei Hofe benützt, um Alles, was unter Ihren Augen geschieht, an das Ausland zu verrathen? Sie hat —“ Der König war so heftig erregt, daß er erst tiefen Athem schöpfen mußte, um weiter sprechen zu können. Frau von Blaspiel hatte sich dem Könige zu Füßen geworfen und die Hände flehend emporstreckend rief sie:

„Majestät —“

„Schweige Sie! und antworte Sie, wenn ich Ihr die Erlaubniß dazu geben werde!“ donnerte sie der König an, dem der Zorn alles Blut in das Anlich getrieben zu haben schien. „Warum hat Sie mich einem Nero und Caligula, diesen gräßlichen heidnischen Tyrannen verglichen? Hat Sie Ursache dazu gehabt?“

Frau von Blaspiel mußte allen ihren Muth zusammennehmen, um nicht vor Schreck über diese Entdeckung zu vergehen, doch bebten ihr alle Glieder.

„Majestät, diese Worte sind mir nur aus Schmerz über das Schicksal meines unschuldigen Verlobten aus der Feder geflossen.“

„So? Und da denkt Sie wohl, ich soll glauben, daß Sie nicht gewußt, was Sie geschrieben hat? Oder Sie meint doch nicht etwa gar, daß der saubere von Heidekamp unschuldig sei?“

„Majestät, davon bin ich überzeugt.“

„Hat Sie auch Beweise dafür?“

Statt Frau von Blaspiel antwortete der Fürst von Dessau:

„Der von Heidekamp hat sich urkundlich verpflichtet, gegen eine ziemlich große Summe den Feinden Ew. Majestät zu Dero Nachtheil zu dienen. Der darüber abgeschlossene Vertrag befindet sich bei den Akten.“

„Hat Sie gehört?“ fragte mit bitterem Hohne der König. „Uebrigens ist der von Heidekamp ein schlechter Kerl von Hause aus. Und Sie ist eine saubere Hofdame! Bestehe Sie gutwillig, oder ich lasse Sie augenblicklich auf die Folter bringen; hat Sie mit den Verräthern unter einer Decke gesteckt?“

„Majestät,“ stammelte die Dame, der die Besinnung zu schwinden begann, „ich habe wohl unrecht gethan, doch nur in dem guten Glauben, Ew. Majestät zu nützen.“

„Und in diesem guten Glauben hat Sie mich mit verrathen und verkauft! Hat Sie keine bessere Entschuldigung?“

Frau von Blaspiel vermochte kein Wort mehr hervorzubringen, ihre Brust war wie zusammengeschnürt.

„Sie wird ein Logis in Spandau beziehen, das Ihr für einige Zeit die Lust benehmen soll, gegen mich zu conspiriren. Vielleicht besinnt Sie sich dort noch auf einige andere Tyrannen, mit denen Sie mich vergleichen kann. Dann kann Sie laufen, wohin Sie will, aber mir darf Sie nicht mehr unter die Augen kommen. Dessauer, lasse Er das Weib sofort an seinen Bestimmungsort bringen! Dort gehe Sie in sich und bessere Sie Ihr Leben, denn Sie hätte viel mehr Ursache gehabt, sich mit einer der sauberen Hofdamen der Tyrannen, mit denen Sie mich verglichen hat, zu vergleichen.“

In Thränen zerfließend, die jedoch nicht den geringsten Eindruck auf die beiden Männer machten, wurde Frau von Blaspiel nach Spandau in ein hartes Gefängniß gebracht. Von dieser Scene begab sich der König mit dem Fürsten von Dessau zu der Haupt- und Schlußverhandlung des Gerichtes über den Baron Element.

„Nach den vorliegenden Akten hat Er sich des Namens Sr. Majestät des deutschen Kaisers und anderer hoher Potentaten in der allersträflichsten Weise bedient,“ fragte soeben der Generalauditeur den Angeklagten, der ziemlich unbefangen dreinschaute; „warum hat Er das gethan? Beherzige Er Sein Seelenheil und gebe Er der Wahrheit endlich die Ehre.“

„Was ich gethan, habe ich nicht in sträflicher Absicht, sondern zum Wohle Sr. Majestät des Königs

von Preußen gethan,“ antwortete Element mit erhobener Stimme. „Es galt, ein schändliches Komplott zu enthüllen, was gegen Se. Majestät und die Sicherheit des preussischen Staates geschmiedet war.“

„Dies Komplott hat sich jedoch als eitel Unwahrheit erwiesen! Und dann hat Er den Namen und das Vertrauen Sr. Majestät gemißbraucht und die Absicht gehegt, dieselbe von ihrer hohen Umgebung zu trennen. Wir haben Beweise dafür!“

„Ich habe Se. Majestät nur gewarnt,“ versetzte immer noch mit kalter Ruhe Element. „Meinen Mittheilungen würde der Erfolg entsprochen haben, wenn man ihn abgewartet hätte.“

„Auch sie waren erfunden und erdichtet. Ferner hat Er das Vertrauen Sr. Majestät auf die aller-schändlichste Weise mißbraucht! Kennt Er diesen Ring hier?“ Herr von Katsch hielt bei diesen drohenden Worten dem Angeklagten den bewußten Ring vor die Augen.

Der Baron betrachtete den Ring, ohne eine Miene zu verziehen, und sagte:

„Der Ring ist nachgemacht, hier ist der echte!“ Dabei zog er einen Ring vom Finger und reichte beide dem Generalauditeur, der sie staunend betrachtete und den überreichten nicht mehr herauszufinden vermochte.

„Das lügt Er!“ schrie der Fürst von Dessau dazwischen. „Der Ring, den Ihm der Generalauditeur vorgezeigt, ist derselbe, den Er bei der Gräfin Lehnhaus verloren hat.“

Element verfärbte sich ein wenig, aber er zuckte nicht.

„Wenn ich den Ring bei der Gräfin Lehnhaus verloren hätte, so wäre ich jetzt nicht im Besitze desselben, und ein nachgemachter hätte keinen Werth für mich.“

Der Fürst von Dessau konnte seinen Ingrimm kaum niederhalten; auch Herr von Sedendorf, der gleichfalls gegenwärtig war, verbiß nur mühsam seinen Unmuth.

„Die Sache ist an und für sich durch wahrhafte Zeugenaussagen erwiesen. Er hat ferner Se. Durchlaucht den Fürsten von Dessau des offenbaren Hochverrathes gegen Se. Majestät geziehen, wie die vorliegenden Akten bezeugen! Was hat Er darauf zu antworten?“

„Daß ich Alles, was ich darüber Sr. Majestät vorgelegt, auch jetzt noch für echt halte.“

Nach dieser fest abgegebenen Antwort entstand ein Gemurmel in der Nähe des Fürsten von Dessau, wel-

ches jedoch ein ernster Blick des Königs verstummen machte.

„Auch hat Er Aktenstücke aus dem geheimen Archiv entnehmen lassen, und dieselben verfälscht und so zu seinen hochverrätherischen Anschlägen benutzt.“

„Das habe ich nicht gethan. Sind wirklich dergleichen Schriftstücke dem geheimen Archiv entnommen worden, so mag man wohl seine guten Gründe dafür gehabt haben; ich weiß nichts davon.“

„Die Papiere liegen jedoch bei den Akten und sind uns von guter Hand mit Seinem Begleitschreiben zugesandt worden. Auch hat man Seine Handschrift herausgefunden.“

„Man brauchte diese Papiere, um mich zu verderben.“

„Er leugnet also hartnäckig und bestimmt! Besinne Er sich, ehe es zu spät ist, denn noch könnte vielleicht ein reuiges Geständniß Sein Los mildern. Bedenke Er das wohl! Er hat fürstliche Häupter eines Verbrechens geziehen, das schlimmer ist als Vater- und Muttermord! Bleibt Er auch bei dieser Aussage stehen?“

„Ich leugne nichts, weil ich nichts zu gestehen habe, und erwarte geduldig mein Schicksal,“ versetzte Element, der einsah, daß ihn jetzt das geringste Geständniß verderben müsse.

Der Fürst von Dessau konnte einen Zornesausruf nicht unterdrücken.

„Frau von Blaspiel und Sein Mitangeklagter Lehmann haben ausgesagt, daß sie durch ihn verleitet worden, und haben schwere Beschuldigungen gegen ihn erhoben.“

„Frau von Blaspiel?“ Element lächelte. „Ich habe mit der Dame nur in einem sehr entfernten geselligen Verkehr gestanden, hege also vor ihren Aussagen durchaus keine Furcht. Der Resident Lehmann kann erkaufte sein. Man stelle mir Beide gegenüber.“

Herr von Ratsch wechselte mit Herrn von Seckendorf einen flüchtigen Blick und winkte dann einem Gerichtsdiener, welcher eine Seitenthür öffnete. Ein schauerlicher Zug bewegte sich durch dieselbe in den Saal, der Henker mit seinen Gehilfen in Amtstracht die ganze Reihenfolge der Folterwerkzeuge, sammt glühenden Zangen und Kohlenbecken tragend. Es war kein erquicklicher Anblick, den diese Scene darbot, auf die der König mit sichtlichem Ueberraschung schaute. Als Element die Reihenfolge der Marterwerkzeuge sah und die drohenden Mienen der Henker und Richter, verließ ihn sein kecker Muth und er verlor nicht allein die Fassung,

sondern auch die Besonnenheit. Er stürzte sich dem Könige zu Füßen und bekannte sich der ihm zur Last gelegten Verbrechen schuldig, nur möge man ihn mit der Folter verschonen. Der König fühlte bei diesem Geständniß eine Anwendung von Mitleid.

„Und Er hat Alles aus eigenem Antriebe gethan?“

„Ja, Majestät,“ stammelte Element.

„Aber die Briefe und Urkunden, die Er mir vorgelegt?“

„Waren gefälscht.“

„Und der Ring?“

„War ein nachgemachter.“

Seckendorfs Antlitz strahlte vor Freude, der Fürst von Dessau richtete sich höher empor.

„Und aus welchen Gründen hat Er Alles das gethan?“

Element schwieg.

„Der König fühlte offenbar, daß Elements Geständniß doch wohl einen Hinterhalt haben müsse, aber grade das erbitterte ihn.“

„So mag denn die Gerechtigkeit ihren Lauf haben! Element, Er thut mir leid, aber ich kann Ihn nicht helfen. Ich hätte Ihn lieber zu meinem Geheimrath gemacht, als auf das Schaffot geschickt, doch Er hat es so haben wollen, füge Er sich darum geduldig in Sein Schicksal. Doch Ihn, Ratsch, muß ich fragen, ob Er vergessen hat, daß in meiner Gegenwart Henker und Folterknechte nicht erscheinen dürfen?“

„Ein bloßes Versehen, Majestät!“

„Doch ein sehr erwünschtes, wie es scheint,“ sagte der König mit einem scharfen Blicke auf seine Umgebung. „Ich erwarte, daß dergleichen nicht mehr vorkommt.“

Der König entfernte sich.

Element wurde nun inne, daß er sich durch die Furcht ein Geständniß habe ablocken lassen, welches ihn in das Verderben gestürzt. Er sollte auch darüber bald im klaren sein, denn nun forderte selbst Seckendorf im Namen des beleidigten Kaisers strenge Bestrafung des Verbrechers. Elements Urtheil lautete: Tod durch das Rad von unten, nach vorhergegangener Zwickung mit glühenden Zangen. Als Element abgeführt wurde, trat der Fürst von Dessau an ihn heran und sagte:

„Den Weg, den Er nun gehen wird, wollte Er mich schicken! Das will ich Ihn verzeihen. Aber wissen möchte ich doch, wer Ihn dazu gedungen hat! Will Er mir das sagen?“

Clement besann sich einen Moment.

„Durchlaucht hätten davon keinen Nachtheil und ich keinen Vortheil! Also mag es lieber Geheimniß bleiben.“

„Da kann Er auch recht haben! Trage Er standhaft Sein verdientes Los.“ Und zu dem eben herantretenden Freiherrn von Gundling sich wendend, sagte der Dessauer mit einem Anfluge von Humor: „Gundling, Er hat Seine Sache gut gemacht und kann nun wieder fortsaufen.“

Von den Mitangellagten hatte sich der Kriegsfekretär Vube im Gefängniß verziftet und so dem Tode durch Henkershand entzogen. Lehmann starb durch das Schwert. Heibelamp wurde unter dem Galgen zu Berlin schimpflich des Adels entsetzt und dann für Lebenszeit eingesperrt. Clements Urtheil hatte Friedrich Wilhelm I. abgeändert. Am 18. April 1720 wurde der Baron Clement zu Berlin nach vorhergegangener Zwickung mit glühenden Zangen durch den Strang hingerichtet.

Das war das Ende eines berühmten diplomatischen Abenteurers.

## Eine vergessene Größe.

Biographische Skizze

von

S. Augustin.

Es war an einem heißen Sommertage des Jahres 1645, als sich auf dem Stadthause zu Paris eine ziemlich wunderbar gemischte Gesellschaft zusammengefunden hatte.

Der größte Theil der Herren, die auf den hochlehnigen, mit Leder beschlagenen Stühlen des Gerichtszimmers Platz genommen hatten, gehörte der Elite der Gesellschaft, Literatur oder Wissenschaft an. Mehrere Edelleute vom Hofe waren anwesend, ferner Lamothelle-Bayer, der Erzieher dreier französischer Prinzen, Ménage, der berühmte Sprachforscher, Claude de l'Estoile, Colletet, François und Charles Ogier, sämmtlich damals glänzende Namen — den Mittelpunkt des Kreises aber bildeten zwei Personen, ein Mann und eine Frau, deren Aeußeres im seltsamsten Contrast zu dem der übrigen Anwesenden stand.

Die Frau mochte etwa sechzig Jahre zählen, aber

die Hinfälligkeit ihrer Gestalt und ihr leidendes Gesicht ließen sie bedeutend älter erscheinen. Sie war in tiefe Trauer gekleidet und ihr Anzug trug unverkennbar das Gepräge der tiefsten Armuth, das noch verstärkt wurde durch den altmodischen Anstrich der ganzen Erscheinung, die einem vergangenen Jahrhundert anzugehören schien. — Der etwa achtzigjährige Mann, welcher neben ihr saß, war eine nicht minder sonderbare Figur. Er trug einen verschoffenen, vielfach ausgebefferten Rock, ebensolche Beinkleider, graue Strümpfe und grobe Schuhe — und nur ein gewisses Etwas in der Haltung des Kopfes verrieth, daß man es mit keinem gewöhnlichen Bettler zu thun hatte, sondern mit einem Manne, der einst bessere Tage gesehen. Es war der damals berühmte, jetzt längst vergessene Jean Gombault, welcher, nachdem ihn die Gunst des französischen Hofes zu hohen Ehren erhoben und später launenhaft verlassen hatte, in der bittersten Armuth lebte. Die Frau in Trauerkleidern nannte sich Mademoiselle Zamyn, ein Name, den ganz Paris kannte, ohne daß die bescheidene Trägerin desselben persönlich etwas für ihre Popularität gethan hatte.

Der Zweck, welcher diese verschiedenartig zusammengesetzte Gesellschaft hier vereinigte, war die Publikation eines Testaments, welche denn auch ihren Anfang nahm, sobald sämmtliche Betheiligte sich eingefunden hatten. Die Vorlesung des Vermächtnisses nahm indessen wenig Zeit in Anspruch und rief ein halb mitleidiges, halb spöttisches Lächeln bei dem Gerichtspersonal hervor, denn es erschien fast nur wie eine leere, überflüssige Form.

Die Erblasserin, Mademoiselle Marie de Gournay, eine Frau, deren Berühmtheit sich weit über Paris, ja bis über die Grenzen von Frankreich hinaus erstreckt hatte, eine der geistvollsten Schriftstellerinnen und originellsten Persönlichkeiten ihrer Zeit, die Adoptivtochter Montaignes, war als Bettlerin gestorben. Sie hatte leztwillig über nichts zu verfügen gehabt, als über einige uraltmodische Garderobestücke und ein geringes Mobilier, welches Mademoiselle Zamyn, ihrer Pflegetochter, zufiel, über einige vielbenutzte Bücher, die unter die anwesenden Herren vertheilt wurden, und eine alte, merkwürdige Landkarte, die ihrem treuen, langjährigen Freunde Gombault bestimmt war. Der gesammte Nachlaß der merkwürdigen Frau mochte kaum einige Thaler werth sein, aber dennoch wurden die Erinnerungszeichen, die sie ihren Freunden hinterlassen konnte, meist mit Rührung in Empfang genommen. Sie hatte bis an ihr Lebensende die Liebe und Bewunderung vieler ausge-

zeichneter Menschen genossen, während ihre Seltsamkeiten und Excentricitäten sie gleichzeitig zum Gegenstand des Spottes einer ganzen Stadt machten.

Marie de Gournay war eine jener Originale, die in unserer Alles nivellirenden Zeit fast gänzlich verschwunden sind, und schon als solches dürfte sie noch heute, nachdem ihre Schriften beinahe verschollen sind, einen Anspruch auf unser Interesse haben.

Marie de Jars, Demoiselle de Gournay, war im Jahre 1566 in Paris geboren. Die Familie gehörte zum guten alten Adel Frankreichs, und als der Vater starb, hinterließ er seiner Witwe und ihren fünf zum Theil noch unerzogenen Kindern ein für die damaligen Verhältnisse ziemlich ansehnliches Vermögen. Die Familie begab sich nun auf ihre Güter in der Picardie, und Marie, die älteste der Töchter, ein hochbegabtes junges Mädchen, fing schon damals an, sich das Leben nach ihrer Weise zu gestalten. Heimlich, gegen Wunsch und Willen der Mutter, ohne Unterricht, ja ohne ein Lehrbuch, lernte sie die lateinische und griechische Sprache und eignete sich trotz aller Hindernisse, die man ihr in den Weg legte, einen reichen Schatz des Wissens an.

Von dem entschiedensten Einflusse auf ihre ganze spätere Entwicklung war die in ihre erste Jugendblüte fallende Bekanntschaft mit einem der bedeutendsten Denker jener Zeit.

Montaigne hatte die beiden ersten Bände seiner „Essays“ veröffentlicht. Sie fielen dem damals etwa sechzehnjährigen Mädchen in die Hände und erfüllten sie mit unbeschreiblichem Enthusiasmus. Je länger sie sich damit beschäftigte, je mehr steigerte sich ihre Exaltation und als sie einige Zeit darauf mit ihrer Mutter nach Paris kam, wo sich auch Montaigne vorübergehend aufhielt, konnte sie dem Verlangen nicht widerstehen, ihm ihre Verehrung zu Füßen zu legen. Sie schickte mit diesem Auftrage einen Freund zu dem Philosophen und Montaigne, über dessen Schriften zu jener Zeit das Urtheil noch keineswegs feststand, fühlte sich durch das Verständniß und den Enthusiasmus eines so jungen Wesens auf das angenehmste überrascht. Schon am nächsten Tage stattete er ihr einen Besuch ab und ihr sprühender Geist, ihr ganzes ungewöhnliches Wesen gewann schon bei diesem ersten Sehen sein Herz.

Marie de Gournay nahm den Titel einer Adoptivtochter, welchen Montaigne ihr bot, mit stolzer Freude an — und in der That hat sich die so schnell geschlossene Freundschaft unter allen Umständen auf das glänzendste bewährt. Der Philosoph besuchte das junge Mädchen während des neunmonatlichen Aufenthaltes

in Paris fast täglich und man darf wohl sagen, daß dies Verhältniß das größte Glück gewesen ist, das Marie de Gournay auf ihrem langen, an Dornen überreichen Lebenswege gefunden hat — ein Glück, das ihr zugleich eine Anwartschaft auf die Theilnahme und das Interesse der Nachwelt verleiht, mehr vielleicht, als ihre eigenen Werke, durch die sie in die Reihen der schriftstellernden Frauen eintrat.

Von Paris aus begleitete Montaigne Frau von Gournay und ihre Tochter nach der Picardie auf ihre Güter, wo er drei Monate blieb — und in dem nächsten Bande seiner „Essays“ erwähnt er des jungen Mädchens als seiner einzigen und besten Freundin. Jede Frau hätte ein Recht gehabt, auf diesen Tribut der Verehrung von einem Manne wie Montaigne stolz zu sein; im Leben des Fräulein von Gournay bildete diese Zeit den Glanzpunkt, um den sich alles Uebrige drehte.

Im folgenden Jahre veröffentlichte Marie de Gournay, durch Montaigne ermuntert, ihr erstes Buch, eine arabische Erzählung, die dem heutigen Geschmack wenig zusagen würde, damals aber nicht ohne Verdienst und Bedeutung war. Mit stolzer Freude sandte sie das Buch, welches auf dem Widmungsblatte den Namen des verehrten Mannes trug, in die Welt, aber bald darauf sollte sie ihren Studien und schriftstellerischen Versuchen durch eine mehr praktische Thätigkeit entzogen werden.

Frau von Gournay starb und hinterließ ihren Kindern fast nichts, als ein Paket unbezahlter Rechnungen. Von einer unglückseligen Leidenschaft für das Bauen besessen, war ihr das Vermögen, welches ihr Mann hinterlassen, wie Sand durch die Finger gerollt und Marie und ihre jüngern Geschwister sahen sich in die trostlosesten pecuniären Verhältnisse versetzt.

Deffenungeachtet verlor die damals fünfundzwanzigjährige Marie nicht den Muth. Sie verschaffte sich ziemlich schnell einen Einblick in die verwickeltesten Schuldenverhältnisse und ging nun mit Ernst und Energie an die Ordnung derselben. Sie verkaufte die Güter, befriedigte die Gläubiger und nur ihrer Umsicht gelang es, eine Rente von 2400 Francs für sich und ihre zwei jüngeren Geschwister aus dem Schiffbruch zu retten. — Mit diesen bescheidenen Mitteln übersiedelte sie nach Paris, wo sie seit dieser Zeit bis zu ihrem Tode fast ununterbrochen lebte.

(Schluß folgt.)

## F e u i l l e t o n .

(Wie man sich auf einem Provinztheater zu helfen weiß.)  
Der Pariser Schauspieler Lafontaine war vor einiger Zeit auf Bitten eines alten Schauspielers, den er früher gekannt, nach Orleans gekommen, um dort mit in dem Drama „Delila“ von Octave Feuillet zu spielen, welches zum Benefiz des alten Schauspielers gegeben werden sollte.

Das Theater war jedoch grade nicht ausgezeichnet equipirt und es fehlte an verschiedenen Geräthschaften, welche man bis dahin zu einer Aufführung der „Delila“ für ganz unentbehrlich gehalten hatte.

Carnoli hatte keine Reitpeitsche.

Andreas Roswein hatte keine Pistolen.

Endlich fehlte auch eine Karosse gänzlich, in der der alte Sertorius im letzten Acte erscheinen soll.

Das Schlimmste von Allem war jedoch, daß keine Schauspielerin vorhanden war, welche die kurze, aber nicht unwichtige Rolle der Mariette, Kammerjose der Fürstin Falconieri, ausfüllen sollte.

„Ohne Soubrette können wir nicht spielen,“ meinte Lafontaine.

„Erlegen wir sie doch durch einen Bedienten in Livree,“ entgegnete der Regisseur. „Ich habe grade einen hübschen grauen Ueberrock, der sich ganz gut zur Livree passen würde.“

„Warum schlagen Sie nicht lieber gleich vor, die Soubrette durch einen Neger spielen zu lassen?“ fragte Lafontaine, der damals eben einen schwarzen Kammerdiener besaß.

„Du lachst darüber, aber es wäre immer noch besser, als die Rolle ganz wegzulassen,“ erwiderte der Benefiziant, welcher bei der bloßen Idee schon zitterte, die Vorstellung könne misslingen.

Zuletzt gelang es doch noch, sich irgend eine Soubrette zu verschaffen; die Reitpeitsche konnte leicht geborgt werden, und anstatt der Pistole bewaffnete sich Lafontaine mit einem kolossalen Meerschaaumspißen-Etui. Jetzt blieb aber noch die Schwierigkeit mit dem fehlenden Wagen. Wie sollte Andreas Roswein dem Postillon zurufen, indem er ihn mit seinem Cigarrenpfeifen-Etui bedrohte: „Halt! oder ich schieße dich nieder!“ wenn weder Pferde, noch Postillon, noch Wagen da war?

„Ich habe einmal Delila in Carpentras mitgespielt,“ sagte einer der Truppe, „und dort haben wir uns im letzten Acte folgendermaßen aus der Verlegenheit gezogen: wir hatten eine Dekoration für den Hintergrund, welche das Meer vorstellte; Sertotius kam in einem Kahne gefahren und Roswein stand mit der Pistole am Ufer und rief ihm zu: Lege an oder ich schieße dich nieder! Diesem Zuruf gehorchte der Greis und stieg aus Land, um seine letzte Scene zu spielen; hierauf, wenn er fertig war, segelte er in seinem Kahne wieder ab.“

„Und was für einen Effect machte denn diese neue Erfindung?“

„Einen ausgezeichneten, ich kann es Ihnen versichern, das Publikum lachte aus voller Kehle.“

Trotz dieses sinnreichen Auskunftsmittels zog Lafontaine dennoch die von Octave Feuillet angegebene Entwicklung auf festem Lande vor, und man begnügte sich damit, das Rollen eines Postwagens hinter den Coulissen nachzuahmen, während Roswein einen eingebildeten Postillon mit seinem Etui bedrohte.

—r.

(Pariser Dienstboten.) Beklagt man sich bei uns in Deutschland über die zunehmenden Präensionen der Dienerschaft, so ist dies in Paris noch etwas ganz Anderes, wie wir durch einige kleine Beispiele darthun können.

Jean, der Kutscher des Herrn K., hatte eine ganz besondere Liebhaberei für das Billardspiel und opferte dieser Leidenschaft einen großen Theil seiner Zeit. Jedes Mal, wenn Herr K. seines Wagens und des Kutschers bedurfte, mußte er so lange warten, bis man Jean aus einer gegenüber liegenden Restauration vom Billardspiel geholt hatte.

Vor einigen Tagen war Herr K. allein zu Hause, da die Dienerschaft ausgeschiedt worden war; er klingelte zehnmal und Niemand erschien, da faßte er den kühnen Entschluß, sich selbst zu bedienen und vor allen Dingen nach Jean zu sehen, da er auszufahren wünschte. Er geht also über die Straße und findet eine Treppe hoch im Billardzimmer Monsieur Jean mit aufgeschlagenen Hemdärmeln, während er den neuen Livreerock ausgezogen und aufgehängt hatte, wie er eben im Begriff steht, einen ganz besonderen Coup auszuführen, wobei er das Spiel seines Gegners sorgfältig überwacht. Das plötzliche Erscheinen seines Gebieters bringt ihn durchaus nicht aus der Fassung, er begrüßt denselben lächelnd und sagt: „Gnädiger Herr, ich stehe Ihnen im Augenblick zu Diensten, lassen Sie mir nur noch Zeit, die Partie zu beendigen, ich brauche nur noch zwei Carambolagen zu machen.“

Herr K. ist ein Philosoph, er fand es spaßhaft, auf Monsieur Jean zu warten, steckt die Hände in die Taschen und sieht zu, wie sein Kutscher spielt. Dieser versteht jedoch die Carambolage, da kann sich Herr K. nicht mehr halten und ruft:

„Du ungeschickter Mensch, du mußt die Kugel vielmehr nach links zu stoßen.“

„Glauben Sie?“

Einige Sekunden später kam wieder ein schwieriger Stoß an die Reihe.

„Wie würden Sie das machen, gnädiger Herr?“ fragte der Kutscher.

„O, ich kenne dich, du wirst niemals diesen Coup machen können . . . aber ich werde jetzt ungeduldig, gib mir den Duen her!“

Und damit beendigte der Herr selbst die Partie seines Kutschers, damit dieser ihn desto eher bedienen könne.

Noch ein anderes Beispiel. Frau v. D. sucht eine Kammerfrau; es stellt sich ihr eine vor und nach längeren Unterhandlungen sagt die Bofe:

„Nach Allem, was mir die gnädige Frau sagen, glaube ich, daß die gnädige Frau mir convenirt und ich einwilligen kann, bei ihr in Dienst zu treten. Ich möchte nur noch um eine Auskunst bitten: wollten die gnädige Frau vielleicht mittheilen, welches Ihr Empfangstag ist?“

„Der Dienstag.“

„In diesem Falle würde ich die gnädige Frau ersuchen, ihren Empfangstag gefälligst auf einen anderen Tag zu verlegen und vielleicht den Sonnabend hierzu zu wählen, denn da mein Empfangstag auf Mittwoch fällt, begreifen die gnädige Frau wohl, daß ich am Tage nach ihrem eigenen Empfangstage jedenfalls zu ermüdet sein würde, um meiner Gesellschaft die Honneurs machen zu können.“

—r.

(Vorsichtsmaßregeln bei einer Reise nach Italien.) Ein bekannter Reisender hat zu Ruh und Frommen derjenigen, welche Sehnsucht haben nach dem „Land, wo die Citronen blühen,“ eine Anzahl von weisen Vorsichtsmaßregeln veröffentlicht, die um so schätzbarer sind, da sie weder im Bäderer noch im Murray noch in anderen Reisehandbüchern enthalten sind. Wir geben einige Auszüge davon:

„Wer den Fuß auf den Boden von Italien setzt, suche vor allen Dingen vollständig zu vergessen, daß es in anderen Ländern saftige Beefsteaks, Rindsleber, Hammelcoteletten und Wildbret giebt, und versuche dagegen, sich an magere Hühner und in Del gebadenes Kalbfleisch zu gewöhnen.“

Ebenso bitte er den Himmel, daß er ihm eine Liebhaberei für unreife Pfirsichen und harte Birnen gebe.

Man trete jedes Mal eine gute halbe Stunde, bevor man Durst bekommt, in ein Kaffeehaus, denn die Devise der italienischen Kellner lautet: „Nur nicht eilig!“ und der bleiben sie stets getreu. Hat man diese Vorsichtsmaßregel nicht genommen, so mache man in dem Augenblick, wo man dem Verschmachten nahe ist, dem Kellner ein leises Zeichen, rufe ihn jedoch nur im äußersten Nothfalle, weil sich sonst alle Blicke zornig auf den Fremden richten würden.

Man hüte sich ja, eine italienische Cigarre den Lippen zu nahe zu bringen, falls man nicht etwa gedenkt, irgend eine Busse zu thun. Die Italiener rauchen zwar sehr stark, aber sie haben dabei so ihre eigenen Ideen. Sie sagten eines Tages bei sich: „Eilen wir, daß wir mit diesen abscheulichen Cigarren ein Ende machen.“ Die neue Regierung ließ ganz dieselben Cigarren machen, das ahnten die Italiener jedoch nicht, sondern rauchen nur um so mehr, damit sie schneller alle werden sollen.

Der liebe Gott hat in Italien eine sehr große Vorliebe für rothe Lächer mit Goldfransen; um ihm eine Freude zu machen, drapirt man an Feiertagen alle Kirchen damit und hängt deren über die Gemälde, über die Fresken, über die Statuen, um die Säulen — kurz, überall hin. Wem das nicht gefällt, der vermeide an Festtagen, die Kirchen anzusehen.

In Italien kommt es oft vor, daß eine Dame oder ein Herr in der feinsten Gesellschaft genöthigt ist, sich zu jucken; darüber scandalisire man sich aber ja nicht, denn dort weiß man

sich nirgends vor dem Ungeziefer zu retten und findet es überall — in den Kirchen, in den Palästen, auf Bällen, im Theater — es giebt dort kein Vergnügen ohne Ungeziefer. Noch dazu hat dieses Gethier soviel savoir vivre, daß es sich vorzugsweise mit den Fremden beschäftigt. Ueberhaupt herrscht dort sehr viel Natürlichkeit, über die man sich ja nicht aufhalten darf.

—r.

(Ein Gorilla als Mörder.) Ein französischer Schiffskapitän erzählte uns kürzlich, wie vor einigen Jahren durch einen merkwürdigen Zufall der Tod seiner Gemahlin herbeigeführt worden war. Lassen wir den Kapitän selbst sprechen.

„Ich hatte von einer meiner Reisen nach der Westküste von Afrika einen großen Gorilla-Affen mitgebracht, den ich mit vieler Sorgfalt so gezähmt hatte, daß er mir durch seine Sanftmuth und Intelligenz das größte Vergnügen bereitete.“

Nicht ohne Schmerz und Trauer sehe ich jetzt die Ballsaison in Paris wiederkehren, denn es war während einer dieser tollen Nächte, wo fast jedes Haus von Musik und dem Geräusch großer Gesellschaften widerhallt, als sich das sonderbare, tragische Abenteuer zutrug, das mir zugleich meine angebetete Frau und ein Kind raubte, welches binnen kurzem das Licht der Welt erblicken sollte.

Ich war unflug genug, den afrikanischen Gorilla in meinem Hause zu behalten, weil seine posselichen Grimassen und seine Nachahmungsgabe uns ungemein amüsirten, denn nicht blos meine Frau und ich hatten unseren Spaß daran, sondern noch weit mehr meine Schiegelmutter, die alte Frau v. B., die bei uns in meinem Hause der Rue St. Lazare wohnte.

Frau v. B. ging in ihrer Vorliebe für Jado so weit, daß sie nicht ruhte, bis sein großer Käfig in das Vorzimmer zu einer Art Wintergarten gestellt wurde, dessen Fenster in das Schlafzimmer der alten Dame führten.

Des Nachts wurde Jado in diesen Käfig gesperrt und konnte von da aus stets die Abendtoilette der Frau v. B. beobachten, welche trotz ihres vorgerückten Alters sehr viel Geschmack an Gesellschaften fand und gewiß keinen Ball, keine Soirée im Kreise unserer Bekannten versäumte.

Zu jener Zeit kam eine Freundin zu meiner Frau und bat sie inständigst, eine kleine Reise mit zu machen, welche jene Dame eben auf eines ihrer Güter unternehmen mußte. Trotz ihres Gesundheitszustandes, welcher wohl jede Reise hätte verbieten sollen, war meine Frau doch zu gutmüthig, der Freundin diese Bitte abzuschlagen, und reiste mit ihr.

Während ihrer Abwesenheit erkrankte meine Schwiegermama und befand sich eine Zeit lang so unwohl, daß ich mich entschloß, meiner Frau zu schreiben, sie möge ihre Heimkehr beschleunigen.

Am Abende des Tages, wo meine gute Therese nach Paris zurückkehren wollte, fühlte sich meine Schwiegermutter wieder ziemlich wohl und hatte die sonderbare Idee, welche wohl nur von ihrer großen Liebhaberei für Geselligkeit herrühren konnte, durchaus zu einer Abendgesellschaft, zu der wir eingeladen waren,

gehen zu wollen. All meine Einreden waren vergeblich und ebenso mußte der eben anwesende Arzt ihrer Laune nachgeben. Ich trieb die Schwachheit schließlich noch so weit, daß ich einwilligte, die alte Thérin zu begleiten, nachdem ich meinem Kutscher befohlen hatte, Thérèse in dem Postdiligence-Hofe zu erwarten, bevor er uns beide von dem Ball abholte. Thérèse sollte etwa gegen Mitternacht in Paris eintreffen.

Ich habe bereits erwähnt, daß der Gorilla gewöhnlich der Toilette meiner Schwiegermama beiwohnte; er sah zu, wie sie sich anzog, sich schminkte, ihre Juwelen anlegte und sich von allen Seiten im Spiegel betrachtete, während ihr langes Seidenkleid auf dem Boden nachschleppte — kurz, er verlor nicht eine einzige ihrer Bewegungen. Seine Aufmerksamkeit und seine erstaunten Gesichter amüßten Frau v. B. im höchsten Grade, während sie durchaus nicht ahnte, daß dieses Spiel einen so fürchterlichen Ausgang nehmen könne.

Raum hatten meine Schwiegermutter und ich das Haus verlassen, als es dem Thier gelang, ich weiß nicht auf welche Weise, die Thür seines Käfigs zu öffnen und durch das Fenster des Wintergartens, welches offen geblieben war, in das Schlafzimmer einzusteigen. Jetzt riß er alle Schubladen auf, wühlte in allen Schränken herum, nahm einen Unterrock, ein Kleid, einen Kragen, Manschetten heraus und zog mit unerhörter Geschicklichkeit alle diese Sachen der alten Dame an.

Nachdem er diesen ersten Theil der Toilette beendet hatte, suchte er im Toiletentisch, setzte sich eine falsche Lockentour auf, ergriff die Puderquaste, tauchte dieselbe in die Schachtel mit dem *poudre de riz* und leerte die ganze Schachtel auf sein abscheuliches Gesicht und den Hals, die dadurch so weiß wie ein Leintuch wurden — er vergaß sogar nicht die Handschuhe und das Schnupftuch, welches er entfaltet zwischen zwei Fingern seiner Pfote hielt.

Dann erinnerte er sich ohne Zweifel daran, wie er an dem Abende, wo meine Schwiegermutter plötzlich erkrankte, dieselbe ohnmächtig zu Boden stürzen sah, und streckte sich jetzt auch lang auf den Teppich hin, wo er unbeweglich liegen blieb.

Während das Thier nun allein in dem Schlafzimmer diese sonderbaren Streiche vorhatte und die Diensthoten ihn längst in seinem Käfig eingeschlafen glaubten, war ich auf diesem verwünschten Ball und stand hinter dem Stuhl meiner Schwiegermutter, die mit zwei bis drei anderen alten Damen schwatzte, und die gleichgiltige Menge um uns her ergab sich der heuchlerischen Fröblichkeit, wie man sie meist auf den Pariser Bällen findet.

O! wie leicht vergißt man in dem Tummel und Strudel dieser Feste die in der Einsamkeit getragenen Leiden, die Gefahren, welche über so vielen Häuptern schweben, das Elend, was an so mancher Schwelle lauert! Ach! wie sehr habe ich oft später meine Schwäche verwünscht, die mich dort als den Sklaven der Laune einer alten Kokette fesselte, anstatt meiner Frau entgegen zu eilen, die nach einer langen, unangenehmen Fahrt mitten in der Nacht bloß von Dienern empfangen werden sollte.

Ach, ich sollte für diese Schwäche noch schlimmer bestraft werden, als ich ahnen konnte.

Meine Frau hatte, um eher anzukommen, die Reise in einem Wagen gemacht, welcher einer neubegründeten Diligence-Gesellschaft gehörte, die der Concurrenz halber ihre Pferde halb todt jagte und auf diese Weise eine halbe Stunde früher als der andere Wagen in Paris anlangte. Ich hatte keine Idee von diesem neuen Unternehmen, so daß meine arme Frau keinen Menschen auf sie warten fand, als sie in der Rue de Bouloi anstatt in der Rue Notre-Dame-des-Victoires abstieg.

Sie kam ganz voller Angst, noch unter dem Eindruck meines letzten Briefes an, der trotz aller Vorsicht, mit der ich meine traurigen Nachrichten eingeleidet hatte, doch sehr schlimm war. Sie zitterte, daß sie ihre Mutter vielleicht gar nicht mehr am Leben finden könne, stieg schnell in einen Fiacre und fuhr nach Hause.

Der Portier, welcher ihr die Thür öffnete, erkannte sie unter dem heruntergelassenen Schleier gar nicht, so eilte sie durch den Hof und den Vorssaal und stieg die große Treppe hinauf, ohne nur irgend Jemanden von der Dienerschaft zu begegnen, welche sich eben zu einer Festivität in der Küche versammelt hatte.

Sie lief unmittelbar in das Zimmer ihrer Mutter, tritt ein und sieht, o Entsetzen! Jemanden unbeweglich auf dem Parquet hingestreckt daliegen. Sie glaubt natürlich, es sei ihre Mutter, ruft sie angstvoll an, da erblickt sie unter den Spitzen des Kopfpuzes dieses abschreckende, abscheuliche Gesicht und stürzt besinnungslos zu Boden.

Nun erhebt sich der Gorilla und stößt ein gräßliches Geschrei aus, worauf sämtliche Diensthoten herzu-eilen.

Sie finden meine arme Frau ohnmächtig und blutend, da sie mit dem Kopf gegen einen Schrank gestürzt war.

Einen Monat später starb meine Frau, ohne ihre Vernunft wieder erlangt zu haben."

Der Kapitän fügte noch hinzu, daß er am folgenden Tage den Gorilla habe erschießen lassen, da er dessen Anblick nicht mehr zu ertragen vermochte und auch nicht riskiren wollte, daß durch ihn noch irgend ein Unglück geschehe.

Seine Schwiegermutter, Frau v. B., trug von dieser Zeit an bis zu ihrem Tode nur noch Trauerkleider vom größten Stoffe und ward nie mehr in einer Gesellschaft gesehen. Sie konnte nicht ohne Entsetzen an das Seidenkleid und die Spitzen denken, deren Anblick in jener verhängnißvollen Nacht den Tod ihrer Tochter verursacht hatte.

Bald nach dem traurigen Ereigniß hatte der Kapitän wieder große Seereisen angetreten, um die ewig nagende Erinnerung an seinen Verlust zu mildern; er hat ferne Meere befahren und manche unbekannte Küste besucht, von wo er seltene Pflanzen, Muscheln und Industrieerzeugnisse heimgebracht, aber nie konnte er sich wieder entschließen, irgend ein Thier mitzubringen.

—r.



# Allgemeine Maßen-Beitrag



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlstiche 6 Thlr.  
mit Stahlstichen 8 Thlr.

## Eine vergessene Größe.

Biographische Skizze  
von  
S. Augustin.  
(Schluß.)

Etwa neun Monate später traf sie ein ungleich härterer Schicksalschlag, als der Verlust ihres Vermögens gewesen war. Montaigne starb. — Marie de Gournay hatte kaum die Trauernachricht empfangen, als sie trotz ihrer Armuth die weite, bei den damaligen Unruhen gefahrvolle Reise nach Bordeaux unternahm, um die Witwe und Tochter ihres Freundes aufzusuchen und sie zu trösten, so gut sie es vermochte, oder doch wenigstens den Verlust, der sie betroffen, mit ihnen zu beweinen. Fünfzehn Monate blieb sie bei Frau von Montaigne, und diese gewann während der Zeit eine so hohe Meinung von ihr, daß sie ihr die Vorbereitung einer neuen, vollständigen Ausgabe der „Essays“ anvertraute, eine Pflicht, die Marie de Gournay mit Freuden übernahm und wie ein Liebeswerk betrieb.

Sie revidirte jeden Satz, verglich jedes Wort mit den eigenhändigen Anmerkungen, die Montaigne hinterlassen, und schrieb selbst eine Vorrede dazu, die in ihrem begeisterten Schwunge vielleicht das Beste ist, was je aus ihrer Feder geflossen. Mit Stolz weist sie darin auf das Verhältniß hin, in dem sie zu dem Todten gestanden: „Ich besitze keinen andern Schmuck als meine Freundschaft,“ schrieb sie, „und ich hatte ein Recht, ihn

meinen Vater zu nennen, denn alles Edle und Gute, das in meiner Seele lebt, habe ich ihm zu verdanken.“

Mit Montaignes Tode schien übrigens im Leben des damals erst sechsundzwanzigjährigen Fräulein von Gournay ein vollständiger Abschluß eingetreten zu sein. Sie lebte in Paris im regsten Verkehr mit fast allen durch Geburt, Geist oder Talent ausgezeichneten Persönlichkeiten, sie stand im Briefwechsel mit den bedeutendsten Geistern ihrer Epoche — aber war es, so lange Montaigne lebte, ihr Ehrgeiz gewesen, mit ihm vorwärts zu schreiten, so handelte es sich für sie nach seinem Tode nur noch darum, auf dem Standpunkte stehen zu bleiben, welchen er eingenommen hatte. Mit ihrer Zeit weiter gehen wollte sie nicht, durfte sie ihrer Meinung nach nicht, ohne die Pietät gegen ihn zu verletzen.

Die hervorragendsten Mitglieder der damals eben begründeten Akademie versammelten sich oft bei ihr, um streitige Punkte bei Feststellung der Regeln für die französische Sprache zu diskutiren, und Saint-Coremond hat eine dieser hitzigen und nicht selten komischen Disputationen, bei welcher es sich um das Wort *rassinage* handelte, in ein Lustspiel aufgenommen. Für Marie von Gournay war Montaigne in dieser Beziehung das Ideal der Vollkommenheit, über das hinauszufragen ihr wie ein Frevel erschien. Sie kämpfte hartnäckig für die Beibehaltung jedes alten Wortes und hat es bis zu ihrem Tode als Ehrensache betrachtet, alle Fortschritte, welche die französische Sprache nach Montaigne machte, mit Consequenz zu ignoriren.

Aber nicht nur am geistigen Standpunkte, am Stil und der Schreibweise ihres verstorbenen Freundes hielt sie eigensinnig fest, auch in ihrem Costüm blieb sie der Vergangenheit gewissenhaft treu. Obgleich sie Montaigne um mehr als ein halbes Jahrhundert überlebte, kleidete sie sich nie anders als nach der Mode seiner Zeit und ihre antiquirte, auffallende Erscheinung wurde bald zum Gelächter der spottlustigen Pariser. Sie hatte kaum die Mitte der dreißiger Jahre erreicht, als sie bereits zu den Curiositäten der Stadt gezählt wurde. Die Maßlosigkeit ihres Wesens, Sonderbarkeiten und Excentricitäten, die man, so lange sie jung und hübsch war, als „Genialitäten“ bewundert und gepriesen, erschienen an dem alternden Mädchen in ganz anderem Lichte — und trotz ihrer geistigen Bedeutung, ihrer Gutmüthigkeit und aufopfernden Menschenliebe wurde sie bald zum Stichblatt einer Menge mehr oder minder plumper Wiße.

Eine Anzahl müßiger Cavaliere vom Hofe Ludwigs XIII. ließen es sich besonders angelegen sein, Mademoiselle de Gournay mit Neckereien aller Art zu verfolgen, und eine Zeit lang gehörte es zum guten Ton, in jeder Gesellschaft eine neue Anekdote, wahr oder erfunden, von der originellen Frau zu erzählen. Man zettelte förmliche Verschwörungen gegen sie an und die Naivetät, mit der sie die ungereimtesten Dinge, sobald sie ihrer Eitelkeit schmeichelten, als baare Münze hin nahm, gab zahllose Anhaltspunkte für die unbarmherzigsten Späße und Spöttereien.

Eines Tages hatte man ihr unter Andern einen Brief zugesandt, der angeblich eigenhändig vom König Jakob I. von England geschrieben war und in welcher dieser Monarch sie bat, ihm ihr Bild und ihre Lebensgeschichte zu schicken. Sie ging wirklich auf die Mystifikation ein, ließ mit schweren Opfern ihr Portrait anfertigen, verwendete sechs Wochen dazu, ihre Lebensgeschichte zu schreiben, und schickte endlich Beides nach London, wo man durchaus nicht wußte, was man von dieser Sendung denken sollte. Als Marschall Lavardine, der damalige Gesandte am englischen Hofe, nach Paris zurückkam, sagte man Fräulein von Gournay, daß der König ihm ihr Bild gezeigt, sowie mit der größten Anerkennung von ihr gesprochen. Sie beschloß sogleich selbst zu dem Marschall zu gehen und jedenfalls wäre die Täuschung schon damals an den Tag gekommen, wenn Herr von Lavardine nicht fast unmittelbar darauf gestorben wäre. Sie wunderte sich zwar über das Außenbleiben einer Antwort, lebte aber doch noch lange Jahre in der angenehmen Ueberzeugung, daß König Jakob ihr Portrait

eines Ehrenplatzes in seinem Cabinet würdig gefunden.

Man versicherte der leichtgläubigen Dame ferner, daß ihr Bild die Galerien von Brüssel und Antwerpen schmückte, daß ihre Schriften in Holland mit außerordentlich schmeichelhaften Vorreden und Anmerkungen herausgegeben würden, daß die Italiener Casar Carpaccio und Carlo Pinto ihren Genius in begeisterten Versen gefeiert und ihren Ruhm von einem Ende der Halbinsel zum andern verbreitet hätten — man sagte ihr, daß es in ganz Europa nicht einen gebildeten Menschen gäbe, der ihre Werke nicht kenne, und Marie de Gournay, welche das Glück gehabt hatte, von einem Montaigne Freundin genannt zu sein, fand das Alles höchst glaubwürdig und durchaus nicht wunderbar. Ihre mit den Jahren immer mehr wachsende Selbstüberschätzung gab Stoff zu tausend lächerlichen Scenen und Anekdoten, die in den literarischen Zirkeln wie in den Kreisen der vornehmen Welt mit Jubel aufgenommen wurden.

Freilich scheinen die Freunde der wunderlichen Frau an dieser Selbstüberhebung nicht minder Schuld getragen zu haben als diejenigen, welche sich über ihre Leichtgläubigkeit lustig machten. Baudius nannte sie die „französische Sirene“ — „die zehnte Muse“; der gelehrte Heinsius schrieb in Bezug auf sie: „Ausa virgo concurrere viris scandit supra viros“ — die Jungfrau, welche kühn mit dem Manne wetteifert, überflügelt den Mann — und ihr Freund Lamothe-la-Bayer, der französische Plutarch, wie man ihn nannte, sagte von ihr in einem sie verherrlichenden Gedicht:

„Une illustre alliance

Des beautés de l'esprit et celles du corps.“

(Ein herrlicher Verein, der geistigen Schönheit mit der körperlichen.)

Marie de Gournay theilte eben das Schicksal der meisten bedeutenden Frauen, welche in die Dessenlichkeit treten. Sie wurde von der einen Seite mit Schmeicheleien überschüttet, von der andern mit Spott und Hohn überhäuft. Eine gerechte Würdigung ihres tiefsten Strebens, ihres reichen Geistes und ihrer ungewöhnlichen Energie hat sie nur bei Wenigen gefunden.

Zu allem Unglück wurde Mademoiselle de Gournay ihren literarischen Bestrebungen auf einige Zeit durch die Alchymie entzogen, der sie sich mit ihrer gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit hingab. Vergebens boten ihre Freunde Alles auf, um sie davon zurückzubringen — vergebens führte man ihr eine Menge erschreckender Beispiele vor Augen. Sie ließ sich durch keine Vor-

stellungen abhalten, die Reste ihres kleinen Vermögens in den Schmelztiegel zu werfen. Wie fast alle Adepten dieser verführerischen Kunst bildete auch sie sich ein, daß der Mangel an Mitteln sie gerade in dem Moment verhindere, weiter zu experimentiren, wo sie das Ziel beinahe erreicht hatte. Um sich diese Mittel zu verschaffen, entzog sie sich fast die nothwendigste Nahrung und Kleidung. Sie beschränkte sich auf das Unentbehrlichste, um Tag und Nacht über ihren Retorten gebeugt zu sitzen und ihre Ersparnisse in Rauch aufgehen zu sehen. Es gelang ihr trotz alledem so wenig wie Andern, den Stein der Weisen zu entdecken, und endlich sah sie sich genöthigt, ihr Laboratorium zu schließen.

Sie wendete sich jetzt von neuem der Literatur zu und verwickelte sich gleich anfänglich in einen Federkrieg über den Jesuitenpater Coton. In ihrem lebhaftesten Gerechtigkeitsgefühl nahm sie Partei für den Mann, dem ihrer Meinung nach Unrecht geschah, und zog sich dadurch unendlichen Verdruß und die heftigsten persönlichen Angriffe zu. Pamphlets der verletzendsten Art wurden gegen sie geschleudert und sie blieb die Antwort nicht schuldig. Nur als man sie in einer schmutzigen Schmähschrift eines sittenlosen Lebens beschuldigte, versagte der fast allzeit schlagfertigen Frau die Feder. Sie bat einen ihrer Freunde, sie zu vertheidigen und dieser war boshaft genug, ihr vorzuschlagen, sie möge ihr Portrait veröffentlichen, was jedenfalls eine bessere Rechtfertigung sein würde, als alle Vertheidigungsschriften der Welt.

Die arme Marie Gournay hatte längst keine Ähnlichkeit mehr mit jenen hübschen Bildern aus der Jugendzeit, die sie mit blühenden Wangen, großen schwarzen, lebhaften Augen und kleinem, wohlgeformtem Munde darstellten. Die zehn Jahre, welche sie der Alchimie geopfert, die namenlosen Entbehrungen, welche sie sich auferlegt, um einem Phantom nachzujagen, hatten jedenfalls nicht dazu beigetragen, ihre Reize zu erhöhen oder über die Grenze der Jugend hinaus zu conserviren. Sie war zur Carrikatur geworden und man ließ sie das grausam genug empfinden.

Zum Glück war Marie de Gournay nicht mehr ganz einsam. Als ihr Freund, der Dichter Jamyn starb und eine Tochter in hilfloser Lage hinterließ, hatte sich Mademoiselle de Gournay in ihrer Gutmüthigkeit der Waise angenommen, hatte sie trotz ihrer eigenen bitteren Armuth adoptirt und die Gesellschaft des jungen Mädchens, das mit enthusiastischer Verehrung an ihr hing, sowie der Besitz einer Katze, welche den wohlklingenden Namen Piallion oder Donzelle führte, ent-

schädigten die seltsame Frau für viele Härten, die das Schicksal sich gegen sie zu Schulden kommen ließ. Mademoiselle Jamyn und Piallion waren unzertrennlich von Marie de Gournay, und hatten an der Berühmtheit derselben, im guten wie im schlimmen Sinne, ihr reichliches Theil. Piallion war eine merkwürdige Katze. Während der zwölf Jahre, die sie mit ihrer Herrin verlebte, verließ sie nicht ein einziges Mal die Wohnung, um leichtsinnig, wie andre Katzen, bei nächtlicher Weile auf den Dächern der Nachbarhäuser umherzusteigen und zu concertiren. Sie hielt sich im Gegentheil von jeder Gemeinschaft mit ihres Gleichen sittsam fern und war es wohl werth, von der alten Dame in Versen besungen zu werden, wie es mehr als einmal geschah. In den zahlreichen Satiren, welche in Wort und Bild gegen Marie de Gournay geschleudert wurden, spielten Mademoiselle Jamyn und Piallion eine große Rolle.

Außerdem besaß die alte Dame in ihrer Phantasie jenen wunderbaren Zauberstab, welcher die trübste Wirklichkeit mit goldenem Schimmer zu umweben vermag. Ihre Einbildungskraft spiegelte ihr Bilder von unsterblichem Ruhme vor und warf auf ihre ganze traurige Existenz ein Licht, das, so falsch und trügerisch es war, dennoch die tiefen Schatten verschenkte, die auf ihrem Leben ruhten.

Im Jahre 1626 veröffentlichte sie eine Sammlung ihrer Schriften in Prosa und Versen unter dem eigenthümlichen Titel: „Schatten des Fräulein von Gournay“ und dem Motto: „Der Mensch ist der Schatten eines Traumes und sein Werk ist sein Schatten.“ Dies Werk war gewissermaßen eine Imitation von Montaignes „Essays“ und handelte von allen möglichen Dingen, die ohne Rücksicht auf irgend welche Form, ordnungslos an einander gereiht waren — Abhandlungen, in welchen sie ganz nach Laune von einem Gegenstand zum andern übersprang. Der Stil war veraltet, wie Fräulein von Gournay selbst.

So konnte es denn nicht fehlen, daß das Erscheinen des Buches, welches von den Freunden der Verfasserin in den Himmel gehoben wurde, den müßigen Spöttern aufs neue Gelegenheit gab, ihren Witz zu erproben — und die rücksichtslose Heftigkeit, mit der sie diese Angriffe gewöhnlich zu beantworten pflegte, diente nur dazu, das Uebel ärger zu machen. Man reizte die alte Dame schließlich nur, um sich an den Ausbrüchen ihres Zornes zu ergötzen, welche zuweilen in Formen und Worte gekleidet waren, vor denen moderne Ohren erschrecken würden.

Selbst Ludwig XIII., der an der bösen Krankheit

der Langenweise litt, ließ sich Stunden lang durch die Erzählungen der Mystifikationen unterhalten, deren Opfer Fräulein von Gournay wurde. Man redete ihr ein, daß man bei Hofe von nichts spreche, als von ihrem Buche, daß der König zu ihren wärmsten Verehrern zähle — und sie glaubte das nur zu gern. In ihrer bellagenswerthen Lage gründete die arme alte Dame auf diese Mittheilungen vielleicht sogar die Hoffnung, daß ihr königlicher Gönner ihr irgend welchen klingenden Beweis seiner Werthschätzung zukommen lassen werde — eine Hoffnung, die niemals in Erfüllung ging. Die Großmuth gehörte nicht zu den Charaktereigenthümlichkeiten Ludwig XIII. und Mademoiselle Gournay sollte späterhin noch zu ihrem Schaden erfahren, daß der König sich wohl durch die Erzählung ihrer Sonderbarkeiten und die auf ihre Kosten gemachten Bonmots amüsiren ließ, daß es ihm aber niemals in den Sinn gekommen war, sich ihr dafür dankbar erweisen zu wollen.

Unter vielen andern Streichen, die man ihr spielte, war auch einer, der späterhin in manigfachen Formen literarisch benutzt worden ist und Stoff zu mehreren Lustspielen gegeben hat.

Fräulein von Gournay hatte dem Dichter Racan, dessen Werke zu den wenigen literarischen Erzeugnissen gehörten, welche sie der Beachtung werth hielt, ein Exemplar ihres „Schatten“ zugesandt und Racan sprach einigen Bekannten gegenüber die Absicht aus, der Verfasserin einen Besuch zu machen, um ihr persönlich zu danken. Die Witzebolde des Hofes, welche davon hörten, konnten sich diese herrliche Gelegenheit zu einer Mystifikation nicht entgehen lassen. Racan und Mademoiselle Gournay waren sich persönlich noch unbekannt und darauf bauten sie ihren Plan. Sie fanden Mittel, sich über die Zeit, die der Poet zu seinem Besuche bestimmt hatte, genau zu unterrichten und trafen alle Anstalten, ihm zuvorzukommen.

Der Erste, welcher sich bei Fräulein von Gournay als der Dichter Racan melden ließ, war ein Chevalier de Brésire, ein sehr angenehmer, gescheider Mann, welcher die alte Dame so geschickt bei ihren schwachen Seiten zu fassen wußte, daß sie, als er ging, von ihm entzückt war. Kaum aber hatte er sich entfernt, als ein anderer Herr, ein Monsieur d'Orade, erschien und sich als den Dichter Racan melden ließ. Man sagte ihm, Racan sei soeben hier gewesen; er erklärte das für eine abscheuliche Mystifikation und Fräulein von Gournay, die einen artigen, angenehmen Mann vor sich sah, dessen Complimente noch ungleich poetischer ausfielen als

die eben gehörten, ließ sich bald beruhigen und unterhielt sich mit dem zweiten Racan vortrefflich. Endlich entfernte sich der junge liebenswürdige Cavalier, aber kaum hatte er das Haus verlassen, als der echte Racan ankam. Seine Erscheinung war von der der frühern Besucher sehr verschieden. Der Dichter war ein zerstreuter, nervöser, ärmlich gekleideter Mann, mit eckigen, ängstlichen Manieren und einem Fehler der Zunge, der seine Sprache lächerlich erscheinen ließ. Bei seinem Anblick ging die Geduld der alten Dame zu Ende. „Soll ich denn mein Lebtag nichts mehr thun, als Racans empfangen!“ rief sie, zog ihren Pantoffel vom Fuße, schlug ihn dem entsehten Dichter um den Kopf und trieb ihn unter Scheltworten aus dem Hause.

Diese Geschichte war zu gut, um nicht allgemein bekannt zu werden. Sie cirkulirte nicht nur in den Hofkreisen, sondern in ganz Paris und kam endlich unglücklicher Weise Fräulein von Gournay selbst zu Ohren.

Die alte Dame war trostlos, als sie hörte, daß man sie zum Gegenstand des Spottes und Gelächers gemacht hatte. Es ließ sich ihr nicht länger verbergen, daß sie schon oft in ähnlicher Weise mystifizirt worden war, und der Verlust so vieler ihrer Illusionen war ohne Zweifel der härteste Schlag, der sie treffen konnte. Nachdem man schonungslos den Schleier der Täuschung von ihren Augen gerissen, nachdem man den Traum von olympischem Ruhme zerstört, der ihr armes Leben verschönt hatte, lag ein trost- und hoffnungsloses Alter, umgeben von allen Schrecknissen der Armuth, in kahler, nackter Realität vor ihr.

Indessen ging aus dem Bösen diesmal doch etwas Gutes hervor.

Der Cardinal Richelieu, welcher an der Geschichte mit den drei Racans so großes Gefallen fand, daß er nicht müde wurde, sie zu hören, sprach den Wunsch aus, die seltsame alte Dame von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, um vielleicht persönlich eine Anekdote mit ihr zu erleben. Er schickte nach ihr, sie kam, und der geistreiche, allmächtige Mann erlaubte sich einen so plumpen Scherz, daß er sich später selbst einer gewissen Beschämung nicht erwehren konnte. Er suchte sein Unrecht auszugleichen, indem er ihr eine bescheidene kleine Pension von einigen hundert Francs aussetzte, die ihr bis zum Tode gezahlt werden, und es ihr, ihrer Pflanztochter und Kaze möglich machen sollte, von etwas mehr als von trockenem Brote zu leben.

Unter dem Einflusse dieses Sonnenstrahls ließ Fräulein von Gournay eine andere Edition von Mon-

taignes Werken erscheinen. Auch ihre eigenen Aufsätze ließ sie in zweiter, vermehrter Auflage drucken, diesmal unter dem Titel: „Arts et présents de Mademoiselle de Gournay“, und der Erfolg beider Bücher tröstete sie wenigstens in Etwas über die Demüthigungen, die sie erfahren. Bildete sie sich in ihrer Zurückgezogenheit doch noch immer ein, durch ihre Schriften in ganz Europa Sensation erregt zu haben.

Leider machte der Tod des Kardinals Richelieu diesem erträglichen Zustande der Dinge ein Ende.

Der König selbst revidirte die Liste der Pensionen, welche der allmächtige Minister bewilligt hatte, und unter den Posten, welche er zu streichen befahl, befanden sich auch die wenigen hundert Francs, welche die hochbejahrte und für ihre Zeit hervorragende Schriftstellerin bezog. Weder ihre unbestreitbaren Verdienste um die Literatur, noch die vielen heitern Stunden, die er ihrer Originalität verdankte, erschienen dem König als ein Anrecht auf den Gnadenpfennig, der sie vor dem bittersten Mangel schützte.

Mademoiselle de Gournay lebte nach dem Tode des Kardinals nur auf das Almosen ihrer Freunde angewiesen, und zu stolz, um ihnen mit Bitten lästig zu fallen, versank sie bald in das tiefste Elend. Sie starb den 13. Juli 1645, beinahe achtzig Jahr alt, aber geistig noch immer frisch und regsam. Ihre irdischen Ueberreste fanden auf dem Friedhofe St. Eustache eine Ruhestätte.

### Feuilleton.

(Ein Diamant.) An einem Sommerabende waren drei Personen in einem kleinen Salon, der auf einen frischgrünen Garten hinausging, beisammen; der Garten befand sich in der Nähe von Havre und die drei Personen waren zwei Verlobte und der Vater der Braut.

„Wozu brauchen wir Reichthümer?“ fragte Theodor; „was könnte das Geld unserem Glücke hinzufügen? Oder was könnte die Entbehrung dieses schüden Metalls unserem Glücke rauben? Genügt uns nicht unsere Liebe? Meine Anna und ich werden in einer Hütte glücklicher leben als zwischen vergoldeten Wänden, und das durch meine Arbeit gewonnene Brot wird ihr wie himmlische Ambrosia schmecken.“

Anna antwortete durch einen zärtlich bestimmenden Blick; Theodor schien ihr sehr beredsam und er hatte eben nur laut ausgesprochen, was ihr das Herz schon oft zugeflüstert hatte.

Ihr Vater aber wandte sich ab, um ein Lächeln zu verbergen. Er war ein Mann von sechzig Jahren, mit einem klugen, freundlichen Gesicht.

„Meine Kinder,“ sagte er, „ich könnte euch mancherlei sagen, was euch zu nichts nützen würde, als es eben so unnütz in zwanzig Jahren euren Kindern zu wiederholen, denn dann erst werdet ihr es glauben und verstehen. Jetzt sage ich euch aber bloß das: Anna weiß, daß ich sie über Alles liebe, auch Theodor kennt meine Freundschaft für ihn, aber ich lasse euch nicht eher heiraten, als bis Theodor von der Geschäftsreise zurückgekehrt sein wird, die ihn sein Prinzipal machen lassen will.“

Es war eben bei Gelegenheit der Rede von dieser Reise gewesen, als Theodor seine Verachtung des Reichthums ausgesprochen hatte.

Annas Vater blieb unbeugsam, die jungen Leute mußten ihm nachgeben, und so schiffte sich Theodor ein.

„Leb wohl, mein Theodor,“ sagte Anna, „ich werde ohne Unterlaß für dich beten, nicht daß du reich, sondern daß du treu zurückkehrst.“

Während der Seereise hatte Theodor genügende Zeit, an das Ziel seiner Reise, den Orient zu denken. Er sah schon zum voraus die morgenländische Pracht, von der er soviel gehört; er träumte, daß man mit dem Betreten des alten Stambuls reich werden müßte, daß der dortige Boden seine Stiefeln in edelsteinglänzende Pantoffeln, seine Tuchkleider in Gewänder von Goldstoff verwandeln, daß jedes Pferd, dessen Füße den Sand Arabiens beträten, ein feuriger Renner werden müßte! Er sah schwellende Divans, athmete süße Wohlgerüche und versetzte sich im Geiste in die geheimnißvollen Harems, wo so viele schöne Circassierinnen und Georgierinnen von schwarzen Eunuchen bewacht wurden. So kam Theodor in Constantinopel an — armer Theodor!

Er fand eine schmutzige, enge, schlecht gebaute Stadt. Die Pfade waren mit Striden gezäumt, die Menschen halbnaakt; anstatt der gedachten Goldstücke waren uralte, verrostete Münzen aus Deutschland, Holland und Spanien in Umlauf; statt der köstlichen Schüsseln als einziges Lieblingsgericht Pilsan, stark gepfeffert mit Butter, der höchstens mit Safran oder Granatapfelsaft gefärbt wird.

Er sah die kahlen Moscheen, wo dem Gesetze nach weder Silber noch Statuen, weder Gold noch Silber angebracht sein dürfen. Und die Frauen! Nichts von den schönen, verschleierten Gestalten, von feurigen Augen, von zierlichen Händen, die den Schleier hoben — höchstens erblickte er sehr häßliche, schmutzige alte Weiber auf den Straßen.

Theodor entschloß sich, bloß noch an Anna und seine Rückkehr zu denken; hatte ihm doch der Prinzipal versprochen, ihm nach der Rückkehr eine sehr vortheilhafte Stellung zu geben. Dann würde wohl Annas Vater auch zufrieden sein und Nichts mehr einzuwenden haben.

So sah er eines Abends in seinem Zimmerchen, den Kopf in beide Hände gefaßt, und berechnete zum voraus, wie er sein Hauswesen einrichten wolle, wieviel Dienstöten sie brauchten,

wie die Wohnung sein mußte, als ob er der Verwirklichung seiner Pläne schon ganz nahe sei. Sogar an Annas Brauttollette dachte er und grübelte, was er ihr wohl aus der Ferne mitbringen sollte, um dieselbe zu verschönern.

Während dem brach die Nacht herein, ohne daß er daran dachte, Licht anzuzünden; plötzlich pochte es an seine Thür, er öffnete und ein Mann trat eilig herein, nachdem er gehorcht hatte, ob ihm auch Niemand folge; dann schloß er die Thür, lauschte abermals und sagte:

„Mein Herr, wir haben nur zehn Minuten Zeit, um ein Geschäft abzuschließen, wobei es sich um mein Leben und ein Vermögen für Sie handelt. Ich bin ein Sklave, der in den Bergwerken arbeitet; ich habe einen Diamanten entwendet und mich unter dem Vorwande von Krankheit hierher transportiren lassen. Nur ein König kann den Diamanten nach seinem Werthe bezahlen; kein Fürst besitzt vielleicht einen schöneren, aber für mich ist dieser Reichtum verloren, ich kann den Stein unmöglich verkaufen, denn ich kann nicht ohne Geld entfliehen. Indessen hoffe ich, daß er auch mein Glück machen soll, ich verlange für meinen Schatz nur die zum Entkommen nöthige Summe, so daß ich meine Freiheit wieder erlangen, heimkehren und die Meinigen wiedersehen kann.“

Als Theodor noch ganz verblüfft von diesem Vorschlage dastand, zog der Sklave einen ungeheuer großen Diamanten hervor und wendete ihn nach allen Seiten.

„Es ist nicht das geringste Sandkörnchen, kein gelbliches oder grünes Fleckchen darin, ich habe schon viele Diamanten in den Händen gehabt, aber nie sah ich einen schöneren. Er gäbe einen prächtigen Schmuck für den Hagan des Sultans. Nun, entschließen Sie sich schnell, Sie sind fremd hier und können leicht entfliehen; für einige Dukaten bin ich frei und Sie werden ein Millionär.“

Theodor gab dem Manne, was er verlangte, und dachte dann an seine eigene Abreise, welche er noch in derselben Nacht bewerkstelligte.

Wir wollen nicht auf die Einzelheiten seiner Reise eingehen; der Sklave hatte ihm nicht verhehlt, daß man ihn wohl verfolgen werde, und so nahm er seinen Weg über die wüsten und beschwerlichsten Straßen, um Niemandem zu begegnen. Er reiste nur mit einem Führer; eines Tages trafen sie auf eine räuberische Araberhorde.

„Haben Sie Geld bei sich?“ fragte der Führer.

„Nur soviel, als ich unbedingt zu meiner Reise bedarf.“

„Dann widerlegen wir uns nicht; wenn sie uns durchsucht haben, werden sie uns lassen, was wir etwa zur Fortsetzung der Reise brauchen, vielleicht knapp, aber das schadet nichts.“

„O doch, das schadet sehr viel,“ entgegnete Theodor. Und er empfing den ersten Araber mit einem Pistolenschuß. Die Säbel wurden gezogen, der Führer getödtet und Theodor verwundet und gefangen genommen. Man durchsuchte ihn und nahm ihm trotz alles Widerstandes seinen Diamant. Sein Schmerz hierüber machte die Araber glauben, daß es ein Amulet sei, und eine Frau hing ihn ihrem Kinde um.

Der Häuptling faßte Freundschaft für ihn und sagte ihm eines Tages, er solle gleich nach seiner Genesung die Freiheit und Alles, was man ihm genommen, wiedererhalten. Das Weib, welches den Diamanten für einen Talisman hielt, bot ihm sogar Alles an, was sie dafür bezahlen konnte. Er wollte davon nichts hören und so weigerte sich das Weib, ihm den Stein wiederzugeben. In einer Nacht knielte jedoch Theodor das Kind, nahm seinen Schatz und entfloß damit. Er verbarg sich zwei Tage und zwei Nächte in einer Höhle, ohne Nahrung zu sich zu nehmen; endlich sah er eine Karavane vorüberziehen, der er sich anschließen konnte. Dabei war er unaufhörlich unruhig und mißtrauisch, gönnte sich keinen Schlaf und war stets bereit, jeden Mitreisenden zu erdolchen, dessen Blick zufällig auf der Stelle haftete, wo er seinen Diamanten verbarg. In allen Gasthäusern auf der Heimreise verlangte er die schlechtesten Zimmer, damit Niemand etwas von seinen Reichthümern ahne.

Er schrieb an Annas Vater und sein Brief begann mit den Worten: „Ich bin jetzt reich, sehr reich.“ Diese Nachricht, in solcher Weise angezeigt, ohne vorher von so vielen „wichtigeren Dingen“ zu sprechen, verdroß Anna förmlich; indessen, als sie bedachte, daß Theodor nur um ihretwillen hatte reich werden wollen, sehnte sie sich bloß noch nach seiner baldigen Heimkehr. Jedoch war es eben dieser Gedanke an Theodors Reichtum, der ihr bei dem Wiedersehen des Geliebten peinlich war und ihrer Freude etwas Gezwungenes beimißte; ihr Vater wollte aus Stolz nicht so herzlich und zuvorkommend erscheinen wie früher, und Theodor fühlte zu sehr, wie die Rollen jetzt vertauscht seien, daß er mehr in der Lage sei, etwas zu gewähren als zu verlangen, und affectirte, um diesen sich unwillkürlich aufdrängenden Gedanken zu verbergen, ein freundschaftliches, vertrauliches Wesen, was nicht natürlich erschien und die Zurückhaltung des Vaters und der Tochter nur vermehrte. Diese Zurückhaltung verletzte wiederum Theodor, so daß sich alle Drei nach dem ersten Wiedersehen gegenseitig sehr unzufrieden mit einander trennten. Zwei bis drei Tage darauf fanden die Liebenden jedoch Gelegenheit sich auszusprechen.

„Ich weiß nicht, weshalb dies große Vermögen, von dem du sprichst, mich erschreckt,“ sagte Anna; „unsere Pläne waren so schön und nun soll Alles anders werden, ich soll dem hübschen kleinen Hause entsagen, von wo man einen so entzückenden Blick auf das Meer hat, und doch ist es jetzt grade zu vermietthen.“

„Liebe Anna,“ entgegnete Theodor, „wir werden nach Paris gehen und ein prächtig möblirtes Haus in dem vornehmsten Viertel bewohnen.“

„Theodor, ich denke mit Bedauern an das kleine Haus; die Bäume im Garten dort sind so wundervoll grün, die Luft ist so rein; noch gestern machte ich einen Spaziergang bis dorthin und betrachtete es voll Sehnsucht. Dort möchte ich am liebsten wohnen, wir würden dort so glücklich sein, wie reizend mußte es sich auf dem sammetgrünen Rasenplatz sitzen — mir wird es nirgend so gefallen wie dort.“

Theodor reiste nach Paris; als er ankam, war der Hofjuwelier, dem er seinen Diamanten zeigen wollte, eben verreist und er benützte diese Zeit, um ein Haus und Möbel aller Art anzusehen; er notirte sich Alles, was ihm gefiel: Teppiche, Porzellanwaaren, Spigen, Seidenstoffe. Inzwischen wurde er von einer Menge Verwandter und Freunde gefeiert, die er nie vorher gekannt hatte. Trat er in einen Salon, so hieß es laut: „Herr Theodor N.“, und leise fügte man hinzu: „der im Orient so ungeheures Glück gemacht hat.“ Alle Zuorkommenheiten, alle Blicke waren nur für ihn, die Mütter schmelmelten ihm um der Töchter willen und die Töchter lobten sein distinguirtes Aussehen.

Leider, leider sehen wir unsern Theodor hier an einem fatalen Scheidewege und die arme Anna war sehr in Gefahr, von ihm vergessen zu werden.

Und doch sahen wir trotz alledem vor zwei Jahren Theodor N. in der Nähe von Havre; er bewohnte mit seiner Anna das kleine Haus, von wo aus man so prächtige Aussicht auf das Meer hatte, und auf dem grünen Rasenplatz wälzte sich lustig ein hübsches kleines Kind.

Hatte Theodor vielleicht einen großmüthigen Sieg über sich selbst erlämpft? Ich möchte, es wäre so. Aber er hatte eine Stelle mit 1800 Francs Gehalt, und die Sache war folgendermaßen gekommen.

Als er dem Hofjuwelier seinen Diamanten gezeigt hatte, sagte dieser nach längerer Untersuchung:

„Dies ist in der That ein merkwürdiges Stück; ich befaße mich mit so etwas nicht, aber da die Nachahmung vorzüglich ist, werden Sie gewiß überall 10—15 Francs dafür bekommen!“

Und mit diesen 10 Francs war Theodor nach Havre zurückgereist.

(Ein seltsames Engagement.) Ganz Paris ist voll von der Nachricht, daß die berühmte oder vielmehr berühmte Schauspielerin am Vaudevilletheater und Verfasserin der „petites comedies de l'amour“, Fräulein Leonide Leblanc die Stadt verlassen habe, weil sie mit einem indischen Fürsten, der sich bei seiner kürzlichen Anwesenheit in Paris in sie verliebte, einen ganz eigenthümlichen Contract abgeschlossen hat, den sie sobald als möglich erfüllen wollte. Die Artikel des Contractes lauten wie folgt:

1) Die Schauspielerin und Schriftstellerin Leonide Leblanc wird den Harem des Fürsten während fünf Jahren bewohnen.

2) Sie muß sich den Sitten und Gebräuchen Indiens fügen und den Anforderungen des muslimännischen Gesetzes nachkommen.

3) Ihre Fehltritte, wenn sie deren begeht, werden mit derselben Strenge bestraft werden wie an ihren übrigen Gefährtinnen.

4) Ihre Eigenschaft als Französin wird sie in keiner Weise vor dem Säbel der schwarzen Eunuchen sicher stellen.

5) Man rechnet auf die Intelligenz der Engagierten, daß sie die Obliegenheiten ihres Postens begreifen wird.

6) Wenn Demoiselle Leblanc sich während fünf Jahren den eben ausgesprochenen Bedingungen unterwirft, wird sie bei ihrer Rückkehr nach Frankreich eine von heute ab bei Herrn Notar D. zu Paris deponirte Summe von 500,000 Francs und die Besichtigung eines ebenfalls heute für sie angekauften Hotels auf dem Boulevard Bourdon Nr. 40 vorfinden.

7) Das Engagement kann in keiner Weise angefochten werden.

Merkwürdig dabei ist jedenfalls, daß die Großmächte den Ankauf von Sklavinnen im Orient erschwert haben und nun die Großen des Morgenlandes nach der Hauptstadt der civilisirten Welt kommen, ihre Sklavinnen zu kaufen.

Die Verehrer des Fräuleins Leblanc sind sehr besorgt bei der Voraussetzung, daß sie schwerlich im Stande sein würde, fünf Jahre hindurch die Einsamkeit eines Haremlebens ruhig zu ertragen und ihr deshalb sehr leicht ein Unglück von Seiten der Eunuchensäbel drohen könnte. Dauert die Schöne jedoch wirklich aus und kommt mit heiler Haut nach Paris zurück, ihre halbe Million und das Haus in Besitz zu nehmen, welche pikanten Beschreibungen und Enthüllungen über das Leben im Orient wird man dann ihrer kühnen Feder verdanken! —r.

(Eine unwillkommene Redlichkeit.) Vor einigen Tagen kam Madame X., die Gattin eines reichen Börsenfürsten in dem Viertel der Chaussee d'Antin in Paris, vom Westbahnhof und trat in einen Laden, wo sie einige Einkäufe besorgte. Im Augenblick als sie dieselben bezahlen wollte, vermiste sie ihr Portemonnaie. Sie erinnerte sich hierauf, daß sie im Augenblick, als sie den Eisenbahnwaggon verließ, bei der Stelle, wo man die Billets zurück geben muß, ziemlich heftig bei Seite gedrängt worden war; indessen hatte sie dies nur der Ungebuld irgend eines Reisenden zugeschrieben, welcher gern zum Omnibus gelangen wollte — jetzt zweifelte sie dagegen nicht mehr, daß sie es mit einem geschickten Taschendiebe zu thun gehabt habe.

Da Frau X. nun ihre Einkäufe nicht sofort zu bezahlen vermochte, bat sie, ihr dieselben zuzuschicken.

Am andern Morgen ziemlich zeitig meldete der Bediente des Herrn X. seinem Herrn, daß ein Eisenbahnwaggon da sei, welcher die Dame oder den Herrn des Hauses zu sprechen wünsche. Frau X. schlief noch, also gab ihr Gatte Befehl, den Mann zu ihm zu führen. Der Schaffner tritt ein und sagt:

„Hier bringe ich ein Portemonnaie, welches die gnädige Frau gestern in einem der Coupés verloren hat, als sie aus Versailles kam.“

„Aus Versailles? Wissen Sie das gewiß?“

„Ja, ich habe das Portemonnaie selbst gefunden.“

„Aber woher wußten Sie, daß es meiner Frau gehöre?“

„Auf dem Couvert eines darin liegenden Briefchens steht die Adresse.“

„Es ist gut, mein Freund, hier haben Sie ein kleines Fin-

verlohn.“ Damit überreicht der Bankier dem Eisenbahnbeamten einige Geldstücke und dieser geht sehr befriedigt fort.

Nun öffnet Herr K. augenblicklich das Portemonnaie und findet darin wirklich einen entseelten Brief mit der Adresse seiner Gattin, der folgende Worte enthält:

„Meine liebe Adele, ich habe Urlaub für heute. Komm, wir wollen einen fröhlichen Tag zusammen verleben. Dein Dich liebender Gustav.“

Herr K. heißt aber gar nicht Gustav, sondern Leon, und seine Frau hatte ihm tags zuvor gesagt, sie wolle ihre Mutter in Saint-Germain besuchen.

Die Ehrlichkeit des Eisenbahnchaffners ist die Ursache zu einem Scheidungsprozeß geworden. Seitfames Resultat einer guten Handlung!

—r.

(Persische Theater.) Es ist nicht ohne Interesse, die persischen Theater mit den europäischen zu vergleichen. In Persien wird die dramatische Kunst sehr gepflegt und das Publikum ist leidenschaftlich für den Theaterbesuch eingenommen, besteht jedoch freilich nur aus Männern. Natürlich wird die Kunst dort noch sehr einfach gehandhabt und bei Decorationen u. s. w. wird der Phantasie der Zuschauer ein außerordentlich großer Spielraum gelassen. Die Theater Vorstellungen finden jedoch nur während eines gewissen Zeitraumes statt, welcher dem Ramazan der Türken entspricht.

Das Theater hat die Form eines richtigen Biercks; in der Mitte erhebt sich eine vier bis fünf Fuß hohe Plattform, die man Sakou nennt; sie ist aus Ziegelsteinen erbaut und an beiden Seiten durch eine kleine Treppe zugänglich, während rings herum ein breites Geländer läuft. Um die Plattform herum sind schwarze Pfähle angebracht, die horizontal darüber gelegten schwarzen Stangen zum Stützpunkt dienen, an welchen eine Menge buntgefärbter Glaslämpchen und Laternen befestigt sind, um des Nachts zur Beleuchtung verwendet zu werden, denn am Tage werden Schau- und Lustspiele aufgeführt, während des Abends die Gesänge und Tänze an die Reihe kommen.

Das ganze Bierck ist mit einem ungeheuern Zeltbald überspannt, welches von hohen starken Mastbäumen getragen wird; auf diese Weise ist der Zuschauerraum gehörig vor Sonnenglut und Regen beschützt. Diese Mastbäume sind bis zu einer gewissen Höhe mit Tiger- und Pantherfellen umwickelt, um die Wildheit und Leidenschaftlichkeit der dargestellten Scenen zu veranschaulichen. Auch Schilde, aus Stahl oder der Haut des Nilpferdes gefertigt, sind an den Masten befestigt und hinter jedem Schild kreuzen sich ein blanker Säbel und eine Fahne.

Die Plattform bildet die eigentliche Bühne für die Schauspieler, welche von jedem Punkt des Theaters aus vollkommen übersehen werden kann. Von Decorationen ist jedoch weiter keine Rede, sondern eine vorausgeschickte Erzählung benachrichtigt die Zuschauer, daß die Scene in einem Kriegslager, auf freiem

Felde oder im Zimmer, in Medina, Damascus oder Kербala spiele — das Uebrige mögen sich dann die Zuschauer selbst hinzudenken. Zuweilen kommt es auch vor, daß das Sakou in mehrere Abtheilungen getheilt ist, die verschiedene, weit von einander entfernte Orte darstellen, wo die Schauspieler zu gleicher Zeit agiren. Das stört jedoch Niemanden und Keinem würde es einfallen, höhere Ansprüche an das Theater zu machen. Handelt es sich darum, den Euphrat oder Tigris darzustellen, so stellt man mitten auf die Bühne ein großes kupfernes Becken, in welches diejenigen hineinspringen, welche ihrem Leben in den Fluten ein Ende machen wollen. Die persischen Schauspieler bilden eine Truppe unter der Oberleitung eines Directors, welcher eine große Autorität über seine Leute ausübt. Er verläßt nicht einen Augenblick die Scene, wacht über Alles selbst und hilft seinen Zöglingen bei jeder Gelegenheit, wo es ihm notwendig erscheint. Außerhalb des Theaters unterrichtet er sie im Singen, Declamiren und im Hersagen ihrer Rollen. Das Publikum stößt sich zwar nicht weiter daran, wenn die Schauspieler die Rollen in der Hand halten, indessen betrachtet man es doch als besonderes Verdienst, wenn einer seine Rolle auswendig weiß. Dies vermögen nur wenige, die darum besonders hoch geschätzt werden.

Die Truppen bestehen aus Männern und Knaben, welche Letzteren die Frauenrollen spielen, da es keine Schauspielerinnen giebt. Ein Knabe, welcher eine angenehme Stimme besitzt und leiblich zu spielen vermag, kann während der zehn Tage des Moharrem, wo die Theater Vorstellungen besonders stattfinden, 250 bis 300 Tormans oder 773 bis 928 Thaler verdienen.

Die Schauspieler bekümmern sich nicht im mindesten um die Treue der Costüms; tragen die männlichen Personen Turbans, so wissen die Zuschauer, daß das Stück noch zu den Zeiten der Araber spielt. So arrangiren auch die weiblichen Personen im Stück stets den Schleier, wie es heutzutage in Bagdad und Damascus Sitte ist; bloß auf reiche Ausschmückung des Costüms wird Werth gelegt.

Ein Knabe, welcher die Rolle eines Christenmädchens in irgend einem Stücke gab, trug ein Kleid von grünem Atlas mit eingestickten Blumen aus Lyoner Seidenstoff; um den Rock waren mehrere Volants gesetzt, die Kermel waren eng und ein kleiner indischer Shawl war wie eine Art Fichu umgesteckt. Dazu hatte er einen großen runden Strohhut mit schwarzem Sammetband, das an der Seite in eine Schleife geschlungen war. Allein da dieser Anzug ihm zu dürftig erschien, hatte der Knabe ein sogenanntes Agdrou hinzugefügt, das heißt eine reiche Perlenschnur mit Gehängen von Smaragden oder Rubinen, die an den Schläfen befestigt wird und die untere Hälfte des Gesichts umgiebt. Ueberdies saß die junge Dame wie ein Mann zu Pferde und hatte dazu Stiefeln an, die bis ans Knie reichten. Das „Christenmädchen“ glich auf diese Weise einer ganz seltsamen Carricatur.

—r.



# Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Letzte.

Wöchentlich  
erscheint  
eine Nummer.

67. Jahrgang.

Preis jährlich:  
ohne Stahlsche 6 Thlr.  
mit Stahlsche 8 Thlr.

## Wie man in Paris reich wird.

Die Geschichte des Père Chapellier, boulanger en vieux, liefert uns ein Beispiel, wie man reich werden kann. Chapellier war ein verabschiedeter Soldat, der kein Vermögen als seine Dienste besaß und Ravageur wurde. Es ist das einer der Pariser Industriezweige, die vor dem Gange moderner Verbesserungen mit reißender Schnelligkeit verschwinden. Ein Ravageur war ein Mann, der zur Zeit, als die Straßen nur eine Lagrinne und zwar in der Mitte hatten, Hufnägeln, Stücke Kupfer oder ähnliche Dinge suchte und sie dann an Tröbder verkaufte. Der Verdienst eines Ravageur, und war er auch noch so fleißig, war sehr gering; doch konnte er sich allensfalls das Leben fristen, wenn er nebenbei die Wagenschläge an den Theatern öffnete und bei den Straßenübergängen ein Bret über den Rinnsstein legte. Während er so beschäftigt war, traf Chapellier zuweilen ehemalige Kameraden, und war er auch grade nicht stolz, so beschlich ihn doch ein unbeschreibliches Gefühl der Beschämung bei dem Gedanken, im Grunde so wenig verschieden von einem Bettler zu sein.

Er gab also dieses Geschäft auf und trat in den Dienst eines Engros-Chiffonnier der Montagne Sainte-Généviève; er wurde Drilleur. Ein Drilleur sortirt den Inhalt der Körbe der Chiffonniers und ordnet ihn auf dem Lager des Engros-Chiffonnier, bis dieser ihn

verkaufen kann. Der Lohn eines Drilleur betrug wenig mehr, als der Verdienst des Ravageur, aber er arbeitete doch im Hause und war nicht mehr der Gefahr ausgesetzt, einem alten Kameraden zu begegnen, wenn er auch dafür zwölf Stunden täglich einer vergifteten Atmosphäre ausgesetzt war. Traf er einmal an Festtagen alte Bekannte, die ihn zu besuchen wünschten, so lehnte er dies stets ab, weil er bei einem Fabrikanten arbeite, der keinen Besuch von Fremden dulde. Aber die ungesunde Luft und die sitzende Lebensweise machten ihn bald krank und er mußte ins Hospital.

Hier machte er die Bekanntschaft eines Gaveur des Pigeons, der ihm vorschlug, ihn bei seinem Brotherrn, einem reichen Geflügelhändler einzuführen, und dieser nahm ihn auch in seinen Dienst. Sein neues Geschäft bestand darin, seinen Mund mit Korn oder Erbsen zu füllen und dieselben dann jungen Tauben in die Kehle zu stopfen. Keine leichte Arbeit, wenn man bedenkt, daß gewöhnliche Gaveurs 2—300 Tauben per Stunde füttern. Chapellier verdiente damit 40 Sous täglich; doch genügte das seinem Ehrgeize nicht. Nun bemerkte er, daß alle Geflügelhändler, welche ihren Vorrath nicht an demselben Tage, wo sie denselben zu Markte brachten, absetzten, ihn jeden Tag später um so billiger verkaufen mußten, und bisweilen verkauften sie wohl selbst mit Schaden, wenn das Geflügel auch noch so gut aussah und auch ebenso gut war, als wenn es frisch geschlachtet gewesen wäre. Aber keine Köchin ließ sich je damit anführen. Er erkundigte sich nach dem Grunde dieses Geheimnisses und da erfuhr

er dann, es rühre einfach daher, daß die Füße, welche am ersten Tage glänzend und schwarz seien, mit jedem Tage grüner würden. Chapellier ließ sich dies durch den Kopf gehen, er machte Experimente und erfand endlich einen Firniß, welcher die Füße Tage lang eben so glänzend und schwarz erhielt, wie am Tage, wo sie geschlachtet worden. Selbst die Geflügelhändlerinnen ließen sich täuschen, die Köchinnen hatten nicht den geringsten Verdacht. Die Erfindung wurde für wundervoll erklärt und Chapellier erhielt 12½ pCt. von allem Geflügel, das am zweiten Tage verkauft wurde. Die Beschäftigung, Füße von Geflügel anzumalen, war sehr einträglich, doch erforderte es beständige Ueberwachung, um die 12½ pCt. zu erhalten. Doch Chapellier war ehrgeizig, er wünschte Herr in einem eigenen Geschäft zu sein; so verkaufte er sein Geheimniß und seine Kunden an einen Freund für 1000 Franken. Sein Nachfolger hat sich jetzt zurückgezogen und ist ein vermögender Mann.

„Ich wünschte mich zu etabliren,“ sagte Chapellier; „tausend Beschäftigungen stellten sich mir dar. Ich konnte nicht an einem Laden vorbeigehen, ohne das glückliche Los desjenigen zu beneiden, den ich hinter dem Ladentische sah. Ich fragte Jedermann nach seinem Geschäfte; nachts faßte ich einen Plan, den ich am folgenden Morgen wieder aufgab. Bisweilen entschloß ich mich, Gemüseverkäufer zu werden, dann Traiteur, dann Weinhändler. Allein ich habe zu viele Freunde und fürchtete, ich würde zuviel Credit geben müssen. Ich besuchte meinen frühern Herrn, den Engros-Chiffonnier, in der Absicht, mich mit ihm zu associiren; da er aber 50,000 Fr. für das Privilegium wollte, so mußte ich es schon aufgeben. Er ist ein Mann, der wenigstens seine Million Francs — einige sagen zwei Millionen — werth ist, die er in dem Geschäft verdient hat. Ich besah mich in seinem Lagerhause, wenn die Chiffonniers mit dem Ertrage ihrer Rundgänge zu ihm kamen. Sie erhalten stets baare Bezahlung; Credit wird nicht gegeben und sie leben von dem, was sie erhalten. Bei dem, was ich dort sah, fiel mir Eins auf: die Masse von Stücken Brot, die sie mitbrachten, aber nicht verkaufen konnten. Ich befragte sie darüber und fand aus, wie sie dazu kämen und was sie damit machten. Plötzlich kam mir ein Gedanke; ich beschloß, mich als boulangier en vieux zu etabliren und en gros zu verkaufen, was Andere en détail verkauften.“

Noch an demselben Tage kaufte er sich einen Karren mit einem Esel, miethete ein großes Zimmer und

ging zu allen Köchinnen in den Schulen und Colleges und erbot sich, den Brotabfall abzukaufen. Bisher hatten sie diese Reste auf die Straße geworfen, und als sie Jemand allen Crustes einen solchen Vorschlag machen hörten, hielten sie ihn für nicht recht bei Sinnen. Der Erfolg, den er hier indessen hatte, ermutigte ihn, und er beschloß, die Brotreste der ganzen Stadt zu monopolisiren, so daß er keinen Nebenbuhler zu fürchten habe. Er schloß also Verträge mit allen Chiffonniers, mit den Mägden in allen Restaurationen und, wie schon erwähnt, mit den Köchinnen in allen Schulen, Collegien und Klöstern.

Nachdem er alle diese Vorkehrungen getroffen, etablirte er sich eines Morgens an der Fontaine des Innocents, dem Mittelpunkt der Hallen. Er war von leeren Körben und vollen Säcken umgeben und trug an seinem Hute ein großes Plakat mit der Anzeige: „Brotkrusten zu verkaufen.“ Er wußte, was er that. Er wußte, daß der Pariser nichts lieber mag als Kaninchen, und daß Kaninchen nicht allein eine Menge Kohl, sondern auch eine Menge Brot brauchen, um fett zu werden; daß die Kücken für den Pariser Markt mit Brot gefüttert werden; daß viele Hundeliebhaber ihren Thieren nichts anderes zu fressen geben. Chapellier verkaufte dann seine Krusten zu sechs Sous den Korb, und sicherte sich bald die Kundschaft aller kleinen Kaninchen- und Geflügelzüchter der Hauptstadt und Umgebung. Am Ende eines Monats sah er, daß er ein gutes Geschäft gemacht. Er hatte seine tausend Francs verdoppelt und dabei hatte er seinem Geschäfte noch nicht die Ausdehnung gegeben, deren es fähig war; er konnte sein Brot überall in Paris nicht so rasch einsammeln, wie er es sollte; er konnte nur dreimal wöchentlich zu Markte gehen und sollte es jeden Morgen thun; er hätte jemand beschäftigen können, aber da lag die Gefahr; sein Geschäft war noch nicht genügend begründet, und theilte er jemand sein Geheimniß mit, so hätte er sich einen gefährlichen Concurrenten heranziehen können. So ging er denn langsam, aber sicher — vier Monate, nachdem er zuerst seinen Stand an der Fontaine genommen, hatte er drei Wagen und drei Pferde beständig im Gange. In einigen Jahren zog Chapellier sich mit einem Vermögen zurück, das ihm für seine Ansprüche genügend erschien.

Die Luftschlöffer, die er darauf gebaut, „wenn ich reich bin,“ hatten darin bestanden, daß er aufs Land gehen und Paris vergessen wollte. Sobald er daher sein Geschäft verkauft hatte, zog er weit weg von Paris, um sein Leben zu genießen. Aber schon nach dem ersten

Monat fühlte er sich elender denn je zuvor, und ehe die Blumen, die er gepflanzt, zur Blüte gelangt waren, gab er das Landleben wieder auf und kehrte nach dem Mont Saint-Hilaire zurück.

In seinem frühern Geschäft war Chapellier viel mit Köchen, Schlächtern und Charcutiers zusammengekommen, die alle große Liebhaber von Hunden sind. Er hatte alle Geheimnisse ihres Berufs sich angeeignet; er erfuhr, daß sie alle große Massen von Brotkrumen zu Cotelettes, Gratin's u. gebrauchten. Von altem Brot gemachte Brotkrumen, gestoßen oder gerieben, wurden zu acht Sous das Quart verkauft. Er etablirte sich nun als Fabrikant von Brotkrumen und verkaufte das gehäufte Quart zu sechs Sous. Der billigere Preis führte ihm alle Kunden zu, und nach einem halben Jahre mußte er wieder Arbeiter, Wagen und Pferde einstellen, um mit seinem Geschäft Schritt zu halten. Er kehrte auch zu seinem früheren Geschäft zurück, das er seinem Nachfolger abkaufte. Er sah, daß das Brot, welches er kaufte, von zweierlei Art war, gutes und schlechtes. Er hatte daran gedacht, dies zu scheiden, doch fand er, daß der Nutzen die Mühe nicht lohne. So beschloß er, eine neue Industrie zu erfinden. Er machte *Côûtes au pot*.

Fremder, gehst du je nach Paris, so bestelle nie *soupe au pain* oder *purée au croûton*, außer in den *Trois Frères*, im *Café de Paris* oder bei *Béfour*. Es kommt alles aus der Fabrik Chapelliers, aus dem Korbe des *Chiffonnier*, dem Spülfaße der Schulen und Klöster. Er hat in der Nähe der *Barrière Saint-Jacques* Oefen eingerichtet, die nie kalt werden, und aus denen täglich Tausende von Pfunden Brot hervorkommen, um als Krumen oder Krusten verkauft zu werden. Eine große Menge Männer, Frauen und Kinder sind emsig damit beschäftigt, das aus dem Ofen kommende Brot aufzuschichten und zu stoßen. Die verkohlten Stücke und Schrapfel werden gestoßen, durch seidene Siebe geschlagen und an die *Parfümerienhändler* verkauft, welche *Zahnpulver* daraus machen.

Nichts ist interessanter als die Niederlagen des *Père Chapellier*. Es sind gewaltige Gebäude, wo ganze Berge Brot jeden Augenblick in Empfang genommen werden. Arbeiter sortiren diese Stücke, rechts liegen die für die Menschen wieder bestimmten, links die für Kaninchen bestimmten. Wundervolle Ordnung und Reinlichkeit herrschen überall. Junge Mädchen machen Pakete mit *croûtes au pot* zurecht, nachdem sie dieselben gewogen. Kinder füllen große Schachteln mit

dem schwarzen Pulver. Der *Père Chapellier* ist stets mitten unter seinen Arbeitern, giebt Befehle, schilt, lacht und scherzt, kurz, er ist ein wahres Genie.

### Aus Berlin.

Dr. Mag Ring schreibt in der N. Fr. Presse: Die Vermählung der Prinzessin Alexandrine von Preußen und die ihr vorangegangene Ausstellung des glänzenden „*Trouffeaus*“ bildet in diesem Augenblick das Tagesgespräch der Gesellschaft. Keine richtige *Berlinerin* wird so leicht die Gelegenheit versäumen, um sich den Genuß eines Schauspiels zu verschaffen, das für einen großen Theil der Damenwelt weit interessanter ist, als alle Wunder der Welt. Ganze Scharen wanderten in diesen Tagen nach dem königlichen Schlosse wo in den Staatszimmern Friedrich Wilhelms des Zweiten dieses Museum des Luxus, dieses Eldorado weiblicher Träume und Wünsche, dieser Himmel der Frauen für wenige Stunden geöffnet war. Glücklich derjenige oder vielmehr diejenige, der es vergönnt war, einen Blick in dies Zauberreich zu thun. Leider hatte das Hofmarschallamt den Zutritt zu dieser Feenwelt nur wenigen Auserwählten gestattet, so daß kaum der zwanzigste Theil der eingegangenen Gesuche Berücksichtigung fand. Während man für einen Platz bei der ersten Aufführung der „*Afrikanerin*“ von Meyerbeer 5 bis 6 Friedrichsd'or bot, wurden hier die Billete noch weit theurer mit goldenen Worten, süßem Lächeln und verführerischen Blicken von dem glücklichen und beneidenswerthen Hofmarschallamt erkaufte.

Groß ist die Mode und Gerson ihr Prophet! Die genannten Herren, deren Verdienste um den „*Staat*“ ganz Berlin anerkennt, hatten nämlich das Arrangement des Ganzen übernommen und die prachtvollen Räume auf das geschmackvollste decorirt. Da war Alles vereint, was das Auge einer Frau entzücken und ein weibliches Herz beglücken kann; Legionen der zierlichsten Schuhe und Stiefelchen, wie für *Aischenbrödel's* kleinen Fuß geschaffen; seidene, couleurte und weiße Strümpfe so fein und zart, als wären sie von Elfenhänden gewebt; Berge von Leibwäsche, Duzende von Chemisetten mit dem kostbarsten Spitzenbesatz und kunstvollster Stickerei: reizende *Neglige-Bäddchen* und Mützen; selbst die *Mysterien der Toilette*, *Crinoline* und *Corset*, waren nicht ausgeschlossen und bewiesen von neuem, daß dem Reinen Alles rein.

Den Mittelpunkt dieser Kostbarkeiten bildete na-

türlich das Brautkleid vom schwersten weißen Moiré Antique mit seiner „sechs Ellen“ langen und „vier Ellen“ breiten Schleppe, bedeckt mit der wundervollsten Gold- und Silberstickerei, daneben der Brautkranz und die Cour-Robe von blauem Sammet, mit silbernen Lilien und Jasminzweigen in erhabener Arbeit, ein Geschenk der verwitweten Königin. Um diese beiden Prachtstücke gruppiren sich die übrigen zahllosen Ball-, Gesellschafts- und Hauskleider, Mantillen und Paletots, darunter eine Jacke von schwarzem Sammet, mit Knöpfen und Besatz von echten rothen Korallen, ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides für so manche Dame. Hieran reihte sich das Brautgeschenk des Königs, eine sogenannte „Rivière“ von aufsteigenden Diamanten, neunzehn auf jeder Seite, strahlend im reinsten Wasser und von höchstem Werth; ferner ein Diadem von birnförmigen Perlen, als Thautropfen in Brillanten gefaßt, Schmuckgarnituren von nußgroßen Smaragden und Türkisen, endlich die Hauptsache, eine Mitgift von sechs Millionen Thalern, die jedoch nicht mit ausgestellt worden sind.

Die so reich ausgestattete Braut ist bekanntlich eine Tochter des Prinzen Albrecht von Preußen und der Prinzessin Marianne der Niederlande. Beide sind schon seit langer Zeit geschieden und haben sich bereits wieder zum zweiten Mal, und zwar Beide nicht ebenbürtig verheiratet. Während der Vater auf seiner Villa bei Dresden in glücklicher Ehe mit der Tochter des Generals v. Rauch lebt, bewohnt die Mutter, eine der reichsten Prinzessinnen der Welt, ihr wunderschönes Schloß Kamenz in Schlesien, dessen Erbauung mehrere Millionen gekostet hat. Aus diesem Grunde wohl wurde die Prinzessin Alexandrine, fern von ihren Eltern, am Hofe des verstorbenen Königs und unter Obhut der verwitweten Königin erzogen. Sie galt allgemein für den Liebling des kinderlosen Königspaares, und für ebenso liebenswürdig, wenn auch minder schön als ihre frühverstorbene Schwester, die Erbprinzessin von Meiningen, an deren Sterbebett sich die getrennten Eltern nach Jahren im tiefsten Schmerze wiedersehen.

Nachdem eine in den höchsten Kreisen vielfach besprochene und projectirte Verbindung mit einem verwandten, mächtigen Königshause aus unbekanntem Gründen nicht zu Stande gekommen war, verlobte sich die Prinzessin unerwartet mit dem Prinzen Wilhelm von Mecklenburg, dessen Jugendgeschichte der bekannte Historiograph der deutschen Höfe, Doctor Vohse, in einer mehr pikanten als schmeichelhaften Weise erzählt. Seine interessanten Mittheilungen büßte der Verfasser

damals mit einer längeren Freiheitsstrafe in der Berliner Stadtvogtei, während der betreffende dritte Band seiner „Geschichte der kleinen Höfe“ in Preußen streng verboten und deshalb nur um so begieriger gelesen wurde. Seitdem lebte Prinz Wilhelm weit zurückgezogener als früher, so daß man seinen Namen nur noch selten nennen hörte und sich erst durch seine Verlobung die öffentliche Aufmerksamkeit ihm wieder zugewendet hat. Dabei erinnert man sich in gewissen Kreisen des geistvollen Bonmots einer hohen, wegen ihres Witzes berühmten Persönlichkeit. Als nämlich ein anderer Prinz sich ebenfalls mit einer hohen Dame verlobte und dieser einen kostbaren Schmuck als Brautgeschenk überreichte, sagte jener witzige und sarkastische Herr bei dieser Gelegenheit: „Le présent vaut mieux que le futur.“

Nächst diesem Ereignisse wird unsere Damenwelt jetzt von der nahen Weihnachtszeit in Anspruch genommen, die in dem hiesigen Leben eine bedeutende Rolle spielt und einen Hauptabschnitt bildet. Wie die Lerche den Frühling, so verkündigt der „Waldteufel“, dieses originelle Instrument, dem Berliner den Beginn der von Jung und Alt mit Sehnsucht erwarteten Festtage. Zugleich werden hier die üblichen Weihnachts-Vorstellungen in den Theatern und öffentlichen Vergnügungsorten eröffnet. An der Spitze derselben steht das krollische Etablissement, welches diesmal keine Anstrengung geschenkt hat, um das schaulustige Publikum herbeizulocken. Die Ausschmückung und Decorirung der großen Säle, an der sich einige namhafte Künstler, wie der geniale Baumeister Eduard Titz, der bekannte Bildhauer Drake und der Maler Heil, der glückliche Concurrent des humoristischen Kladderadatsch-Scholz, betheiligte haben, bietet in der That eine glückliche Vereinigung von Ernst und Scherz, von prachtvollen Effekten und überraschenden Motiven.

Das Ganze unter dem Titel: „Von der Palme bis zur Fichte,“ stellt eine poetische Wanderung von den Ufern des Nils bis zu den Gletschern des Chamouny-Thales vor. Einen höchst originellen Eindruck macht der „Palast des Königs von Ramses mit dem Tempel des Osymandyas“, über und über mit Hieroglyphen und Bildern von egyptischen Herrschern und Helden bedeckt. Giebt man sich jedoch einige Mühe, die geheimnißvolle Schrift und die fremden Figuren zu enträthseln, so wird man mit Vergnügen lauter alte Bekannte und gute Freunde wiederfinden. Dieser mächtige König, den man anfänglich geneigt war für „Psametic“ oder dessen Nachfolger zu halten, verwan-

delt sich bei näherer Betrachtung in „Louis Napoleon“ in der Mitte seines Hofstaates. Die „Göttin Isis“ trägt die wohlbekannten Züge der Kaiserin „Eugenie“, und selbst die Pariser „Demimonde“ erscheint in Gestalt ägyptischer Loretten, über deren Häuptern halbe Monde (demi-monde) strahlen. Jener sabelhafte Gott mit den vielen Köpfen ist unser alter Bundestag in ägyptischer Auffassung, umgeben von den zu seinem Schutze aufgeborenen Mittelstaaten, da er sich von zwei kriegerischen Gestalten bedroht sieht, welche trotz ihres alterthümlichen Costümes die preussische und österreichische Signatur, Pickelhaube und Mütze, auf ihren antiken Köpfen tragen. Auf einem andern Wandbilde sitzt der ägyptische „Augustenburger“, voll banger Erwartung und Sehnsucht nach der ihm vorenthaltenen Krone schielend. Rings um diese Figuren ziehen sich die Hieroglyphen, ganz ähnlich den Inschriften der Pyramiden, nur mit dem Unterschiede, daß die ägyptischen Formen dazu benützt wurden, um moderne Rebus und echte „Kalauer“, wie man hier eine specifiſche Sorte des Witzes nennt, zu verbergen.

Da sieht man die berühmten „Walsenhosen“, „kurzhessische Zustände“, „identische Noten“ in Hieroglyphen und Bilderschrift mit dem lebenswürdigsten Humor dargestellt, die ganze Tagesgeschichte, und besonders die eigenen Berliner Zustände illustriert. Jener wackere Ägypter mit dem überlaufenden „Bierseidel“ zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit unserem Ober-Bürgermeister Seydel, und um ihn erblickt man zur Charakterisirung der künftigen „Weltstadt“ zusammenstürzende Häuser und hinsällige Stadtverordnete, ägyptische Feuerwehr, Ullmann und Patti, Marianne Grimmert, die berühmte Hühneraugen-Ausschneiderin; Jacobi, den Erfinder des Königstrankes, welcher Todte auferweckt; Hoff und Daubitz, die Wohlthäter der Menschheit, kurz den ganzen „Berliner Schwindel“ nach Ägypten und um Jahrtausende zurückverlegt. Natürlich drängen sich die Zuschauer um diese originellen Denkmäler und ihre witzigen Inschriften, die in der That eine Fülle von Humor verbergen und einem Riesen-Album von pikanten Rebus und Illustrationen gleichen, mit denen die hohen Wände des großen Saales von der Decke bis zum Boden beskleidet sind.

Große Theilnahme und tiefes Bedauern erregte der plötzliche, an einer Unterleibs-Entzündung erfolgte Tod des berühmten Geographen und Reisenden Heinrich Barth, der seit einigen Jahren als Professor an der hiesigen Universität lebte und wirkte. Ursprünglich zum Philologen bestimmt und vorzugsweise sich dem

Studium der orientalischen Sprachen widmend, führte ihn sein Wissensdurst zunächst nach London, wo er einige Zeit die Kunstsammlungen des British Museums und arabische Sprache studirte. Von dort aus machte er im Jahre 1845 seine erste Reise nach Afrika, welche ihn bis zum zweiten Catarakt des Nils führte. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich im Jahre 1848 als Privatdocent in Berlin und schrieb daselbst seine „Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres“. Schon im nächsten Jahre aber schloß er sich auf Wunsch der Regierung durch Richardson ausführen lassen wollte. Glücklicher als dieser und sein Reisegefährte Overweg, welche den ungeheuren Anstrengungen und den schädlichen Einflüssen des Klimas unterlagen, kehrte Barth nach sechsjähriger Abwesenheit glücklich und mit reicher Ausbeute in die Heimat zurück. Das Resultat seiner von der ganzen Welt bewunderten Entdeckungen im Innern Afrikas legte er in seiner „Reise und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika“ nieder. Erst nach seinem Vorgange wurde die Beschiffung der afrikanischen Ströme wieder unternommen, nachdem das unglückliche Ende der früheren Expedition davor zurückgeschreckt hatte.

Seitdem lebte Barth in Berlin, mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt, indem er zugleich Vorsitzender der hiesigen geographischen Gesellschaft war. Von Zeit zu Zeit unternahm er neue, wenn auch nicht so weit führende Reisen, so in diesem Sommer einen Ausflug durch Montenegro und Albanien, wo er interessante Höhenmessungen angestellt hatte. Noch vor wenigen Wochen hielt er über diese letzte Reise einen öffentlichen höchst belehrenden Vortrag, der mit großem Beifall aufgenommen wurde. Einige Tage später überraschte den kräftigen und geistesfrischen Mann der Tod mitten in neuen Plänen und Entwürfen zu einer größeren Reise. Sein bedeutender Nachlaß soll, wie man hört, von seinem Freunde Petermann geordnet, im Verlage von Perthes in Gotha nächstens erscheinen.

### Das Innsbrucker „Bauertheater.“

Im Lande der Glaubenseinheit, heißt es in der Neuen Freien Presse, herrscht große Vorliebe für das sündhafte Komödienspiel. Die Bergbewohner verschmähen es keineswegs, sonntags die Breter zu beschreiten und als Mimen zu agiren. Sie führen aber nicht, wie der Fremde wohl vermuthen möchte, geistliche Stücke

nach dem Muster und dem Zuschnitt des Ammergauer Passionsspiels, sondern sehr weltliche Ritterschauspiele auf. Die Geistlichkeit sieht das natürlich nicht gerne, ist aber in ihrem Eifer gegen die Ansiedlung der Protestanten weit glücklicher, als gegen den Dienst der heidnischen Göttin Melpomene. Von der Existenz der letzteren ist den tirolischen Volontärs der Schauspielkunst allerdings nichts bekannt. Als einst ein herabgekommener Literat einen Prolog für das Innsbrucker „Bauerntheater“ dichtete, der mit dem Verse schloß:

„Und Melpomene woll uns gnädig sein!“ —

declamirte der Sprecher in christ-katholischer Umarbeitung:

„Sanct Philomena woll uns gnädig sein!“

Das Innsbrucker „Bauerntheater“! Von ihm wollen wir erzählen. Am linken Ufer des Inns, in jener Verlängerung der Vorstadt Mariahilf, welche die „Höttinger Au“ genannt wird, liegt der Musentempel. Der Schauplatz ist unbedeckt; bei Regenwetter werden die Vorstellungen abgesetzt, ein plötzliches Gewitter bereitet ihnen ein jähes Ende. Auch die Sonne scheint daher ungehindert über Gute und Böse und der Zuschauer wird so gemüthlich gebraten, wie jene Sportsfreunde, welche bei den Rennen in der Freudenau das Unglück haben, auf der rechten Seite der ersten Tribüne zu sitzen. In unmittelbarer Nähe des Theaters befindet sich die bürgerliche Schießstätte, genannt „k. k. Landeshauptschießstand“. Schwachnervigen Touristen sei darum freundlichst abgerathen, sich einem Kunstgenusse hinzugeben, den fortwährender Büchsen- und Völlerknall begleitet.

Der kriegerische Klang entspricht wohl den historischen Erinnerungen des Ortes. Gerade hier, auf der Straße von Firl herein, stürmten am 12. April 1809 die Tiroler Schützen gegen die von den bairischen Truppen besetzte Hauptstadt, die Oberst v. Dietfurt bis zum letzten Athemzuge vertheidigte. Ein bairisches Geschütz deckte die Innbrücke, und seine Kartätschen trieben die Bauern wieder und wieder zurück. Da krochen endlich einige der verwegesten Höttinger außerhalb des Brückengeländers auf der Röhrenleitung hinüber, und in dem Augenblicke, als die Kanone ihren tödlichen Regen versprühte, war ihre Bedienung überfallen, niedergeschlagen, der Weg in die Stadt erzwungen. So holte sich das Tiroler Volk seine Hauptstadt zurück; es eroberte sie mit noch größerem Ruhme zum zweiten Male in der Siegerschlacht vom 13. August, dem größten und blutigsten Kampfe, der je zwischen Freischaren und regelmäßigen Truppen stattgefunden. Mit Tagesan-

bruch hatte Andreas Hofer den originellen Tagesbefehl erlassen: Heute wollen wir mit Hilfe der göttlichen Mutter die Baiern angreifen und erschlagen — als die Sonne nieder sank, war das stolze Heer des Marschalls Lesèbvre geschlagen. Hätte sich der himmlische Schutz nur immer so wirksam erwiesen! Aber am 1. November 1809 ging die Freiheit Tirols auf der Stätte seiner Siege verloren, weil Martin Firl über Feldmesse und Predigt, die er an dem hohen Feiertage nicht auslassen zu dürfen glaubte, den Angriff versäumte.

Manchmal zieht noch eine Erinnerung an jene Kämpfe über die Breter des „Bauerntheaters“. Dann trachen auch hier die Büchsen, und die Bühne hüllt sich in dichten Pulverdampf. Eine solche historische Komödie gab man z. B. im Sommer 1848 zu Ehren des Kaisers Ferdinand, als er in Innsbruck weilte. Man hatte die Comparjen nicht gespart, um eine beträchtliche Anzahl Baiern und Franzosen auf die Bühne zu bringen, die dann mit einer wahren Festfreude massacrirt wurden. Für gewöhnlich florirt jedoch das Ritterstück in jener naiven Ursprünglichkeit, mit der es sich vor achtzig Jahren auf dem deutschen Theater breit machte. Harnische rasseln, Schwerter klirren, Helmbüschel wallen, aus hundert Klustern tiefen Kerlern steigen todtegelebte Väter an das Licht, unschuldige Ritterfräulein irren in Männertracht durch die Wälder, um bei einer weisen Köhlerfrau Zuflucht zu suchen, Geister erscheinen, um den Bösewicht zu schrecken. Dieser Bösewicht ist eigentlich die Hauptperson und begeht vier Acte lang unerhörte Schandthaten, zu denen er regelmäßig ein schreckliches Hohngelächter ertönen läßt. Er hat immer rothe Haare und rothe Nase, mitunter auch ein treues Weib, das er aus schmöder Eifersucht seit zwanzig Jahren in einem finsternen Thurm eingesperrt hält, wo sie indessen immer jung und schön bleibt. Der Bösewicht verfolgt natürlich die Unschuld, und wird im fünften Acte von dem treuen Liebhaber dieser Unschuld umgebracht, von rechts wegen. Das geschieht auf einem großen Turnier, wo so ernsthaft dreingehauen wird, daß nicht nur die hellen Funken, sondern auch Fetzen von Helm, Schild und Waffenrock fliegen. Das Turnier ist unerlässlich, denn ohne eine tüchtige Balgerei am Schlusse giebt sich das Publikum nicht zufrieden.

Alle Stücke müssen über den vorgeschriebenen Reisten geschlagen werden. Häufig rühren sie von verschämten Genies her, deren Namen man nie erfährt; mitunter werden auch saftige Ritterstücke von Kockebue oder der Birch-Pfeiffer umgearbeitet. Denn jedes

Schauspiel, das in diesen lustigen Räumen gegeben wird, muß zwei feststehende Figuren haben, die auf unserm Theater sonst längst außer Cours gesetzt sind: den „Schutzgeist“ und den „Spasmacher“.

Der „Schutzgeist“ vertritt die Stelle des Prologs. Er trägt zu Anfang jedes Actes den Inhalt desselben nebst einigen moralischen Nutzenwendungen vor, aber er declamirt nicht, sondern er singt. Der „Schutzgeist“, der in den Gang der Handlung nicht eingreift, besißt meist eine sehr hübsche Stimme und ist immer ein hübsches Mädchen. Sein Costüm hält die Mitte zwischen den Engeln der altdeutschen Malerschule und den Feen im „Schafstall“. Tricot ist jedenfalls genug daran, um die Zuschauer von ascetischen Gedanken abzubringen. Der „Schutzgeist“ hat seine Verehrer, seine Claque, seine Abenteuer trotz einer Primadonna; zuweilen erziehet es sich auch, daß er baldige Mutterfreunden erwartet. Die Illusion der Zuschauer wird dadurch nicht im mindesten gestört, höchstens ertönen von der obersten Galerie herab unter schallendem Gelächter einige sehr deutliche Anspielungen. Als überirdisches Wesen kehrt sich jedoch der „Schutzgeist“ gar nicht daran, sondern singt tapfer weiter zu den Klängen des einfachen Orchesters, dessen Capellmeister gewöhnlich nebst der ersten Violine noch einige andere Instrumente spielt. Die meist noch sehr jugendlichen Virtuosen werden von ihrem Dirigenten streng in Ordnung gehalten. Kommt Einer aus dem Tacte oder bläst er gar falsch, so kann es vorkommen, daß ihm der erzgrimme Chef den Fiedelbogen um die Ohren schlägt. Ländlich, sittlich.

Der „Spasmacher“ singt natürlich auch, ist aber keineswegs ein Abklatsch des Komikers in der Localposse, sondern der echte und unverfälschte Narr der alten Bühne. Seine Rolle steht mit dem Stücke nicht im entferntesten Zusammenhange, er spielt für sich allein Komödie, um das Publikum nach jeder allzu schrecklichen oder rührenden Scene zu erheitern. Seine Komik bewegt sich in den saftigsten Ausdrücken; „was er singt, ist schmutzig, und Zote, was er spricht.“ Die meisten Witze sind sein unbefrittenes Eigenthum, an Ort und Stelle improvisirt und oft von schneidendem Humor. Der Hanswurst, den Gottsched feierlich begraben, ist nicht todt, er lebt urwüchsig in dem „Spasmacher“ des Innsbrucker Bauerntheaters fort. Mit den Zuschauern steht dieser in beständigem Verkehr; er spricht sie an, er frägt sie, er macht sich über auffallende Erscheinungen unter ihnen lustig. Seine Bekannten begrüßen ihn mit lautem Zuruf, wozu er manchmal den Inhaber eines Stammessels, der hemdärmelig, die

Bauche über die linke Schulter geworfen, grade aus der Schänke „in der Au“ gegenüber in das Parterre tritt, in mächtigen Bastönen apostrophirt: „Grüß dich Gott, Seppel, bischt a do?“ Der ländliche Kunstmäcen läßt dann wol ein Seidel „Rothen“ herüberkommen und reicht es dem Komiker nach einer gelungenen Coupletstrophe eigenhändig auf die Bühne. Statt der Lorbeerkränze belohnt man hier mit vollen Weingläsern.

Während der „Spasmacher“ im größten Volksdialekt redet, sprechen alle übrigen Personen Hochdeutsch. Manchmal fällt ihnen dies freilich außerordentlich schwer, und sie machen ganz verzweifelte Anstrengungen, um gleichzeitig mit der Aussprache und der Declamation zurechtzukommen. Denn alle Stücke sind in Versen, häufig sogar in gereimten, geschrieben. Wie viel Mühe es den guten Leuten kosten mag, das Zeug zu memoriren! Sie sind als Dilettanten nicht im Stande, „auf den Souffleur“ zu spielen, wie es Künstler vom Fache gerne thun. Auch geht es ihnen nicht so leicht hin wie diesen, wenn sie sich versprechen. Denn hier fährt der Souffleur mit halbem Leibe aus dem Kasten und donnert dem erschrocken Mimen zu: „A, so hoastis nit.“ Das ist sehr unangenehm, und die Aussicht auf eine solche Correctur schärft das Gedächtniß. Liebe zur Kunst thut das Uebrige, materielle Beweggründe wirken wenig ein. Denn das Spielhonorar — Sage giebt es gar nicht — ist so gering, daß Jeder mehr an seinem Erwerbe versäumt, als er auf den Bretern verdient.

Director des originellen Kunstinstitutes war vor fünf Jahren ein armer Schuster aus der Vorstadt St. Nicolaus. Er ist es wohl heute noch und steht wie damals während der Vorstellung am Eingange, um Honorationen und neugierigen Fremden, die „nach Belieben“ bezahlen, die Honneurs zu machen und Extrajessell hineintragen zu lassen. Als erster Held und Liebhaber wirkte ein junger Schneidergeselle mit ganz entschiedenem Talente. Er spielte mit einfacher Natürlichkeit und einer Begeisterung, die aus dem Herzen kam. Unter günstigen Umständen hätte aus dem Manne ein zweiter Sonnenthal werden können. Erste Liebhaberin war eine hübsche Näherin, die nicht im Rufe strenger Tugend stand und zuweilen mit dem Parterre in einer Weise kokettirte, die — an unsern Wiener Vorstadtbühnen zu Hause ist. Dem Bauernstande gehörte kein ausübendes Mitglied der Gesellschaft an, der Name „Bauerntheater“ gilt auch mehr dem Publikum.

Auf den ersten Plätzen sitzen zwar immer einige „Herrenleut“, darunter ein englischer Backenbart; das übrige Theater aber füllen größtentheils die Landleute

aus der Umgebung Innsbrucks. Da sitzt der schweigsame Ober-Innthalser mit den wetterharten, groben Zügen, der ärmlichen Jacke und den bloßen Knien. Unfruchtbar ist sein Boden, mühevoll seine Arbeit, streng sein Sinn. Die Erde giebt ihm wenig Freuden, darum hofft er eifrig auf den Himmel und ist eine Säule des Ultramontanismus. Dicht neben ihm der lebenslustige, frische Unter-Innthalser mit dem ovalen Gesicht, der römischen Nase, dem kühn gedrehten Schnurrbart; ein wohlhabender, leichtsinniger Geselle, rauslustig wie ein Truthahn und stolz auf die blanken Thaler, die seiner Jacke als Knöpfe dienen. Er hört zwar vormittags die Predigt des Pfarrers geduldig an, aber wenn er aus der Kirche kommt, läßt er gewiß einen „Zuchzer“ los, um sich von dem Eindruck zu befreien. Er fährt mit der Eisenbahn nach Innsbruck und trägt lange schwarze Hosen. Die Ideen der Neuzeit schlagen in Tirol zuerst unter den Söhnen des Unter-Innthalers Wurzel.

Der Unter-Innthalser ist schlauer und beweglicher als die meisten andern Bewohner Tirols. Seinem Boden entstammte auch der „Mann von Rinn“, Joseph Speckbacher, der kühnste und begabteste unter allen Führern, die in dem großen Bauerndrama von 1809 eine hervorragende Rolle spielten.

### Feuilleton.

(Hofleben in Compiègne). Eine Einladung nach Compiègne zu erhalten, während das Kaiserpaar dort Hof hält, das ist der höchste Ehrgeiz aller vornehmen und bedeutenden Persönlichkeiten in Paris. Nirgends soll man sich aber auch ungewollener und angenehmer unterhalten, als dort, wie Alle berichten, die einmal so glücklich waren, mit einer solchen Einladung beehrt zu werden, und dies widersährt nicht bloß Solchen, welche durch ihren Rang einen gewissen Anspruch darauf haben; sondern auch Künstlern, Schriftstellern und Gelehrten.

Die Einladung erfolgt durch einen Brief mit der Unterschrift des Grafen Bacchiocchi, des Oberkammerherrn der Kaiserin Eugenie; dieser Brief setzt den Eingeladenen zugleich in Kenntniß, zu welcher Stunde der Spezialzug abgeht, der ihn mit befördern soll. Ein Stallmeister des Kaisers erwartet ihn schon in Paris auf dem Bahnhofe, weist ihm das Coupé an, in dem er fahren soll, und sorgt auf das zuvorkommendste für sein Gepäck.

Man verläßt Paris halb vier Uhr und kommt gegen fünf

Uhr in Compiègne an, wo schon eine Anzahl von Hofwagen bereit stehen, um die Gäste nach dem Schlosse zu fahren. Im Zimmer des Cerimonienmeisters befindet sich eine Tafel mit den Namen der eingeladenen Gäste und den für sie bestimmten Zimmern. Der Gast steigt die Freitreppe empor, indem zwei Diener vorausgehen und ihm den Weg zeigen; oben empfangen ihn die Haushofmeister des Schlosses, die ihm sein Zimmer bezeichnen, wohin er dann von den Dienern geführt wird. Ist der Gast ein sehr vornehmer Herr, so wird er von dem Haushofmeister selbst geführt. Das Zimmer ist vollständig in Bereitschaft; im Kamin brennt ein trauliches Feuer und die Lichter stehen angezündet auf dem Tische; der Gast muß ohne Zeitverlust Toilette machen. Um 7 Uhr holt ihn ein Diener ab und fährt ihn in den großen Empfangssaal; der Kaiser und die Kaiserin, die an seinem Arme hängt, treten gegen  $\frac{1}{8}$  Uhr ein, nehmen von jedem ihrer Gäste Notiz und heißen sie willkommen. Um  $\frac{1}{8}$  Uhr meldet man, daß das Diner servirt ist und alle Gäste begeben sich in den großen Speisesaal, den eine Statue der Königin Hortense ziert; der Platz eines Jeden ist durch eine Karte bezeichnet.

Während des Speisens spielt eine Militärmusiktruppe einige Stücke; ist das Diner beendet, so erhebt sich der Kaiser und alle Andern. Der Kaiser bietet der neben ihm sitzenden Dame den Arm, die Kaiserin nimmt den Arm ihres Nachbarn und die übrigen Gäste stellen sich in eine Reihe auf, um die Majestäten passieren zu lassen. Aus dem Speisesaal geht man dann in einen andern Salon, wo sich Gruppen bilden und plaudern; von  $\frac{1}{10}$  Uhr wird dort öfters nach dem Piano getanzt. Die Kaiserin setzt sich dann in einen kleinen Nebensalon, wohin ihr nur diejenigen folgen, mit denen sie sich gewöhnlich am häufigsten unterhält. Zuweilen wird abends Theater gespielt, was gleich nach dem Speisen beginnt; dies, sowie eine Spazierfahrt nach der Ruine von Pierrefonds findet jede Woche, das heißt für jede neue Serie von Eingeladenen, einmal statt. Zwischen 10 und 11 Uhr wird der Thee servirt. Um halb zwölf zieht sich der Kaiser zurück, was das Signal zum allgemeinen Aufbruch bildet. Wer Lust hat, kann dann noch in die Rauchzimmer gehen, wo bis gegen 2 Uhr geraucht und gespielt wird.

Am nächsten Morgen holt sich der dem Gaste zuertheilte Diener seine Befehle und fragt, ob er zum Frühstück lieber Kaffee, Thee oder Chokolade wünscht; dies bringt er ihm auf das Zimmer, wo man sich selbst anleidet. Um  $\frac{1}{12}$  Uhr begiebt man sich in einer Toilette, wie man sie eben liebt, da die Etiquette hierüber nichts vorschreibt, in den Speisesaal zum allgemeinen Frühstück. Um 12 Uhr erscheinen die Majestäten, man setzt sich zu Tisch und das Frühstück dauert bis  $\frac{1}{2}$  Uhr. An Jagdtagen erscheinen die Jäger im Jagdanzuge beim Frühstück, was später stattfindet, auch der Kaiser trägt oft diesen Anzug und begiebt sich zu Pferde oder in einem offenen Wagen zum Sammelpfad, doch verweilt er meist nur kurze Zeit bei einer Jagd und kehrt bald wieder in's Schloß zurück, wohin ihn die Regierungsgeschäfte rufen. Die Jäger müssen so zeitig heimkehren, daß sie noch Diner-Toilette machen können.  $\frac{1}{5}$  Uhr nachmittags präsidirt die Kaiserin dem Lurch, welches in einem kleinen Salon servirt wird. Ist Theater gespielt worden, so kommen die Schauspieler nach Beendigung des Stücks in das Unterhaltungszimmer, wo sie eine Stunde verweilen, während sich die Unterhaltung um das Stück und ihr Spiel dreht. Häufig finden auch in dem Nebensalon, wo die Kaiserin meistens verweilt, interessante Vorträge von Seiten einzelner Gäste statt. Hier erzählte der berühmte Advokat Locheud seine spannenden Criminalgeschichten und Professor Levertier hielt einen anziehenden astronomischen Vortrag. Solchen Unterhaltungen wohnt auch der Kaiser sehr gern bei.

—r.